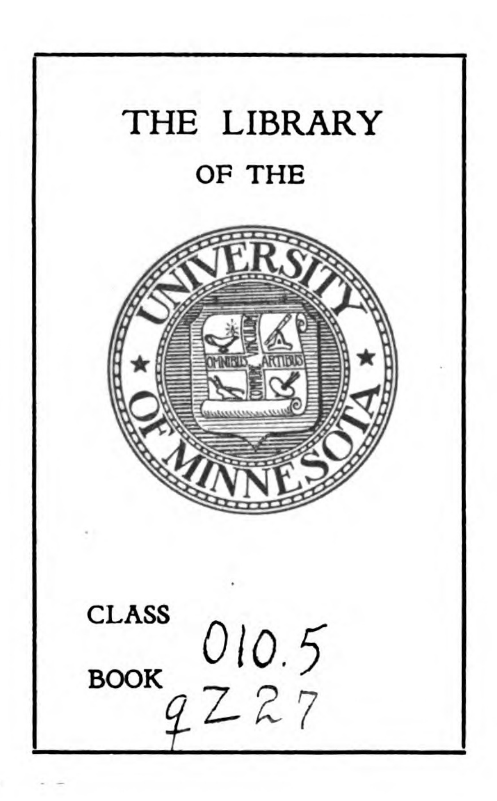


ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

ZEITSCHRIFT
FÜR
BÜCHERFREUNDE

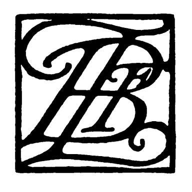
ORGAN DER GESELLSCHAFT DER BIBLIOPHILEN ‹E.V.›
DES VEREINS DEUTSCHER BUCHGEWERBEKÜNSTLER ‹E.V.›
UND DER WIENER BIBLIOPHILENGESELLSCHAFT

BEGRÜNDET VON FEDOR VON ZOBELTITZ

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN
VON
GEORG WITKOWSKI

DREIZEHNTER JAHRGANG



VERLAG VON E. A. SEEMANN IN LEIPZIG
1921



Inhaltsverzeichnis.

I. Hauptblatt.

Seite

Arthur Bechtold: Ein Einblattdruck des „Landesvaters". Mit einer Beilage 25
Eduard Berend: Wieland und Clemens Brentano 125
Otto Clemen: Bemerkungen zu einigen Titeleinfassungen der Reformationszeit. Mit einer Beilage 65
— R. F. Raspe in der Universitätsbibliothek zu Cambridge (April 1779) 122
Werner Deetjen: Die Landesbibliothek in Weimar. Mit zehn Bildern 5
— Spenden aus der Weimarer Landesbibliothek. IX—XI 39
Erich Ebstein: Ein Silhouettenalbum aus der Göttinger Gesellschaft um 1785. Mit acht Schattenrissen 28
Felix Hasselberg: Ungedruckte Briefe Hebbels an Teichmann 105
Johann Georg, Herzog zu Sachsen: Das Gebetbuch des Kurfürsten Johannes des Beständigen von Sachsen in der fürstlich Fürstenbergischen Sammlung in Donaueschingen. Mit acht Bildern 75
Johannes Hofmann: Lederschnittbände aus dem 15. Jahrhundert mit Kopien nach Stichen des Meisters E. S. Mit fünf Bildern 101
— Das Stammbuch des Magisters Frentzel auf der Leipziger Stadtbibliothek. Mit acht Bildern 61
H. H. Houben: Friedrich Hebbels Zensurerlebnisse 131
Heinrich Klenz: Von raren Büchern 141
— Mikrologische Schriften I 20
— Mikrologische Schriften II. Fortsetzung u. Schluß 40
Albert Leitzmann: Zwei Briefe Lichtenbergs aus England 12
— Unbekannte Verse Lichtenbergs 129
Louis Liebmann: Die Zauberflöte — eine revolutionäre Oper 32
Max Maas: Kleinigkeiten 111
Paul Alfred Merbach: Goethe-Dramen 81
Curt Michaelis: Bibliographische Miszellen 72
Hans von Müller: Harichs Hoffmann 69
Maximilian Müller-Jabusch: Unbekannte Dichtungen Fichtes? 32
C. H. Rother: Nikolaus Laurentii und seine Danteausgabe vom Jahre 1481 78
Georg Stuhlfauth: Die beiden Holzschnitte der Flugschrift „Triumphus veritatis. Sick der warheyt" von Hans Heinrich Freiermut (1524). Ein Beitrag zum Werke des Urs Graf. Mit vier Bildern 49
— Weiteres zu Hans Sachsischen Einzeldrucken mit Holzschnitten bestimmter Meister 117
Emil Waldmann: Arnolds Graphische Bücher. Mit einer Beilage 120
— Kunstfaksimiles 97
Fedor von Zobeltitz: Rara et Curiosa. XVII—XX 16

II. Beiblatt.

Briefe.

Spalte
Pariser Brief . . . 97, 145, 193
Römischer Brief . . . 148
Wiener Brief . . . 1, 99, 153, 241

Von den Auktionen.

Spalte
Auktion bei Sotheby in London . . . 103

Neue Bücher und Bilder.

Spalte
Olga Amberger: Zeitgenossen Chodowieckis . . . 196
Victor Auburtin: Pfauenfedern . . . 196
Michael Babits: Der Storchkalif . . . 5
Henri Barbusse: Klarheit . . . 196
Max Barthel: Das Herz in erhobener Faust . . 156
Bauernfeld: Die Republik der Thiere und die Elfen-Constitution . . . 49
Peter Baum: Gesammelte Werke . . . 244
Aubrey Beardsley: Venus und Tannhäuser . . . 157
Johannes R. Becher: Um Gott . . . 197
Hellmuth Becker: Chr. D. Grabbes Drama Napoleon oder Die hundert Tage . . . 198
Walter Behrend: Ein Dichter der Zeit . . . 6
Paul Bennemann: Musik und Musiker im alten Leipzig 7
Ariel Bension: Die Hochzeit des Todes . . . 198
Christian Wilhelm Berghoeffer: Der Sammelkatalog wissenschaftlicher Bibliotheken der deutschen Sprachgebiete bei der Freiherrlich Carl von Rothschild'schen öffentlichen Bibliothek . . . 199
Anton Bergschmid: Sonnenstieg . . . 7
Friedrich von Bernhardi: Eine Weltreise 1911/12 und der Zusammenbruch Deutschlands . . . 105
Joseph Bernhart: Der Kaplan . . . 8
Hans Bethge: Jens Peter Jacobsen . . . 245
Otto Julius Bierbaum: Briefe an Gemma . . . 245
Die *Bilderhandschrift* des Hamburgischen Stadtrechts von 1497 im Hamburgischen Staatsarchiv . . 50
Heinrich Bischoff: Nikolaus Lenaus Lyrik, ihre Geschichte, Chronologie und Textkritik. Band 1 . 199
Ernst Blaß: Über den Stil Stefan Georges . . . 200
Franz Blei: Der bestrafte Wollüstling . . . 158
Kurt Bock: Der große Pan . . . 9
Max von Boehn: Rokoko . . . 9
Erich Brandenburg: Die materialistische Geschichtsauffassung . . . 11
Felix Braun: Die Träume in Vineta . . . 158
Maria Rafaela Brentano O. S. B.: Amalie Fürstin von Gallitzin . . . 200
Friedrich Brie: Ästhetische Weltanschauung in der Literatur des XIX. Jahrhunderts . . . 200
Lothar Brieger: Theodor Hosemann, der Maler des Berliner Volkes . . . 211
Johannes Bühler: Klosterleben im deutschen Mittelalter . . . 246
Georg Bünau: Zum Hundertguldenhaus u. a. Erzählungen für reife Menschen . . . 246
— Der Mut des Egidi Duldmann u. a. Geschichten und Novellen . . . 200
Johann Bunkels Leben, Bemerkungen u. Meinungen nebst dem Leben verschiedener merkwürdiger Frauenzimmer . . . 247
Martha Burkhardt: Chinesische Kultstätten und Kultgebräuche . . . 201
Catalogus Codicum Manu Scriptorum Bibliothecae Monacensis . . . 202
Helene Christaller: Die Liebe und der Tod . . 202
Otto Clemen: Beiträge zur Deutschen Kulturgeschichte aus Riga, Reval und Mitau . . . 11
— Briefe an Elisa von der Recke . . . 51
— Aus kurländischen Reisetagebüchern . . . 51
William Cohn: Indische Plastik . . . 203
Louis Couperus: Aphrodite in Ägypten . . . 203
Max Creutz: Wilhelm Leibl — Kölner Kirchen . 247
Rudolf von Delius: Philosophie der Liebe . . . 158
Max Deri: Die neue Malerei . . . 248
Denis Diderot: Gesammelte Schriften . . . 205
Deutsche *Dichterhandschriften* . . . 248
Die *Dichtung*, hrsg. von W. Przygode, II, 1 und „Bücher der Dichtung" . . . 249
Dichtungen des Ostens: Sadis Rosengarten — Der Ölhändler und die Blumenkönigin — Arabische Erzählungen aus der Zeit der Kalifen . . . 203
Bernhard Dörries: Mittelalter. Acht Steinzeichnungen 12
F. M. Dostojewski: Die fremde Frau und der Mann unter dem Bett — Der Idiot. 3 Bände — Die Teufel. 3 Bände . . . 159
Fjodor Dostojewskij: Das politische Gedicht auf die europäischen Ereignisse von 1854 . . . 106
Max Dreyer: Die Insel . . . 12
Ernst Droem: Ex tenebris . . . 249
Drucke der Dehmel-Gesellschaft . . . 276
Paul Duysen: Jedermann der viehische Mensch . 250
Ehrengabe deutscher Wissenschaft . . . 205
F. H. Ehmcke: Drei Jahrzehnte deutscher Buchkunst 1890—1920 . . . 251
L. Enders: Schwarze Schnurren . . . 206
E. Ermatinger: Die deutsche Lyrik in ihrer geschichtl. Entwicklung von Herder bis zur Gegenwart. 2 Bde. 251



Spalte

Gustav Ernesti: Beethoven. Persönlichkeit, Leben und Schaffen 206
Ernte: Jahrbuch der Halbmonatsschrift „Das literarische Echo" 251
Till Eulenspiegel: Dem Volksbuch nacherzählt von Victor Fleischer 252
Hanns Heinz Ewers: Vampir 206
Festgabe für *Friedrich Clemens Ebrard* zur Vollendung seines 70. Lebensjahres am 26. Juni 1920 252
Festschrift für *Berthold Litzmann* zum 60. Geburtstag 253
Bogdan D. Filow: Die altbulgarische Kunst . . . 52
Jacob Fingermann: Menschen im Abgrund . . . 13
Johannes Fischart: Das alte und das neue System. Neue Folge: Die Männer der Übergangszeit . 52
Hans W. Fischer: Das Schwert 253
Svend Fleuron: Strix. Die Geschichte eines Uhus 13
M. W. L. Foß: „England als Erzieher" 254
Theodor Fontane: Gesammelte Werke. Zweite Reihe in fünf Bänden 14
Theodor Fontanes engere Welt. Aus dem Nachlaß hrsg. von Mario Krammer. 159
Erinnerungen von *Josef Fouché*, Polizeiminister Napoleons I. 160
Bruno Frank: Die Kelter. 255
Hans Frank: Siderische Sonette. 1C6
Walter Franke: Max oder die Seelenhaltung des Schiebers 273
Die Freude. Blätter einer neuen Gesinnung . . . 255
Adolf Frey: Blumen 256
Gottlieb Fritz: Volksbildungswesen. 160
Victor Gardthausen: Handbuch der wissenschaftlichen Bibliothekskunde 207
Paul Gauguin: Briefe an Georges Daniel de Monfreid 161
Genius: Halbjahrsschrift für werdende und alte Kunst 1920 256
Georgika. Das Wesen des Dichters — Stefan George: Umriß seines Werkes — Umriß seiner Wirkung 257
Gustav Adolf Gerbrecht: Heimwege 14
Goethes Faust. Erster Teil (Leipzig, J. J. Weber) . 257
Nikolai Gogol: Das Bildnis 207
Bruno Golz: Wandlungen literarischer Motive . . 53
Hans Graber: Piero della Francesca 107
Schweizerische *Graphik*. Vier Bände 258
Johannes von Guenther: Der Erzzauberer Cagliostro 15
Victor Curt Habicht: Die selige Welt 16
Hagadah: Hebräischer Text 258
Oskar Hagen: Deutsches Sehen 16
Max Halbe: Gesammelte Werke. 2. Band: Liebesstücke 17
Fannina W. Halle: Altrussische Kunst. 208
Richard Hamann: Rembrandts Radierungen. 3. Auflage 107, 208
Willi Handl: Die Flamme 209
Alfred von Hanstein: Die Feuer von Tenochtitlan — Die Sonnenjungfrau 258
G. F. Hartlaub: Kunst und Religion 17
Friedrich K. L. Hartmann: Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung. Band 1—3 . . 54
Karl Paul Hasse: Die deutsche Renaissance. 1. Teil 209
Wilhelm Hauff: Die Geschichte von dem kleinen Muck. Kalif Storch. Mit Zeichnungen von Karl Walser 56
Conrad Haußmann: Uralte Lieder aus dem Morgenland 162
A. Hauschner: Nachtgespräche 259
Wilhelm Hausenstein: Bild und Gemeinschaft . . 161
— Zeiten und Bilder 20
Heinrich Heine: Sämtliche Werke. Registerband von Paul Neuburger 259
— Prinzessin Sabbath 260
Henry Heiseler: Die Magische Laterne 56
Norbert von Hellingrath: Hölderlin 260
Basilius Hermann O.S.B.: Theoktista aus Byzanz, die Mutter zweier Heiligen 108
Max Herrmann: Cajetan Schaltermann 261
Leopold Hirschberg: Die Kriegsmusik der deutschen Klassiker und Romantiker 22
Eduard Hitschmann: Gottfried Keller. 57
Klara Hofer: Goethes Ehe 261
E. Th. A. Hoffmann: Signor Formica. Mit Radierungen von R. Hadl 262
— Zwölf Berlinische Geschichten aus den Jahren 1551—1816 210
A. von Hofmann: Das deutsche Land und die deutsche Geschichte 58
— Stil und Behaglichkeit 22
Johannes Hofmann: Die erste deutsche Schriftstellerorganisation und die Schriftstellerbewegung . . 262
Hölderlin: Die späten Hymnen 211
— Hyperion (Potsdam, Kiepenheuer) 262
Rudolf Hübner: Die Staatsform der Republik . . 108
A. Hulshof en *M. J. Schretlen*: De kunst der oude boekbinders 211
Die Brautbriefe *Wilhelms u. Karolinens von Humboldt* 162
Otto Hupp: Wider die Schwarmgeister. Zweiter und dritter Teil 162
Heinrich Eduard Jacob: Der Tulpenfrevel . . . 213
Jahrbuch der Bücherpreise. Band XV/XVI . . . 213
— der Grillparzer-Gesellschaft, Band 26 24
— der jungen Kunst, hrsg. von Prof. Dr. Georg Biermann. Erster Band: 1920 109
— der angewandten Naturwissenschaften 1914—1919 22
Monty Jakobs: Ibsens Bühnentechnik 262
Karl Jellinek: Das Weltengeheimnis 163
Hanns Johst: Der König 163
Franz Kafka: In der Strafkolonie 59
Arthur Kahane: Die Tarnkappe 110
Kalender, Hamburger 1920 24
Harry Graf Kessler: Notizen über Mexiko. 2. Aufl. 164
Adolf Kestenberg: Die Venus von Pharat . . . 60
Graf Hermann Keyserling: Philosophie als Kunst 214
Theodor Klaiber: Die deutsche Selbstbiographie . 263
— Friedrich Theodor Vischer 25
Victor Klarwill: Der Fürst von Ligne 264
Heinrich von Kleist: Die Marquise von O... Mit Radierungen von Heuser 265
Friedrich Kluge: Deutsche Sprachgeschichte. . . 265
Karl Kobald: Alt-Wiener Musikstätten 61

Spalte

A. H. Kober: Geschichte der religiösen Dichtung in Deutschland 266
Hans Koester: Die ununterbrochene Reihe . . . 111
Robert Kohlrausch: Deutsche Denkstätten in Italien. Neue Folge 266
Fritz Körner: Das Zeitungswesen in Weimar (1734 bis 1849) 61
Josef Körner: Das Nibelungenlied. (Aus Natur und Geisteswelt 591. Band) 267
Adolf Freiherr von Knigge: Die Reise nach Braunschweig 266
Ernst Krieck: Die Revolution der Wissenschaft . 111
Hans Timotheus Kroeber: Silhouetten aus Lichtenbergs Nachlaß von Daniel Chodowiecki . . . 164
Georg Kulka: Der Stiefbruder 62, 112
Julius Kühn: Der Dichter und das All 112
Ferdinand Kürnberger: Briefe eines politischen Flüchtlings 62
Kunstschätze der Sammlung *Dr. Max Strauß* in Wien 214
Isolde Kurz: Legenden 215
Nikolaus Leskow: Die Klerisei 63
Frankfurter *Liebhaberdrucke* 267
Wolfgang Liepe: Elisabeth von Nassau-Saarbrücken 268
Th. Litt: Individuum und Gemeinschaft 165
Wilhelm Lobsien: Ebba Enevolds Liebe 26
V. Loewe und *M. Stimming*: Jahresberichte der deutschen Geschichte. Jahrgang 1 (1918). . . . 113
E. K. Ludhard: Ostern, ein Mysterium in drei Aufzügen 64
Thomas Mann: Wälsungenblut 268
Friedrich Märker: Lebensgefühl und Weltgefühl . 114
Harry Maync: Immermann. Der Mann und sein Werk im Rahmen der Zeit- und Literaturgeschichte 166
Walter Meckauer: Wesenhafte Kunst 115
Julius Meier-Graefe: Courbet. 215
Bernd Melchers: Chinesische Schattenschnitte . . 216
Xaver Meschko: Das Paradies auf Erden 115
Fürstin Pauline Metternich-Sándor: Geschehenes, Gesehenes, Erlebtes 66
Kurt Erich Meurer: Der große Trost 115
Alfred Richard Meyer-Presse. 1. Druck: Luther, Die Deutsche Litaney; 2. Druck: Klopstock, Über die ernsthaften Vergnügungen des Landlebens 67
Agnes Miegel: Gedichte und Spiele 268
Matthias Mieses: Die Gesetze der Schriftgeschichte 27
A. Miethe: Die Technik im zwanzigsten Jahrhundert. 5. Band 116
Paula Modersohn-Becker: Briefe und Tagebuchblätter 167
Henry Monnier: Die Geschichte des Spießbürgers 273
Moreau und *Freudenberg*: Trois suites d'estampes pour servir à l'histoire des modes et du costume des Français dans le dix-huitième siècle . . . 167
Hans Joachim Moser: Geschichte der deutschen Musik. 1. Band 168
Georg Hermann Müller: Richard Wagner in der Mai-Revolution 1849 67
Thomas Murner: Von dem großen Lutherischen Narren 168
Mynona: Die Bank der Spötter 116
Martin Andersen Nexö: Die Familie Frank . . . 117
Martin Andersen Nexö: Die Leute auf Dangaard . 269
Martin Andersene Nxö: Stine Menschenkind. III. Teil: Der Sündenfall — IV. Teil: Das Fegefeuer . . 269
Albert Neuburger: Die Technik des Altertums . . 169
Friedrich Neumann: Geschichte des neuhochdeutschen Reimes von Opitz bis Wieland 29
Arnold Neuweiler: Massenregie 117
Wilhelm Niemeyer: Oluf Braren, der Maler von Föhr, 1787—1839 270
Carl Niessen: Dramatische Darstellungen in Köln von 1526—1700 (Veröffentlichungen des Kölnischen Geschichtsvereins 3) 118
Friedrich Nietzsche: Lieder des Prinzen Vogelfrei (4. Band „Der Strahlenkranz") 270
Novellen in Gelb 270
Hermann Oncken: Lassalle. 3. Aufl. 68
Ovid: Drei Bücher über die Liebeskunst und Heilmittel gegen die Liebe, hrsg. von Otto M. Mittler 118
Palatino-Bücher 271
Viktor Panin: Die schwere Stunde 29
Jean Paul: Die wunderbare Gesellschaft in der Neujahrsnacht. (München, R. Piper & Co., und Heidelberg, R. Weißbach) 271
Charles Péguy: Die Litanei vom schreienden Christus 170
Peladan: Der Sieg des Gatten 119
Josef Friedrich Perkonig: Maria am Rain 70
— Trio in Toscana 170
Leo Perutz: Der Marques de Bolibar 120
Kurt Pfister: Rembrandt 30
Die deutsche *Philosophie* der Gegenwart in Selbstdarstellungen 272
Franz Pocci: Kasperl wird reich 216
Max Pulver: Das große Rad 217
Bô Yin Râ: Das Buch vom Jenseits 30
Hans José Rehfisch: Das Paradies 171
Robert Riemann: Rednerschule 121
— Schwarzrotgold 272
Max Roden: Anrufung 171
Hans Rose: Tagebuch des Herrn von Chantelou über die Reise des Cavaliere Bernini nach Frankreich 71
Hans Roselieb: Der Erbe 217
Toni Rothmund: Das stumme Klavier 121
James Rousseau: Robert Macaire. — Die Portierfrau. 2 Bändchen 273
J. J. Rousseau: Die neue Heloise (Berlin, Pantheon-Verlag) 274
Alfred Salmony: Die chinesische Landschaftsmalerei 208
Hugo Salus: Das neue Buch 71
Karl Scheffler: Der deutsche Januskopf 217
Arthur von Schendel: Die schöne Jagd 218
Erich Scheurmann: Das Papalagie 72
Augustus Schmehl: Die Bekehrung der Äbte . . 73
Wilhelm Schmidtbonn: Die Passion 74
Hermann Schneider: Uhland 122
Gertrud Schneider-Enges: „Gine" 219
René Schickele: Weiß und Rot (Gedichte) — Schreie auf dem Boulevard — Die Mädchen (Drei Erzählungen) — Meine Freundin Lo. Eine Geschichte aus Paris — Am Glockenturm (Schauspiel) 218
Karl Schottenloher: Philipp Ulhart 219



Spalte

Schücking, Levin L.: Die Charakterprobleme bei Shakespeare . . . 173
Alex. Schnütgen: Kölner Erinnerungen 172
Wilhelm von Scholz: Gesammelte Werke 1–3 . . 171
Franz Schuberts Briefe und Schriften, hrsg. von O. E. Deutsch . . . 123
Lothar Schücking: Ein Jahr auf Oesel 124
J. G. Seeger: Kilian Kötzler . . . 176
Jules Siber: Paganini . . . 124
Richard Smekal: Altwiener Theaterlieder von Hanswurst bis Nestroy . . . 177
Martin Sommerfeld: Friedrich Nicolai und der Sturm und Drang . . . 274
Hugo Sonnenschein: Erde auf Erden 62
— Die Legende vom weltverkommenen Sonka . . 176
Johann Steinwert von Soest: Der Sänger und Arzt 177
E. Stemplinger u. *H. Lamer*: Deutschtum und Antike 178
Leo Sternberg: Im Weltgesang — Der Heldenring — Der Venusberg — Du schöner Lärm des Lebens 220
Die *Stillen.* Dichtungen . . . 221
August Strindberg: Ausgewählte Romane — Ausgewählte Dramen . . . 221
Karl Hans Strobl: Umsturz im Jenseits 222
Moritz Stübel: Chodowiecki in Dresden und Leipzig 31
August Supper: Der Weg nach Dingsda. . . . 222
Eckart von Sydow: Die deutsche expressionistische Kultur und Malerei . . . 223
Ludwig Tieck: Das Leben des berühmten Kaisers Abraham Tonelli . . . 223
Christine Touaillon: Der deutsche Frauenroman des 18. Jahrhunderts . . . 178
Heinrich v. Treitschkes Briefe, hrsg. von Max Cornicelius. 3. Band . . . 179
Arnold Ulitz: Der Arme und das Abenteuer . . 31
W. Graf Uxhull-Gyllenband: Archaische Plastik der Griechen . . . 208
Willibrord Verkade O.S.B.: Die Unruhe zu Gott . 179
Albert Verwey: Europäische Aufsätze 275
Karl Viëtor: Die Lyrik Hölderlins 224
Richard Vieweg: Robert Prechtls Alkestis und ihr griechisches Urbild . . . 125
Helene Voigt-Diederichs: Abendrot 179
Voltaire: Kandide oder: Es ist doch die beste Welt 180
Vom Altertum zur Gegenwart. 2. Auflage . . . 275
Hermann Wagner: Schießl. Der Roman eines Gauners 125
Robert Walser: Komödien . . . 181
Conrad Wandrey: Theodor Fontane 125
Weber-Rieß: Allgemeine Weltgeschichte, 3. Aufl., Bd. 1 . . . 54
Frank Wedekind: Gesammelte Werke. 7. u. 9. Band 276
Felix Weltsch: Gnade und Freiheit. 126
Johann Karl Wezel: Herrmann und Ulrike . . . 127
Martina Wied: Bewegung . . . 62
Mëir Wiener: Die Lyrik der Kabbalah 224
— Messias . . . 128
Oskar Wiener: Das Haupt der Medusa 75
— Im Prager Dunstkreis . . . 75
Friedrich Wilhelm Waiblinger: Phaeton 181
Der dramatische *Wille.* Bd. 1—7 129
Karl Woermann: Geschichte der Kunst. Bd. V . 225
Friedrich Wolf: Die schwarze Sonne 224
Paul Zech: Das Terzett der Sterne 130
Heinrich Zerkaulen: Der wandernde Sonntag . . 225
Emile Zola: Gesammelte Novellen 226
Stefan Zweig: Drei Meister: Balzac, Dickens, Dostojewski . . . 181

Kleine Mitteilungen.

Spalte

Bibliophilie und hohes Alter . . . 34
Buchwidmungsbildern, Zu den . . . 278
Druckfehler-Berichtigung . . . 278
Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz . . . 132
Goethebildnis des Schweizers Lips . . . 232
Gutenberggesellschaft in Mainz . . . 182
(Hirschberg, Leopold) In eigner Sache . . . 130
Koehler u. Volckmar, Kompendien-Kataloge von . 232
Kortums Jobsiade und Niebergall's „Der tolle Hund" 132
Lieder, Zwei Sammlungen französischer historischer 227
Mansion, Colard, der Genosse Caxtons 134
Menzel, Neues von . . . 182
Meyer, Conrad Ferdinand, Der bibliophile . . . 32
Musterdrucke von Ernst Engel in Offenbach . . . 133
„Neuen Zeitung aus Brasilien", Zur 229
Osiander, Friedrich Benjamin, als Epigrammatiker und seine Necrologe für Girtanner, Lichtenberg und Pfeffel . . . 34
Persische Manuskripte . . . 183
Reclam, Der verjüngte . . . 133
Reinigung alter Drucke . . . 33
Schlesische Gesellschaft der Bücherfreunde . . . 35
Schmierentheater-Zettel . . . 76
Setzerteufeleien . . . 227, 278
Ungarische Gesellschaft der Bibliophilen (Magyar Bibliophil Társaság) . . . 35

Kataloge,

Spalte 36, 135, 184, 232, 279.

Anzeigen.

Spalte 37, 78, 137, 185, 233, 281.



Zu dem Aufsatz:

Die Landesbibliothek in Weimar

Von Professor Dr. Werner Deetjen.

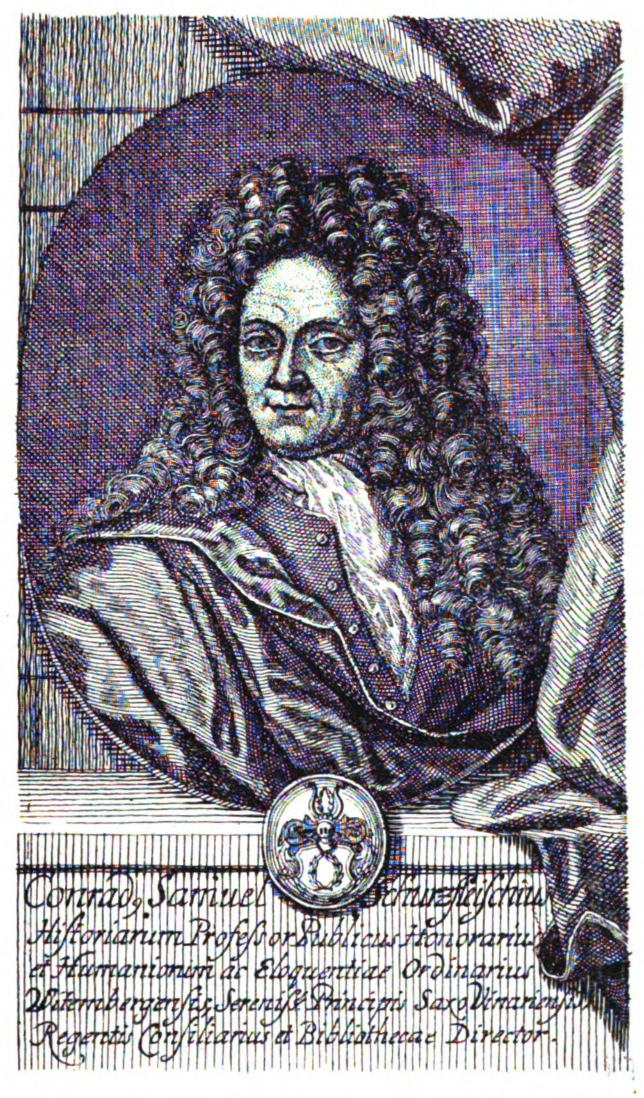


Bild 1. Conrad Samuel Schurzfleisch (1641—1708), der erste Direktor der Bibliothek.

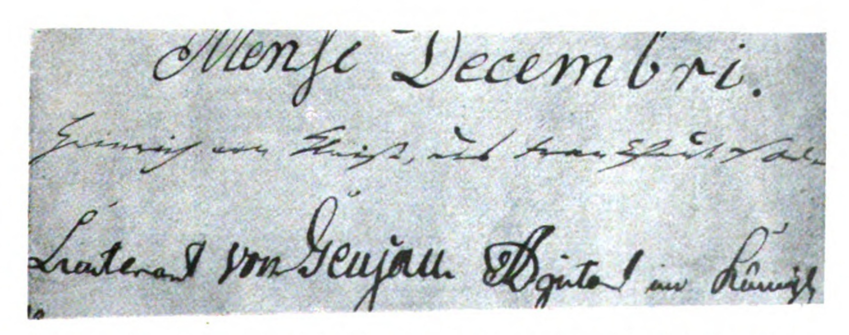

Mense Decembri.

Bild 2. Aus dem Fremdenbuch des Jahres 1802: Eintragung des Dichters Heinrich v. Kleist.



Bild 3. Aus einem niedersächsischen Breviar des 16. Jahrhunderts (im Besitz der Weimarer Landesbibliothek).



Bild 4. Aus einem niedersächsischen Breviar des 15. Jahrhunderts (im Besitz der Weimarer Landesbibliothek).

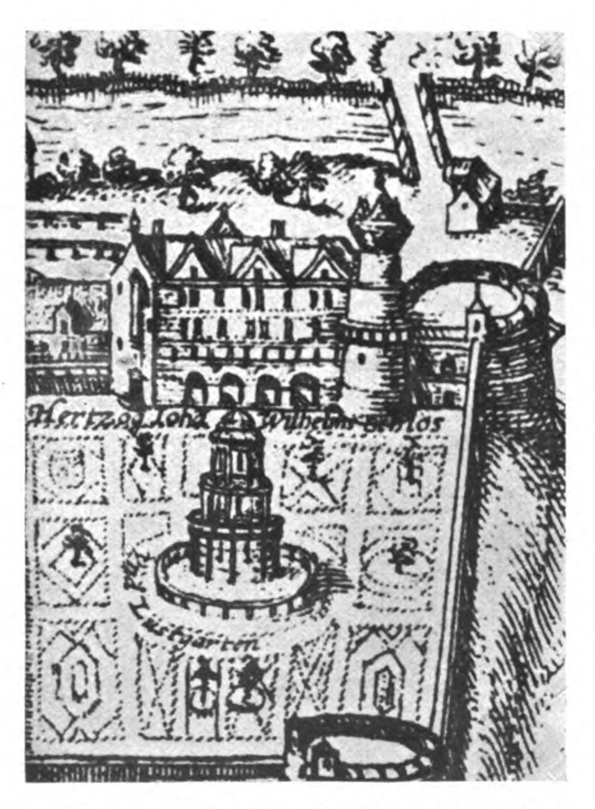


Bild 5. Das grüne Schloß (Vorderfront) nach dem Stadtplan Joh. Wolfs vom Ende des 16. Jahrhunderts.



Bild 6. Aus einem Missale um 1550
(im Besitz der Weimarer Landesbibliothek).



Bild 7. Aus einem Psalterium nach 1440
(im Besitz der Weimarer Landesbibliothek).

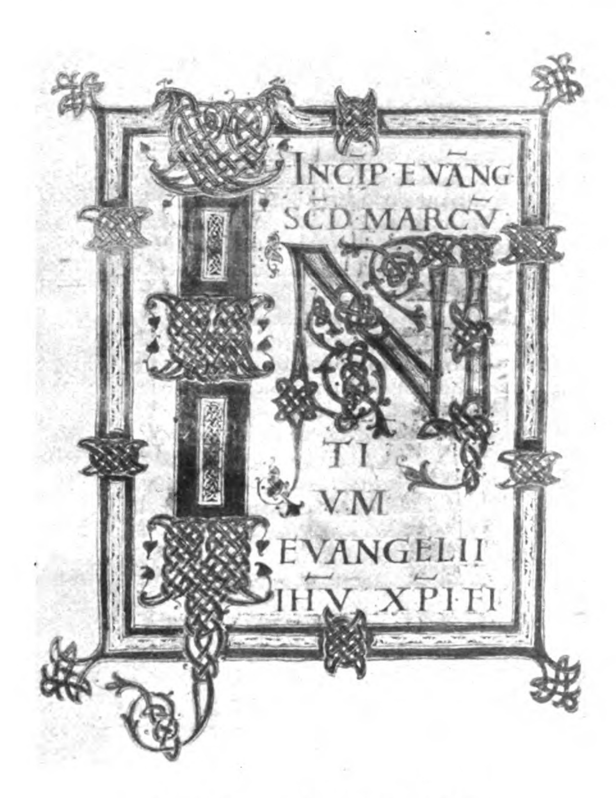


Bild 8. Aus einer Karolingischen Vulgata
(im Besitz der Weimarer Landesbibliothek).

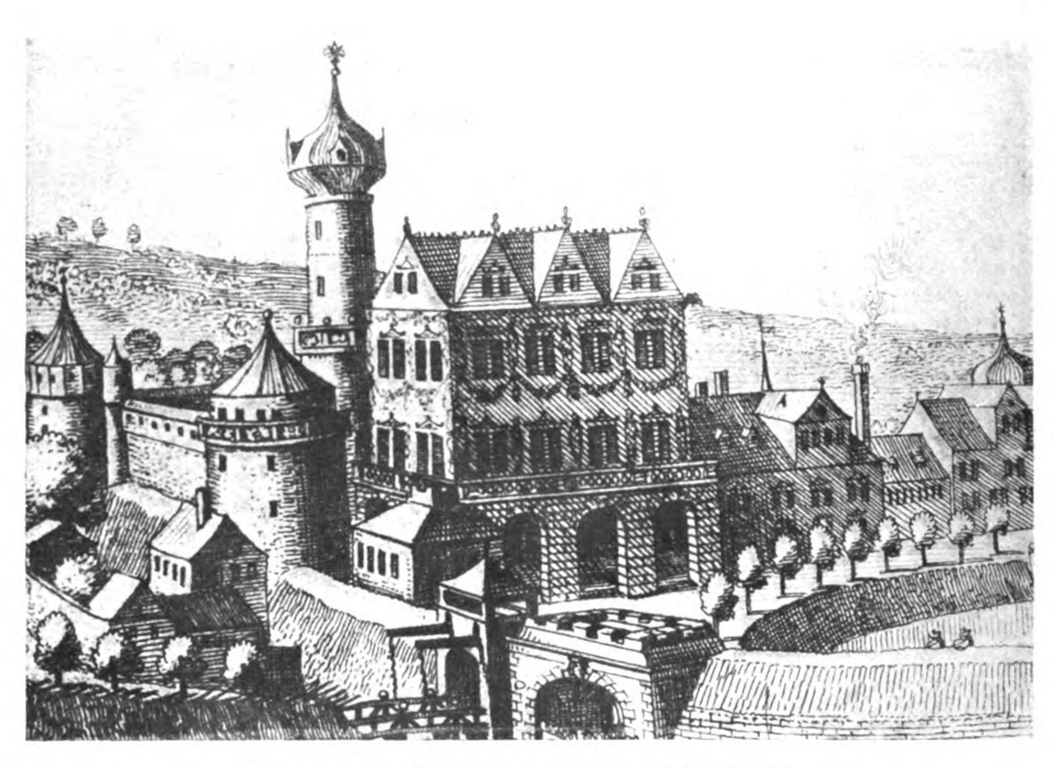


Bild 9. Das grüne Schloß (Rückfront) nach einem Stich Merians (1650).



Bild 10. Das erste Exlibris der Bibliothek.

Die Landesbibliothek in Weimar.

Vortrag,

gehalten bei der Tagung des Vereins Deutscher Bibliothekare am 26. Mai 1920

von

Professor Dr. Werner Deetjen in Weimar.

Mit zehn Bildern.

Meine Damen und Herren! In unmittelbarer Nachbarschaft der geweihten Räume Goethes gedenken wir seines Wortes, eine Bibliothek sei das gesammelte Kapital vieler Generationen, das geräuschlos unberechenbare Zinsen trage. Dies Wort trifft auch auf die Anstalt zu, durch welche ich Sie heute führen darf. Seit mehr als zwei Jahrhunderten wirkt diese fürstliche Schöpfung fortzeugend, eine der edelsten Pflegstätten deutschen Geisteslebens.

Als ihren Begründer haben wir den *Herzog Wilhelm Ernst* von Sachsen-Weimar anzusehen, der seit 1690 die von seinen Vätern und der Jenaischen Linie ererbten Bücher- und Handschriftenschätze durch bedeutende Erwerbungen zu vermehren begann. Einen erheblichen Zuwachs erhielten seine Sammlungen vor allem 1704 durch die an seltenen geschichtlichen Werken reiche, mit großen Kosten auf ausgedehnten Auslandsreisen erworbene Bibliothek des Schlesiers Balthasar Friedrich von Logau, eines Sohnes des bekannten Epigrammatikers, die von einem Sohne des Dichters Andreas Gryphius in Breslau verwaltet worden war. Es sind sämtlich schöne Pergamentbände, die auf der vorderen Schale in Gold gepreßt die Anfangsbuchstaben des Besitzernamens zeigen.

1706 wurde der erste Direktor der fürstlichen Bibliothek ernannt; es war der Wittenberger Universitätsprofessor *Konrad Samuel Schurzfleisch*, ein weitgereister Mann, glänzender Redner und gewandter, wie produktiver Schriftsteller, dazu ein Polyhistor im wahrsten Sinne des Wortes, der zumal über ungewöhnliche Kenntnisse des Altertums verfügte; seine Zeitgenossen nannten ihn eine lebendige Bibliothek und ein wandelndes Museum. Schurzfleisch behielt seine Professur bei und brachte nur die Ferien in Weimar zu, um dort seines Amtes zu walten. Im Auftrage seines Herzogs unternahm er eine Reise nach Hamburg, wo die Bibliothek des hochgelehrten Marquard Gude versteigert wurde. Aus dessen Beständen vermehrte er die Weimarer Bibliothek mit vielen seltenen und kostbaren Büchern. Bei seinem schon 1708 erfolgten Tode wurde Schurzfleisch von der ganzen wissenschaftlichen Welt betrauert und in zahlreichen Gedichten in deutscher und lateinischer Sprache als Stern erster Größe gefeiert (s. Bild 1).

Sein Nachfolger als Bibliotheksleiter wurde sein Bruder *Heinrich Leonhard Schurzfleisch*, der sein Amt zunächst auch von Wittenberg aus versah, wo er ebenfalls als Universitätsprofessor wirkte, aber 1713 ganz nach Weimar übersiedelte. 1722 starb auch er, und seine und seines Bruders Bibliothek ging in die fürstliche Sammlung über. Sie war reich an Handschriften und kostbaren Wiegendrucken. Die Bücher sind ganz mit handschriftlichen Bemerkungen durchsetzt, die vielfach mehrere Bogen umfassen, und zu den Manuskripten gehört eine noch ungedruckte Sammlung von eigenhändigen lateinischen Briefen berühmter Gelehrten an Conr. Sam. Schurzfleisch.

1723—28 hatte der als Göttinger Universitätslehrer später berühmt gewordene Humanist *Johann Mathias Gesner* die Leitung der fürstlichen Bibliothek und die Einrichtung des Münzkabinetts, das aus der 1700 erworbenen Haugwitzschen Sammlung hervorging und seitdem mit der Bibliothek verbunden blieb. Gesner begann mit Ordnungsarbeiten, schuf einen Nominalkatalog in neun Foliobänden, bereitete einen Sachkatalog vor und lieferte den ersten gedruckten Bericht über die ihm anvertrauten Schätze: „Notitia Bibliothecae Vimariae praesertim Schurzfleischianae. Vimariae 1723." Da ihn sein Schulamt stark in Anspruch nahm, mußte er die Katalogisierungsarbeiten zum Teil durch Schüler machen lassen, und so erwies sich das Geleistete bald als unbrauchbar.

1728 starb Herzog Wilhelm Ernst, und sein Nachfolger Ernst August, der den Wissenschaften wenig Interesse entgegenbrachte, entließ Gesner und übertrug die Leitung der Bibliothek einem Pagenhofmeister, der fünfzehn Jahre hindurch das Eintragen des allerdings damals unbedeutenden Zuwachses versäumte und die vorgefundene Ordnung zerstörte. Nach seinem Tode wurde



die Aufsicht über die Bibliothek zwei Regierungsbeamten anvertraut, deren einer, Wilhelm Ernst Bartholomaei, später die Bibliothekarstelle erhielt. Als sein Gehilfe stand ihm sein jüngerer Bruder, der Kirchenhistoriker *Johann Christian Bartholomaei*, der sich schon lange eingehend mit den Bücherschätzen beschäftigt hatte, zur Seite und folgte ihm 1753 nach seinem Hinscheiden im Amt.

Mit ihm, der übrigens ein Nachkomme Lucas Cranachs war, kam der rechte Mann an die rechte Stelle. Bartholomaei war zwar keine Persönlichkeit von so bedeutendem wissenschaftlichen Ruf wie Schurzfleisch, aber für sein Amt wie geschaffen. Mit unermüdlichem Fleiß und größter Pflichttreue sorgte er für die kostbare Sammlung. Ohne einen Gehilfen begab er sich an die schwierige Arbeit. Er ging zunächst die ganze Bibliothek Band für Band durch, verbesserte den Gesnerschen Nominalkatalog, trug alle noch nicht verzeichneten Bücher sorgfältig ein, sonderte die Doppelstücke aus und stellte die Ordnung wieder her. Vor allem begann er einen großen Realkatalog, an dem er bis zu seinem Tode unablässig gearbeitet hat und den ihm das Schicksal noch zu vollenden vergönnte. Das Werk umfaßt 60 Foliobände und ist nach einem ausführlichen, bis ins Einzelne gehenden Plan geschaffen, der einen klaren Überblick über alle Wissensgebiete verrät, wenn auch die Anordnung nicht in allen Fächern glücklich ist. 6 Bände enthalten die theologische, 12 die juristische, 5 die medizinische und naturwissenschaftliche, 29 die geschichtliche, 4 die philologische und 2 die technische Literatur. Bartholomaei beschränkte sich nicht darauf, die Haupttitel wiederzugeben, sondern gab auch einen Auszug von all dem, „was in größeren Werken sich zerstreut findet," auch fügte er, wo es ihm erforderlich schien, dem Titel literarische Bemerkungen hinzu, Zeugnisse einer umfassenden Belesenheit.

Die Bibliothek war anfangs in mehreren schönen Sälen des alten Schlosses, der sogenannten Wilhelmsburg, untergebracht, in denselben Räumen, in denen einst im 16. Jahrhundert die bekannte Disputation zwischen den Theologen Victorin Strigel und Mathias Flacius stattfand. Da der Raummangel fühlbar wurde, faßte die Herzogin Anna Amalia 1760 den Entschluß, das dem Residenzschloß gegenüber gelegene grüne oder Gartenschloß für die Bibliothek umbauen zu lassen. Das Gebäude, in dem sich die Sammlungen noch heute befinden, ist 1562—68 von Herzog Johann Wilhelm nach seiner Rückkehr von seinem ersten französischen Feldzuge mit Hilfe der französischen Subsidiengelder erbaut worden. Zwischen dem jetzigen Bibliotheksturm und dem Hauptgebäude stand früher ein schlankes Türmchen, das als Treppenhaus diente, und das Ganze, von außen mit Giebeln, Arkaden und bunten Malereien ausgeschmückt, machte einen äußerst zierlichen Eindruck. Davor lag ein Garten im altfranzösischen Geschmack, der sich über den ganzen Fürstenplatz und den von dem jetzigen Fürstenhause bedeckten Raum erstreckte (s. Bild 5 und 9).

Den Umbau des Gartenschlosses, das als Geburtsstätte Bernhards des Großen, des bekannten Feldherrn des 30jährigen Krieges gilt, und in dem 1636—40 der Plan zu der Weimarischen Bibel ausgearbeitet wurde, vollzog der Landbaumeister Straßburg nach Vorschlägen Bartholomaeis und unter Anlehnung an die Wolfenbüttler Bibliothek in zweckmäßiger Weise und mit edelstem künstlerischen Geschmack in Anlage und Durchführung. Der Hauptsaal ist nach der Parkseite und nach dem Fürstenplatz mit je einem Gange eingefaßt, über denen sich, getragen von zwölf Pfeilern auf Rundbogen, eine größere und darüber in etwas geringerem Abstande eine zweite Galerie erhebt. Die rings um den Saal laufenden Galerien bilden einen ovalen Mittelraum. 1765 waren die Bauarbeiten vollendet, und ein Jahr darauf konnten die Bibliothek und das Münzkabinett samt den zahlreichen Fürstenbildnissen, die schon früher die Räume geschmückt hatten, in das von der kunstsinnigen Fürstin geschaffene neue Heim übersiedeln. Anna Amalia, die selbst über eine ansehnliche Sammlung von Büchern und Kupfern verfügte und Gelehrte wie *Christian Joseph Jagemann*, den trefflichen Kenner der italienischen Sprache und Literatur, und den Kunstschriftsteller *Karl Ludwig Fernow* als ihre Privatbibliothekare anstellte, hat durch diese Tat die Bibliothek vor dem Untergange gerettet, denn 1774 wurden die Räume, in denen die Bücherschätze früher geborgen waren, bei dem Schloßbrande ein Raub der Flammen. Schon Ernst August Constantin hatte der Bioliothek seine eigene schöne Sammlung überwiesen und alljährlich eine bestimmte Summe zur Vermehrung ausgesetzt. Anna Amalia fuhr mit dieser Fürsorge fort. Durch den Verkauf von Dubletten beschaffte sie neue Mittel, vermehrte den Anschaffungsfonds und machte bedeutende Schenkungen.

In der Erkenntnis „Was man nicht nutzt, ist eine schwere Last" wurde die Bibliothek nun mehr als früher zur öffentlichen Benutzung freigegeben. In unseren Ausleihjournalen prangen berühmte Namen: Wieland, Goethe, Herder, Schiller und andere mehr. Viel haben ihre Träger der Bibliothek zu danken, ungezählte Bände sind durch ihre Hände gegangen und

haben ihr Schaffen befruchtet. Wir besitzen in unseren Ausleihbüchern bedeutsame literaturgeschichtliche Quellen, die noch nicht genügend ausgeschöpft sind.[1] Außer den Klassikern fanden sich von Jena her auch gern die Romantiker ein, und einer von ihnen, Clemens Brentano, ließ sogar eine Szene seines „Gustav Wasa" in der Weimarer Bibliothek spielen.

Immerhin war Bartholomaei bei der Ausleihe noch nicht so vorurteilslos, wie wir es gewohnt sind. Sein Biograph berichtet[2]: „So bereitwillig er auch war, jedem, der sich auf der herzoglichen Bibliothek einfand, die Merkwürdigkeiten derselben vorzuzeigen: so war er doch viel zu gewissenhaft, als daß er allen ohne Unterschied solche Bücher, die der Religion und den guten Sitten offenbar schädlich sind, und woran in einer vollkommen eingerichteten öffentlichen Bibliothek kein gänzlicher Mangel seyn darf, vorlegen sollte. Er verbarg sie vielmehr vor denjenigen, auf deren Herzen sie einen schädlichen Eindruck hätten machen können, und bewahrte sich dadurch für der Verschuldung des Gewissens welche diejenigen auf sich laden, welche durch ihre Unvorsichtigkeit Anlaß zu dem Verderben eines Herzens geben. Noch weniger würde er jemals dergleichen ungedruckte schädliche Schriften durch den Druck gemein gemacht haben, da er es für eine Pflicht eines rechtschaffenen Bibliothekars hielt, solche geheim zu halten." Noch im Frühjahr 1773 bekennt der Berliner Buchhändler August Mylius nach einem Besuch in Weimar[3]: „Ich habe mich gewundert, auf der Bibl. Bücher verschlossen zu finden, die sogar in Leipzig öffentlich verkauft werden, z. B. Dictionnaire philosophique und andere Sachen von Voltaire ›La liberté de pensée pp.‹" Ein freierer Geist begann erst zu herrschen, seit Goethe und Herder in Weimar wirkten.

Bei Anschaffungen wurde damals Vollständigkeit nur in den literarischen Erscheinungen erstrebt, die sich auf das Fürstenhaus und die Landesgeschichte bezogen. Im übrigen wurden nach Möglichkeit alle Wissensgebiete berücksichtigt und z. B. Theologie, Medizin, Naturwissenschaften und Jurisprudenz, die jetzt zurücktreten müssen, keineswegs vernachlässigt. Freilich erhob man zum Grundsatz, in erster Linie solche Werke zu erwerben, die um ihrer Kostbarkeit willen nicht leicht von Privatpersonen angeschafft werden konnten.

1776 starb der treue Bartholomaei, der sich im Dienste der Bibliothek aufgeopfert hatte, tief betrauert von seinem Fürsten, dem jungen Carl August, der, vorgebildet von Wieland und Knebel, inzwischen den Thron seiner Väter bestiegen hatte. Mit seinen Katalogen hat sich Bartholomaei ein bleibendes Denkmal geschaffen. Wir haben ihm außer den genannten u. a. noch das Verzeichnis der über 1000 Nummern umfassenden Binderschen Katechismussammlung zu verdanken. Vor ihr stand einst bewundernd Jean Paul und konnte sich nicht enthalten, dem ältesten kleinen lutherischen Katechismus für Ansbach und Bayreuth ein ihn interessierendes Titelblatt zu entnehmen, welchen Raub er freilich im „Kampaner Tal" offen eingestand. Ferner schuf Bartholomaei den zweibändigen Katalog der 2000 Urdrucke Luthers und seiner Zeitgenossen, die im Verein mit der Reformationsabteilung unseres Münzkabinetts höchst bedeutsames Material zur Reformationsgeschichte bilden und durch eine Sammlung von mehr als 600 Bibeln glücklich ergänzt werden.

Sein Nachfolger *Joh. Christoph Spilker* begann den Gesnerschen Nominalkatalog, der nicht mehr genügte, ganz umzuarbeiten; aus 9 wurden 40 Bände, aber die Arbeit schritt nur langsam vorwärts, und Spilkers Verwaltung ließ auch sonst zu wünschen übrig. Neues Leben erblühte erst, als 1797 für den verstorbenen Geh. Rat Schnauss *Goethe* im Verein mit seinem früher an der Bibliothek als Akzessist tätig gewesenen Ministerkollegen Voigt die Oberaufsicht übernahm. Er griff frisch und energisch in die Verwaltung ein, steuerte der eingerissenen Unordnung, ließ seit Jahren verliehene Bücher einfordern und gab neue zweckmäßige Instruktionen, die z. T. heute noch gelten. Die Beamten wurden streng beaufsichtigt und mußten Diarien über ihre Tätigkeit führen. Wenn er auch im ganzen bei der Durchführung der Bestimmungen den Benutzern weitherzig entgegenkam, so wußte er, wenn es erforderlich war, doch mit Säumigen und Nachlässigen ohne Ansehen der Person ein kräftiges Wort zu sprechen. Da es damals noch an einem Museum fehlte, ließ er die wertvollsten Bilderwerke von allgemeiner Bedeutung in einem besonderen Raum mit ständigem Wechsel jedem Anteilnehmenden zu bequemer Besichtigung auslegen. Zahlreiche Anschaffungen sind seiner persönlichen Anregung zu verdanken, und anläßlich der Übernahme der von Carl August erworbenen Bibliothek

1 Schillers Entleihungen verzeichnete mein Kollege Dr. Paul Ortlepp in einer Abhandlung über „Schillers Bibliothek", die dem Zuwachsverzeichnis für die Jahre 1911—13 (Weimar 1914) vorangeht.

2 [C. W. Schneider] Leben und Charakter des seligen Herrn Bibliothekars Joh. Christ. Bartholomaei zu Weimar. Weimar 1778. S. 37f.

3 Zeitschrift für Bücherfreunde II, 1, S. 25.

des Sprachforschers Büttner war er eifrig bemüht, eine engere Beziehung zu den Jenaer Bibliotheken herzustellen.[1]

Bei allen diesen Bestrebungen fand Goethe einen kundigen und fleißigen Gehilfen in dem Registrator *Christian August Vulpius*, dem Bruder Christianes, der 1805 zum Bibliothekar aufrückte. Der Verfasser des „Rinaldo Rinaldini", der fruchtbare Dramatiker und Belletrist, war auch ein kenntnisreicher Gelehrter, der die Schätze der Bibliothek wohl zu nutzen verstand und mit Erfolg um ihre Bereichung bemüht war.

Vor allem aber wurde Goethe in seinem heißen Bemühen um die Bibliothek durch den Herzog Carl August selbst unterstützt, der gleich dem Freunde auch Einzelheiten des Betriebes seiner Beachtung für wert hielt. Wie ernst der Fürst es mit der richtigen Auswahl bei der Vermehrung der Bestände nahm, davon zeugen u. a. in unserer Handschriftenabteilung zwölf Bände, enthaltend ausführliche Berichte über englische Literatur, die der weimarische Geschäftsträger in London J. Chr. Hüttner seit 1814 seinem Fürsten zu dessen Orientierung bei Anschaffungen senden mußte. Auf Carl Augusts Veranlassung wurden nach der Säkularisation der Klöster in den Erfurter Klosterbibliotheken wertvolle alte Breviere, Psalterien und Meßbücher mit schönen Miniaturen gekauft; vorher schon hatte der Fürst Gelegenheit genommen, Minnesänger- und Meistersängerhandschriften zu erwerben, und ebenso haben wir ihm im wesentlichen die bedeutende Sammlung von Studentenstammbüchern zu verdanken, die einen hohen kulturgeschichtlichen Wert besitzt und gern von Forschern der akademischen und Familiengeschichte benutzt wird. Ferner überwies Carl August seine Militärbibliothek und Kartensammlung. Die letztere enthält eine handschriftliche Karte Europas vom Jahre 1495 spanischer Herkunft, eins der vier Originale der ältesten Karte Deutschlands von dem Kardinal Nicolaus von Cusa (1491) und zwei Weltkarten aus den Jahren 1527 und 1529, von denen die eine von Diego Ribero, dem Kosmographen Karls V., ausgeführt worden ist.

Als die Franzosen 1806 nach der Schlacht bei Jena Weimar besetzten, mußte auch die Bibliothek ihren Tribut zahlen; das Münzkabinett, auf das die Feinde es in erster Linie abgesehen hatten, war zwar nach Allstedt gerettet, aber aus der Kartensammlung wurden mehrere hundert Stück entwendet.

Ein halbes Jahr später schloß Anna Amalia, Weimars Pallas, wie der getreue Wieland sie nannte, ihre Augen für immer. Nun siedelte auch der letzte Rest ihrer reichen Bücher- und Notenschätze, von denen sie schon 1774 einen großen Teil überwiesen hatte, aus dem geschmackvollen Gemach im obersten Stock des Wittumspalais in das Bibliotheksgebäude über, darunter die aus dem Nachlaß Gottscheds gekauften dramatischen Werke, die Grundlage für seinen „Nöthigen Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst". 1808 folgte die Sammlung ihres Bruders, des Herzogs Friedrich August von Braunschweig-Öls, und in denselben Jahren die Hinterlassenschaften Fernows und des Engländers Gore. Von der letzteren seien besonders einige Mappen mit Aquarellen erwähnt, die zum Teil Goethes „Belagerung von Mainz" erläutern.

Da das frühere Gartenschloß keinen Raum mehr bot, um alle Schätze aufzunehmen, wurde in den Jahren 1803—05 das Treppenhaustürmchen abgebrochen und statt seiner mit bescheidenen Mitteln nach Süden ein Anbau errichtet. 1820—23 ließ Carl August den benachbarten Turm der alten Stadtbefestigung zur Aufnahme der Militärbibliothek und Kartensammlung einrichten und durch einen Söller mit dem südlichen Anbau verbinden. Der Verkehr zwischen den einzelnen Stockwerken wurde durch eine aus dem Weidaer Schlosse übernommene, um *einen* Stamm gearbeitete Wendeltreppe des 17. Jahrhunderts ermöglicht. In diesem Turm fanden auch die kostbaren archäologischen, geographischen und naturwissenschaftlichen Kupferwerke ihre Unterkunft, die ebenso wie die Militärbibliothek, die Kartensammlung, die Abteilung der französischen Revolutionsliteratur und andere Gruppen in besonderen Katalogen verzeichnet wurden.

Am 7. November 1825 waren 50 Jahre seit Goethes Ankunft in Weimar vergangen; zu seinen Ehren fand in der Bibliothek unter festlichen Gesängen und Ansprachen eine Feier statt, bei der eine auf den Jubilar geprägte Medaille in das Postament der Rauchschen Büste niedergelegt wurde. Der Kanzler von Müller wies in seiner Rede mit Recht darauf hin, daß kein würdigerer Ort für die Feier gedacht werden konnte, als die „stillen, der Betrachtung des Vergänglichen wie des Unvergänglichen geweihten Hallen", der Bibliothek, als die „ehrwürdigen Räume, welche die Schätze der Forschung und Weisheit bewahren, aus welchen Sein hoher Geist Leben und Nahrung sog, wo er seine eigenen unsterblichen Werke als so

1 Vgl. Düntzer, Zentralblatt für Bibliothekswesen I, S. 89ff.

viel heilige Pfänder des Lichtes und der Wahrheit gleich leuchtenden Sternen strahlen ließ", „in dem Mittelpunkte einer Anstalt, die seine leitende Hand, seine befruchtende Tatkraft seit so langen Jahren schirmte, fortbildete, beseelte."

Kaum ein Jahr später wurde der Saal durch einen neuen Gedächtnisakt geweiht; er galt diesmal Schiller, dem einst aus den Bänden der Bibliothek „der Geschichte Flut auf Fluten" entgegengeschwollen waren, „verspülend, was getadelt, was gelobt." Nach seinem Hinscheiden war seine von Klauer hergestellte Totenmaske der Bibliothek überwiesen worden. Jetzt wurde seine Marmorbüste, geschaffen von Danneckers Meisterhand und durch Carl August von den Hinterbliebenen erworben, hier — der Trippelschen Goethebüste gegenüber — aufgestellt und der aus der Kassengruft des Jakobsfriedhofs gerettete Schädel im Postament niedergelegt. Bald darauf wurden auch die übrigen Reste des großen Toten in einem Interimssarge im Erdgeschoß des Bibliotheksgebäudes vorübergehend beigesetzt, bis sie 1827 mit dem Schädel in der Fürstengruft ihre endgültige Ruhestätte fanden.

An Goethes letztem Geburtstage [28. August 1831] schließlich fand seine eigene von David d'Angers geschaffene Kolossalbüste im Saal ihren Ehrenplatz; den Festakt beschloß der von dem Kanzler von Müller gedichtete, von Chélard vertonte Chor:

„So feiern wir die edlen Züge,
Stolz blickt das Aug' zu ihnen auf,
Und — was der Zeiten Lauf auch füge —
Hier geht ein ewig Leben auf;
Hier, wo der Fürsten heil'ge Ahnen
An jedes Herrliche uns mahnen,
Wo rings umher in Lebensfülle
Gewaltet ein erhab'ner Wille,
Hier, zu des Vaterlandes Ruhm,
Strahl' uns Sein Bild im Heiligthum."

Die Büste ist eine Leihgabe des Goethe-Nationalmuseums, aus dessen Besitz wir auch Goethes Notensammlung bei uns beherbergen, während andererseits manches Bibliothekseigentum dort seinen Platz gefunden hat. Wie diese beiden Institute verknüpft ein enges Band auch die Bibliothek und das Goethe- und Schiller-Archiv, dem unsere wertvollsten Handschriftenschätze aus Weimars Blütezeit zur Bewahrung übergeben wurden und dessen Hüter für ihre Editionen und Forschungen von uns das geistige Rüstzeug empfangen.

Dem engeren Kreise Goethes gehörte von den Bibliothekaren auch *Friedrich Wilhelm Riemer* an, der neun Jahre in seinem Hause als sein literarischer Amanuensis und als Lehrer seines Sohnes wirkte. Von 1814—1820 bekleidete er den Posten des zweiten Bibliothekars, dann widmete er sich seinen philologisch-lexikographischen Studien und arbeitete erst während der letzten Krankheit von Vulpius 1825—27 gemeinsam mit dem Sekretär Kräuter wieder an der Bibliothek. Auch betraute Goethe damals *Joh. Peter Eckermann* mit Bibliotheksarbeiten, in der Hoffnung, damit seine Anstellung vorzubereiten. Im Sommer 1827 war Eckermann, von Goethe ständig beraten, an dem neuen biographischen Katalog tätig, der uns heute noch die besten Dienste leistet, zumal da er neben Büchern auch Zeitschriftenaufsätze verzeichnet. Als Vulpius 1827 seinen langen Leiden erlag, sollte Riemer die erste, Eckermann die zweite Bibliothekarsstelle erhalten; die Besetzung wurde zunächst aufgeschoben und nach dem Tode Carl Augusts ganz aufgegeben, da die Regierung des Großherzogs Carl Friedrich nur auf Ersparnisse bedacht sein mußte und sogar die Fortsetzungen kostbarer Werke, die Carl August aus seiner Schatulle angeschafft hatte, abbestellen ließ.

Endlich 1837 bekam die Bibliothek in Riemer wieder einen Oberleiter. Sein Nachfolger wurde 1847 *Ludwig Preller*, bis dahin Universitätslehrer in Kiel, Dorpat und Jena, der sich durch seine mythologischen Werke einen ehrenvollen Platz in der wissenschaftlichen Welt erwarb, aber auch der Bibliothek durch seinen dreibändigen Handschriftenkatalog, der heute freilich nicht mehr genügt, einen nicht zu unterschätzenden Dienst geleistet hat. Unter seiner Leitung entstand der nördliche Anbau des Bibliotheksgebäudes, der im ersten Stock den Asuleiheraum und das Lesezimmer, im zweiten das Amtszimmer des Direktors und die Handschriftenabteilung zugleich mit dem Münzkabinett birgt. An Goethes hundertstem Geburtstage wurde der Neubau mit einer würdigen Ansprache Prellers eingeweiht. Mit seinen Vorlesungs- und Druck-Manuskripten, seiner Korrespondenz und einer umfassenden Sammlung von Programmen und anderen Einzelstudien aus der Archäologie und klassischen Philologie hinterließ uns Preller eine wertvolle Gabe.

In der Leitung der Bibliothek folgte ihm sein Freund, der liebenswürdige, geistvolle *Adolf Schöll*, einst in Stuttgart der Schüler Gustav Schwabs, alsdann Privatdozent in Berlin, Professor der Archäologie an der Universität Halle und später Leiter der Weimarer Kunstsammlungen. Seine feinsinnigen Arbeiten führten ihn vom klassischen Altertum zu Goethe und der Weimarer Blüteperiode. Aber auch für die Literatur seiner Zeit hatte er tiefes Verständnis, und freundschaftliche Beziehungen verbanden den selbst poetisch Begabten mit Eichendorff, Uhland, Fr. Th. Vischer, Hebbel, Geibel, Auerbach, Klaus Groth, Hoffmann von Fallersleben.

Unter Schöll abeitete Jahrzehnte hindurch der Germanist *Reinhold Köhler*, und so wurde er auch sein Nachfolger. Köhler war ein schlichter, anspruchsloser Mann, der aber durch seine staunenswerte Gelehrsamkeit im Laufe der Zeit zu Weltruf gelangte. Der stille Sammler, Bücherfreund und -Kenner hat den Lockungen eines akademischen Lehrstuhls stets widerstanden, da er sich von der geliebten Bibliothek nicht trennen mochte und die Arbeit in der Studierstube als sein eigentliches Feld ansah, dazu war er in seiner hilfreichen Art das Muster eines Bibliothekars. Zahlreiche bedeutende Gelehrte des In- und Auslands haben damals unsere Bibliothek besucht, um sich von dem feinen, sinnigen Kenner der Sagen- und Märchenwelt belehren zu lassen. Eine Sammlung von vielen tausend Briefen, die Forscher aus fast allen zivilisierten Ländern an den auf dem Gebiete der Völkerkunde und vergleichenden Literaturgeschichte nahezu Allwissenden gerichtet haben, gibt uns einen Begriff von der unbegrenzten Hochachtung, die Köhler in der Wissenschaft genoß. Mit dem handschriftlichen Nachlaß ging auch seine Bibliothek nach seinem Tode in unseren Besitz über; sie ist gesondert aufgestellt und wird aus dem von seinen Schwestern gestifteten Fonds beständig vermehrt. Die folkloristische Abteilung ist mit Fug als eine „wahre Schatzkammer für Sagen- und Märchenforschung" bezeichnet worden. Bedeutungsvoll sind besonders die vielen Einzeldrucke und Sonderabzüge, die er durch seine persönlichen Beziehungen zu den Verfassern oder Herausgebern erhielt. Ein gedruckter Katalog, der allerdings der Bearbeitung bedarf, liegt vor. — Köhler war der erste Hüter der Bibliothek der deutschen Shakespearegesellschaft, die seit deren Gründung (1864) in unseren Räumen untergebracht ist und eine Fülle von Gesamt- und Einzelausgaben shakespearescher Werke enthält, dazu annähernd die gesamte Forschung über den Dichter, seine Vorläufer und Zeitgenossen umfaßt.

Ludwig Preller durfte sich enger Beziehungen zu der einst von Schiller bei ihrem Einzug begeistert begrüßten Großherzogin Maria Paulowna rühmen. Er hielt der klugen Fürstin wissenschaftliche Vorträge und wußte ihre Freigiebigkeit für die Bibliothek zu interessieren, die ihr viel zu verdanken hat. Ranke, der sie die „große Almosenspenderin des Landes" nennt, erzählt: „Wenn die Bibliothek ein Buch braucht, zu dem ihr Fonds nicht hinreicht, so wendet man sich an sie, und sie verfehlt nicht es anzuschaffen." Dasselbe liebevolle Verständnis wie sie brachten der Bibliothek auch ihr edler Sohn Großherzog Karl Alexander und seine Gemahlin die Großherzogin Sophie entgegen; ihr nieermüdendes Interesse erfuhren Adolf Schöll und besonders *Paul von Bojanowski*, der, weltmännischer als Köhler, im edelsten Sinn ein Fürstendiener war und, mehr historisch-politisch orientiert, zum Historiographen des Großherzoglichen Hauses wurde. Unter seiner Verwaltung wurden verschiedene fürstliche Hinterlassenschaften der Bibliothek einverleibt, besonders die große Bücher- und Notensammlung der Großherzogin Paulowna und die Bücher- und Kartensammlung des Herzogs Bernhard, des begabten zweiten Sohnes Karl Augusts, in der besonders Reise- und militärwissenschaftliche Literatur gut vertreten sind. Bojanowski, der 1915 hochbetagt starb, hat unter anderem das Verdienst, durch mehrere aus unseren Akten geschöpfte Studien die Grundlage zu einer Geschichte unserer Bibliothek geschaffen zu haben. Wir begrüßen es mit freudigem Dank, daß seine Tochter Eleonore, die Biographin der Herzogin Luise, in des Vaters Fußtapfen tretend, im Begriff steht, uns den langersehnten Führer durch unsere Sammlungen zu geben.

Unsere Bibliothek kann jetzt nicht als eine rein wissenschaftliche weitergeführt werden, sie darf nicht nur die Bedürfnisse weniger Gelehrten befriedigen, sondern muß bei dem immer stärker werdenden Bildungsstreben weiteren Kreisen dienen. Nur auf zwei Gebieten trachten wir nach einer gewissen Vollständigkeit, auf dem der Dichtung und Literaturgeschichte der klassischen Periode und der sächsisch-thüringischen Geschichte und Landeskunde. Von 1872—1914 wurden alle drei Jahre gedruckte Zuwachsverzeichnisse herausgegeben. Die ins Ungemessene gesteigerten Druck- und Papierkosten haben bisher das Erscheinen weiterer Verzeichnisse verhindert, und wir mußten uns seit 1916 begnügen, allmonatlich in den hiesigen Zeitungen die wichtigsten Neuerwerbungen anzuzeigen. Da diese zugleich mit den neuesten Zeitschriftenheften im Lesezimmer ausgelegt wurden, ist das Interesse des Publikums gewachsen und die Benutzung stärker geworden denn je.

Ich bitte Sie, meine Damen und Herren, nun mit mir den Weg zu beschreiten, den Goethe von seinem Heim so oft gegangen ist, nach der Großherzoglichen Bibliothek, die im vorigen Jahre den Namen „Landesbibliothek" erhalten hat. Wenn Sie mit mir durch unsere Räume wandern, so werden Sie sehen, daß die Vielheit unserer Sammlungen, zu denen auch ein Kunst- und Raritätenkabinett gehört, dem Ganzen einen uneinheitlichen Charakter verleiht. Während andere Bibliotheken, die von altersher dasselbe Gepräge trugen, dieses allmählich abstreiften und einige Teile ihrer Sammlungen an Institute abgaben, die zu ihrer Aufnahme geeigneter schienen, hat unsere Bibliothek im ganzen ihren alten Charakter bewahrt. Die Verwaltung hat infolgedessen mit Schwierigkelten zu kämpfen, und es wird Ihren bibliothekstechnisch geschulten Augen mancher Mißstand auffallen, den Raumnot und vor allem Mangel an Personal verursacht haben.

Schon 1857 mußte Adolf Schöll in seinem verdienstlichen Buch „Weimars Merkwürdigkeiten einst und jetzt" erklären, die stete Bereicherung der Bücherbestände sei so bedeutend, daß die Erweiterung des Gebäudes, die man 1849 vorgenommen hatte, auf die Dauer nicht genügen werde. Obwohl seitdem die Zahl der Bände durch die jährlichen Anschaffungen und die Überweisungen aus dem Besitz des Großherzoglichen Hauses auf mehr als das Doppelte gestiegen ist, konnte eine bauliche Erweiterung bisher nicht unternommen werden. Es ergibt sich daraus besonders der Mißstand, daß die Literatur zahlreicher Fächer nicht in sich geschlossen aufgestellt, sondern auf verschiedene Räume verteilt ist. Das Suchen der Bücher wird infolge dieser Zersplitterung und Unübersichtlichkeit sowie durch die zahlreichen Sonderkataloge einzelner Abteilungen erheblich erschwert, zumal das Signaturenwesen überaus verzwickt ist und die Strazzen irrige Angaben enthalten. Eine völlige Umordnung ist nur durch einen Anbau und bedeutende Vermehrung des Personals zu erreichen.

Etatmäßig angestellt sind der Direktor, ein Bibliothekar und der Hausmeister, außeretatmäßig wirken zwei wissenschaftliche Hilfsarbeiter, von denen der eine sich dankenswerter Weise uns unbesoldet zur Verfügung stellt, und nur periodisch können wir außerdem eine Hilfsarbeiterin heranziehen. Da unsere Bibliothek mindestens 350000 Bände umfaßt, dazu mehrere Tausend Handschriften, Karten, Noten, das Münzkabinett und andere Sammlungen, werden Sie begreifen, daß nicht alle Arbeiten so erledigt werden können, wie wir es wünschten, und die für einzelne Abteilungen begonnenen neuen Zettelkataloge nur sehr langsam fortschreiten. Aber ich hoffe, daß Sie die bestimmte Physiognomie unserer Bibliothek, die so ausgeprägte historische Züge einer großen geistigen Vergangenheit trägt, fesseln wird, und daß Sie sich dem ästhetischen Reiz, den unser monumentaler Saalbau in seiner edlen, schlichten Schönheit ausübt, nicht werden entziehen können. Durch die Bilder und Büsten der Großen, die hier gewirkt, ist er eine Ruhmeshalle Weimars geworden. Als solche kennzeichnet ihn auch das Bild an der obersten Decke, das den Besucher des Hauptsaals von oben her grüßt; es stellt den Ruhmesgenius dar, nach Annibale Carracci von Heinrich Meyer (dem Freunde Goethes) gemalt. Es gibt jedenfalls keine zweite Stätte, an der den Besucher so ganz die Wahrheit des Goethe-Wortes durchdringt:

„*O Weimar, Dir fiel ein besonder Los*
Wie Bethlehem in Juda, klein und groß."

Zwei Briefe Lichtenbergs aus England.

Von

Professor Dr. Albert Leitzmann in Jena.

Noch immer kommen erfreulicherweise von Zeit zu Zeit unbekannte Briefe Lichtenbergs ans Tageslicht, ebenso viele neue kräftige Zeugen seiner genialen, geistreichen Laune, die ihn auch uns Heutigen lieb und vertraut gemacht hat. Zwei prächtige Nummern aus der Zeit des englischen Aufenthalts lege ich hier seinen Freunden und Verehrern vor, die den weltgewandten Mann und seinen feinen Geist in hellem Lichte zeigen. Der erste fand sich im Nachlaß Emil Palleskes, dessen Schwiegersohn, Herr Direktor C. F. Müller in Frankfurt a. M., mir ihn freundlich zugänglich machte; den zweiten besitzt das Goethe- und Schillerarchiv in Weimar. Während dieser bisher ganz unbekannt war, war von jenem nur ein knappes Viertel gedruckt (Briefe 1, 216; Nr. 114).

I.[1]

Kew den 28. Jenner 1775.

Mein lieber Dieterich,

Alle Deine Sachen haben hier einen gantz allgemeinen Beyfall, und ich hoffe, es soll gute Folgen haben. Ein gelehrter Engländer kam neulich in Elmsley's[2] Laden noch ehe die Sachen angekommen waren, und fragte ob er noch keine Exemplare hätte, es habe ihm einer seiner Freunde, der eines gesehen hätte, gesagt es übertreffe alles, was man bisher in England in dieser Art unternommen hätte. Das war nun freylich etwas zu starck ausgedruckt, Du siehst aber doch daraus wie sie davon dencken.

Wie sehr alles dem Könige[3] gefällt, habe ich Dir schon geschrieben. Ich habe auch gesprochen, und Du und Dein Eifer für die Ehre der Universität (denn daß dieses allein Dich angetrieben und nicht der Profit, der auf diese Art in Deutschland nicht gesucht werden müste, habe ich ihm schon gewiß 6 mal gesagt) sind dem Könige jezt so bekannt, als der Eifer irgend eines seiner Unterthanen in Deutschland. Es ist alles zum besten vorbereitet, ich habe ihm mit denselben Worten als ich sie hier hinschreibe gesagt: daß Du einer größeren Aufmunterung würdig wärst, als Du bisher genossen, allein Dein Anliegen muß auch von Dir selbst oder von sonst jemand noch angebracht werden, denn der König ist ein viel zu Einsichtsvoller Herr, als daß er auf die Worte eines eintzigen gleich Entschlüsse fassen solte. Hinüber[4] in Hannover wäre ein Mann dazu. Es ist unbeschreiblich wieviel der König auf ihn hält. Als ich neulich einmal mit ihm von der Postkutsche sprach, wendete sich der König gantz nah zu mir und sagte: nicht wahr das ist ein rechter Mann, Hinüber. Du kannst ihm dieses bey Gelegenheit wissen lassen. Von dem Hauß und Deinen ehmals erhaltenen Versprechungen will ich bey jeder Gelegenheit reden, verlaß Dich darin auf mich. Gott weiß, ich habe bisher so offt mit dem Könige von Dir geredet, ohne noch bisher meiner eignen Umstände mit einer Sylbe gedacht zu haben.

Ich bin bisher von allerley Uebeln, Zahnweh, Hals und Ohrenweh, gefallenen Zapfen, Schlaflosigkeit und der gleichen so mitgenommen worden, daß ich mir kaum mehr ähnlich sehe. Ich darf jezt keinen Wein und kein englisches Bier trincken; mein bestes Getränck ist China Mixtur. Ich habe mir einen Zahn von einem englischen Dentisten ausziehen lassen wofür ich eine halbe *Guinee* habe bezahlen müssen.

Lord Boston[5] ist sehr übel und wird wohl, wo es sich nicht bald giebt, die große Tour nach dem Himmel antreten. Der älteste Jrby heyrathet eine gewisse Miß Methuen ein Mädchen von 17 Jahren; Ihr Vater giebt ihr gleich mit ins Hauß 25000 Pfund, wenn er stirbt, so bekomt sie leicht vier bis 5 mal so viel mehr. Jrby schenckt ihr eine Uhr für 120 *Guineen.* Und das ist noch alles Kleinigkeit. Die Hertzogin von Devonschire hatte am 18 Jenner bey dem Ball in St James für 100000 Pfund Juwelen am Leibe, und vor einigen Tagen starb ein Mann, der 400000 Pfund baar Geld hinterließ und Güter die Jährlich 20000 Pfund einbringen. Meinem Hauß hier in Kew gegen über steht das Landhauß eines Kaufmanns, das besser ist, als das Königliche worin der Printz von Wallis wohnt. Auf einem Pferderennen in meiner Nachbarschafft verlohr ein gewisser Mr. O' Kelly 3000 Pfund in einem Nu, und theilte die Banknoten unter seine Gegner aus mit einer so kalten Mine, als wenn es Makulatur wäre. Nach jedermanns Geständniß ist Ueppigkeit, Bosheit und Liederlichkeit in London noch nie so

1 Adressat ist Lichtenbergs intimster Freund, der Buchhändler Johann Christian Dieterich in Göttingen.
2 Berühmter Buchhändler in London.
3 Georg III.
4 Karl Heinrich von Hinüber, Justizrat.
5 William Lord Boston, dessen Söhne Frederick und William Jrby Lichtenberg als Hofmeister betreut hatte.

hoch gestiegen gewesen als jezt. Es vergeht kein Abend daß ich will nicht sagen eine, sondern 3, 4 oder 5 Strasenräubereyen begangen werden, der nächtlichen Einbrüche und andrer Diebereyen nicht zu gedencken. Man henckt sie zu Dutzenden und schickt sie zu halben hunderten nach Amerika, das alles achten sie nicht. In diesem Monat sind drey Kerl wegen Nothzucht in Arest gekommen, das wäre nun für London in einem Monat nichts, aber das macht das Verbrechen eigentlich Londonisch daß 2 von den Mädchen 7 und die dritte 8 Jahr alt gewesen ist. Zween davon haben die Belagerung aufheben müssen und haben an dem Pranger gestanden, welches, nach dem das Verbrechen mehr oder wenig Niederträchtigkeit verräth, eine Strafe ist die sich mit dem Tod endigen kan; der dritte der seine Vestung eingenommen und schändlich mißhandelt hat, muß dafür hängen.

Ancher, der bey Dir gewohnt hat, ist jezt in London und wieder 10 mal schlimmer daran, als ihn HErr Dr Tolle[1] gefunden hat, ich fürchte er wird endlich davon bleiben müssen, oder wie ein Engländer einmal von dieser Todes Art sehr witzig gesagt hat: er wird endlich zu eben der Pforte aus der Welt hinaus gehen zu welcher er hereingekommen ist. Ich wundere mich hierüber bey einem solchen Menschen wie Ancher nicht, denn solchen Unfällen hier, bey so unzähligen und offt äußerst reitzenden Gelegenheiten zu entgehen, muß man entweder sehr viel gute Erziehung genossen haben, oder sehr viel Ueberlegung besitzen oder impotent seyn, und keines von den dreyen läßt sich eben von HErrn A. sagen.

Meermann und Erb habe ich auch in London und zwar in dem Comödien Hauß gerade als Garrick agirte angetroffen, sie kamen in dieselbe Loge, sie haben mich nach der Hand zweymal besucht und ich erhielt Erlaubniß ihnen des Königs Observatorium zu zeigen. Jezt sind sie in Frankreich.

Vor acht Tagen besuchte mich hier ein gewisser HErr Schröter aus Weende und fragte, ob keine Briefe von Herrn Syndicus Heß an ihn, in einem Einschluß an mich gekommen wären. Ich habe keine gesehen. Der Mann ist nach der Hand auch in London bey mir gewesen. Er reiset des Landbaues wegen und ist auch in Frankreich und Holland gewesen. Ob ich gleich den Menschen nie gesehen hatte, so kam er mir doch so angenehm als ein bekannter, denn es ist ein wahres Vergnügen für mich zuweilen einmal wieder mein mütterliches Deutsch so recht von der Leber weg schnacken zu können. Dencke nun gar was es geben müste wenn Du einmal in die Stube trätest.

Deine Uneinigkeit mit Boie[2] thut mir leid. Ich wäre aber ohne Deine Versicherung überzeugt gewesen, daß Er schuld hat. Gieb nur acht, er wird einen Freund nach dem andern verliehren. Ich lebe nun der angenehmen Hofnung, daß der Musen Almanach besser werden wird, wenn das rasende Oden-Geschnaube heraus bleibt. Ich gebe es zu daß es Menschen geben kan, die in einer solchen Zeile die Tritte des Allmächtigen und das Rauschen von Libanons Cedern zu hören glauben, aber ich bitte Gott daß er alle guten Leute in Gnaden vor solchen Nerven bewahren wolle. Nichts ist lustiger als wenn sich die *Nonsense*-Sänger über die Wollustsänger hermachen, die Gimpel über die Nachtigallen. Sie werfen Wielanden vor, daß er die junge Unschuld am Altar der Wollust schlachtet, blos, weil der Mann, unter so vielen verdienstlichen Werken, die die junge Unschuld nicht einmal versteht, auch ein paar allzu freye Gedichte gemacht hat, die noch über das mehr wahres Dichter Genie verrathen, als alle die Oden voll falschem Patriotismus für ein Vaterland, dessen bester Theil alles das Zeug zum Hencker wünscht. Die Unschuld der Mädchen ist in den lezten 10 Jahren, da die Comischen Erzählungen[3] heraus sind, nicht um ein Haar leichter zu schlachten gewesen als vorher, hingegen sieht man täglich wie der gesunde Menschenverstand unter Oden-Klang am Altar des mystischen *Nonsenses* stirbt. HErr Hölty ist, meines Erachtens, ein wahres Dichter Genie und gewiß ein Verlust für den Musen Almanach, Claudius in seiner Art, wenn er weniger Original scheinen wolte, und Hentzler der jüngere[4] in seiner Art. Mich dünckt so wie Hölty zuweilen zu dichten dazu gehört natürliche Anlage, allein wie die meisten übrigen, weiter nichts als daß man ein vierthel Jahr ähnliche Werckchen ließt.

Kew. Den 4ten Februar 1775.

Es ist gut, daß ich diesen Brief nicht fortgeschickt habe, so kan ich ihn noch mit einer angenehmen halben Seite vermehren. Heut habe ich eine Unterredung von drittehalb Stunden mit beyden Majestäten gehabt. Mein lieber Dietrich ich habe für Dich gesprochen, wie für einen Bruder, wie für mich selbst, sage ich deswegen nicht, weil ich nicht für mich selbst spreche. Der König ist von Deinen Arbeiten und Unternehmungen so eingenommen, daß Dein Pindar[5] heute das erste Wort war, als er in die Stube trat, (denn da die Königin jezt nicht spazieren geht, so war ich bey ihr schon ehe der König kam:) nicht allein das, sondern er ist für Dich eingenommen. Dieses machte mir Muth und ich sprach mit ihm grade von dem Hauß, und von Deinen Umständen, und die Königin half mir (ich hatte ihr

1 Arzt in Göttingen.
2 Heinrich Christian Boie, Mitglied des Hainpbunds und Herausgeber des Göttingischen Musenalmanachs.
3 Von Wieland, erschienen 1765.
4 Peter Wilhelm Hensler, Lyriker, Landsyndikus in Stade.
5 Heynes Ausgabe des Pindar war 1773 in Dieterichs Verlag erschienen.

vorher schon davon gesagt) sie sagte ein solcher Mann solte unterstüzt werden, der König hörte es mit der grösten Aufmercksamkeit und Nachdencken an, als ich ihm sagte es wäre zu fürchten, daß das Hauß verkauft würde, so sagte er: o das müste nicht seyn. Also ich bitte Dich mein lieber Freund nutze diesen Zeitpunckt und stelle alles vor, (nur gehe Hannover nicht vorbey, das könte in hundert Stücken gefährlich werden) sage Brandes[1] und Schernhagen[2] alles aufrichtig, und alsdann mache, daß eine Bittschrifft deutsch, kurtz, und von einer guten Hand geschrieben hieher an den König gelangt, ich stehe für den guten Erfolg. Denn wenn Du wüstest wie der König von Dir gesprochen, mit wie viel gantz besonderer Gnade, Du sprängst über Deine höchste Presse, ich muß Dich aber nicht stoltz machen. HErr HofRath Heyne[3] ist gantz der Mann des Königs, er spricht allemal von ihm, wenn Du wieder etwas schönes druckst, so laß es ja von Heynen seyn. Der Bischoff von Chester, geistlicher Informator der beyden ältesten Printzen, dem der König das Buch geliehen, hat mit Enthusiasmus so wohl von dem Werck selbst, als von dem Druck geurtheilt, und dieses hat des Königs Vergnügen über beyde noch mehr vermehrt. Ich habe sogar von der Schrifftgießerey heute geredet. *A propos* der König wünscht noch ein Exemplar von Pindar zu haben, es müste aber ein eben so schönes seyn, vielleicht giebt jemand das seinige wieder heraus, ich mercke wohl, daß es ein Geschenck für den Bischoff von Chester werden soll. Ich sage jezt nichts weiter, und schließe nur noch mit der aufrichtigen Versicherung, daß ich von des Königs Aufmercksamkeit auf Dich und alles was Dich angeht viel zu wenig gesagt habe, und daß Du jezt bey ihm so stehst, als Du es immer wünschen kanst, und ich sehe nicht wie es möglich ist Dich jezt noch mehr zu empfehlen. Ich sage Dir, er hat Deinen Namen heute gewiß auf 10mal genennt. Ob ich gleich meinetwegen nichts dagegen einzuwenden habe, wenn Du jederman sagtest was ich Dir hier schreibe, so wirst Du doch so weise seyn und einen weißlichen Gebrauch davon machen, denn ein neidischer Teufel hat Wege sich Dinge zu Nutze zu machen, die eine aufrichtige Seele gar nicht kennt. — —

Mit meiner Gesundheit sieht es höchst einfältig aus, und ich will froh seyn, wenn ich noch ein Schnippelchen von Leben nach meinem Vaterland zurück bringe. Ich trincke nun alle Tage ein 6 Zoll hohes Glas China-Mixtur, aber ohne sonderlichen Erfolg.

Was sagst Du zu Jrby's Geschmack an Christelchen und Luischen?[4] Ich hätte lieber gewünscht, daß es etwas anderes gewesen wäre, die beyden Dinger kosten über 18 Thaler, dafür hätte man etwas haben können, was beyden besser gefallen hätte. Aber Jrby wolte dieses haben, so muste ich es geschehen lassen. Ich habe 2 Kupferstiche aus einem Calender geschnitten um daraus den Kopfputz der englischen Damen (nicht ihre Gesichter) kennen zu lernen. Der Kerl hat abscheuliche Gesichter gemahlt. Er hätte von jeder Aufwärterin ein besseres nehmen können. Wenn Du je nach England kommen soltest und wärest Du 80 alt, so wirst Du gewiß über die Mädchen erstaunen. Die, die mir hier in Kew mein Bette macht, ist 16 Jahr alt, trägt eine Papagey grüne Schlender mit einem schwartzen Schürtzgen und schwartzen frisirten Hute, unter dem sie so hervor sehen kan, daß einem weh und bange wird, dabey plaudert sie ein so feines englisch, daß man wenigstens wünschen solte ihr Schüler zu seyn, wenn man auch nicht ihr Liebhaber seyn könte. In diesem Artikel, Freund, übertrifft England die gantze Welt, deswegen ist auch Ancher der gantz Europa gesehen hat wieder hieher gekommen. Höchst schön, ohne den Stoltz, den die Mannspersonen haben, sondern so gefällig, als wenn sie sonst kein Mensch verlangte, sind fast alle, und ein gewisser Schrifftsteller, ich glaube es ist ein Frantzose gewesen, der gesagt hat England sey der Himmel der Mannspersonen, hat gewiß nicht Unrecht. Glaube mir. Ich verachte hiermit mein liebes Vaterland gar nicht, ich sage nur, daß Schönheit und Gefälligkeit unter dem Frauenzimmer hier häufiger sind, als in Deutschland. Wenn ich hier über Zahnschmertzen klage, so ist es nichts seltnes 2, drey Frauenspersonen um mich herum wimmern und klagen zu hören, die helfen wollen und so thun, daß es allemal eine Freude ist, es mögen nun dieses Complimente seyn oder nicht, das ist mir, dessen Hertz fest ist, gleichgültig.

Nun noch etwas. Auf der zweyt lezten Seite in meinen Anmerckungen zu Mayers Werck[5] habe ich durch Einschaltung einer halben Zeile einen schändlichen Fehler hinein corrigirt. Es muß da in der Note heißen *observanti*, anstatt *observans*. Corrigire es doch, oder lasse es corrigiren, damit nicht ein Tropf, der sonst nichts versteht als ein bisgen Grammatick, Anstos daran nimt. In allen hiesigen Exemplaren habe ich es corrigirt. Elmsley ist ein ehrlicher vortrefflicher Mann. Ich habe ihn zweymal besucht. Morgen gehe ich nach der Stat London, um wenigstens einen Monath da zu bleiben, alsdann komme ich wieder hieher.

---

1 Ernst Brandes, Geheimer Kabinettsrat in Hannover.

2 Johann Andreas Schernhagen, Geheimer Kanzleisekretär in Hannover.

3 Christian Gottlob Heyne, der berühmte Altertumsforscher, Professor in Göttingen.

4 Er hatte Dieterichs Töchtern zwei kostbare englische Damenhütchen schicken lassen, die aber der königliche Kurier sich weigerte, nach dem Kontinent mitzunehmen. (Vgl. Briefe 1, 226 Anm.)

5 Tobias Mayers *Opera inedita*, die 1775 erschienen waren.

Grüße mir Christelchen und alle Kinder, Madame Suchfort nicht zu vergessen. Du hast brav gethan die Marie zu grüßen. Grüße sie auch jezt wieder. Ich werde mich gnau erkundigen wenn ich nach Göttingen komme. (Dieses ist ein Steinkohlen Caminflecken)

GCLichtenberg.

An HErrn Dumont und Stöckern mache mein Compliment.

London den 5 ten Febr.

Mit dem grösten Misvergnügen erfahre ich bey meiner Ankunfft allhier, daß der Courier das Kästgen mit dem Kopfputz zurückgelassen hat. Er darf solche Sachen nicht nehmen. Wie schön sie gewesen sind kanst Du daraus schließen, daß HErrn Jrby's Schwester gleich den für Luisgen behalten hat. Indessen kommt vielleicht künfftig etwas angenehmeres, denn mir gefiel es nicht, weil es erstlich nicht deutsche Mode, und dann eher für einen Hof, als Göttingen war, denn die Dingerchen konte man mit einer Hand bedecken und doch kosteten sie das grose Geld, sie waren in dem Geschmack von Nº 8, aber ohne Band, sondern so fein gearbeitet, daß sie in der Ferne aussahen, wie mit Blümgen durchsezter Schaum, und zwar von dem Schaum, aus welchem, ich weiß nicht wie lange vor Christi Geburt die Venus sich entsponnen hat.

Einliegenden Brief laß doch gleich an Kästners Köchin bestellen, er ist von meinem Mr. Urian[1]; der an HErrn Backhaus[2] ist von mir. Lebe wohl. Heute gehe ich in das Parlement.

2.[3]

Wohlgebohrner Herr besonders Hochzuehrender Herr HofRath. — Kew, den 16 August 1775.

Meine lange Abwesenheit von London und damit nothwendig verbundenen Zerstreuungen sind Ursache warum ich Ew. Wohlgebohren Schreiben noch nicht beantwortet habe, und warum ich es jezt nur mit wenigen Worten beantworten kann. Heute ist des Bischofs von Osnabrück Geburtstag, den ich mit feyern helfe, und ich schreibe blos an diesem Tage, da gewiß kein Mensch in Kew Briefe schreibt, um einen Brief des Herrn Salgas[4] (so heißt er eigentlich:) den er mir zur Bestellung gegeben hat zu begleiten, um ihn nicht noch über einen Posttag liegen zu lassen. Der gute Mann ist während meiner Abwesenheit von London etlichemal in meinem Hauße gewesen, und weil er nicht eher schreiben wolte bis er mich gesprochen hatte, so hat er seine Antwort so lange verschoben. Heute habe ich den König im Garten von Richmond auf 3/4 Stunden gesprochen. Ew. Wohlgebohren sind sein Lieblings Professor, so wie Pütter[5] der Königin ihrer, ich bin nie bey ihm ohne daß er wenigstens ein paar Minuten von Ihnen redet. Ich wohne nun wieder in Kew und speiße mit der bekannten Mamsell Schwellenberg, Herrn de Luc[6] und noch einer Hofdame. Vermuthlich bin ich vor Ende des Octobers wieder bey Ihnen, wenn ich wohl genug bin die Reise zu unternehmen, und wenn ich Hofnung habe dort besser leben zu können, ohne dieses komme ich nie wieder. Herrn Salgas Addresse ist *To Mr. Salgas* oder wenn Ew. Wohlgebohren seinen Vornahmen im Brief sehen können noch besser.

Heute haben wir gantz genau um halb sieben zu Mittag gegeßen, der König gieng um 12 nach der Stadt und wurde so lange da aufgehalten, und ehe er wieder hier ist, dürfen Wir Hofleute keinen Löffel anrühren.

Ich bitte mich Dero Frau Liebsten und Herrn HofRath Kästner[7] gehorsamst zu empfehlen, der ich mit wahrer Hochachtung verharre

Ew. Wohlgebohren
gehorsamster Diener
G. C. Lichtenberg.

Diesen Abend habe ich in des Königs Zimmern einige Quarteten angehört, wobey Bach[8] den Flügel, Abell[9] den Baß, ein gewisser Cramer aus Manheim[10] ein groser Violinist die erste und ein anderer, Nikolai, die zweyte spielte. Die Mannspersonen, die außer dem König und den Königlichen Kindern zuhörten, waren Herr Salgas, Herr de Luc und ich.

1 Lichtenberg meint seinen Bedienten, der in zarten Beziehungen zu der genannten Köchin stand.
2 Kommerzienrat und Kleiderstoffhändler in Göttingen.
3 Adressat ist der Altertumsforscher Heyne in Göttingen.
4 Prinzenerzieher in London (vgl. Briefe 1, 220).
5 Johann Stephan Pütter, berühmter Jurist in Göttingen.
6 Jean André Deluc, Geolog und Meteorolog, Vorleser der Königin Sophie Charlotte von England.
7 Abraham Gotthelf Kästner, der bekannte Epigrammdichter, Professor der Mathematik in Göttingen.
8 Johann Christian Bach, Johann Sebastians Sohn, Musikmeister der Königin.
9 Karl Friedrich Abel, Gambenspieler, Kammermusikus der Königin.
10 Wilhelm Cramer, Violinspieler, der Vater des bekannten Klavierpädagogen.

Rara et Curiosa.

Von

Fedor von Zobeltitz auf Spiegelberg.

XVII—XX.

XVII. Einen hübschen Beitrag für die *Zwangserziehung zur allgemeinen Zufriedenheit* finde ich in einem *Verlegerflugblatt* von 1800, in dem Sam. Christ. Wageners „Patriotisches Archiv für Deutschland" angekündigt wird. Es heißt da:

„Dieses allgemeinnützige Werk, dessen Ankauf und Verbreitung dem Wunsche Sr. Maj. des Königs gemäß ist, ward deshalb auf höchstdessen allergnäd. Spezialbefehl von einem hohen General Directorio zu Berlin sämmtlichen Krieges- und Domänen-Kammereien der Preußischen Staaten durch folgendes Rescript bekannt gemacht:

Wir Friedrich Wilhelm, König etc. Unserm etc. Es hat der Feldprediger Wagener zu Rathenow im vorigen Jahre eine periodische Schrift, unter dem Titel: Patriotisches Archiv für Deutschland, angefangen herauszugeben, deren Tendenz dahin gerichtet ist, der *Zügellosigkeit im Urtheilen und Handeln, wenn auch nicht durchaus und auf Einmal, doch zum Theil und nach und nach, Einhalt zu thun, den Zeitgeist allgemach zu gemäßigteren Ueberzeugungen umzustimmen, und die Neuerungssüchtigen zu vermehrter Zufriedenheit, zu billigeren Prätensionen an die ersten, sowie an die untergeordneten Machthaber in Monarchien, und zu kaltblütigerer Anerkennung der Vorzüge monarchischer Staatsverfassungen vor gewaltsam gebildeten Republiken zurücke zu führen.* Zu mehrerer Erreichung dieses von dem p. Wagener beabsichtigten patriotischen Zweckes, hat derselbe gebeten, ihm durch eine zu veranlassende Empfehlung seines Journals behülflich zu seyn. Wir *befehlen* Euch demnach, dieses den wahren Patriotismus und die Moralität zu befördernde Buch den bemittelten Kämmereien zu empfehlen, damit sie einige Exemplare davon ankaufen, aus dem Extraordinario der Kämmereien bezahlen, und den Gewerken oder anderen bürgerlichen Associationen, bei welchen die heilsame Absicht dieser Schrift den besten Eingang finden, und die wirksamste Gemeinnützigkeit erlangen wird, mittheilen mögen. Zur leichteren Anschaffung dieser Quartelschrift will der Herausgeber den Jahrgang zu dem von 4 Thlr. auf 3 Thlr. herunter zu setzenden Preise ablassen. Sind Euch in Gnaden gewogen. Berlin, den 1. April 1800. Auf Sr. Königl. Maj. allergnäd. Specialbefehl. Schulenburg. Heinitz. Werder. Voß. Hardenberg. Schrötter. An sämmtliche Kammern."

Und, fügt der Verleger (Maurer in Berlin) hinzu, „da es zur Sr. Königl. Maj. allergnädigstem Wohlgefallen gereichen wird, die Käufer dieser patriotischen Quartalschrift *namentlich* aufgeführt zu sehen", so sollen sämtliche „patriotische Beförderer" in der vorgedruckten Abonnentenliste mit vollen Namen angegeben werden. Wagener war der Verfasser der „Gespenster", der „Neuen Gespenstererzählungen", der „Unbegreiflichkeiten" und ähnlicher Schauergeschichten, hat aber auch ein Buch „Naturwunder und Länder-Merkwürdigkeiten" erscheinen lassen, und es im Untertitel als „Beytrag zur Verdrängung unnützer und schädlicher Romane" bezeichnet. Ob sein „Patriotisches Archiv" wirklich den Erfolg gehabt, den höchstsein allergnädigster König ihm gewünscht hat, ist mir unbekannt geblieben. Immerhin verstand man damals den Rummel.

XVIII. Spontinis Oper *Olimpia* mit der Textübersetzung von *E. T. A. Hoffmann* wurde in Berlin am 14. Mai 1821 zum erstenmal aufgeführt. Vom Textbuch erschien eine Ausgabe auf besserem Papier in Kleinquart und eine gewöhnliche in Oktav für das Theaterpublikum, beide 63 Seiten umfassend, in demselben Druck und mit dem gleichen Titel: Olimpia. Eine ernste Oper in drei Aufzügen, von dem ersten Kapellmeister und Generalmusikdirektor Herrn Ritter Spontini. Berlin 1821. Das Personenverzeichnis enthält die Besetzung der Hauptpersonen in der Uraufführung: Cassander (Herr Bader), Antigonus (Herr Blume), Statira (Mad. Milder), Olimpia (Mad. Schulz), der Hierophant (Herr Hillebrand), ein Priester (Herr Devrient jun.), Sostenes (Herr Freund). 1823 erschien der Klavierauszug mit nur geringfügigen Änderungen des Textes. Außer diesen drei Ausgaben gibt es noch spätere Textabdrucke, die bei den Logenschließern verkauft wurden. Eine solche von 1851 fiel mir jüngst in die Hände. Titel: Arien und Gesänge aus Olimpia. Große Oper in drei Akten. Musik von Spontini. Berlin 1851. (Preis: 5 Silbergroschen.) 63 Seiten. Am Schluß: Berlin, gedruckt in der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Wie sich der Hoffmannsche Text in den dreißig Jahren *verändert* hat, mag an einigen Stellen des ersten Aktes erläutert werden. (Die szenischen Klammerbemerkungen sind im Textbuch von 1851 ganz fortgelassen worden.)

1821.

Hierophant.

Die Könige, die mit Donnergeschossen des Gewalt'gen,
Wilden Kampfs den Erdball erschüttert zum Fall,
Sie schwören ab im Tempel ihr blutgierig Hassen.
Antigonus thront hier bei dem heiligen Feste.

Antigonus (bei Seite).

Die Zeit ist da, sein Inn'res zu erspähen,
Ich muß durchschau'n, was er birgt in der Brust!
(laut:)
Ein'gen wir uns, o Herr! und von den wilden Meutern
Laß uns befrei'n das Reich, schon zu lang trug's die Schmach.
Tirannei zügellos hat befleckt seine Fluren;
Alexander's heilig Grab trägt des Mord's blut'ge Spuren.

Cassander.

Könnt's gescheh'n, daß der Mächt'ge dämpfe diese Gluth;
Von der Höh seines Throns vernichte die stolze Brut.
Könnt's gescheh'n, daß er lebt!
. . . .
Ja! — blut'ge Thränen wein' ich um ihn!
Sie sühnen niemals das Verbrechen,
Das geopfert den Helden durch mich den Verräthern,
Deren Neid, deren Haß er fiel!

1851.

Hierophant.

Die Könige, die mit des Mächtigen Donner
Den Erdball erschüttern durch blutigen Kampf,
Sie schwören ab im Tempel ihr tödtliches Hassen.
Antigonus thront hier bei unser'm Götterfeste.

Antigonus.

Die Zeit ist da, sein Inn'res zu erspähen,
Ich muß erschau'n, was er birgt in der Brust!
Verbunden laß, o Herr! uns von den wilden Schaaren
Das ganze Reich befrei'n; schon zu lang hat die Wuth
Der frechen Tyrannei des großen Königs Erbe
Bis auf den Grund zerstört, seinen Thron frech entweihet.

Cassander.

Gäb' ein Gott, daß Alexander mit mächt'ger Hand,
Von dem Throne herab zermalmte die stolze Brut!
Gäb' ein Gott, daß er noch lebte! —
. . . .
Antipater! Ha, mein Fürst, nicht länger schmäh' auch Du
Ihn durch schwarzen Verdacht, der schwer sein Grab belastet!
Mein Vater war schuldlos am Morde seines Herrn!
Nein, er beging es nie, dies verruchte Verbrechen!

So ziehen die einschneidenden Textveränderungen, sicher auch von musikalischen Varianten begleitet, sich durch das ganze Buch. Eine völlig neue Übersetzung des Originals ist ausgeschlossen, der Bearbeiter fußt überall auf der Hoffmannschen Verdeutschung. Aber war schon Hoffmanns Übersetzung kein Meisterstück, so ist es die Bearbeitung erst recht nicht. Spontini war 1842 von seinem Amt als Generalmusikdirektor in Berlin zurückgetreten und starb als päpstlicher Graf Sant' Andrea am 24. Januar 1851. Die Berliner Uraufführung der „Olimpia" (der 1819 die Pariser vorangegangen war) fand noch unter der Intendanz des Grafen Brühl statt. Ihm folgten Graf Redern und Herr von Küstner und 1851 Botho von Hülsen, der als leitende Kapellmeister Taubert, Nicolai und Dorn beibehielt. Vielleicht wurde erst unter ihnen die Bearbeitung der Partitur und des Textbuches der „Olimpia" in die Wege geleitet. Näheres und weiteres darüber überlasse ich Hans von Müller. Ich begnüge mich mit der Anregung.

XIX. Die Mitglieder des Leipziger Bibliophilen-Abends erhielten im vorigen Jahr als Extragabe einen Neudruck von *Detmolds* reizender Humoreske *Die schwierige Aufgabe*, mit köstlichen Radierungen von Hans Alexander Müller. Der kleine Scherz erschien zuerst in den satirischen *Randzeichnungen*, die der hannöverisehe Advokat Johann Hermann Detmold drucken ließ, als er im Mai 1843 wegen seines passiven Widerstands gegen die neue Verfassung und seiner heftigen Zeitungspolemik halber zu einer Gefängnis- und Geldstrafe verurteilt wurde. Über die verschiedenen Ausgaben der „Schwierigen Aufgabe" bringte Grisebach in seinem Weltliteratur-Katalog (Nr. 2105) eine kurze Andeutung, die amüsante Geschichte verlohnt aber einer noch näheren Untersuchung.

Von den „Randzeichnungen" besitze ich die beiden Originalausgaben: die erste Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn, 1844, Titel, Vorwort, Inhaltsangabe und 116 Seiten. Sie enthält außer der „Schwierigen Aufgabe" noch das harmlosere „Kindermärchen". Die zweite Auflage mit denselben Erzählungen erschien ebenda im gleichen Jahre und in gleichem Umfang. Auf der ersten Seite des Vorwortblattes wird die einleitende Bemerkung zur ersten Auflage wieder abgedruckt, unterzeichnet „Hannover, den 22. September 1843", auf der Rückseite befindet sich aber noch ein weiteres Vorwort „Zur zweiten Auflage folgenden Wortlauts:

„Durchgreifende Aenderungen der ‚schwierigen Aufgabe' erschienen sowohl vom künstlerischen Standpunkte aus nothwendig als aus anderen Rücksichten angemessen, und mochten deshalb, beim Anlaß einer zweiten Auflage, um so eher vorgenommen werden, als der Verfasser durch eigene Strenge am besten erweisen zu können glaubte, wie dankbar er das nachsichtige Wohlwollen empfunden, welches dem Werkchen von mehreren Seiten zu Theil geworden. Hannover, den 27. Juni 1844."

Zwischen beiden Ausgaben liegt also eine Zeitdifferenz von neun Monaten, und sie hatte genügt, den heftigen Mann etwas zu zähmen — die „anderen Rücksichten", nämlich die auf die pfäffisch-reaktionären Strömungen im Lande, waren doch wohl gewichtiger als der veränderte „künstlerische Standpunkt". Ich setze den Inhalt der „Schwierigen Aufgabe" als bekannt voraus, zumal sie auch (nach dem Text der zweiten Auflage) in dem Neudruck der „Randzeichnungen", vermehrt mit des Verfassers Lokalscherz „Anleitung zur Kunstkennerschaft" (zuerst Hannover, Hahnsche Hofbuchhandlung, 1834) bei Reclam enthalten ist. Die zweite Auflage folgt der ersten wortgetreu bis auf Seite 48, d. h. der Satz von Bogen 1 bis 3 wurde einfach übernommen. Dann folgt auf Seite 49 eine Einfügung in der Ansprache des Kanzleirats Vaumeyer über die beschmutzte Rückenverlängerung der Venusstatue im Flachsenfingener Kunstklub, um die die ganze Geschichte sich dreht. Die Einfügung ist so unbedeutend wie zwei weitere auf Seite 50 und 53 oder die Verdeutschung des Ausdrucks „statum quo zu lassen" in „Nichts zu ändern". Dann aber folgt die erste Abschwächung des Witzes in der Rede des Konrektors Kuhmeyer zur Verteidigung der schmutzigen Hinterbacken der Klubvenus. Er sagt in der ersten Auflage: „Ist dieser Schmutz nicht Zeuge, daß wir unsere Hände an diese Formen gelegt haben, um uns zu vergewissern, uns zu überzeugen, wie klassisch schön, wie antik göttlich dieselben sind? Als jener griechische Weise einen Backenstreich erhielt, hing er ein Täfelchen an die geschwollene Backe, darauf stand: ‚Das hat der und der gethan.' Er that das zum Schimpfe dessen, der ihn geschlagen, wir wollen es umgekehrt machen: wir wollen zu unserem Ruhme an der schmutzigen Stelle eine Tafel aufhängen: ‚Das haben wir gethan'." Diese Sätze sind, obwohl kein Leser darüber erröten dürfte, in der zweiten Auflage fortgefallen. Nun wird der Autor aber immer schämiger. Jetzt tritt nämlich in der ersten Auflage Pastor Wehmeyer auf, ein grotesker Eiferer, der den beratenden Herren eine seitenlange, häufig unterbrochene Strafpredigt hält. Dieser prächtige Zelot ist aus der zweiten Auflage gänzlich verbannt und an seine Stelle ein blasser Landrat Wemeyer (ohne h) eingeschoben worden, der aus dem historischen Recht des Gewordenen sich für die Beibehaltung des Schmutzes ausspricht und von dem Advokaten Emeyer heftig bekämpft wird. Die Satire in der folgenden Diskussion streift vorsichtig das politische Gebiet, um nach einer längeren Ausführung des sehr korrekten Regierungsrats Ixmeyer allmählich wieder in die Unterhaltung der ersten Auflage einzulenken, wenn auch noch weiter mit einigen Auslassungen und neuen Einschiebseln. Immerhin bleibt der Justemilieu-Vorschlag des Regierungsrats, die beschmutzten Teile der Statue abzuschaben und dann weiß zu übertünchen. Da von dem Pastor Wehmeyer fernerhin auch in der Erstausgabe keine Rede mehr ist, so tritt von Seite 81 ab diese wieder in ihr volles Recht. D. h. die zweite Auflage gleicht der ersten völlig in den ersten drei und im sechsten Bogen, neu gedruckt wurden dafür nur die Mittelbogen 4 und 5. Eine Wiederholung der Erstausgabe veranstaltete 1887 Robert Lutz in Stuttgart (mit hübschen Illustrationen von E. Klein) unter dem seltsamerweise veränderten Titel „Das schwierige Problem". Von seinem Rückfall in die Zahmheit hat Detmold sich übrigens schnell erholt. In der Paulskirche war er der größte Krakehler der Rechten und ärgerte die Linke gewaltig durch seinen von Adolf Schrödter wundervoll porträtierten „Piepmeyer", dessen getreues Abbild vorjährig auch in Weimar aufgetaucht sein soll.

XX. Über die Aufnahme der *Natürlichen Tochter Goethes* bei der Erstaufführung in Berlin haben L. Geiger im Jahrbuch (15 und 18) und Paul Hoffmann im Euphorion (18)

berichtet, meist nach Briefen von Fichte und Zelter, die damals anwesend waren. Nun lese ich in der Monatsschrift *Brennus,* August- und Septemberheft 1803, zwei Briefe an Md. S—n in K . . . „über Göthe's Eugenia" von Friedrich Schulz in Weimar, eine Inhaltsangabe des Dramas, die (laut Goedeke 3. Aufl. IV, III, 366 unten) von Nicolovius in seinem mir nicht zur Hand liegenden Buche „Über Goethe", Leipzig 1828, abgedruckt wurde. Angefügt sind dem Bericht zwei Sonette des Herrn von Berg „An Göthe's Eugenia" und „An die Braut von Messina". Im Septemberheft des „Brennus" findet sich im „Tagebuch des königlichen Nazional-Theaters vom 16. Juli (soll heißen Juni) bis zum 1. August 1803" neben einer Besprechung der Aufführung der „Braut" und einigen kurzen Theaternotizen aber auch noch folgende Bemerkung über das *Verhalten des Publikums* bei der Premiere der „Natürlichen Tochter" am 12. Juli: „Eine kleine Anzahl von Personen, worunter ein — berühmter — Bildhauer gewesen seyn soll, erlaubte sich — vielleicht nicht aus den reinsten Absichten — am Schlusse der Vorstellung zu pochen. Dieser Gemeinheit wurde, zur Ehre dieser Personen, nicht gedacht, und sie lieber der ewigen Vergessenheit übergeben werden, wenn man nicht besorgen müßte, dem großen Dichter und den wahrhaft Gebildeten Deutschlands mögte die Unverschämtheit einiger bedauernswürdigen geistlosen Geschöpfe, als die Stimme Berlins, über sein göttliches Werk zu Ohren gebracht werden, und — darum muß jeder, dem die Achtung und der Ruhm Berlins theuer ist, der nicht will, daß dieser Name mit Schande gebrandmarkt werde, die Sache anzeigen, wie sie sich wirklich verhält. Die große Mehrheit, entrüstet über jene Frechheit, gab nun ihren Beifall desto wärmer und lebendiger zu erkennen."

Dieser Bericht stimmt mit den Äußerungen Zelters und Fichtes und des Professors Georg Sartorius (Hoffmann, Euphorion 18) durchaus überein. Im „Brennus" heißt es dann weiter über die erste Wiederholung der „Natürlichen Tochter" am 13. Juli: „Die heutige Vorstellung übertraf die erste im Einzelnen und im Ganzen."

Gleichzeitig mit dem „Brennus" entdeckte ich in Kisten auf dem obersten Boden meines Landhauses noch eine ganze Anzahl weiterer Zeitschriften aus urgroßväterlicher Zeit, darunter den Vorgänger des „Brennus", die *National-Zeitschrift für Wissenschaft, Kunst und Gewerbe in den Preußischen Staaten,* nebst einem Korrespondenzblatte. Diese Monatsschrift wurde im Januar 1801 (im Verlage von I. G. Braun in Berlin) von G. J. L. von Rohr und O. F. Th. Heinsius ins Leben gerufen. Rohr war ein ehemaliger Offizier, Heinsius der bekannte Sprachforscher, zuletzt auch Rektor des Grauen Klosters, seit 1806 (mit Unterbrechung durch die Okkupation) Herausgeber des trefflichen „Preußischen Hausfreunds" und seit 1811 (mit Janisch und Heyne) des Jahrbuchs „Hertha, Germaniens Schutzgeist". Weder über die „National-Zeitschrift" noch über den „Brennus" habe ich etwas finden können; Salomon und Geiger erwähnen beide nicht (Frensdorff-Berlin bot 1907 das erste Quartal des „Brennus" an). Die meisten Beiträge in der „National-Zeitschrift" erschienen anonym. Für den Verfasser der durch den ganzen Jahrgang laufenden Abhandlung „Zustand des preußischen Kriegswesens im 18ten Jahrhundert" möchte ich Julius von Voß halten. Interessant sind die Aufsätze über die Halberstädter literarische Gesellschaft (Heft 4) mit einigen Bitterkeiten auf Fischer, Klamer Schmidt und den alten Gleim, über die älteren Berliner Privattheater (Heft 9) und über Dittersdorfs Aufenthalt in der preußischen Hauptstadt (Heft 11). Beachtenswert sind auch die ausführlichen Besprechungen über das Nationaltheater, beispielsweise über die Erstaufführung der „Jungfrau von Orleans" (Heft 10), ferner der Nekrolog über Fleck (Heft 11). Mit dem zwölften Heft ging die Zeitschrift ein, und der Verlag kündigte für 1802 an ihrer Stelle den „Brennus. Eine Zeitschrift für das nördliche Deutschland" an, die Rohr allein redigierte, deren Mitarbeiter aber Heinsius blieb. Das „Tagebuch des königl. National-Theaters" wird hier fortgesetzt und zeichnet sich wieder durch recht gute Beiträge aus. Gubitz lieferte für die Vierteljahrsbände hübsche Titelkupfer. —

Nebenbei sei bemerkt, daß ich unter diesen alten Zeitschriften auch noch die ersten vier Jahrgänge des *Beobachters an der Spree* (1802—1805) fand. Das seinerzeit vielgelesene Wochenblatt hat nicht den geringsten literarischen Wert; Geiger und Salomon haben mit ihrem vernichtenden Urteil über diesen Berliner Klatschvetter durchaus recht. Selten geworden mag der Beobachter freilich sein, man pflegte ihn wohl kaum aufzuheben. Ebrard-Liebmann suchten für ihre Monographie „Johann Konrad Friederich" nach einigen (späteren) Jahrgängen, mußten aber (S. 307) erklären: „Leider war nichts von dem Blatt aufzufinden."

Mikrologische Schriften.

Von

Dr. Heinrich Klenz in Berlin-Steglitz.

I.

Die mikrologischen Schriften befassen sich eigentlich mit „Kleinigkeiten" und zwar behandeln sie Nichtiges als etwas Wichtiges. Der Philosoph d'Alembert sagt: „Die Pünktlichkeit in Kleinigkeiten ist die Tugend der Narren", und der satirische Publizist W. L. Wekhrlin (in Webers Auswahl 1823 S. 217) fügt hinzu, man müsse diesen zugestehen, „daß sie Kleinigkeiten nur deswegen mit so vieler Gravität behandeln, weil sie ihnen durch das Mikroskop ihrer Imagination sehr groß vorkommen". Etwas anderes ist: „das Kleine in einem großen Sinne behandeln", was Feuchtersleben als „Hoheit des Geistes" bezeichnet, während er „das Kleine für groß und wichtig halten" ebenso zutreffend „Pedantismus" nennt. Ersteres verrät nämlich eine humoristische Weltanschauung, letzteres ruft eine unfreiwillige Komik hervor. — Zu der mikrologischen Literatur gehören aber auch die übergründlichen Schriften. Denn, wie J. A. Bernhard (Curieuse Historie derer Gelehrten 1718 S. 280) richtig bemerkt, „bei nötigen Sachen kann sich einer auch zulang aufhalten und andere, die von ebensolcher und noch größerer Wichtigkeit, dabei verabsäumen". Von den eigentlichen mikrologischen Schriften handelt Bernhard in einem besonderen Kapitel mit der Überschrift „Von Gelehrten, die sich über nichtswürdigen Materien aufgehalten" (S. 635—639). Sonst finden sich über unsern Gegenstand zerstreute Notizen in J. B. Menckes zwei Reden von der Charlatanerie, die zuerst 1715 lateinisch erschienen sind und von denen ich die deutsche Ausgabe des Jahres 1716 benutzt habe, sowie in dem von ihm begründeten, von Jöcher fortgesetzten Gelehrten-Lexikon, zumal in der Ausgabe von 1733. Später hat Carl Julius Weber in seinem „Demokritos" vielerlei beigebracht: in des III. Bandes letztem Kapitel, „Der Geist des scholastischen oder gelehrten Zeitalters", und in mehreren Kapiteln des XI. Bandes.

Schon der Basler reformierte Theolog Samuel Werenfels ruft in seiner Abhandlung de logomachiis eruditorum [d. i. von den Wortschlachten der Gelehrten, Amsterdam 1702, auch Frankfurt 1736] aus: „Wer dürfte nicht lachen, wenn er hört, daß unter den Gelehrten gestritten wird, ob der Fisch, der den Jonas hinuntergeschluckt hat, ein Männchen oder ein Weibchen gewesen sei; welchen Fuß zuerst Äneas in Latium aufs Land gesetzt habe [hierüber stritten sich — nach J. L. Guez de Balzac 's Barbon, bei Mencke S. 94 — Palämon und Orbilius (seit 63 v. Chr. in Rom)]; welches die Form der römischen Hefteln gewesen sei; und sechshundert andere Dinge dieser Art." (Lateinisch zitiert von Bernhard S. 639.) Ähnliche *mikrologische Fragen,* mit denen sich die Akademien beschäftigten, waren nach W. L. Wekhrlin (in Webers Auswahl 1823 S. 109): „Wer erfand die Mausfallen? In welcher Sprache redete Bileams Esel? War Behemoth ein Elefant, Haifisch oder Werwolf?[1] Muß das Wort . . . mit oder ohne Accent gelesen werden?" Weber führt XI, Kap. 1 unter anderen folgende Fragen auf, um welche sich die Theologen stritten: „Was hatte der Engel Gabriel für Federn im Flügel? Hatte schon Adam einen Nabel? Welcher Art war die Schwalbe, die so ungebührlich mit Tobias' Augen umging, daß er blind wurde? Hat sich wohl Pilatus mit Seife gewaschen,

1 Das Wort „*Behemoth*" stammt aus dem Ägyptischen und bedeutet „der Ochse des Wassers". Nach mohammedanischer Sage heißt so ein ungeheurer Fisch, der zu den Trägern der Erdscheibe gehören soll. Die älteren Übersetzer geben B. durch „Elefant" wieder. So schrieb auch der Altdorfer Theologie-Professor Joh. Wilh. Baier (1675—1729) „*de Behemot* et Leviathan *elephante* et balaena" (Jöcher). Gegen eine andere Deutung trat 1748 der Buttstädter Superintendent Laurentius Reinhard auf mit seinem „Unumstößlichen Beweis, daß der Rhinoceros oder das Nashorn unmöglich könne der Behemot sein, dessen Hiob 40, 10 f. [15 ff.] Meldung geschieht" (Dunkels Hist.-Crit. Nachrichten II 2) 1756 S. 355). Nach G. Barzilai (1870) ist unter B. das Mammut zu verstehen. Sonst halten es die neueren Erklärer für das Nilpferd, Hippopotamus amphibius (s. Fritz Hommel, Die Namen der Säugetiere bei den südsemitischen Völkern, 1879). — Der *Leviathan,* den Baier (s. vorhin) für einen Walfisch hielt, bedeutet eigentlich ein „gewundenes" Tier, ein schlangenartiges Ungeheuer und bezeichnet in den Psalmen ein Seeungetüm, bei Hiob 40, 25 ff. das Krokodil. — Für das Nashorn hält in der neueren Zeit ein Teil der Erklärer das Hiob 39, 9 ff. vorkommende Tier, hebräisch רְים, das in der Septuaginta durch *μονόκερως* übersetzt und danach von Luther durch „Einhorn" wiedergegeben und von Späteren als „Büffel" ausgelegt ist; während andere bald diese bald jene Antilopenart annehmen (schon früher dachten einige an die Gazelle) und noch andere (darunter Hommel) den Wisent.

ehe er Jesum verurteilte? Was war Pilatus für ein Landsmann? Hat David vor Saul ein Adagio oder ein Allegro gespielt? Was war es für ein Baum, auf den Zachäus gestiegen? Woraus bestand die Salbe, die Maria dem Herrn brachte? Machte der Rock, über den die Kriegsknechte das Los warfen, die ganze Garderobe des Welterlösers aus? Ist das Tal Josaphat groß genug, das Weltgericht abzuhalten? Wieviel kostete wohl der Wein auf der Hochzeit zu Kana?" Und Kap. 7 erzählt er von einem Rabbiner, der, den Talmud in der Hand, die Fragen aufgeworfen habe: „Wie viele Schuhe tief ist das Rote Meer beim Durchzug der Kinder Israels gewesen, und haben sie von den Wachteln auch die Beinchen mit verschluckt?" Er habe von den verschiedenen Arten des Maßes, Schuh genannt, gesprochen, die Hauptsache aber unentschieden gelassen, und bei der zweiten Frage behauptet, die Beinchen der Wachteln seien weich geworden wie Butter. Ebendort kommt Weber auf mikrologische Fragen der Philologen zu sprechen: „Man sollte es nicht für möglich halten, daß die Herren untersuchten, ob Äneas mit dem rechten oder linken Fuß ans Land getreten [s. oben], und Venus an der rechten oder linken Hand von Diomedes verwundet worden [daß er dies nicht genügend untersucht habe, wurde dem Zopyrion von Maximos Tyrios (gegen Ende des 2. Jahrh. n. Chr.) vorgeworfen; nach Mencke S. 94, der Conrings Brief an H. Meibom zitiert]; wieviel Ruderer Ulixes am Bord gehabt, und wie sich Achilles wohl genannt habe, da er als Mädchen zu Skyros lebte; ob die Griechen ihre Eierkuchen mit Speck oder Butter zurichteten, und ob die Haustüren der Römer aus- oder einwärts sich öffneten; wie groß das Faß des Diogenes und wie schwer die Keule des Herkules gewesen sei, und wie die Griechen wohl hießen, die im Trojanischen Pferde steckten; wie lang wohl der Schwanz von Tobias' Hündlein gewesen, und wie oft wohl Cicero bei seinen Reden gehustet oder sich geräuspert habe, und ob er seine Werke wohl im Schlafrock schrieb; in welcher Melodie die Sirenen sangen" usw. Kap. 6 sagt Weber von den Historikern: „Die Herren Professoren, die eine dicke Abhandlung darüber schreiben können, ob ehemals die Landfriedensbrecher die Hunde haben führen oder tragen müssen [darüber schrieb nach Webers Ritterwesen 2. A. 1835 III S. 389 der Pfarrer Oetter, Augsburg 1784], oder: ‚Waren die, welche Christum kreuzigten, wirklich Westfalen?', werden immer seltener, wenn auch die Altertumsuniversität nicht zu verkennen ist: ich selbst kannte noch den Mann, der Rücksicht auf den Umstand nahm, ob Cäsar mit 23 Wunden oder mehr oder weniger verwundet worden sei, und ihm war es keine Kleinigkeit, den Irrtum zu berichtigen, daß dieser oder jener König, der nachts 12 Uhr gestorben sein soll, sich bereits um 10 Uhr in die Ewigkeit zu erheben geruht hätte."

Auf anderes Hierhergehöriges geht Weber Bd. III Kap. 23 ein, wo es heißt: „Mikrologie war der Geist jener Zeiten ... wer muß nicht wieder lächeln zu Salmasius' [1588—1653] gelehrten Abhandlungen über die goldenen Äpfel der Hesperiden, die er endlich für Pomeranzen erklärt, ein deutscher Gelehrter aber für Zitronen? So schrieb auch der Lübecker Goetze [George Heinrich, Superintendent, 1667—1728] über Gelehrte, die Schuster oder Schneider gewesen, Lukas geheißen, ertrunken, erfroren und unverehlicht geblieben sind [das sind doch nur zum Teil mikrologische Arbeiten!]; Hommel [1722—81, Professor der Rechte in Leipzig] gab uns ein Register von Juristen, die Heilige und Hurenkinder waren, lange Nasen, Buckel oder böse Weiber hatten, dem Trunke, der Wollust, der Verschwendung usw. sich hingaben; Baillet [1649—1706] schrieb von Gelehrten, die etwas hatten schreiben wollen, und Ancillon [1659—1715] von solchen, die gar nicht geschrieben haben, die doch in unsern Zeiten wirklich eine Merkwürdigkeit sind. Können wir es den Historikern jener Zeit übelnehmen, wenn sie bei Throninsassen und Adel die geringste Kleinigkeit historisch wichtig fanden? Man schrieb *Dissertationen aus Veranlassung seines Namens*, z. B. Müller von Müllern und Mühlen, Lämmermann [1724] über das Lämmerrecht, Biermann de eo quod justum est circa ebrium [‚von dem was Rechtens ist bezüglich eines Betrunkenen']. In diesem Felde zeichneten sich vorzüglich die lieben Juristen aus und schrieben de Cicerone jurisconsulto [d. i. als Rechtsgelehrten], de jurisprudentia Horatii, Virgilii et Plinii, regis Davidis et St. Pauli und de Luthero jurisconsulto." Hierzu einige Bemerkungen: Schon Jean Paul hat im Quintus Fixlein, 2. Zettelkasten, mikrologische Schriften von Goetze und Hommel, sowie die von Baillet und Ancillon erwähnt; wenn er aber noch Bernhards gedenkt, der von Gelehrten geschrieben habe, „deren Fata und Lebenslauf im Mutterleibe erheblich waren", so ist dies nur ein Kapitel in Bernhards „Historie derer Gelehrten". Ein gewisser B. R. Testor lieferte 1756 ein „Verzeichnis großer Männer, die sich totgelacht haben"! Beim „Lämmerrecht" ist einzufügen, daß ein Jurist Biener über das Bienenrecht und der Nürnberger Ratskonsulent Christ. Leonh. Leucht über das Licht- und Fensterrecht (1717) geschrieben hat. Bei dieser Gelegenheit mögen noch folgende *Schriften de jure* ... erwähnt werden: des Leipziger Professors Andreas Mylius Nasenrecht (aus der

2. Hälfte des 17. Jahrhunderts) (Webers Demokrit VIII Kap. 22); des Jenaer Professors Joh. Volkmar Bechmann (1624—89) Dissertation de jure facetiarum (Recht der Scherze) (ebenda VII, Kap. 2, wo auch eine Diss. von Jenichen de eo quod justum est circa jocos et facetias angeführt wird); des Marburger Professors Kornmann (wohl Joh., † 1656) Abhandlung de jure virginitatis (Recht der Jungfernschaft); J. H. Blocks Dissertation de jure salutationis: vom Recht des Grüßens, 1695; Joh. Georg Doehlers († 1749 als Kanzler und Konsistorial-Präsident in Gera) Jenaer Dissertation de jure florum: vom Blumen-Rechte, 1717 (1697?, sieh Dunkel I S. 190); des Halleschen Professors Joh. Samuel Stryk Abhandlung de jure spectrorum (Gespensterrecht), 1700; des Rintelner Professors Heinrich Ernst Kestner Abhandlung de jure tabaci, d. h. vom Recht des Tabaks, 1700 (deutsch 2. Aufl. Waldenburg 1716); des Groninger Professors Alex. Arnold Pagenstecher Abhandlung de jure ventris, d. h. vom Recht des Bauches, Bremen 1704; des Helmstedter Professors Joh. Paul Kreß Dissertation de jure Hagestolziatûs, 1727 (sieh Göttens Gelehrtes Europa 1735 S. 717); des Tübinger Juristen Hofmann' Dissertation Solani tuberosi esculenti jura, ‚der eßbaren Kartoffel Rechte', 1774 (Webers Demokrit XI Kap. 2); Treibers Spatzenrecht, Klübers Hundsrecht und Müllers Bienenrecht (alle drei bei Jean Paul, Flegeljahre 2. Aufl. Nr. 19); eine Abhandlung: de jure barbae: vom Bart-Rechte (im Anhang der angeblich aus dem Französischen übersetzten Satire „Rasibus od. Proces, welcher den Capuziner-Bärten gemacht worden" von 1760, aber früher entstanden); sogar ein „Recht der Hahnreye" (Wekhrlins Geist, 1823 S. 260). Professor H. E. Kestner schrieb auch de Cicerone, jurisconsulto in tractatu de officiis, 1719 sowie de jurisprudentia regis Davidis, 1706 (Dunkel III 1) 1757 (S. 235 f.). Der Leipziger Professor der Rechte Aug. Cornel. Stockmann gab eine Chrestomathia juris Horatiana in sechs Teilen 1801—8 heraus. — Weber fährt im Demokrit III Kap. 23 fort: „Apinius schrieb eine Dissertation, ob es recht sei, den Hunden die Ohren abzuschneiden." Gemeint ist wohl der Nürnberger Professor, spätere Braunschweiger Rektor Sigism. Jak. Apinus, 1693—1732; er schrieb nach Jöcher de eo an liceat brutorum animalium corpora mutilare, d. h. ob es erlaubt sei, der Tiere Körper zu verstümmeln. Andere *kuriose Dissertationen* in lateinischer Sprache aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sind z. B. folgende: J. G. Lairiz, De oblationibus in ecclesia per sacculum sonantem, vom Klinge[l]-Beutel, 1705. — Joh. Paul Kreß (Rechtsprofessor in Helmstedt), De dardanariatu Josephi, von Josephs Korn-Handel, ca. 1710 (Götten a. a. O. S. 713). — G. Slevogt, De vocatione ad pastoratum sub conditione matrimonii, von der Vocation unter die Schürtze, Leipzig 1739. — C. U. Grupen, De donationibus ante nuptias et an osculo virginitas delibetur. Ob die Jungferschafft durch einen Kuß verlohren gehe? Frankfurt 1741. Gelehrte Abhandlungen über den Kuß schrieben schon früher Jacob Herrenschmid, † 1641 als Superintendent in Nördlingen: Osculologia theologico-philologica (Jöcher; Jean Paul, Hesperus III, 31. Hundposttag); der Dichter Martin Kempe aus Königsberg: Dissertatio historica-philologica gemina: prior de osculorum genere ejusque variis speciebus, posterior de osculo Judae, Leipzig 1665, sowie Frankfurt 1690, auch Philologema de osculo, womit er 1665 zu Jena die Magisterwürde erworben (vgl. Webers Demokrit II Kap. 25), und der Philolog Joh. Friedr. Heckel aus Glauchau, † 1700 zu Ölsnitz im Vogtland: Diss. de osculis (Jöcher).

Dann heißt es bei Weber a. a. O. weiter: „Und Groß schrieb von der Größe Adams, widerspricht zwar den Rabbinen, daß der Urpapa 100 Schuh gemessen habe, beschäftigt sich aber doch damit, ob er schon Schuhe getragen habe. Trug er welche, so war er allerdings der erste Schuster; einen recht langen Bart mag er auch gehabt haben, da es noch keine Barbiermesser gab, sowie überhaupt kein Messer, da Adam und Eva in den Apfel gebissen haben." Nach Demokrit I Kap. 14 hat „M. Groß 1727 die Dissertation Quanta Adami statura fuerit? [‚Wie groß mag Adams Gestalt gewesen sein?'] geschrieben, wo er zwar über dessen Fußstapfe von 7½ Spanne Länge und 3½ Breite auf Ceylon lacht, sich aber doch etwas Großes denkt, als Ebenbild Gottes und da der Autor selbst Groß hieß". Der französische Akademiker Nicolas Henrion [Numismatiker, 1663—1720] gab Adam, nach Jean Paul (Siebenkäs 2. A. 1817 Kap. 4), 123 Fuß 9 Zoll und Eva 118 Fuß 9¾ Zoll. Man könnte eine kuriose *Adams-Literatur* zusammenstellen. So erschienen z. B. 1564 zu Eisleben „Elegantiarum veteris Adami decades sex, Formular-Büchlein der alten Adamssprache" von dem Mansfeldschen Schloßprediger Cyriacus Spangenberg (neu herausgegeben von Heinr. Rembe 1887)[1]; 1703 bzw. 1711 „De bibliotheca Adami schediasma" und „De reliquiis Adami Protoplasti" [‚Von dem literarischen Nachlaß Adams des Ersterschaffenen'], beides von dem Dresdner Pastor

1 Der Lübecker Rektor Joh. Heinr. von Seelen hielt, nach Göttens Gelehrtem Europa 1735 S. 189, seit 1721 Schulreden „von den Biblischen Schulen, z. B. der Schule im Paradiese, der Schule Adams".

Paul Christian Hilscher; und 1717 zu Altdorf „De Adami Logica[1], Metaphysica, Mathesi, Philosophia practica et libris“ von Vit. Hier. Regenfus. Eugenius Philalethes d. i. Thomas Vaughan († 1666) schrieb eine Magia adamica (aus dem Englischen übs. u. d. T. „Das Altertum der Magie von Adam an“ Hof 1735). Der Wittenberger Professor Abraham Calovius (1612—86) machte Adam zum ersten Theologen (Webers Ritterwesen 2. A. 1835 II S. 401). Nach anderen sollte er zwei Psalmen gedichtet haben (Demokrit XI Kap. 7).

Auch wird in Webers Demokrit III Kap. 23 des Gedichtes *ohne „r“* von Cardone, der Krebsreime u. dergl. kurz gedacht. Über Cardone berichtet Jöcher nach Toppi Bibliotheca Napoletana: „C., Vincentius, ein Dominikaner und Poet, geboren zu Atessa in dem Neapolitanischen, lebte im Anfange des 17. Jahrh., konnte den Buchstaben R nicht aussprechen und schrieb deswegen ein Gedicht von der Liebe unter dem Titel: l'R sbandita [‚das geächtete R‘], darinne in etlichen 1000 Versen kein R zu finden ist. Er gab sich auf dem Titel den Namen Gio. Nicola Ciminello Cardone.“ Jean Paul erwähnt ihn im Hesperus IV, 37. Hundposttag, im Jubelsenior S. 162 und im Museum Nr. II. Das Gedicht erschien im Jahre 1614. Nach Jean Paul (Mus.) verfaßte auch Brockes (1680—1747) ein Gedicht von 70 Versen und (Jubelsen.) ein Rektor Uhse eine Weihnachtspredigt, beidemal ohne ein einziges R. Ich fand noch italienische Predigten ohne diesen Buchstaben, gehalten von Don Luigi Casolini, dem die Aussprache desselben wie dem Cardone versagt gewesen sein soll, und gedruckt 1819 in Capitale della Toscana, also Florenz. In dem zu Berlin 1773 anonym erschienenen „Etwas, nebst einem Anhange“ befinden sich ganze Lieder ohne R. Dann ließ Gottlob Wilhelm Burmann in Berlin „Einige Gedichte ohne den Buchstaben R“ erscheinen (1788; neuste, vermehrte Ausg. 1796). Nach Brümmers Dichterlexikon veröffentlichte Franz Rittler 1813 den Roman „Die Zwillinge“ ohne R. Dieser erlebte sogar 3 Auflagen, wie E. Schulz-Besser (Zeitschrift für Bücherfreunde N. F. I Heft 11) angibt, der noch eine Erzählung ohne R von demselben Verfasser aus dem gleichen Jahre, eine Nachahmung der „Zwillinge“ von Leop. Kolbe 1816 und zwei derartige Erzählungen von Paul v. Schönthan 1883 verzeichnet (siehe auch die Zeitschrift f. B. III Heft 2). Andererseits verfertigte Nikodemus Frischlin (1547—90) ein aus zwei Distichen bestehendes lateinisches Gedicht, in welchem ebenso wie in der Überschrift alle Wörter mit einem R anfangen; es befindet sich auf dem Titelblatt der gegen Jacobus Rabus gerichteten Satiren und ist von Bernhard S. 514 mitgeteilt. So schrieb, nach Jöcher, schon der musikgelehrte Benediktiner Hucbald (ca. 840—930) ein Gedicht von 300 Versen an den Kaiser Carolus Calvus, darin alle Wörter mit C anfangen; ferner Christian Pierius aus Cöln (Ende 16. Jahrh.) ein Gedicht von dem gekreuzigten Christus, worin ebenfalls alle Wörter mit C anfangen, sowie eins unter dem Titel Maximilianus, worin sie mit M anfangen; Marius Favorinus (um 1540) aber ein Gedicht von 400 Versen, die alle mit P anfangen, zu Ehren des Papstes Paulus III. Dem kann ich hinzufügen, daß der Rostocker Theologie-Professor Joachim Hartmann (1715—95) ein lateinisches Gedicht von 1½ Folioseiten verfaßte, in dem alle Wörter mit einem V anfangen. Solche Gedichte mit demselben Anfangsbuchstaben in allen Wörtern oder wenigstens in allen Zeilen heißen *„tautogrammatische“*; dagegen werden die Schriften, in denen ein bestimmter Buchstabe gänzlich fehlt, *„leipogrammatische“* genannt. Schon der griechische Grammatiker Tryphiodoros aus Ägypten soll um 500 n. Chr. eine „Ὀδύσσεια λειπογράμματος“ abgefaßt haben, in deren erstem Gesange kein α, in deren zweitem kein β usw. vorgekommen sei (Suidas s. v. Νέστωρ). Auch Ratzeberger (Literar. Almanach für 1827 S. 124) führt an, daß ein Fabius Claudius Gordianus 24 Bücher geschrieben habe, in deren erstem kein a, in deren zweitem kein b usw. vorgekommen sei; das Werk sei 1696 von Jakob Homey herausgegeben worden. Über Dichtungen ohne „s“ siehe die Zeitschrift für Bücherfreunde N. F. III Heft 4. Die *Krebsreime* — lateinisch versus cancrini —, auch anazyklische oder palindrome Verse genannt, die von hinten gelesen ebenso lauten wie von vorne, soll nach Menckes Charlatanerie 1716 S. 171 Anm. und nach Jöcher, welche sich auf Frehers Schauplatz S. 690 beziehen, Joh. Heinr. Risius oder Riese (1596—1669, aus der Grafschaft Sponheim, zuletzt Superintendent in Hatzfeld) erfunden haben; er verfaßte ein ganzes Gedicht in solchen Versen, Tuba pacis, d. h. Friedensposaune. Einzelne Verse dieser Art kommen schon früher vor, z. B.: Si se mente reget, non tegeret Nemesis, welcher

---

1 Über die Logik der Engel („de angelorum logica“) schrieb nach Ratzebergers Literarischem Almanach für 1832 S. 140 ein Gerhard Meier, geboren 1664 in Hamburg (wohl der als Superintendent in Bremen 1723 gestorbene Theologe). Ratzeberger führt noch ebenda S. 37 f. an: „Ein gewisser Dornmeier [nach Jöcher Andreas Julius Dornmeyer, 1674—1717, aus Lauenstadt im Hannöverschen, Rektor des Friedrich-Gymnasiums zu Berlin] versprach, ein eigenes Buch de philosophia Diaboli [„über die Philosophie des Teufels“] zu schreiben, und hat in einer ‚Philologia biblica‘ Kap. 31 sogar Proben davon gegeben.“

dem polnischen Reformator Johannes a Lasco († 1560) zugeschrieben wird, und der noch ältere: Signa te, signa, temere me tangis et angis, den der Teufel, als er den heiligen Johannes von Nowgorod nach Jerusalem hin und her tragen mußte, gemacht haben soll, weswegen man solche Verse auch versus diabolici nannte. Weitere sind: Roma tibi subito motibus ibit amor. — Aspice! nam raro mittit timor arma nec ipsa. — Otto tenet mappam, madidam mappam tenet Otto (modern). Auch im Griechischen gibt es dergleichen, z. B.: Νιψον ανομηματα, μη μοναν οψιν (Brunneninschrift im Hofe der griechischen Dreieinigkeitskirche zu Konstantinopel, früher auf dem großen Marmorbecken der Sophienkirche; „Wasche die Sünden ab, nicht nur das Gesicht"). Eine Unterart sind Verse wie: Sacrum pingue dabo, non macrum sacrificabo (Hexameter; das Opfer Abels) — Sacrificabo macrum, non dabo pingue sacrum (Pentameter; das Opfer Kains). — Weber führt auch „den vollkommensten Hexameter in zwei Worten: Consternabuntur Constantinopolitani" an. Anderswo fand ich ihn sogar erweitert zum Distichon, aus nur vier Wörtern bestehend, in der Fassung: Conturbabantur Constantinopolitani / Innumerabilibus sollicitudinibus, und als Verfasser den gelehrten böhmischen Edelmann Bohuslaw Lobkowitz-Hassenstein (1462—1510) genannt. — Mikrologische Verskünstler waren ferner der Dresdner Poet Georg Kleppisius, der in seinem Proteus Poëticus vom Jahre 1617 den 1617 mal veränderlichen Hexameter: Dant tria jam Dresdae, ceu sol dat, lumina lucem, und sein Bruder im Apoll Karl Goldstein, der im Jahre 1618 den 1618 mal abwechselbaren Hexameter: Ars non est, tales bene structos scribere versus [d. h.: Es ist keine Kunst, solche gut gebauten Verse zu schreiben] zum besten gab (Joh. v. Bessers Schriften 1732 S. 847). Diese beiden *Chrono-Hexameter* wurden noch übertroffen durch Kaspar v. Dachröden's Vers: Det, meus sit, justus, rogo jasper [?], psallere Jesus, der sich sogar 3059 mal verändern läßt und dessen Variationen das zu Erfurt 1621 erschienene Gedicht „Ingenii lusum tempore luctus" bilden (Forts. u. Ergänzgn. zu Jöchers Gelehrten-Lexikon von Adelung II Sp. 600; Beitrag von Lessing). — Man drechselte auch *rhopalische Verse*, d. i. keulenförmige, in denen jedes folgende Wort eine Silbe mehr hat als das vorhergehende, z. B.: Rem tibi confeci, doctissime, dulcisonoram. Selbst Verse, deren sämtliche Wörter zugleich zwei verschiedenen Sprachen angehören, wurden fabriziert; wie nachstehende Zweizeiler zum Lobe der hl. Jungfrau Maria, die sowohl lateinisch als auch italienisch sind: In mare irato, in subita procella
Invoco Te, nostra benigna stella,

d. h. etwa: Auf wildem Meer, im Sturmgewüte
Dich ruf' ich an, du Stern der Güte

(W. Langewiesche, Wolfs 1919 II S. 97).

Schließlich gedenkt Weber a. a. O. der *Wortstatistik*, die ein Holländer der *Heiligen Schrift* hat angedeihen lassen. Dieser „fand, daß die Bibel aus 3566227 Wörtern bestehe, der Name ‚Jehovah' 6855 mal, ‚und' 46227 mal, das Wörtlein ‚flugs' aber nur einmal vorkomme, und der 117. Psalm das mittelste Kapitel sei". Aus der *Buchstabenstatistik*, die an der Heiligen Schrift geübt wurde, führt Jean Paul im Quintus Fixlein, 2. Zettelkasten an, daß in der hebräischen Bibel nach den Masoreten z. B. das Aleph (A) 42377 mal, in der Lutherischen Bibel aber nach der Erlanger Bibelanstalt das deutsche A 323015 mal vorkomme, welch letzteres sonderbarerweise auch die Summe aller Buchstaben im Koran sei.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G., Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a
Druck von *Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.



Pursche Lärmet,
Saust und schwärmet,
Nur vermeidet Zanck und Streit :,:
Lasset die Philister lachen,
Laßt sie saure Minen machen,
Pereat, der es verbeut. :,:

Grain und Sorgen,
Spahrt bis morgen,
Packt den ganzen Plunder ein. :,:
Geht Philister, Lumpenhunde,
Marche mit euch zu dieser Stunde,
Weil wir Pursche lustig seyn. :,:

Junge lauffe,
Geh' und kauffe,
Mir den raresten Taback, :,:
Hohl' die allerlängsten Pfeiffen,
Kurtz vom Rumpf und lang an Reiffen,
Und beschmiere sie mit Lack. :,:

Landes Vater,
Schutz und Rather,
Es leb mein Fürst Franz Ludwig, hoch. :,:
Ausbund anserlesner Prinzen,
Herzog fränckischer Provinzen,
Macht, Ehr, Hoheit kröne Ihn. :,:

Zu Dr. Arthur Bechtold, Ein Einblattdruck des „Landesvaters"



Pro Salute Franconicorum,
Pro Salute Patriæ,
Pro salute horum Amicorum,
Nec non Amicitiæ.

Pro salute Jure Consultorum,
Pro salute Jurisprudentiæ, &c. &c.
Universitatis Julio-Ducalis,
Nec non omnium Virginum.

Accipio Clasellulum, Siccine tenendum,
Trillificandum, Deprimendum,
Altius tollendum, Circumferendum,
Ad Os movendum,
Atque exhibendum funditus.

(*Hic Bibitur*, & insonat deinde Chorus,)

Vivat Noster N. N. = =
= = iana Musa, = =
Vivat, Floreat, Crescat,
Atque vos vivatis invicem,

Chorus: Atque nos vivamus singuli, &c.

Will mir Minerva nicht,
So mag Bellona rathen,
Ich ehre Wissenschaft,
Und schätz auch die Soldaten;
Es leb mein Fürste hoch,
Das Hochstift schließ mit ein,
Dieß soll bey Bier und Wein,
Mein einz'ge Labung seyn.

Herr Bruder Trinck einmal,
Laß deine : : : leben,
Sie wird zum Gratial.
Dir, was du wünschest geben;

Und

Und bist du denn fidel,
So dencke dieß dabey,
Daß an Fidelité,
Dein = = = Ursach sey.

So leb dann jenes Kind,
Ich trincks auf Ihr Vergnügen,
Und werd im Truncke selbst,
Den Saufgott unterliegen,
Ich setze demnach an,
Ihr Freunde ruffet aus.:
Es leb mein Mäd'gen hoch,
Sie, und ihr ganzes Hauß.

Franz Karl Ludwig, Du sollst leben,
(Euch als Freunde schließ ich ein,)
Mäd'gen die mir Küsse geben,
Soll dieß Glas geweihet seyn.
= = mit den = = Haaren,
Lebe, weil du redlich bist;
Bis uns einst nach späten Jahren,
Tief ein finstres Grab umschließt.

Bruder auf Dein Wohlergehen,
Sey Dir dieses Glas gebracht,
Euere / Unsere } Freundschaft soll bestehen,
Bis der Tod ein Ende macht.
Alle die hier seyn, Sollen Zeugen seyn,
Alle die hier seyn, Schliesen wir mit ein,
:,: Bruder :,:

Thränen könnt ich zwar vergiesen,
Doch dieß wär nur Tändeley;
Unser / Selbst mein } Blut soll für dich fliesen,
Zum Beweißthum { unsrer / meiner } Treu,

Selbst

Selbst mein Blut ließ ich,
Bester Freund für Dich,
Sterb ich denn für Dich,
O wie froh sterb ich, :,:
Thränen :,:

Auch mein Mäd'gen,
Meine Schöne,
Leb bey jeden Pursche Schmauß, :,:
Ausbund auserlesner Tugend,
Reitz für meine : : : Jugend,
Sie soll leben, und Ihr Hauß. :,:

Ein reiches Weib macht alles gut. rc. rc.

Es leb der Herr Bruder N. auch wohl,
Ein : : : der Ihm schimpfen soll.
So lang wir Ihn nur kennen,
Woll'n wir Ihn Brüder nennen,
Es leb :,:

Ein Einblattdruck des „Landesvaters".

Von

Dr. Arthur Bechtold in München.

Mit einer Beilage.

Der „Landesvater" hat seinen Namen bekanntlich nach der dem Preise des Landesherrn gewidmeten Strophe eines alten, beim Brüderschaftstrinken gesungenen Kommersliedes erhalten[1]; beim Absingen dieser Strophe wurden die Hüte mit dem Degen durchstochen. Zu den drei Strophen, aus denen das Lied ursprünglich bestand, gesellten sich im Laufe der Zeit noch mehrere; die Verse der eigentlichen Landesvaterstrophe konnten von jedem Sänger beliebig durch andere, schon vorhandene oder dem eigenen Witz entsprungene, ersetzt werden. Durch solche mutwillige, oft anstößige Improvisationen, die bald einen der Hauptreize der Feierlichkeit bildeten, gestaltete sich die beabsichtigte Huldigung vor dem Landesfürsten mitunter geradezu zu einer Verhöhnung desselben, so daß im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts der „Landesvater" in einen recht schlechten Ruf geraten war. Lied und Brauch wären, wie so viele andere Lieblingslieder der Zeit, vielleicht der Vergessenheit verfallen, wenn nicht 1871 der Kieler Studierende August Niemann die edleren Bestandteile in sein „Vaterlandslied bei entblößtem Haupt und Degen" hinübergerettet hätte. Welche Wandlung der Sitten, der Denkart und des Geschmackes liegt zwischen diesen ernsten, weihevollen Klängen und dem ungeschlachten Burschensang der Rokokozeit!

Von dem älteren „Landesvater" sind *vier* Fassungen bekannt. Die früheste befindet sich in einem kurz nach der Mitte des Jahrhunderts, wahrscheinlich zu Halle gedruckten Liederbuche, der „Ganz neu zusammengetragenen Liebes-Rose". Auf sieben Strophen erweitert, erscheint das Lied auf einem von den Gebrüdern Keil veröffentlichten Jenaischen Blatte um 1775. Der berüchtigte Hallische Magister Kindleben geriet, als er 1781 eine Sammlung von Studentenliedern herauszugeben beabsichtigte, — der Druck scheiterte an der Verweigerung der Druckerlaubnis durch Friedrich den Großen — auch über den „Landesvater", den er auf seine platte, geist- und poesielose Weise veränderte. Eine vierte Fassung endlich ist in dem 1794 angeblich zu Altorf, in Wirklichkeit zu Tübingen entstandenen „Akademischen Lustwäldlein" eines pseudonymen Herkules Raufseisen enthalten, auf das Hoffmann von Fallerslebens zuerst aufmerksam gemacht hat.[2]

Tübingen war fast ausschließlich von Landeskindern, meistens Theologen, besucht worden und hatte wenig Verkehr mit den in Mittel- und Norddeutschland gelegenen Mittelpunkten akademischen Lebens unterhalten; dieser Umstand, im Verein mit gewissen schwäbischen Charaktereigentümlichkeiten, dem Ablehnen von Neuerungen und dem zähen Festhalten am Althergebrachten, könnte erklären, daß der einmal eingebürgerte Wortlaut sich hier länger erhalten hat als anderwärts.

Es scheint indessen, daß der neue Landesvater überhaupt sich nur sehr langsam durchsetzte, zunächst vielleicht nur auf den größeren und gesitteteren Universitäten Leipzig, Halle und einigen anderen, die zu diesen in Beziehungen standen. Noch in der 1795 zu Halle erschienenen zweiten Auflage des verbreitetsten Kommersbuches, der „Auswahl guter Trinklieder", steht neben dem „Landesvater" Niemanns der des Magisters Kindleben. Daß noch nicht mehr Texte zum Vorschein gekommen sind, hat seinen Grund darin, daß es bis zum Ende des 18. Jahrhunderts gedruckte studentische Liederbücher nicht gab; die Lieder vererbten sich mündlich oder handschriftlich von einer Studentengeneration auf die nächste.

Der Zahl der bisher bekannten Texte kann ich einen weiteren beifügen.

---

1 Vgl. Hoffmann von Fallersleben, Findlinge I (Leipzig 1860) S. 36—51: „Der Landesvater in seiner ursprünglichen Gestalt". — W. Fabricius, die deutschen Corps. Berlin 1898. S. 119—125, 341. — Flegler, Kommers und Landesvater. Akadem. Monatshefte III. — A. Kopp, Deutsches Volks- und Studenten-Lied in vorklassischer Zeit (Berl. 1899) S. 230—233.

2 Das einzige bekannte Exemplar in der Univ.-Bibl. Tübingen. Neu herausg. von A. Kopp. Leipzig 1918.



Die katholische Universität *Würzburg* hatte bis 1773 unter der Leitung der Jesuiten gestanden und mehr den Charakter einer Schule als den einer Universität getragen.[1] Von dem lärmenden Studententreiben, wie es sich zu Jena und Gießen, aber auch auf den fränkischen Universitäten Erlangen und Altorf in Studentenorden und Landsmannschaften ungehemmt entfalten konnte, war Würzburg auch noch längere Zeit nach der Aufheburg des Jesuitenordens unberührt geblieben; es fehlte jede Tradition, an die man anknüpfen konnte. Die 1785 für die Studierenden erlassenen Statuten heben noch mit Befriedigung hervor, daß „die von vielen übel verstandene akademische Freyheit, so manche in einer zügellosen Lebensart suchen, auf unserer Akademie gänzlich unbekannt seyn soll." Erst 1792 vernehmen wir von einem Versuch Jenaischer Amicisten, ihr dortiges Verbindungsleben nach Würzburg zu übertragen; man ließ von Jena Gesetze, Reden und Lieder kommen. Es soll jedoch viele Mühe gekostet haben, den Orden aufrecht zu erhalten, da die eingesessenen Würzburger Studierenden, denen diese Art der Geselligkeit fremd war, sich ablehnend verhielten und es vorzogen, ihre Unterhaltung im Kreise bekannter Familien zu suchen.[2] Andere Unternehmungen hatten besseren Erfolg; jedenfalls stand schon wenige Jahre später auch in Würzburg das Verbindungsleben in voller Blüte. Es ist, als hätte es nur eines Anstoßes von außen bedurft, um noch kurz vor der Neige des Jahrhunderts die engen Gassen der alten Bischofsstadt am Main mit der so lange entbehrten sporenklirrenden Poesie und Romantik des Burschenlebens zu erfüllen.

Das erste bis jetzt aufgetauchte Zeichen des nunmehr erwachenden Burschengeistes ist ein gedrucktes Liederprogramm, welches aus dem Nachlasse des kürzlich verstorbenen Würzburger Privatgelehrten Dr. Z. in meinen Besitz gekommen ist. Die Zeit seiner Entstehung ist begrenzt durch die Regierung des Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal (1779—1795), dessen Name zweimal, in dem „Landesvater" und in einem anderen Liede, genannt wird. Nach dem oben Gesagten können wir diese Zeit noch weiter auf die Jahre 1792—1795 verengern. Lettern und Vignetten verraten die Druckerei des Würzburger Universitätsbuchdruckers Franz Ernst Nitribitt; von ihm sind, außer einer großen Zahl von Dissertationen, Vorlesungsverzeichnissen und dergl., eine Reihe von Schriften gedruckt, welche aus Anlaß der zweiten Säkularfeier der Universität 1782 erschienen sind. Daß auch unser Liederprogramm für einen bei dieser Gelegenheit abgehaltenen festlichen Kommers der Studentenschaft bestimmt gewesen sein könnte, halte ich für ausgeschlossen; der Würzburger Student von 1782 verstand noch nicht zu kommersieren.

Dies führt uns auf den Kreis, aus dem aller Wahrscheinlichkeit nach die kleine Liedersammlung hervorgegangen ist. Der Geist, der uns aus den Gesängen entgegenweht, ist kein einheimisches Würzburger Gewächs; der in ihnen geschilderte Studententyp ist der des Jenaischen „Renommisten", des „Burschen von ächtem Schrot und Korn", wie er erst jetzt, zum großen Mißvergnügen des Hofes und der Bürgerschaft, auf den Straßen Würzburgs in Erscheinung trat. Es ist ein Kommers ganz nach jenaischem Vorbild, Lieder, „wie man in Jena singt". Einige sind wirklich in Jena entstanden; sollte ein Zufall noch eine spätere jenaische Fassung des „Landesvaters" zutage fördern, so würden wir ohne Zweifel die gleiche wie auf unserem Blatte erkennen.

In der Tat lassen sich eine Menge Fäden, die in dieser Zeit von Jena nach Würzburg führen, nachweisen; die Beziehungen dauerten bis ins 19. Jahrhundert. Man kann sagen, daß bald nach der Zeit, da jenaische Amicisten Würzburg entdeckten, diese Hochschule geradezu eine jenaische Kolonie zu werden begann; nach jenaischer Art wurde das Verbindungswesen, Trinken und Duellieren, das ganze Studentenleben eingerichtet. Von ehemaligen Mitgliedern der fränkischen Landsmannschaft zu Jena wurde noch 1805 die heute noch als Korps bestehende fränkische Landsmannschaft zu Würzburg gegründet.[3] Daß das vorliegende Kommersprogramm einer gleichnamigen Vorläuferin derselben seine Entstehung verdankt, könnten die Worte „Pro Salute *Franconicorum*" bei dem bekannten Kommersliede beweisen.

Die hier beigegebene Nachbildung enthebt mich der Wiedergabe der Liedertexte. Der „Landesvater" bildet, wie man sieht, den Rahmen für die übrigen Gesänge; ihm gehören die vier ersten und die beiden letzten Strophen an. Die erste, zweite und vierte Strophe

1 Über die Anfänge Würzburger Verbindungslebens vgl. meine Aufsätze: Würzburger Studentenleben im 18. Jahrhundert. Arch. d. Hist. Vereins f. Unterfranken 52. Bd. — Würzburger Studentenleben zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Kartell-Zeitung des S. V. Jahrg. XXX.

2 Graf Guido von Taufkirchen, oder Darstellung des zu Jena aufgehobenen Mosellaner- oder Amicisten-Ordens. Weißenfels und Leipzig 1799. S. 158. Der Verfasser dieses Buchs soll der Hofkommissär F. in J.*** (Jena) gewesen sein.

3 R. Mauermeier, Das Korps Franconia zu Würzburg. München 1905.

entsprechen mit einigen Änderungen den drei ersten der jenaischen Fassung von 1775, sowie der Tübinger, ebenso ist die letzte Strophe allen Fassungen gemeinsam. In der vorletzten, stärker veränderten „Auch mein Mädchen ..." erkennen wir noch die Strophe des Jenaischen Textes:

„Die *Friquette*,
Die *Brunette*,
Sei bei jedem Burschen-Schmauß;
Pereat wer sie *touchiret*
Und sich über sie *moquiret*
Pereat sein ganzes Haus!"

Noch nirgends mitgeteilt ist die dritte Strophe „Junge lauffe ..." Die nicht gerade geschmackvollen Verse gehörten vielleicht ursprünglich zu einem anderen, möglicherweise zu einem Tabakliede; wir befinden uns ja in einer Zeit, in der viele Lieder erst im Begriffe sind, ihre endgültige Form zu erhalten, Strophen abgetrennt und mit solchen anderer Lieder zu neuen Liedern vereinigt werden usw. Die Form ist seit Opitz nicht selten; ich erinnere an die Stelle in Opitz' Lied: „Ich empfinde fast ein Grawen":

„Holla, Junger geh und frage
Wo der beste Trunck mag sein.
Nimb den Krug und fülle Wein ...",

an das ebenfalls aus dem Kreise Opitz' stammende „Mein Freund dir will ich eins singen", bei dem die Aufforderung an den Jungen den Refrain bildet. Aus dem 18. Jahrhundert nenne ich das Lied „Verlaßt, ihr Musensöhne" mit seiner Strophe:

„Nun, Mädchen, holt uns Pfeiffen
Holt Merseburger Bier ..."

Die übrigen Lieder sind mehr oder minder verändert die üblichen, in allen gleichzeitigen Kommersbüchern zu findenden; den Wortlaut der Lieder „Will mir Minerva nicht" und „Ein reiches Weib macht alles gut" haben Robert und Richard Keil in ihren „deutschen Studentenliedern des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts" nach alten Handschriften mitgeteilt. Von dem letzteren Lied, einem der zynischsten der ganzen Zeit, scheint in Würzburg nur die Strophe gesungen worden zu sein:

„Ein reiches Weib macht alles gut,
Obgleich der Pursche viel verthut,
Zum *Vivat*, zum *Vivat* der ganzen *Compagnie!*"

Ein Silhouettenalbum aus der Göttinger Gesellschaft um 1785.

Von

Dr. Erich Ebstein in Leipzig.

Mit acht Schattenrissen.


Charlotte Michaelis.

„Die Porträtsilhouette des 18. Jahrhunderts ... wird heute nicht allein deswegen unser Interesse beanspruchen, weil technisch damals diese Kunst sich streng und reif dokumentierte, sondern mehr wohl stoffliche Reize für uns um der silhouettierten Persönlichkeiten willen haben".[1]

Von diesem Gesichtspunkt aus waren die Veröffentlichungen der Ayrerschen (1899), der Esmarchschen (1903), der Leisewitzschen (1905) und der Merckschen (1909) Sammlungen auch gerade für die Göttinger Persönlichkeiten mit großer Freude zu begrüßen.

Was mir aber immer wieder aufgefallen ist, daß gerade die Damen der damaligen Göttinger Gesellschaft nur sehr spärlich vertreten waren. Nur Philippine Gatterer, die Göttinger Professorentochter, macht eine Ausnahme. Aber niemals sind mir bisher Silhouetten von Bürgers drei Frauen Dorette und Auguste (Molly) Leonhart und von Elise Hahn, dem Schwabenmädchen, begegnet.

Durch einen glücklichen Zufall gelangte ich vor kurzem in den Besitz eines Silhouettenalbums, das ehemals der in Jahren 1784—86 in Göttingen studierende ungarische Edelmann *Gregorius Franz von Berceviczy* (1763—1822) dort angelegt hat. Sie befanden sich zwar nicht mehr in dem Originalband, sondern sie sind später — um sie besser zu erhalten — in einen mit reicher Goldpressung versehenen Pergamentband geklebt.

Mir ist die Persönlichkeit Berceviczys, der später um den Wendepunkt des 18. Jahrhunderts für Ungarn eine große Bedeutung als volkswirtschaftlicher Schriftsteller gewonnen hat, seit 1897 bekannt aus der Buchveröffentlichung seines Enkels, betitelt: „Aus den Lehr- und Wanderjahren eines ungarischen Edelmannes im vorigen Jahrhunderte". (Leipzig, Georg Heinrich Meyer.) Aus diesem interessanten Buch, das der wesentliche Schlüssel für die im Album wiedergegebenen Silhouetten ist, ergibt sich z. B., daß Berceviczy[2] im Sommer 1785 hören wollte: „Übungen in der deutschen Sprache im feinen Stil bei *Bürger*." Als Berceviczy Göttingen mit seinem Freunde Podmanyitzky verließ, gab Bürger ihnen beiden am 2. April 1786 einen kurzen Empfehlungsbrief an Ramler mit (Vierteljahrschrift für Littg. IV, 1891, S. 260.) *Podmanyitzky*[3] ist abgebildet, Bürger nicht. Aber *Lichtenbergs* wohlgetroffene Silhouette[4] erscheint, und am gleichen Tage wie Bürger schreibt Lichtenberg „diesen beyden jungen, Ungrischen, protestantischen Cavalieren" ebenfalls einen Empfehlungsbrief (Briefe, Band II, S. 258), und zwar an Nicolai. Lichtenberg charakterisiert sie u. a. als „Leute vom vortrefflichsten Charakter". Auch die beiden Grafen *Ladislaus und Stephan Teleky* stehen zu Lichtenberg in Beziehung; er meldet sie seinem Bruder (Briefe II, 228) am 20. Mai 1785 als seine Zuhörer in seiner Physikvorlesung. Auch Berceviczy notiert (S. 23) ihre Ankunft und macht folgende Bemerkung dazu: „Man zeichnet hier die Grafen sehr aus, dafür müssen sie auch alles doppelt bezahlen." Die ganze ungarische Kolonie verläßt im Laufe des Jahres 1786 Göttingen. z. B. gehen die Grafen Teleky nach England (B. 33).

Mit dem *Fürsten Lichtenstein* und dem *Prinzen von Nassau* ist Berceviczy schon im Herbst 1784 ziemlich bekannt (B. 19, 21), er macht mit ihnen und dem *Grafen Breuner* Schlittenfahrten. Jeden Sonnabend (B. 30) hat Berceviczy mit seinen Freunden einen Club, wo sie zusammen spielen und soupieren: darunter sind von den abgebildeten: *Graf Breuner, Bernstorff, Herr von Döring, Fagel* zweimal. (Vgl. Pütter 2, S. 19—21.)

Von den von Berceviczy besuchten Kollegien geben die an seine Mutter gerichteten Briefe Auskunft. Er hört bei *Meiners*[5] u. a. Geschichte der Menschen und bei *Beckmann*

---

1 *Knudsen*, Die Chr. D. Meyersche Silhouettensammlung. Z. f. Bücherfr. N. F. V, 2, 194.

2 B. mit nachfolgender Seitenzahl bezieht sich auf das Buch über Berceviczy.

3 Vgl. Schmidt, Caroline 2, 232; Goethe und die Romantik 1, 228 u. 369.

4 Vgl. Ebstein, Lichtenbergs Mädchen. München 1907, S. 80 und Merck (Tafel LI)

5 Vgl. die ähnliche Silhouette bei Merck (Tafel XLVII).



Dorothea Schlözer.



August Ludwig Schlözer.

Handelswissenschaft und Warenkunde (B. 16). Mit den Professoren *Schlözer*[1] und *Feder*[2] ist er am besten bekannt. Bei dem ersteren hat er schon gespeist, zu dem letzteren kann er alle Sonntage kommen (B. 19). Dabei wird von Lavater erzählt (B. 23), daß, als man ihm gleichzeitig die Silhouette eines Straßenräubers und die Feders vorgelegt habe, Lavater Feder für den Räuber und den Räuber für den Professor der Philosophie hielt. Bei *Chr. G. Hayne* (gemeint ist Heyne) hörte er Archäologie, dann auch bei *Gatterer*[3] und bei Konsistorialrat *Leß*.

Der ungarische Edelmann rechnete es sich zur hohen Ehre an, auch in den Familien seiner Lehrer zu verkehren. So sehen wir *Frau Heyne* (eine ähnliche Silhouette findet sich in: Schattenrisse aller teutscher Frauenzimmer. Halle 1785 S. 210), dann *Frau Meiners*, geb. Achenwall (ebenda S. 290) ... Außerdem erscheint *Frau Feder*.

Von den Göttinger Professorentöchtern erscheint der entzückende Schattenriß von *Charlotte Michaelis*, der Tochter des Orientalisten und der Schwester von Caroline. Charlotte, die den Sohn des Buchhändlers Dieterich heiratete, starb, wie das Kirchenbuch besagt, „im Wochenbett an einer Inflammation" — im Alter von 27 Jahren — am 2. April 1793 „kaum zwölf Monden vereint", wie die Verse auf dem Grabstein auf dem Göttinger Kirchhof vor dem Weendertor anheben. Zu ihrer Charakteristik sei auf Erich Schmidt's „Caroline" (1913) verwiesen und auf Fr. Frensdorff'schen soeben erschienene Studie „Die Heimat Carolinens".

Frau Forkel, geb. Wedekind.

Von Heynes Töchtern erscheint *Madame Forster geb. Heyne*[4], geb. 1764, auf der Silhouette ist sie also etwa 20 Jahre alt: am 7. September 1785 hatte die Vermählung mit Forster stattgefunden. Bei der andern silhouettierten *Tochter Heynes* kann es sich um die älteste aus Heynes zweiter Ehe — Wilhelmine (nannte sich später Minette) oder um die zweitälteste — Jeanette — handeln. (Vgl. L. Geiger, Th. Huber. 1901, S. 15 und M. Eckardt, Briefe aus alter Zeit. Hannover 1913, S. 18.)



Louise Böhmer.

1 Vgl. die ähnliche Silhouette bei Merck (Tafel XLVIII).

2 Vgl. Merck (Tafel XLVI).

3 Vgl. Hennings Sammlung von Schattenrissen (1782) Nr. 53.

4 Ein Jugendbildnis von Therese Heyne bei v. Hanstein, Die Frauen in der Geschichte des deutschen Geisteslebens. 2. Buch, Lpz. o. J., S. 336.


Alexander von Podmaniczky.

Mit *Louise Böhmer* (Louise Auguste Elisabeth) ist die Tochter des Göttinger Professors Georg Ludwig Böhmer gemeint (geb. 16. September 1768, † 13. März 1823). Sie ist noch vor ihrer am 17. Oktober 1786 mit Georg Jacob Friedrich Meister vollzogenen Vermählung dargestellt. Sehr wertvoll erscheint mir ferner der Schattenriß der *Dorothea von Schlözer*[1], geboren am 10. August 1770. *Wilhelm Heinse* kommt in einem an Fritz Jacobi gerichteten Briefe aus Rom, vom 16. März 1782, auf die „reizende elfjährige Tochter“ des „trocknen Schlözer“ zu sprechen, „ein Kind, das ganz artig italienisch spricht, lateinisch, französisch und spanisch zu lesen angefangen hat, das Klavier spielt, Bravourarien singt, und voll Lebhaftigkeit ist. Ich bin manchen Morgen und Nachmittag mit ihr in dem weiten Rom herumgezogen, und sie war fast besser zu Fuß, als der Seeheld Klinger.“ (Ausgabe von Schüddekopf, Briefe II, 155.) Da Berceviczy Ostern 1786 Göttingen verließ, wird der Schattenriß vor dieser Zeit angefertigt sein und die junge Gelehrtin etwa ein Jahr vor ihrer Promotion am 19. September 1787 zeigen; sie wird „virgo erudita“ genannt und von dem gleichzeitig promovierten G. A. Bürger heißt es, „cuius poemata cum voluptate legit Germania“.


Fräulein Heyne.

Ganz besonderes Interesse erregen die Schattenrisse der *Frau Forkel* und der *Frau Volborth.* Berceviczy war im Volborthschen Hause ein gern gesehener Gast und ist dort „sehr gut aufgenommen worden. Er ist Pastor[2] bei der Marienkirche, sie ist eine der ersten Damen, spielt sehr schön Clavicord und singt.“ (B. 24 u. 29f.) Berceviczy bringt seine Ruhe- und Erholungsstunden dort meistens mit Musik zu. „Die Frau ist der interessanteste Teil des Hauses.... In Göttingen interessiert sich sozusagen, alles für sie. Sie sucht sich also eine Gesellschaft nach ihrem Geschmack aus, die dann freilich gut gewählt ist.... Kein Wort ist da umsonst gesprochen, alles ist überdacht und fein, keine Zweideutigkeit, nichts Unreines. Diesen Umgang halte ich für mich sehr nützlich“. Diese Charakteristik paßt zu dem, was Consentius (Bürgers Gedichte II, 364) bemerkt: „Für den Göttinger Klatsch war damit — in diesem Falle ohne Grund — schon gesorgt“. Bürger hat sie nämlich in einem fragmentarischen Gedicht (Consentius, ebenda S. 112) als „Aspasia“ bezeichnet. Ich gebe es nur auszugsweise wieder.

> ... „Ich sah Aspasien im Venus Wagen fahren ...
> Ein ganzes Heer von Grafen, von Baronen
> und Junkern zog. Es zog Rat, Domherr, Superndent
> Professor, Baccalaur, Hofmeister und Student,
> Ein buntes Quodlibet aus allen Erdenzonen.
> Die *Herrn von Bercewitzy*, ...
> .... sah ich wie Sklaven ziehen.
> Mir fiel ...
> Selbst *Luther*, — Ehren Luther! — ins Gesicht
> Nur *Vollborth* nicht!

Mit Luther hatte Bürger schon 1776 zu tun. (Hannov. Geschbll. 1903, S. 409.) Er trat jederzeit geschminkt auf die Kanzel. Seine Tochter *Mademoiselle Luther* erscheint auch im Schattenriß.

1 Von ihr kenne ich die Büste von Trippel 1782 und ein Bild (beide auf der Univ.-Bibl. in Göttingen.): ein von Fiorillo gezeichnetes und von Schwenterley 1790 gestochenes Blatt liegt mir in photographischer Nachbildung vor. (Vgl. Aug. Reuter, Dorothea Schlözer. Göttingen 1887, S. 10. u. 14f.) Inzwischen gab Falckenheiner (Göttinger Blätter 1920, Nr. 21—24, S. 17—24) „Einiges über die Büsten und Bildnisse der Dorothea von Schlözer“ heraus.

2 Seine Silhouette aus früherer Zeit bei *Zimmermann* (Leisewitzens Silhouettensammlung): Jahrbuch des Geschichtsvereins für Braunschweig: 4. Jahrg. (1905) S. 143 f.

Frau Forkels Bild zeigt, daß sie — die etwa Zwanzigjährige (geb. 22. Februar 1765) — eine Schönheit war. Auf sie bezieht sich Bürgers Gedicht: „Hört, Enkel, hört . .", das ich im Oktober 1905 — nach der Bürgerschen Handschrift faksimiliert — in der Z. f. Bücherfreunde mitgeteilt habe. Bürger nannte sie auch „Furciferaria" (Furcifer = Galgenstrick). Die Einsicht in die Göttinger Matrikelbücher und Logislisten gestattete mir, die im Silhouettenalbum Dargestellten einzeln nachzuweisen. Ich erwähne: *Georg von Döring* aus Hannover, *Heinrich* und *Jacob von Fagel* aus Haag (Holland), den Hofmeister *Thomas Theophil Ried(e)l* aus Ungarn, den Hofmeister *Andreas Schäfer* aus Regensburg, *Burkhard Christophorus von Vitinghoff* aus Riga und des H(eiligen) R(ömischen) R(eiches) Ritter *Jacob Friedrich Wagner von Wagenberg* aus Wien.



Georg Christoph Lichtenberg.

Drei Bilder sind in Rötelmanier radiert; zwei hat Zimmer[1] gezeichnet und der Göttinger Stecher Riepenhausen radiert. Sie stellen die beiden Brüder und *Grafen Fr. J.* und *Philipp Anton Schenk zu Castelle* dar. (Vgl. Pütter 2, S. 20.), das dritte wird aller Wahrscheinlichkeit nach einen der *englischen Prinzen* darstellen, die damals in Göttingen studierten (Pütter a. a. O. S. 16; Lichtenbergs Briefe II, 246; Frensdorff in der Z. d. hist. V. f. Niedersachsen 1905). Bercewiczy ist mit ihnen gut Freund und hat schon mit ihnen gespeist. (B. 45 f.).

Von *Berceviczy* selbst enthält das Album einen Stich von „Löschenkohl in Wien". Unter dem Medaillonbild, das sicherlich einer Zeitschrift[2] entstammt, bemerkt man rechts Bücher und links eine geöffnete Notenrolle. Berceviczy spielte als Student Violine und trat dort in Gesellschaften auf (s. oben).

Damit glaube ich auf teilweise neues und interessantes Silhouetten-Material zur Geschichte des gesellschaftlichen Lebens in Göttingen[3] um 1785 hingewiesen zu haben, aus einer Zeit, da Göttingen auf der Höhe seines Ruhmes stand und die „Königin der Universitäten" hieß.

1 *Samuel Zimmer* (1751—1818) war Maler und Univ.-Zeichner in Göttingen. (H. W. Singer, Allgem. Künstlerlexikon, Band 5 [1901], S. 150.)

2 Ich konnte die Zeitschrift nicht ausfindig machen.

3 Die Durchsicht des früher angelegten Silhouettenbuches von *Carl Schubert* auf der Göttinger Univ.-Bibliothek (Cim. Cod. Ms. hist. lit. 103) hat mir wieder viele lehrreiche Vergleiche gestattet. Ich kann hier nur verweisen auf *Gatterer* (S. 16), eine sehr ähnliche von *Heyne* (S. 17), *Feder* (S. 21) und *Schlözer* (S. 22), dagegen ähneln die von *Lichtenberg* (S. 24) und *Meiners* (S. 25) kaum denen in meiner Sammlung. Auch ein „*von Podmanitzky*" — aus Ungarn, Student der Rechte, ist (S. 102) abgebildet, der in Göttingen von 1775—79 die Rechte studierte. Als Charakteristik heißt es von ihm: „spielte ein schönes Clavier und war fast in allen Sätteln gerecht. Ging auf Reisen und war 1782 Concipiste bei der Ungarischen Hofkammer." Vielleicht ein älterer Bruder unseres Podmanyitzky, der im Herbst 1784 nach Göttingen zum Studium der Rechte kam.

Unbekannte Dichtungen Fichtes?

Von

Maximilian Müller-Jabusch in Charlottenburg.

Von 1804 bis 1806 gab der damals gerade der Berliner Pepinière entlaufene, noch nicht zwanzigjährige *K. A. Varnhagen* — das seinen Vorfahren abhanden gekommene Adelsprädikat von Ense holte er erst später wieder aus der Rumpelkammer hervor — zusammen mit *Adalbert von Chamisso* einen Musenalmanach heraus, dessen dritten Jahrgang Ludwig Geiger in den Berliner Neudrucken 1889 wieder veröffentlicht hat. Der Almanach gehört zu den Seltenheiten. Als Geiger seine Neuausgabe veranstaltete, besaß die Berliner Bibliothek nur den dritten Jahrgang, den zweiten trieb Geiger in der Bücherei der Göritz-Lübeck-Stiftung auf, und von dem ersten konnte er nur berichten, daß ein Exemplar sich in Goethes Handbibliothek befinde. Inzwischen hat die Berliner Bibliothek alle drei Jahrgänge erworben.

Geiger hat seiner Neuausgabe eine ausführliche Einleitung vorangestellt, in der er den Kreis der damaligen literarischen Jüngsten Berlins, in dem der Almanach entstand, schildert. Neben den beiden Herausgebern war in erster Linie *Wilhelm Neumann* beteiligt, die beiden Schlegel waren der Gruppe wohlgesinnt, selbstverständlich auch, daß man Goethe hoch verehrte. Der erste Jahrgang des Almanachs, den man nach seinem Umschlage den „grünen" nannte, erregte blitzwenig Aufsehen. Trotzdem gelang es den Herausgebern, für den zweiten Jahrgang einen ganz bedeutenden Mitarbeiter zu finden, nämlich *Fichte*. Die Freude darüber löst sofort ein Sonett an ihn aus, das N. (Neumann) und Ch. (Chamisso) zusammen verfassen und an den Anfang des Büchleins, das in diesem Jahrgang bei dem Verleger Frölich in Berlin erschien, stellen. Dann folgen zwei nicht mit Namen gezeichnete Sonette Fichtes, die in der von seinem Sohne besorgten Gesamtausgabe seiner Werke im achten Bande auf Seite 161 abgedruckt sind. Eine Quelle ist im Gegensatz zu dem in der Gesamtausgabe vorher abgedruckten Sonett, das zuerst im Schlegel-Tieckschen Musenalmanach erschien, nicht angegeben. Sie sind unter der Überschrift Sonette als 1 und 2 bezeichnet, ein drittes (Nichts ist, denn Gott, und Gott ist nichts denn Leben) ist angehängt. Im Musenalmanach findet sie sich auf Seite 2 und 3, sie lauten:

Sonett.

Wenn dir das inn're Götterwort wird spruchlos,
Verblasset auch die äußerliche Spürung:
Was dich umgiebt, verlieret die Verzierung,
Was von dir ausgeht, ist nur schnöd' und ruchlos,

Die Blüte deines Lebens steht geruchlos,
Was andre leitet, das wird dir Verführung,
Denn du bist außerhalb des All Berührung;
Und so wird dir der äuß're Laut auch spruchlos;

Das innen Todte glänze noch so scheinsam,
Doch treibt dich fort zu ungemeßner Wehmut —
Die unaufhaltsam schon dich griff — die Brandung.

Drum bleib' ich selber in mir selber still und einsam,
Und pflege fort, in kindergleicher Demuth,
Das Unterpfand der einst'gen frohen Landung.

Sonett.

Was meinem Auge diese Kraft gegeben,
Daß alle Mißgestalt ihm ist zerronnen,
Daß ihm die Nächte werden heitre Sonnen,
Unordnung Ordnung, und Verwesung Leben? —

Was durch der Zeit, des Raums verworrnes Weben
Mich sicher leitet hin zum ew'gen Bronnen
Des Wahren, Guten, Schönen und der Wonnen,
Und ihm vernichtend eintaucht all mein Streben?



Das ist's: seit in Uraniens Aug', die tiefe,
Sich selber klare, blaue, stille, reine
Lichtflamm', ich selber still, hineingesehen;

Seitdem blieb dieses Aug' mir in der Tiefe,
Und *ist* in meinem Sein — das ewig Eine,
Lebt mir im Leben, *sieht* in meinem Sehen.

In den Werken finden sich folgende Abweichungen: Sonett 1, Zeile 2: äußere Verspürung; Zeile 7: Des Alls; Zeile 13: mit kindergleicher. Sonett 2: Zeile 7: Des Schönen, Wahren, Guten; Zeile 8: Und drin; Zeile 9: Uranias.

Das erste Sonett ist mit zwei Sternchen, das zweite mit drei Sternchen unter dem Texte gezeichnet. Genau so hatte Fichte seinen Beitrag im Schlegel-Tieckschen Musenalmanach (Was regst du, mein Wein, in dem Faß dich?) mit drei Sternchen bezeichnet. Die Autorschaft Fichtes an diesen beiden Sonetten dürfte also unbestreitbar sein.

Nun hat es aber den Anschein, als ob der Almanach, dessen meiste Beiträge anonym oder mit Decknamen erschienen, noch darüber hinaus Gedichte von ihm enthält. Varnhagen erklärt in seinen Erinnerungen (Band 1, Seite 320) ausdrücklich: Fichte hat *vier* Gedichte beigesteuert. Er gibt aber nicht an, um welche Gedichte es sich handelt. In „Fichtes Leben und litterarischer Briefwechsel" ist (Band 1, Seite 350) nur ganz allgemein gesagt: „Fichte hoffte ungemein viel von der literarischen und poetischen Begabung der beiden jungen Männer (i. e. Varnhagen und Chamisso) und überließ ihnen für ihren Musenalmanach, das ›grüne Buch‹ genannt, seine philosophischen Sonette, welche dort zuerst anonym veröffentlicht wurden." Das vermag auch keinen neuen Hinweis zu geben. Varnhagen selbst erzählt später (Seite 335), es habe den Rezensenten der Jenaer Literaturzeitung gereizt, daß Gedichte mit Sternchen versehen seien, was eine Nachahmung des Schlegel-Tieckschen Musenalmanaches war. Er ahne nicht, daß in beiden Fällen derselbe Verfasser, eben Fichte, verdeckt wurde.

Auch damit kommen wir nicht viel weiter, denn außer den beiden Sonetten tragen noch 22 Beiträge Sternchen statt der Autornamen, und von ihnen sind allein 16 wiederum Sonette. Allerdings sind diese Sternchenbeiträge im Inhaltsverzeichnis in zwei Gruppen geschieden, von denen die eine zwei Übersetzungen lateinischer Hymnen, die andere alles übrige umfaßt. Danach scheint der *eine* Stern also zwei Autoren zu decken. Nehmen wir die Tatsache hinzu, daß die beiden unzweifelhaften Beiträge Fichtes einmal mit *zwei* Sternchen, das andere Mal aber mit *drei* Sternchen gezeichnet sind, so ist rein äußerlich die Möglichkeit, daß ihm auch Beiträge mit einem Sternchen zuzuschreiben seien, gegeben, und die beiden Hymnen würden zusammen mit den Sonetten die von Varnhagen angegebene Zahl der Beiträge ergeben. Es kommt hinzu, daß die Redaktion recht mangelhaft war, was sich allein schon aus dem Inhaltsverzeichnis ergibt. In der Regel kommen darin die Verfassernamen vor den Beiträgen. Am Schlusse sieht das Register aber so aus:

*

Hymnen aus dem Lateinischen Seite 16
1. Auf Marias Geburt (O quam decora)
2. Die unbefleckte Empfängniß Maria's. (Nunquam serenior)

**

Sonett Seite 2

***

Hier fehlt also die Seitenangabe für den Dreistern-Beitrag (nämlich Seite 3) und der Titel kann auf beide Chiffern bezogen werden.

Rezensionen des Almanachs gibt es in zwei Zeitschriften. Daß die Jenaer Literaturzeitung ihn besprach, erwähnte Varnhagen schon in seinen Erinnerungen. Der Almanach hat hier aber seltsamerweise sogar zwei Besprechungen, eine in einem Sammelreferat vom 2. Mai 1805, die A.—z. gezeichnet ist, die andere in einer besonderen, ganz ausführlichen Besprechung vom 6. Mai, gezeichnet M. Z., die besonders bösartig ist und sozusagen an diesem Musterbeispiele das Almanachunwesen allgemein abschlachten will. Die erste Besprechung tadelt mit vornehmlicher Schärfe die Nachdichtungen der lateinischen Hymnen:

„Sonst gibt es auch Übersetzungen in diesem Almanach, worunter Hymnen aus dem Lateinischen, die aber freilich nicht zu ihrem Vorteil an die trefflichen Nachbildungen ähnlicher lateinischer Gesänge im Schlegel- und Tieckschen Almanach erinnern." In der zweiten Besprechung findet sich folgende Stelle, mit der man Varnhagens oben wiedergegebene Äußerung vergleichen wolle: „. . . die übrigen

Poeten Robert, Eduard, Ernst, Anthropos, Wolfart, *, **, *** usw., vermutlich lauter erwählte Namen, die weiter nichts zur Sache tun, als daß mit ihnen schon die Nachbildung beginnt, denn man erinnert sich, daß in dem Musenalmanach von 1802 ... auch dergleichen als Novalis, Bonaventura, Jehumanus, auch Sternchen ... vorkamen" und „Hymnen aus dem Lateinischen durften nicht fehlen; die Vf. haben sich sogar in ihrer Auswahl bis zur unbefleckten Empfängnis der Jungfrau erhoben."

In beiden Besprechungen sind also die Hymnen besonders hervorgehoben, die *Sonette* dagegen *nicht*.

Merkwürdiger als diese Besprechungen ist ein Artikel in der von Biester herausgegebenen Neuen Berlinischen Monatsschrift (1805, Bd. 2, Seite 57), der unter der Überschrift „Ein Berlinischer Musenalmanach" das Büchlein nach stramm antiromantischen Prinzipien verreißt. Hier wird auch eines der beiden Fichteschen Sonette vorgenommen:

„Ein Almanach ohne Sonette wäre itzt, wie der Gast im Evangelium ohne hochzeitliche Kleider. Nein! man hat nicht Lust, sich in die Finsternis hinauswerfen zu lassen, wo Heulen und Zähneklappen ist; lieber heult man gleich selbst und macht, daß den Zuhörern die Zähne klappern. Hier ist eine Probe davon aus dem Anfang des Sonetts S. 2."

Es folgt dann die erste Strophe des Sonetts, das im einzelnen mit bissigen Bemerkungen zerpflückt wird. Besonders peinlich empfindet der Rezensent die möglicherweise katholische Tendenz, und deshalb wendet er sich nach einer langen Abschweifung allgemein antiklerikaler Natur gegen die Hymnen:

„... Und nun zurück zu unserem Almanach, dessen Dichter man für verkleidete Kapuziner halten möchte. Denn nicht das Erhebende, Schöne, Geistige, Phantasiereiche, dessen so viel in der katholischen Religion ist, wissen sie auszuwählen, sondern legen uns zur Empfehlung gerade das Ungenießbarste vor: Unverständliche Dogmen, tändelndes Wörter- und Bilderspiel, mystische Allegorien, und Verse, wie sie zu so altfränkischer Ware passen. Damit man sehe, was hierin möglich sei, was in einem Musenalmanach für das Jahr 1805 in Berlin wirklich gedruckt steht, schreibe ich das Unglaubliche ab: die gereimte Übersetzung eines gereimten, lateinisch-katholischen Kirchenliedes, einen Gesang auf die unbefleckte Empfängnis Marias! Es ist, man zweifele, wie man wolle, ein Faktum; die Verse stehen in dem genannten Musenalmanach S. 17, sage siebzehn. *Und der Verfasser dieser Verse? Es wäre merkwürdig zu wissen, ob es der ist, welcher halblaut dafür angegeben wird.*

Ein munterer Freund hat parodierende Verse an den Verfasser des deutschen Gesanges gemacht und mir mitgeteilt. Da, als Aktenstück, der Gesang hier gedruckt stehen muß, so liefere ich zur Erheiterung bei diesem Anblick eines Dichters von der traurigen Gestalt, auch die Parodie."

Es folgen nun nebeneinander die Wiedergabe der Hymne „Die unbefleckte Empfängniß Maria's", die in der Neuen Berlinischen Monatsschrift in drei Teile mit Sonderüberschriften zerlegt ist; in der hier folgenden Wiedergabe ist der Text der Hymne selbst nach der Schreibweise im Almanach gegeben.

An die unbefleckte Empfängniß Maria's.

Niemals erquickender,
Niemals entzückender
Föbus sich wiese;
Als da erneuet ward,
Höher geweihet ward
Das Paradiese.

Marienlied.

Dieses beladet nicht,
Innerhalb schadet nicht
Teuflische Lugsucht,
Noch der versagete
Kläglich gewagete
Biß in die Trugfrucht.

Dieses verderbten nicht,
Diesem vererbten nicht
Giftige Düfte:
Nährend durchgehen es,
Klärend durchwehen es
Heilige Lüfte.

An den Verfasser des nebenstehenden Gedichts.

Niemals wohl närrischer
Und dabei herrischer
Föbus sich wiese:
Als da erneuert ward,
Als da geleiert ward
Das Paradiese.

An den Verfasser.

Dieses beladet wohl,
Überall schadet wohl
Alberne Reimsucht;
Und der versagete
Kläglich gewagete
Grif nach der Goldfrucht.

Alles verderbet Ihr,
Denn Ihr vererbet hier
Thörigen Dünkel.
Kühnlich zwar zeigt er sich;
Doch bald verkreucht er sich
Schmählich im Winkel.



Wie im gedrängten Heer
Stehn in ihm eng umher
Tugenden-Blüthen;
Saugen ohn' Überdruß
Nektar vom Überfluß
Göttlicher Güten.

Marienlied.

Mitten im Schwebe-Raum
Thut es den Lebebaum
Treuiglich warten:
Lebebaum Jesus ist
Unser Herr Jesus Christ;
Gehn wir zum Garten

Gehn wir, er offen ist,
Kühnlich zu hoffen ist.
Sind wir da, siehe,
Dies Paradiese sieh,
Wie es sich wiese nie
Jungfrau'n Marie.

Wie im gedrängten Heer
Stehn um Euch eng umher
Läppische Affen;
Hören ohn' Überdruß
Narrheit im Überfluß,
Staunen und gaffen.

An den Verfasser.

Wankend im Schwebe-Raum
Glaubst Du den Lorbeerbaum
Föbus's zu warten.
Doch es ist dürres Reiß.
Hörst Du der Musen Geheiß:
Raus aus dem Garten!

Fort, weil er offen ist,
Und noch zu hoffen ist,
Wirst Dich bekehren!
Denn solche Poesie
Wie sie sich wiese nie,
Mag niemand hören.

An diese Hymne schließe ich die im Almanach an erster Stelle stehende an:

Auf Maria's Geburt.

Hellglänzend steigt her,
Auroren bleicht er, —
Dein Aufgang, du Überschwängliche;
Mond, Sonne bist du,
Das Lichtreich bist du,
Maria, das unvergängliche.

Irrt wer in Wogen
Von Nacht umzogen,
Geworfen im Kahne, dem krachenden;
Mond, Sonne bist du,
Der Leuchtthurm bist du
Dem Segler zum Porte, dem lachenden.

Ich will alleine
So deinem Scheine
Nachgehn hienieden im Flimmerlicht:
Mond, Sonne bist du,
Die Fackel bist du,
Hinleitend zur Quelle vom Himmellicht. —

Darum der Theuren
Geburt wir feiren
Wohl über den Erdkreis, den schwebenden;
Seit sie die Sfären
Gewollt entbehren,
Maria, die Mutter der Lebenden.

An der Besprechung der Monatsschrift, die sonst übrigens keine Rezensionen zu bringen pflegt, ist der Angriff auf den ungenannten Verfasser der Hymnen merkwürdig. Der Rezensent drückt sich zwar hypothetisch aus, aber die ganze Art des Angriffs läßt die bestimmte Richtung gegen einen Autor, den der Rezensent wohl kennt aber nicht nennen will, erkennen. Und hier liegt die Vermutung, daß mit dem Angegriffenen *Fichte* gemeint ist, durchaus auf der Hand und wird noch dadurch wahrscheinlicher, daß der Mitarbeiter der Monatsschrift sich schon im Anfang das Fichtesche Sonett zum Angriffspunkt erkoren hat.

Eine andere Quelle macht die Wahrscheinlichkeit so gut wie zur Gewißheit. Im damaligen Berlin spielte als Kritiker eine ganz bedeutende Rolle der Livländer Garlieb Merkel, einer der wütendsten Feinde der Frühromantik und ein heftiger Gegner Goethes. In seinen „Briefen an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Produkte der schönen Litteratur", im Feuilleton der Haude und Spenerschen Zeitung, das er redigierte, und in dem von ihm herausgegebenen „Freimüthigen" hatte er Plattformen genug, um diesen Kampf nach bester Klopffechtermanier zu führen. Merkel wandte sich auch gegen den Almanach. Varnhagen erzählt darüber (S. 305):

„Am schlimmsten aber verfuhr Garlieb Merkel mit uns, der verrufene kleine Kritiker, der den Verstand und Geschmack gegen die neue Schule zu verfechten unternommen hatte und in diesem Kampfe das possierlichste Schauspiel und die traurigsten Blößen gab. Doch galt er bei vielen Leuten noch als eine Stütze der guten Litteratur . . ."

Freilich beziehen sich diese Worte Varnhagens auf den ersten Jahrgang des Almanachs. Eine Besprechung dieses ersten Jahrganges mit Merkels Namen ist mir aber ebensowenig bekannt wie eine des zweiten, wenn nicht *diese* Kritik in der Neuen Berlinischen Monatsschrift von Merkel herrühren sollte und Varnhagen sich im Jahrgang geirrt hat, was nach so vielen Jahren ja möglich ist. Allerdings ist Merkel sonst nicht Biesters Mitarbeiter, aber

vielleicht lag ihm daran, an einem sonst nicht gewohnten Orte anonym aufzutreten, und dem Stil nach könnte der Aufsatz schon von ihm herrühren.

Grund zum Angriff gegen Fichte hatte er, denn dieser hatte ihm wohl zuerst, als er nach Berlin kam, einen Besuch gemacht, sich dann aber scharf gegen ihn erklärt, ja gelegentlich drucken lassen: „Wenn man einem Hunde das Vermögen der Sprache beibringen könnte, so würde dieser eine Ästhetik entstehen lassen, nach welcher jeder Spitz die Fehler in Herrmann und Dorothea so fertig nachweisen könnte, als es jetzt nur Gottfried Merkel vermag." Als eine Antwort hierauf wäre in diesen Jahren, in denen die literarischen Pamphlete wie die Pilze aus der Erde wuchsen, eine so bissige Parodierezension schon denkbar. Denn auch die von Varnhagen erwähnte abfällige Kritik Merkels, sei es nun die angeführte oder nicht, rief ein Gegenunternehmen der Getroffenen hervor. Varnhagen berichtet darüber (S. 350):

„Für dieses Mißgeschick ... mußte uns ein literarischer Streifzug trösten, der gegen Garlieb Merkel ausging. Berlin hatte uns das Treiben dieses Kritikers im widrigsten Eindruck aufgefrischt, einige gedruckte Stellen über ihn von Jean Paul Richter, von Schlegel und anderen lagen zu erneutem Gebrauch fertig; handschriftliche Scherze und Bitterkeiten fanden sich dazu, und alles dies zusammen gepackt erschien als Testimonia auctorum de Merkelio gedruckt, um der eben angekündigten Ausgabe seiner sämtlichen Schriften empfehlend vorauszulaufen. Das Büchlein, mit einer Fratze geziert, sauber gedruckt und geheftet, machte Glück. Die Teilnahme Bernhardis wurde sorgfältig verschwiegen ..."

Dieses Pamphlet, im Untertitel „Paradiesgärtlein für Garlieb Merkel" genannt und angeblich in Köln bei Peter Hammer verlegt, an dem neben Varnhagen und Bernhardi noch Wilhelm Neumann beteiligt war, erschien im Herbst 1805; der Zeitpunkt könnte ein, freilich nur schwaches, Argument für Merkels Autorschaft an der Rezension bilden.

Daß Merkel aber den intensivsten Anteil an diesem Almanache genommen hat, geht aus seinen autobiographischen Schriften hervor. In den 1839 erschienenen „Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben" behandelt er im zweiten Bande auch Fichte und seine Beziehungen zu ihm. Für uns sind folgende Stellen auf S. 121 und S. 122 wichtig: „... ging er (Fichte) nach Berlin, wo er darzuthun suchte, der Sinn der Wissenschaftslehre stimme völlig überein mit der Christlichen Religion, ja sogar Gedichte im Style der altfränkischen Tieckschen Manier, die fromm aussahen." Diesem Satze ist folgende Fußnote angehängt:

„Sie bewiesen nur, daß der tiefe Denker keinen Beruf zum Dichten habe und klangen gar ergötzlich. Mir schwebt ein Fragment eines derselben im Gedächtniß und ich will es hersetzen als Beleg zu dem, was ich über sie sagte:

Niemals erquickender,	....
Niemals entzückender	....
Phöbus sich wiese,	....
Als da erfunden ward,	Lebensbaum Jesus ist,
Als da ward offenbart,	Unser Herr Jesus Christ!
Das Paradiese.	Geh'n wir in Garten! —

Diese merkwürdige Verirrung eines sonst so ausgezeichneten Kopfes wurde in einem poetischen Taschenbuche gedruckt."

Mir scheint, daß diese Stellen die Beweiskette schließen. Merkel konnte, da seine Zeitschrift bei demselben Verleger Fröhlich wie der Almanach erschien, sehr wohl unter der Hand sicher erfahren haben, wer die Autoren waren, wenn nicht die Autorschaft Fichtes überhaupt ein öffentliches Geheimnis in den literarischen Kreisen Berlins war. Und daß da nicht irgend eine Verwechslung vorliegt, sondern daß der Umstand, daß Fichte der Übersetzer der beiden Hymnen war, einen nachhaltigen Eindruck auf Merkel machte, sieht man daran, daß er die Verse noch nach mehr als 30 Jahren mit so geringen Abweichungen vom Original aus dem Gedächtnis reproduzieren konnte, wie denn freilich sein Gedächtnis überhaupt recht zuverlässig ist.

Wenn also wirklich, wie Varnhagen behauptet, — und daran zu zweifeln ist kein Anlaß — Fichte vier Gedichte für den Berlinischen Musenalmanach von 1805 beigetragen hat, so dürften die beiden bisher noch nicht identifizierten Gedichte die aus dem Lateinischen übersetzten Hymnen auf Marias Geburt und die unbefleckte Empfängniß Marias sein. Dagegen spricht nichts, dafür so vieles, daß ich den Indizienbeweis erbracht zu haben glaube.

Für den Dichterruhm Fichtes ist damit freilich wenig gewonnen, denn das heutige Empfinden wird den Kritikern des Almanachs mehr oder weniger beistimmen, aber die Kenntnis der Persönlichkeit ist damit vielleicht um eine Linie verfeinert. Und recht interessant ist die Tatsache für die damaligen literarischen Zustände Berlins.

Die Zauberflöte — eine revolutionäre Oper.

Mitgeteilt von

Dr. Louis Liebmann in Frankfurt a. M.

In den längst vergilbten Blättern „Reich der Toten (Neuwieder Zeitung)", Jahrgang 1817, Nr. 98, Seite 780ff., fand ich den im Titel angegebenen Aufsatz, der wohl jetzt gerade auf erneutes Interesse zählen darf. Er lautet:

„So viele tausend Menschen in Deutschland, die durch den Zauber der Mozartischen Musik seit mehr als 25 Jahren in jene allberühmte Oper gelockt wurden, hätten sich wohl nicht beifallen lassen, daß dieselbe ein Machwerk der damaligen französischen Jakobiner sei und keinen anderen Zweck habe, als alle Tronen umzustürzen. Gleichwohl hat ein eifriger Royalist jener Zeit diese Behauptung aufgestellt, und da man auch jetzt wieder hinter zufälligen Erscheinungen große gefährliche Dinge argwohnet, so wird es unseren Lesern nicht unangenehm sein, zu erfahren, was jener scharfsinnige Jakobinerriecher sogar aus unserer armen Zauberflöte zu machen gewußt hat. — Er beginnt mit dem Komödienzettel. Die Personen sind:

Die Königin der Nacht (bedeutet die vorige Regierung).
Pamina, ihre Tochter (bedeutet die Freiheit, welche immer eine Tochter des Despotismus ist).
Tamino (bedeutet das Volk).
Die drei Nymphen (Damen) der Königin der Nacht (bedeuten die Deputierten der drei Stände).
Sarastro (bedeutet die Weisheit einer besseren Gesetzgebung).
Die Priester des Sarastro (bedeuten die Nationalversammlung).
Papageno (bedeuten die Reichen).
Papagena (bedeutet die Gleichheit).
Monostatos, der Mohr (bedeutet die Emigranten).
Sklaven (bedeuten die Diener und Söldner der Emigranten).
Drei gute Genien (bedeuten Klugheit, Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe, welche Tamino leiten).

Die Idee, fährt er nun weiter fort, die diesem Stücke zugrunde liegt ist: *Die Befreiung des französischen Volkes aus den Händen des alten Despotismus durch die Weisheit einer besseren Gesetzgebung.*

Gang des Stückes:

Tamino wird von einer ungeheuren Schlange (dem bevorstehenden Staatsbankerott), die ihn zu verschlingen droht, verfolgt. Die Königin der Nacht will ihn gern retten, da auf der Existenz des Tamino auch die ihrige beruht. Sie kann es aber nicht allein und braucht ihre drei Nymphen dazu, die auch das Untier vernichten. Tamino bricht in lauten Dank gegen seine Erretterinnen aus und erhält von ihnen noch außerdem ein vorzügliches Geschenk, eine Zauberflöte (die Freiheit, für sein Bestes sprechen und sich beklagen zu dürfen.) Zugleich trägt ihm aber die Königin auf, ihre Tochter aus den Händen eines grausamen, wollüstigen und tyrannischen Königs, des Sarastro zu befreien, der sie ihr geraubt habe und in einer Höhle verborgen halte. Um den Tamino destomehr zu diesem Unternehmen zu entflammen, verspricht sie ihm diese Tochter dann zur Ehe; welches aber ihr wahrer Ernst nicht ist, da sie schon längst dem Monostatos von der Königin der Nacht zur Gemahlin versprochen worden ist. Tamino schwört der Königin, alle Kräfte anzuwenden, ihr die geraubte Tochter wiederzuschaffen. Die Königin läßt ihm durch die Nymphen sagen, daß er sich bei seinem Abenteuer nur ganz auf die Leitung der drei guten Genien verlassen sollte. Nun tritt er wirklich in Begleitung des Papageno (der Reichen, die, wie bekannt, darum, daß sie vor der Revolution so sehr vom Adel und der Geistlichkeit zurückgesetzt wurden, sehr gern durch ihren Einfluß die Staatsveränderung bewirken halfen) seine Reise in die Staaten des so sehr verschrieenen Sarastro an. Aber wie erstaunt er, als er in diesem gerade das Gegenteil von dem findet, was er erwartet hatte! Sarastro ist zwar ein mächtiger und glänzender König, aber diese Macht und dieser Glanz sind nicht auf den Ruin der Untertanen, nicht auf den Schweiß und das Blut seines Volkes, sondern auf die beste Regierungsform begründet, daher ihn auch seine Untertanen innig lieben und unter seinem weisen Zepter höchst glücklich sind. Er erscheint auf einem von wilden Tieren gezogenen Triumphwagen anzudeuten, daß gesetzgebende Weisheit die natürliche Roheit des Menschen mildert, und daß ihr die ganze Welt mit Freuden sich unterwirft.



Statt den Tamino, wie dieser glaubte, feindselig zu behandeln, kommt ihm Sarastro mit Liebe entgegen: sagt ihm, daß er von der Königin der Nacht betrogen, offenbar in sein Unglück rennen würde, wenn er willens wäre, den Versuch zur Ausführung seines Vorsatzes zu wagen und bietet ihm freiwillig an, ihn in den Tempel der Ehre und Glückseligkeit zu führen, wenn er ihm folgen wolle. Tamino, gerührt von der Güte des trefflichen Alten, überzeugt von der Wahrheit seiner Äußerungen, überläßt sich nun mit ganzer Seele dem Sarastro, besonders da ihm dieser feierlich verspricht, ihm die holde Pamina zur Ehe zu geben. Sarastro beruft nun seine Priester zusammen, um ihnen vorzutragen, daß er den Tamino wert halte, in den Tempel der Ehre und des Glückes aufgenommen zu werden und läßt sie darüber abstimmen. Auch diese halten ihn einstimmig dessen würdig; ihre Verhandlungen darüber drücken sie durch weit schallende Sprachröhre aus zum Zeichen, daß sie an den ganzen Erdboden gerichtet sind.

Auch erleuchten die Priester bei der Aufnahme des Tamino die grausenvollsten Örter mit Fackeln, anzudeuten, daß endlich auch die Fackel der Aufklärung in die finstersten Gegenden des Weltalls dringe. Ehe aber Tamino wirklich in den Tempel des Glückes gelangen kann, muß er sich alle die mühseligen Vorbereitungen gefallen lassen, welchen ein jeder Eingeweihte sich unterwerfen mußte.

Hierher gehört das ihm auferlegte Schweigen, das Verweilen an grausenvollen Örtern und endlich die fürchterliche Probe des Feuers und des Wassers. Alles das besteht Tamino, überzeugt von der Güte des alten Sarastro, mit dem standhaftesten Mute und wird endlich mit seiner Pamina in den Tempel des Glückes aufgenommen, wo sie seine Gattin wird. Sein Begleiter Papageno, der anfangs, so lange das Abenteuer recht nach Wunsch ging, guten Mutes und selbst prahlerisch war, ist im Grunde ein schwacher und roher Mensch, der, so gern er auch glücklich sein möchte, doch jede Anstrengung und Schwierigkeit haßt und sich nicht gern etwas versagt. Während Tamino geduldig alle auferlegte Proben aushält, denkt er nur an seine plumpen Vergnügungen, Fressen und Saufen. Er sieht indes bald ein, daß dies alles doch nicht wahrhaft glücklich macht und will daher, seines Lebens satt und furchtsam vor kommenden Gefahren, sich aufhängen. Zur rechten Zeit wird er jedoch noch durch die drei guten Genien eines Besseren belehrt und gibt, wiewohl immer höchst ungern, dem alten Weibchen — heute Papagena genannt — (der Gleichheit, als der ältesten Eigenschaft des menschlichen Geschlechtes) — seine Hand, das sich nun wieder in ein holdes Mädchen verjüngt und den Papageno glücklich macht.

Das Auszeichnende an Papageno ist: Schöne Federn über den ganzen Leib, wegen seiner Eitelkeit. Die Hirtenpfeife bezeichnet seine Roheit, und das Glockenspiel (wonach alles tanzen muß, als eine Wirkung des Reichtumes) gleicht dem Schalle des Goldes, das in den Händen der Reichen zirkuliert.

Monostatos (die Emigranten) sucht auf alle Weisen dem Glücke des Tamino Hindernisse in den Weg zu legen, durch List und Trug, auch durch Gewalt; so daß er am Ende die Pamina gar töten will. Aber Sarastro straft ihn dafür. Noch einmal rafft er seine letzten Kräfte zusammen, um mit der Königin der Nacht einen Sturm auf den Tempel des Glückes zu wagen; aber er wird auf ewig mit ihr in den Abgrund gestürzt, nachdem er vorher feierlich geschworen hat, daß er mit seiner geliebten, ihm an Schwärze gleichenden Königin stets verbunden bleiben wolle.

Die wilden Tiere, die auf die süßen Töne der Flöte ihre Wildheit auf einige Zeit ablegen, sind Löwen (Wappen der Niederlande), Leoparden (England), Adler (Österreich, Rußland und Preußen). Die übrigen bedeuten die kleinen Staaten.

Nun was sagen dazu unsere Leser? Hätten sie wohl jemals dergleichen in der Zauberflöte gesucht? — An diesem Beispiele aber mögen sie erkennen, wie scharfsinnig der Argwohn ist und wie er die unschuldigsten Dinge zum Gegenstande der Verfolgung zu machen sucht."

Spenden aus der Weimarer Landesbibliothek.

Von

deren Direktor Professor Dr. Werner Deetjen.

IX. Zum Tiefurter Journal.

Während bisher nur sechs Exemplare des Tiefurter Journals bekannt waren, hat sich hier ein siebentes gefunden, das fünfte in Weimar. Es stammt aus dem Besitz des Großherzoglichen Hauses und ist vor einigen Jahren der Bibliothek überwiesen worden. Vermutlich wurde es erst im neunzehnten Jahrhundert von Kräuter für die Großherzogin Maria Paulowna unter Zugrundelegung alter Stücke zusammengestellt, indem dieser das Fehlende aus anderen Exemplaren, besonders dem Herderschen, abschreiben ließ. Die in den alten Stücken anfangs nicht vorhanden gewesenen Kompositionen trug Kräuter selbst nachträglich ein. Der stattliche, guterhaltene Folioband ist im Gegensatz zu allen anderen Exemplaren vollständig, d. h. er umfaßt alles, was der siebente Band der Schriften der Goethe-Gesellschaft bringt, freilich auch nicht mehr. Die überall fehlenden Stücke 17 und 41 hat Kräuter durch Umstellung des Materials zu ersetzen versucht, aber der Versuch ist als mißglückt abzulehnen.

Vorhanden ist in dem neu aufgefundenen Exemplar das sonst nur zweimal existierende „Avertissement", ebenso die Bemerkung am Ende des ersten Stückes: „Man unterzeichnet sich usw." Handschriftliche Eintragungen aus alter Zeit nennen als Verfasser von Nr. 2 in Stück 3 (Schriften der Goethe-Gesellschaft VII, S. 21 ff.) Wieland, der Mitteilung an die Herausgeber (ebenda S. 39 ff.) Merck, des Beitrages „Aus dem Malebarischen" in Stück 19 (ebenda S. 151) den Prinzen August, in Nr. 49 „An Laura, früh" Einsiedel. Die Vermutungen v. d. Hellens finden hier also eine neue Stütze. Beiträge Herders sind mehrfach mit einem H. unterzeichnet, und nach dem Aufsatz „Verstand und Herz" ist eine Abschrift von Herders späterer Bearbeitung eingeheftet. Das in allen Exemplaren titellose Gedicht „Sey gegrüßet, süße Liebe" (Schriften S. 171 f.) trägt hier die Überschrift „Neue Liebe".

X. Hebbel als Entleiher.

Der Nachlaß meines hochverdienten Vorgängers Reinhold Köhler birgt ein an ihn gerichtetes Blatt von Hebbels Hand aus der Zeit, da der Dichter zur Uraufführung der „Nibelungen" in Weimar weilte.

Herrn Dr. Köhler, Wohlg.

Hiebei 7 Bücher.

Hiebei, mein verehrter Herr Doctor, mit herzlichem Dank die mir anvertrauten Bücher, an Zahl sieben, zurück. Entschuldigen Sie, daß Sie mich gestern Abend nicht fanden, eine ganz unvorhergesehene Einladung, die sich nicht ablehnen ließ, entzog mich dem Erbprinzen.[1] Empfehlen Sie mich dem Herrn Hofrath Preller[2] und behalten Sie mich in freundlichem Andenken.

Weimar d. 20 May 1861.

Ihr

Fr. Hebbel.

Nach dem noch vorhandenen, von Hebbel unterzeichneten Leihschein hatte der Dichter am 14. Mai 1861 folgende Werke von der großherzoglichen Bibliothek entliehen:

Wolzogen, Karl August Alfred Freiherr von: Über Theater und Musik. Breslau 1860. 8°.

Stahr, Adolf: Weimar und Jena. Ein Tagebuch. 1. und 2. Thl. Oldenburg 1852. 8°. 2 Bde.

Heine, Heinrich: Der Salon. 1.—4. Bd. Hamburg 1834—40. 8°. 4 Bde.

1 Das bekannte Hotel am Markt.

2 Ludwig Preller, 1847—1861 Oberbibliothekar in Weimar.



XI. Wieland als Mitarbeiter der Erfurtischen Gelehrten Anzeigen.

Bernhard Seuffert spricht in seinen Prolegomena zu einer Wieland-Ausgabe (Berlin 1909. Verlag der Königl. Akademie der Wissenschaften. V, S. 20) und in den Beiträgen zur Wieland-Bibliographie (Mitteilungen des österreichischen Vereins für Bibliothekswesen) XI, S. 160 die Vermutung aus, Wieland sei der Verfasser einer Besprechung von „Heinrich und Emma, ein Gedicht aus dem Englischen des Prior. In der Richterischen Buchhandlung 1772", die sich in Stück 9 und 10 der Erfurtischen Gelehrten Zeitungen für das Jahr 1772 findet. Diese Vermutung wird durch einen Brief des Erfurter Literarhistorikers Joh. Georg Meusel an den Weimarer Bibliotheksakzessisten Joh. Samuel Gottlob Schwabe (Erfurt, 23. Jan. 72) bestätigt, in dem es u. a. heißt: „Von Hrn. Wieland werden Sie bald vortreffl. Artickel in unsern Zeitungen zu lesen bekommen, z. E. von Priors Heinrich und Emma." (Handschriftlich unter den Schwabiana der Landesbibliothek.)

Mikrologische Schriften.

Von

Dr. Heinrich Klenz in Berlin-Steglitz.

II.

(Fortsetzung und Schluß.)

Bernhard hat zwei Gruppen von mikrologischen Schriften aufgestellt. Die erste umfaßt die *Encomia* oder Lobschriften auf solche Gegenstände, die allgemein des Lobes nicht für wert erachtet werden. „Die Titel der Bücher", heißt es bei ihm S. 636f., „legen öfters zeitlich an Tag, daß das nigrum [‚das Schwarze' d. h. der Druck, der Text] derselben wenig in recessu [d. h. hinter sich] habe. Denn es haben viele von dem Lob geringgeschätzter Tiere geschrieben, als von dem Lob des Flohs, so ist Philanders belobter Flohe bekannt, vom Lob der Fliegen und vieler andern mehr. Caspar Dornavius [1577—1632, zuletzt Leibarzt zu Brieg, vorher Rektor] hat dergleichen Schriften zusammengetragen und dieselben unter dem [hier genauer wiedergegebenen] Titel: Amphitheatrum sapientiae socraticae joco-seriae, h. e. encomia et commentaria autorum prope omnium, quibus res aut pro vilibus vulgo aut damnosis habitae stylo patrocinio vindicantur, exornantur 1619 zu Hanau in zwei Quartbänden herausgegeben. Des Griechen Marcion Rede von dem Lob des Rettichs, des Pythagoras Buch vom Knoblauch, des Diokles Lobrede von der Rübe, des Chrysippos und Cato vom Kohl, des Phanias von der Nessel hat er nicht mit einrücken können, weil sie verloren gegangen. Und bei einer solchen Arbeit hat mancher viel Zeit verschwendet; die Ursache und Gelegenheit dazu mag wohl die Hoffart sein, indem diese Schriften an Tag legen sollen, daß ihre Verfertiger geschickt sind, auch einer Laus einen Panegyrikus zu halten." Dornavius selbst hatte 1617 ein „Encomion Scarabaei", ein Lob des Mistkäfers, geschrieben. Im Jahre 1676 erschien zu Nijmegen eine Sammlung unter dem Titel: Admiranda rerum admirabilium encomia, hoc est dissertationum ludicrarum necnon amoenitatum scriptores varii, des Inhalts: Puteanus, Ovi encomium (Lob des Eies); Melan(ch)thon, Laus formicae (L. der Ameise); Scribonius, Muscae encomium (L. der Fliege); Lipsius, Laus elephantis; Calcagninus, Encomium pulicis (L. des Flohes); Heinsius, Laus pediculi (L. der Laus); Cardanus, Encomium podagrae; Pirckheimer, Apologia podagrae; Menapius, Encomium febris quartanae (L. des Quartanfiebers); Gutherius, Tiresias sive caecitatis encomium (L. der Blindheit); Jonston, Laus senis (L. des Greises). Zu dem Lob des *Flohes* sei bemerkt: Es gibt eine „Dissertatio juridica de eo quod justum est circa spiritus familiares foeminarum h. e. pulices, quaestionibus theoretico-practicis rarioribus adornata, variis variorum dicasteriorum praejudiciis aucta" (d. h.: Juristische Abhandlung über das was Rechtens ist in betreff der Hausgeister der Frauen d. i. der Flöhe, mit seltneren theoretisch-praktischen Fragen versehen, um verschiedene Vorentscheidungen verschiedener Gerichte vermehrt). Der Verfasser bezeichnete sich als Opizius Jocoserius (der Zuname bedeutet einen Scherzhaft-Ernsthaften, also etwa einen Humoristen), Dr. juris aus Verona. Die erste Ausgabe der oft aufgelegten, 24 Quartseiten umfassenden Schrift erschien 1683 in Marburg.

Später wurde sie von dem wirklichen Verfasser, dem Marburger Rechtslehrer Otto Philipp Zaunschliffer[1] (1653—1729, aus Hanau) als Nr. I zusammen mit folgenden Schriften unter dem gemeinsamen Titel Tractatus varii de pulicibus herausgegeben: II. Laus et defensio pulicum (d. h.: Lob und Verteidigung der Flöhe), ex Masenii (Jac., SJ., 1606—95) Exercitationibus; III. Vituperium et damnatio illorum ejusdem autoris (d. h.: Tadel und Verurteilung jener von demselben Verfasser); IV. Floïa Griffholdi Knickknackii ex Floïlandia cortum versicale de flohis swartibus illisque deiriculis, quae minschos fere omnes, mannos, weibras, jungfras etc., behuppere et spitzibus suis schnablis steckere et bitere solent (ein maccaronisches Gedicht, zuerst 1593 erschienen; mit Übersetzung, Anmerkungen und einer Nachschrift hrsgeg. von Warbiz, Kolberg 1830, mit Anmerkungen hrsgeg. von Dr. Sabellicus d. i. Ed. Wilh. Sabell, Heilbronn 1879). In deutscher Übertragung kam jene juristische Dissertation 1702 heraus. Sie wurde seit 1823 fälschlich Goethe zugeschrieben und erschien unter dessen Namen lateinisch und deutsch 1839 in Berlin. Eine neue Ausgabe veranstaltete 1879 Dr. Sabellicus. Hier dürfte auch angeführt werden, was Jean Paul in den Palingenesien 1798, 6. Reise-Anzeiger beibringt: „Pasquier [Etienne, Pariser Jurist, 1529—1615] faßte [im J. 1579] auf einen Floh, der auf dem Busen des Fräuleins des Roches saß, etwas ab; und so machte jeder von den anwesenden Gelehrten sein Gedicht auf den Floh, der eine ein spanisches, der andere ein griechisches usw. Diese Blumenlese wurde gedruckt." (Auch in Wielands Miscellaneen unter: Roches.) Aus der englischen Literaturgeschichte ist bekannt, daß John Donne (1573—1631, zuletzt Theologe) ein Gedicht auf den Floh (The Flea) gemacht, der ihn und seine Geliebte gestochen und den diese nicht töten solle, da er ja in sich beider Blut vereinige. Der Arzt und Naturforscher Franciscus Ernst Brückmann in Braunschweig veröffentlichte anonym 1727: „Die neu-erfundene curieuse Floh-Falle zu gänzlicher Ausrottung der Flöhe" usw. (2., vermehrte Aufl. 1727, 3. Aufl. 1729, 4. Aufl. 1739; vgl. Götten 1735 S. 661) auf 94 Oktavseiten mit einem Kupfer. Das „Schreiben eines deutschen Flohs, welcher mit Herrn Gustav Nicolai die Schnellfahrt durch die hesperischen Gefilde gemacht hat, an seine Freundin, eine Wanze in Italien. Frei nach dem Flohitanischen übersetzt von K. E. L. R. S. Adamsohn" (Meißen 1836) soll eine Spottschrift des Grafen Algarotti auf G. Nicolai's Buch „Italien wie es wirklich ist" sein. Ob eine von Hugo Hayn beabsichtigte Bibliographie „de pulicibus" erschienen ist, habe ich nicht ermittelt. — Jean Paul bietet eine neue Zusammenstellung von Enkomien im Jubelsenior 1797 S. 98: „In unsern Tagen darf man alles loben: die Narrheit wie Erasmus [von Rotterdam: Encomium moriae, Paris 1509; deutsch: von S. Frank, hrsgeg. von E. Goetzinger 1884; mit Anmerkungen des Listrius, Berlin 1719; von W. G. Becker 1780; ferner Berlin 1781, neue Ausg. 1918], den Esels-Schatten wie Archippus [Jean Paul erwähnt noch in den Grönländischen Prozessen 2. A. II Nr. II ‚Geßners Traktat De antiqua asinorum honestate', d. h. von dem Ansehen der Esel bei den Alten; Weber nennt im Demokrit VI Kap. 20 Agrippa und Geßner; es muß ‚Gesner' heißen, denn die Schrift ist Joh. Matthias Gesner's Socrates sanctus paederasta, Göttingen 1769 angehängt; — es gibt ferner Laus asini, d. i. Lob des Esels, von Daniel Heinsius, Leiden 1629, und Ch. Franc. Paullini handelt in seinem Buche ‚De asino' 1695 auch ‚de claris asinis et asellis', von berühmten Eseln und Eselinnen], den Steiß wie Cölius Calcagninus [Kanonikus in Ferrara, † 1540; er schrieb aber kein encomium podicis, sondern pulicis, siehe oben], den Teufel wie Bruno, ja den Nero wie Linguet [über die beiden letzteren siehe meine in der ‚Zeitschrift für Bücherfreunde' veröffentlichten ‚Gelehrten-Kuriositäten', Kap. V: ‚Enthusiasten', Abschnitt ‚Retter']." Nachzutragen sind: das Lob (ἐγκώμιον) des Todes, von Alkidamas, einem Schüler des Sophisten Gorgias (um 400 v. Chr.); das Lob der Kahlköpfigkeit, von dem Neuplatoniker Synesios (ca. 375—† 415 als Bischof), ins Lateinische übersetzt von Beatus Rhenanus († 1547); Encomium ebrietatis, d. i. Lob der Trunkenheit, von Christoph Hegendorff, 1519; Laus ululae, d. i. Lob der Eule, von Curtius Jael, Glaucopoli ca. 1640 (Dunkels Hist.-Crit. Nachrichten I 2 1753 S. 237); Lob der Poltronnerie (Feigheit), vom Grafen John Rochester (1647—80, Günstling des englischen Königs Karl II.); Éloge de l'Enfer, d. i. Lob der Hölle, 1759, 2 Bände (Webers Demokrit III Kap. 18). Das unter Liscows Namen erschienene „Lob der schlechten Schriftsteller", Hannover 1794 könnte für eine neue Ausgabe von dessen Satire „Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten gründlich erwiesen" von 1736 angesehen werden, doch macht schon der Zusatz: „von einem gebeugten schlechten Schriftsteller" stutzig; Verfasser soll der 1821 verstorbene Theologe Joh. Jak. Stolz sein. Éloge du pet [d. i. Lob des Furzes], Dissertation historique, anatomique et philosophique sur son origine, ses vertus, sa figure, les honneurs

1 Aus den Anfangsbuchstaben OPZ hatte er den Falschnamen Opizius gebildet.

qu'on lui a rendus chez les peuples anciens et les facéties auxquelles il a donné lieu, von Mercier, Paris 1798[1]; Éloge des Perruques, enrichi de notes par le Docteur Akerlio, Paris (1800); Éloge du rien, d. i. Lob des Nichts (Webers Demokrit XI Kap. 10); Lob der grauen Farbe, von Gottlob Wilh. Burmann († 1805) (ebda. Kap. 20).

Die zweite Gruppe Bernhards betrifft mikrologische Schriften über *Perücken* u. dergl. Er sagt S. 638: „Als die Perücken aufkamen, ist ihretwegen vieles pro et contra geschrieben worden. Hadrianus Junius [holländischer Arzt und Altertumsforscher, 1511—75] hatte noch vor diesem Streit de coma [,vom Haar'] geschrieben. Der gelehrte Salmasius [1588—1653] schrieb einen Traktat davon, welcher zu den Worten in den Sorberiana p. 32 Anlaß gegeben: ‚daß von Kleinem große Männer sich fernhielten, sei nicht so leicht, wie daß kleine Großes anfingen, — sagte mir D. Boswell, als auf das Buch des Salmasius vom Haar die Rede kam'. Monsieur Thiers [Jean-Baptiste, 1641—1703] hat auch davon was zusammengetragen. Rango gab 1663 de capillamentis seu vulgo Parucquen zu Magdeburg einen Traktat in 12 heraus." Der zuletztgenannte, mit Vornamen Conrad Tiburtius, wirkte damals als Rektor in Berlin; er war 1639 in Kolberg geboren und starb 1700 als Professor der Theologie und General-Superintendent in Greifswald. Auch Val. Erfurth aus Weißenfels schrieb eine ‚Διάσκεψις historico-philologica de capillamentis, von Barücken', Leipzig 1673. Gegen die Perücken eiferte nach Vehse (Sächs. Höfe 1854 IV, S. 82) „schon im Jahre 1605 ein Prediger zu Wernigerode, Mag. Andreas Schoppius, in einer merkwürdigen Predigt. Es war eine Predigt über den Spruch Christi: ‚Nun aber sind auch eure Haare auf dem Haupte alle gezählet'. Sie ward gedruckt, enthielt 8 Bogen und folgende 4 Hauptstücke: ‚1. Von unsres Haares Ursprung, Art, Gestalt und natürlichen Zufällen. 2. Vom rechten Gebrauch des menschlichen Haares. 3. Von der Erinnerung, Ermahnung, Warnung und Trost von den Haaren genommen. Und 4. wie sie christlich zu führen und zu gebrauchen sind.'" Alles, wie es scheint, bei den Haaren herbeigezogen! Eine „Histoire des perruques" schrieb ein zweiter J.-B. Thiers 1777 und der Berliner Kritiker Friedrich Nicolai 1801 u. d. T.: „Über den Gebrauch der falschen Haare und Perrucken in alten und neuern Zeiten" (mit 66 Kupfern). — Nach Ratzebergers Literarischem Almanach für 1831 S. 208 verfaßte ein Professor Joachim zu Halle eine Abhandlung „über den Bart des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg"; er war wohl beeinflußt durch die Namensgleichheit, wie die obengenannten, und mag selbst einen langen Bart gehabt haben. Ein anonym erschienenes, äußerst seltenes „Bartbuch" wird aus solchem Grunde mit großer Wahrscheinlichkeit dem Dresdner Hofbildhauer Balthasar Permoser (1651—1732) zugeschrieben, welcher der Perückenmode zum Trotz langes Haupthaar und einen Bart von einer viertel Elle trug (s. Hans Beschorners Permoser-Studien, 1913). Der Verfasser dieses Buches führt auf seinen Bart seine Munterkeit und Befreiung von vielen Krankheiten zurück, preist den Vollbart überhaupt, wie später der Politiker und Sprachforscher Graf Gustav v. Schlabrendorf (1750—1824, aus Stettin, † in Paris) in seinen Kernsprüchen auf den „Männerbart" (s. Varnhagen von Ense in Raumers Historischem Taschenbuch III, 1832, S. 247 ff.). Eine „Apologie der Backenbärte und Hahnkämme" schrieb Karl Gottlieb Prätzel 1814 in der Leipziger Zeitschrift „Winter-Monate".

Bernhard weist noch in einem anderen Kapitel, als das oben bezeichnete ist, auf eine Gruppe von Untersuchungen hin, die auch hierher gehört. Er sagt nämlich S. 280, daß Kardinal Perron [† 1618 in Paris] diejenigen für unglückliche Leute gehalten habe, welche auf Erfindung folgender sechs Stücke viel Sorge und Fleiß angewendet: der *Quadratur des Kreises*, der Vervielfältigung des Kubus [Verdoppelung des Würfels = Delisches Problem[2]], des Perpetuum mobile, des Steins der Weisen, der Astrologie oder Sterndeuterei und der Magie. Der Quadratur und dem Perpetuum mobile wird in Menckes Charlatanerie 1716 S. 189

1 Verwandte Schriften sind: De peditu ejusque speciebus crepitu et visio, aus dem 17. Jahrh. (in späteren Sammelwerken, z. B. Amsterdam 1737). — Oratio pro crepitu ventris habita ad patres crepitantes ab Em. Martino, ecclesiae Alonensis decano, Cosmopoli ex typ. soc. Patrum Crepitantium 1768. — L'art de péter, 1776. So angeführt in Webers Demokrit XII Kap. 19, dem „Kapitel Pfui". Eine neue Ausgabe davon scheint zu sein: Peteriana ou manuel théorique et pratique de l'art de péter, vesser et roter; terminé du prince Pet-en-l'air et de la reine des Amazones; le tout rédigé par un merdeux, Paris um 1850. — Berthe ou le Pet mémorable, 1807. (Weber a. a. O.) — La Crépitonomie, 1815. (Ein Lehrgedicht; bei Weber a. a. O. ist „Crepitomanie" wohl Druckfehler [Titel nach XI Kap. 21].) — La Société des Francpéteurs. (Weber.) — „Ein deutscher Arzt, Seeger [? Georg, Professor in Thorn und Danzig, † 1678], schrieb mit Fleiß, nach vielen Experimenten, den Tractatus de crepitu ventris, gab ihn aber nie heraus ob ignobilitatem materiae [d. h. wegen der Unfeinheit des Gegenstandes]." (Weber; mit der an erster Stelle genannten Schrift identisch?)

2 Hiermit, sowie mit der Trisektion des Winkels (d. h. ihn in drei gleiche Teile zu zerlegen) beschäftigten sich gern die alten griechischen Mathematiker.

Anm. „die genau ausgerechnete latitudo maris (Breite des Meeres)" an die Seite gestellt. Was die Quadratur des Kreises anlangt, so soll sie schon in einem ägyptischen Buche aus der Zeit zwischen 2000 und 1700 v. Chr. (übersetzt und erklärt von Eisenlohr 1877) vorkommen. Der griechische Philosoph Anaxagoras soll sie 434 v. Chr. im Gefängnis gezeichnet haben, wie Plutarch in seiner Schrift von der Verbannung, Kap. 17 berichtet. Um 1050 schrieb Franco von Lüttich über die Quadratur des Kreises sechs Bücher, von denen aber nur Bruchstücke erhalten sind. Nicolaus Cusanus (1401—64) gab vor, die Quadratur mit alleiniger Benutzung von Zirkel und Lineal gefunden zu haben, und Carolus Bovillus (um 1510) verkündete diese Konstruktion von neuem. Auch der Pariser Professor Orontius Finäus (1494—1555) „schrieb sich die Erfindung der Quadratur des Zirkels vergeblich zu" (Jöcher). Herm. Schubert (Mathematische Mußestunden, Bd. III, 3. Aufl. 1909, S. 169 ff.) gedenkt noch eines Simon Van-Eyck, gegen Ende des 16. Jahrh. Dann trug der scharfsinnige, aber eitle Josephus Justus Scaliger „seine vermeinte Entdeckung" 1592 in der Schrift Nova Cyclometria vor, „und zwar mit großer Zuversicht, wodurch viele hinter das Licht geführt wurden, daß sie meinten, er habe es getroffen; aber Vieta, Hadrianus Romanus und Clavius warfen seine Gründe über den Haufen, s. Montuclas Histoire des recherches sur la quadrature du cercle, Paris 1754" (Dunkels Hist.-Crit. Nachrichten III 1) 1757, S. 150). Desgleichen wird von dem Kopenhagener Mathematiker Christ. Longomontanus (1562—1647), Tycho Brahes Gehilfen, berichtet, daß er „sich rühmte, die Quadratur des Zirkels erfunden und gezeigt zu haben, darüber aber mit Joh. Pell in Streit geraten" (Jöcher). Nach Schubert (a. a. O.) dankte Longomontanus in der Vorrede seiner „Inventio quadraturae circuli" innigst Gott für die Lösung der Aufgabe. Weiter nennt Schubert den Neapolitaner Johannes Baptista de la Porta (1546—1615). Der Jesuit Gregorius a Sancto Vincentio (1584—1667, aus Brügge) „schrieb" nach Jöcher „ein groß Werk de quadratura circuli". Sogar der englische Philosoph Thomas Hobbes (1588—1679) beschäftigte sich mit dem Problem in „De problematis physicis" sowie in einer zweiten Schrift (Schubert a. a. O.) Auch Job Ludolf (1649—1711), anfangs Professor der Mathematik in Erfurt, dann Bürgermeister daselbst, bemühte sich um die Quadratur des Kreises und „meinte verschiedenemal, auf dem rechten Wege zu sein, fand aber jederzeit bei genauerer Untersuchung selbst, wo etwa ein Versehn mit untergelaufen. Endlich geschah es kurz vor seinem Tode, daß er gewiß glaubte, hinter solches Geheimnis gekommen zu sein. Zu dem Ende ließ er ein Schema in Kupfer stechen und nebst einem kurzen Berichte Sonntags an die Kirchtüren anschlagen. Allein wenige Tage hernach zeigte ihm eine in der Mathematik geübte Person den Ungrund seines vermeinten Fundes, wie er in der Rechnung geirrt habe" (Jöcher). Aus dem 18. Jahrhundert nennt Schubert die Franzosen Olivier de Serres, Mathulon, Basselin, Liger und Clerget, sowie den polnischen Oberstleutnant Corsonich. Im Jahre 1775 machte die Pariser Akademie bekannt, daß sie fortan keine Abhandlung über die Quadratur des Kreises, wie auch über das Perpetuum mobile zur Prüfung annehme. Aber der Berliner Lehrer Hesse brachte 1776 eine Quadratur in seinem Rechenbuche, und um dieselbe Zeit verteidigte der Stettiner Professor Bischoff eine Lösung, die vorher vom Rittmeister Leistner, vom Prediger Merkel und vom Lehrer Böhm veröffentlicht war (Schubert a. a. O. — Lessing verfaßte 1751 ein Sinngedicht „Auf Herr Merkeln, den Erfinder der Quadratur des Cirkels in Schwaben"). Im Jahre 1882 lieferte der jetzige Münchener Professor Ferdinand Lindemann den ersten genauen Beweis, daß es unmöglich ist, mit Zirkel und Lineal ein Quadrat zu konstruieren, welches einem vorliegenden Kreise inhaltsgleich ist.

Das *Perpetuum mobile* glaubte noch 1910 der phantastische Schriftsteller Paul Scheerbart (1863—1915, aus Danzig, † in Lichterfelde) erfunden zu haben; er erzählte die Geschichte seiner Erfindung, die er beim Reichspatentamt anmeldete, in einem besonderen Büchlein. Im übrigen sehe man die Nachrichten von Frida Ichak über das P. m. (Leipzig 1914), die aus 97 Schriften von Erfindern und Betrügern geschöpft hat.

In noch höherem Schwange waren die Bemühungen um den *Stein der Weisen*. Ihn soll z. B. Paracelsus (1493—1541) „in seinem 28. Jahre bekommen haben und mit dem Goldmachen umgehen können; deswegen er mit dem Gelde so verschwenderisch gewesen, daß er oft nicht einen Heller, des morgenden Tages aber ganz frühe den Schubsack voller Geld gehabt" (Jöcher); und Johannes Grassäus (aus Pommern, Rat des Kurfürsten von Köln, † 1623 in Livland) „soll den lapis philosophicus wirklich erfunden haben" (ders.). Der Helmstedter Professor *Gottfried Christoph Beireis* (1730—1809) „hat sich zwar nie der Kunst des Goldmachens in direkter Rede gerühmt, doch nicht widersprochen, wenn sie ihm zugeschrieben wurde; auch ist es wahr, daß er in seinen Vorlesungen die Möglichkeit des Goldmachens noch in späten Jahren zu verstehen gab, indem er Proben davon vorwies, die er wie aufs

Geratewohl aus seinen Louisdorrollen nach dem Gepräge und der Jahreszahl 1760 hervorsuchte, und dann an der Farbe und dem Striche auf dem Probierstein mit Kennerblick für chemisches Gold erkannte" (H. Lichtenstein in Raumers Histor. Taschenbuch N. F. VIII 1847, S. 267). Eine „Verteidigung der Alchimie" schrieb 1789 der Bochumer Arzt Carl Arnold Kortum, der Verfasser der Jobsiade. Weiteres siehe in den Schriften von Willy Bein (1915) und E. O. v. Lippmann (1919).

Eine *Astrologie* als System schrieb noch 1816 der Erlanger Professor Joh. Wilh. Andr. Pfaff und kam 1821 darauf zurück. Neuerdings hat die Graphologin Frau Elsbeth Ebertin in Delmenhorst „Königliche Nativitäten" gestellt und „Wirkungen der Gestirneinflüsse" angegeben (beide Schriften aus dem Jahre 1916) sowie in diesem Sinne eine Zeitschrift „Zur Einführung in die Wissenschaft der Sterne", seit 1918 das Jahrbuch „Ein Blick in die Zukunft?" herausgegeben.

Mit Fragen aus der *Magie* und ihr verwandtem Aberglauben beschäftigen sich beispielsweise folgende Schriften: Joh. Wolfs Disputatio, num daemon cum sagis generare possit (d. h.: ob ein Teufel mit Hexen zeugen könne), Wittenberg 1676; — J. Clodius' Opusculum de spiritibus familiaribus, von vertraulichen und Hülffs-Geistern, Wittenberg 1678 (auch Halle 1743); — J. H. Stöckharts Dokimasia spiritus erudito familiaris (d. h.: Untersuchung über den Hilfsgeist des Gelehrten), Leipzig 1679; — Georg Adam Struves (Professors in Jena, † 1692) Quaestio de proba per aquam frigidam sagarum, von der Wasser-Probe der Hexen, im Anhang zu dessen Werk: De indiciis, Jena 1714; — C. F. Romanus' Schediasma, an dentur spectra, magi et sagae, vulgo: Ob wahrhafft Gespenster, Zauberer und Hexen seyn, Leipzig 1717; — S. Schelgvigius' De apparitionibus mortuorum vivis ex pacto factis, von der abgeredeten Erscheinung nach dem Tode, Wittenberg 1746.

Hier kann das Problem der *Geschlechtsbestimmung* angeschlossen werden; denn „die Bestimmung des Geschlechts des Menschen nach unserem Wunsche ist", wie der Biologe Carl Correns 1912 auf der Naturforscher-Versammlung zu Münster dargelegt hat, „praktisch ebenso unmöglich, wie die Quadratur des Zirkels oder das Perpetuum mobile es theoretisch sind". Daß man sich schon im Altertum damit beschäftigt hat, zeigen einige Stellen in Plinius' Naturgeschichte. Dort heißt es Buch XX, Kap. 23 von der Distel (carduus): „Sie soll, wenn man es glauben will, an der Gebärmutter etwas dazu beitragen, daß Knaben erzeugt werden. So schreibt nämlich *Chaireas* von Athen und auch *Glaukias* [2. Hälfte 3. Jahrh. v. Chr.]." Ferner XXVI 15 von zwei Arten Bingelkraut (mercurialis): „Das Thelygonon [d. h. ‚mädchenerzeugendes' Kraut] soll als Trank die Empfängnis von Mädchen bewirken. Das Arsenogonon [d. h. ‚knabenerzeugendes' Kraut] ... soll als Trank die Erzeugung von Knaben zur Folge haben, wenn wir es glauben wollen." Und XXVII 8 von dem Crataeogonum, d. h. ‚zeugungsstarken' Kraut, worunter der Pfirsichblättrige Knöterich verstanden wird: „Wenn den Samen Frau und Mann vor der Mahlzeit mit Wein in einer Gabe von 3 Obolus in ebensoviel Cyathus Wasser 40 Tage lang vor der Empfängnis trinken, so soll die Frucht männlichen Geschlechts werden." Später handelte von der Kunst, Söhne oder Töchter zu zeugen, z. B. *N. Venette* in seinem Buche „Von Erzeugung des Menschen oder eröffnete Liebes-Werke verehelichter Personen" (aufs neue übersetzt und vermehrt Leipzig 1698). Mit einer besonderen Schrift trat wohl zuerst der Franzose *Saury* hervor; sie erschien 1782 zu Frankfurt a. M. in deutscher Übersetzung u. d. T.: „Physikalisch-moralisch-medizinische Mittel, nach Willkür Knaben oder Mädchen zu zeugen", scheint aber nicht viel Beachtung gefunden zu haben. Um so mehr Aufsehen erregte das nicht lange danach herauskommende Buch von *Joh. Christ. Henke:* „Völlig entdecktes Geheimnis der Natur, sowohl in der Erzeugung des Menschen als auch in der willkürlichen Wahl des Geschlechts der Kinder", Braunschweig 1786. Der Verfasser war Organist in Hildesheim. Jean Paul erwähnt ihn in einem Briefe an Oerthel (Nachlaß II 1837, S. 320 f.). Weber gedenkt seiner in „Deutschland" IV 1828, S. 40 bei Hildesheim: „An der St. Martins-Kirche stand Organist Henke, der nach langwierigen unermüdeten Versuchen das Geheimnis erfand, Knaben oder Mädchen nach Willkür zu erzeugen, und sein Büchlein trug ihm — 3000 Dukaten, weit mehr als seine Orgel, ob er gleich die Natur weniger traf, als Pedal und claves [d. i. Tasten]. Mich kostet [das Buch] nur 12 Kreuzer, was anfangs 1 Dukaten kostete, und viele mögen nach mißmutigen Versuchen den Weg der Zeitungen gewandert sein." Vergleiche dazu Webers Demokrit XI, Kap. 5, wo noch die Rede ist von Henkes „häufigen, emsig wiederholten und mit gehöriger Vorsicht angestellten Versuchen, wie er meldet", und es weiter heißt: „Aber vergebens drückten knabenlose Lehensbesitzer den rechten oder Knaben-Hoden, Bürger und Bauern aber, die keine Buben zur Armee liefern wollten, den linken; niemand fand seine Wünsche befriedigt, als der Herr Organist von Hildesheim, der sich mit seinem Geheimnis, die angenehmen Versuche nicht gerechnet, einige tausend Dukaten

verdiente. *Millot* ist vielleicht glücklicher, der jene Unterschiede im Eierstock findet, und vielleicht wird noch alles durch ein Setzen a priori ins reine gebracht, durch das reine: Ich will; ich glaube aber, bei allen Zeugungstheorien gelingt die Praxis am besten, wenn man es hält wie der gemeine Mann." Der Verfasser einer neueren Anleitung hat die Stelle in Plinius' Naturgeschichte VIII 45: „Nach der Sage gibt es, wenn die Stiere nach der Begattung sich nach der rechten Seite hin entfernen, männliche, wenn sie aber links abgehen, weibliche Kälber" (Übersetzung von Külb VIII 1850, S. 992 Anm.) seiner Theorie zugrunde gelegt. Aus der neuesten Zeit sind zu nennen: *Heinrich Janke* (1823—99, aus Cöslin, Kreisgerichtsrat a. D. in Berlin), Die willkürliche Hervorbringung des Geschlechts bei Mensch und Haustieren, Berlin 1887, 4. Aufl. 1896; kleine Ausg. 1890, 2. A. 1896. — *E. Renschäd*, Das gelöste Problem, Knaben und Mädchen nach Wunsch zu zeugen, Berlin 1893. — *E. Seligson*, Zeugung von Knaben und Mädchen, München 1895. — *Leopold Schenk* (1840—1902, aus Ungarn, ordentlicher Professor der Medizin an der Wiener Universität), Einfluß auf das Geschlechtsverhältnis, Magdeburg 1898, 3 Auflagen; Lehrbuch der Geschlechtsbestimmung, 1901. Nach der Theorie Schenk ergibt Stickstoffnahrung Knaben, während Kohlehydrate die Geburt von Mädchen bewirken. Sie soll am Zarenpaare ihre praktische Anwendung gefunden haben. Über Schenks vorzeitige Pensionierung siehe seine Broschüre „Aus meinem Universitätsleben", 1900, 6 Auflagen. — Friedrich Robert, d. i. *Friedr. Rob. Ehlers* (geb. 1858 in Hamburg, Schriftsteller in Schöneberg bei Berlin), Die Lehre von der Entstehung des Menschen und die Vorausbestimmung des Geschlechts, 1906; Knabe oder Mädchen nach Wunsch und Willen der Eltern, 1907, 3. Aufl. 1909. — *Otto Schoener* (Dr. med. zu Rottach am Tegernsee), Die praktische Vorausbestimmung des Geschlechts beim Menschen, 1911. — *Margarethe Meyer* (geb. 1881 in Berlin, Gattin des Rechtsprofessors Polenske in Greifswald), Die Menschenzucht; „zeigt" laut Anzeige im Literatur-Kalender 1917, S. 2150, „wie eine Frau nach Belieben Knaben oder Mädchen in die Welt setzt". — *Reinhold Gerling* (geb. 1863 in Posen, Schriftsteller in Oranienburg), Knaben oder Mädchen nach dem Willen der Eltern. Die Entstehung der Geschlechter im Lichte wissenschaftlicher Forschung und praktischer Erfahrung, 2. Aufl. 1918. — *L. Zappold* (Gutsverwalter), Wodurch erzielt man bei Menschen und Tieren willkürlich männliches Geschlecht? — Im allgemeinen vgl.: Lenhossék, Das Problem der geschlechtsbestimmenden Ursachen, Jena 1903; Carl Correns und Rich. Goldschmidt, Die Vererbung und Bestimmung des Geschlechtes, 1913; Paul Kammerer, Geschlechtsbestimmung und Geschlechtsverwandlung, zwei Vorträge, 1918.

Als „ein aufgelöstes Problem" bezeichnete der frühere Gymnasiallehrer Dr. med. et phil. Joh. Geo. Karl Schlüter († 1803), Übersetzer von Ovids Kunst zu lieben usw. sowie von Petronius, auf dem Titel seine Beantwortung der Doppelfrage: *„Wie ist die Unschuld unsrer Frauenzimmer zu erhalten und ein jedes Mägdchen an einen Mann zu bringen?"*, 2 Teile, Altona 1796 (Hayn, Bibliotheca Germanorum erotica 2. Aufl. 1885, S. 283).

Mikrologischer Art sind auch meistens die *Ante-Schriften* (lat. ante s. v. w. vor), deren es zweierlei gibt. Die eine, wohl ältere Gruppe umfaßt lauter Schriften, welche von einer Kultur vor der Sintflut handeln. So schrieben nach Ratzeberger 1827 S. 120f. Johann Mader [Rektor zu Schöningen im Braunschweigischen (1626—80)]: De scriptis et bibliothecis antediluvianis, Jena 1687; Gottfried Vockerodt [1665—1727, Rektor in Gotha]: Historia societatum et rei literariae ante diluvium, Jena 1704; und Jak. Friedr. Reimmann [1668—1743, zuletzt Superintendent in Hildesheim, der Begründer der Literaturgeschichte in Deutschland]: Versuch einer Einleitung in die Historiam literariam antediluvianam, Halle 1709. Über die letzte Schrift urteilte damals der Kritiker Gottlieb Stolle: „Man muß sich verwundern, wie der Herr Autor so viel von einer Historie sagen können, davon man so gar wenig Nachricht hat. Ich glaube wohl, daß vielen seine Mutmaßungen und besonderen Meinungen nicht anstehen werden" usw. Der Gießener Rechtslehrer Immanuel Weber (1659—1726), der „stets sonderbare Gegenstände zu seinen Dissertationen wählte", wie er z. B. de Pustero — ein angebliches altdeutsches Götzenbild — schrieb (Webers Deutschland III 1828, S. 239), schrieb auch, nach Jöcher, de κρεωφαγία antediluvianorum, d. h. vom Fleischessen der Vorsintflutlichen. Auch Friedr. Max. Klingers „Reisen vor der Sündfluth", Bagdad (Riga) 1795, ließen sich hier wohl anschließen. Zur zweiten Gruppe gehören Schriften wie die in Göttens Gelehrtem Europa 1735, S. 149 bzw. 122 angeführten: Manichaeismus ante Manichaeos, Hamburg 1707, von dem späteren Hamburger Professor und Hauptpastor Joh. Christoph Wolf [1683—1739]; und die Disputatio de Machiavellismo ante Machiavellum, Wittenberg 1719, von dem späteren Hamburger Professor Hermann Samuel Reimarus [dessen ‚Fragmente eines Ungenannten' Lessing veröffentlichte; 1694—1768]. Auch eine Schrift „Machiavellus ante Machiavellum" von Christian Hofmann fand ich angegeben.

Lassen wir auf die Behandlung nach Gruppen nun *einzelne mikrologische Schriften und Verwandtes* nach der Zeitordnung folgen. Schon aus dem Altertum werden mehrere Beispiele angeführt. Bei Bernhard heißt es S. 637: „*Demetrios* von Konstantinopel [?, um 300 v. Chr.] schrieb auf Befehl seines Königs ein weitläuftig Buch vom Habicht, worinnen er meistens die Zeit mit der Erzählung der Krankheiten, welchen dieser Vogel unterworfen, und auf was Weise ihm zu Hülf zu kommen sei, zubringet. ... *Aristomachos* von Soloi brachte in Erforschung der Natur der Fliegen und in Abmessung der Flöh Sprünge ganzer 60 Jahr zu [nach Plinius' Naturgesch. XI 9 widmete er 58 Jahre den Bienen]. Lipsius meldet in seinem Dialogus de recta linguae latinae pronuntiatione cap. 2 von dem römischen Redner *Messalla* [ca. 64 v. Chr. — † 13 n. Chr.], daß er von dem einzigen Buchstaben S einen vollkommenen Traktat geschrieben." Mencke, der auch Messalla erwähnt und hinzufügt, daß ebenso weitläufig Martin Fogel vom deutschen B gehandelt, führt S. 120 noch an, daß *Nikanor* sechs Bücher über den grammatischen Punkt geschrieben habe; nach Jöcher erhielt jener Alexandriner von dieser Schrift περὶ στιγμῆς den Zunamen „Stigmatias". — Der Grammatikus *Didymos* von Alexandria (um Christi Geburt) „schrieb 4000 Bücher, wo er gelehrte Untersuchungen anstellte über das Vaterland Homers und die Mama des Äneas, über Anakreon, ob er mehr gesoffen als gehurt habe, und ob Sappho eine öffentliche Hure gewesen sei, und anderes, das man nach Seneca (Epist. 88) wieder verlernen müßte, wenn man es wüßte" (Webers Demokrit VI, Kap. 5).

Tertullianus (ca. 160—225) wird wegen seiner Schrift de pallio, einer übergründlichen Verteidigung des griechischen Mantels, den er statt der römischen Toga angelegt hatte, von Werenfels (s. o.) hierher gerechnet (s. Bernhard S. 638). Über den Auferstehungsleib machte *Origenes* (182—252) genaue Angaben, wie auch später der lutherische Dogmatiker *Johann Gerhard* (1582—1637, Professor in Jena) und der englische Mediziner *Bernard Connor* (Ende 17. Jahrh.). Vgl. Jean Paul, Die unsichtbare Loge 1826 II, S. 188, wo es heißt: „Der meisten Glieder, die wir bei der Auferstehung nicht wiederkriegen, z. B. Haare, Magen, Fleisch, H.... und andre — daher freilich der große Connor leicht verfechten kann, ein auferstandener Christ falle nicht größer aus wie eine Stechfliege —, solcher Glieder hatte sich die amputierte Junta schon vor der Auferstehung entladen"; mit der Anmerkung: „Nach den ältern Theologen (z. B. Gerhard, Loci [communes] theologici, Tom. VIII p. 116 r. —) stehen wir ohne Haare, Magen, Milchgefäße usw. auf. Nach Origenes stehen wir auch ohne Fingernägel und ohne das, was er selber schon in diesem Leben verloren [er soll sich aus Mißverstehen von Matth. 19, 12 entmannt haben], auf. Nach Connor, Med. mystic. art. 13 kommen wir mit nicht mehr Materie aus dem Grabe, als wir bei der Geburt oder Zeugung umhatten." Gerhards wird von Jean Paul auch in „Selina" 1836, S. 163 f. gedacht.

Albertus Magnus (1193—1280) „untersuchte äußerst gründlich die Fragen, in welcher Gestalt der Engel Gabriel der Maria erschienen sei, als Taube oder Schlange, als Männlein oder Weiblein, schwarz oder weiß, morgens oder abends; ob Maria weiß oder brünett gewesen, von welcher Farbe Augen und Haare, schlank, dick, groß oder klein ... und welcher Tiefsinn gehörte nicht dazu, 230 Fragen zu fragen und zu beantworten über die einzigen Worte des Evangeliums: missus est?" (Webers Möncherei II 1819, S. 371 f.) — Über die *Gestalt der Engel* entfachte noch 1718 der Duisburger Theologie-Professor *Joh. Christian Loers* (1675—1743) einen lebhaften Streit durch seine Abhandlung „de corporibus angelorum" (‚von den Körpern der Engel', 2. Aufl. 1723, auch in den Dissertationes theologicae 1737 mit des Utrechter Professors Jacob Ode Entgegnung; s. Dunkel II 2) 1756, S. 311 f.). Des Dr. Mises (d. i. der Leipziger Psychophysiker Gustav Theodor Fechner) „Vergleichende Anatomie der Engel" 1825, wonach die Engel keine Beine haben (Ratzebergers Literar. Almanach für 1830, S. 165), gehört zur komischen Literaturgattung. Was im besondern die Cherubim anlangt, mit denen sich schon der Gießener Theologe David Clodius († 1687) abquälte, so erklärte sie der Göttinger Orientalist *Joh. David Michaelis* (1717—91) in seiner Commentatio de Cherubis equis tonantibus Hebraeorum für die Pferde am Donner-Wagen (רְכוּב) Gottes, deren Hufe die Blitze hervorbrächten; während *F. Nork* (Hebräisches Wörterbuch 1842, S. 331) in ihnen die vier Jahrquadranten: Stier — in dem anstatt im Widder die Sonne früher die Frühlingsgleiche bildete —, Löwe, Adler (anstatt des Skorpions) und Mensch (Wassermann) erblicken möchte, und der Naturforscher *Karl Sajó* sie in seiner Studie „Aus dem Leben der Käfer" den Skarabäen oder pockennarbigen Pillenkäfern Palästinas zurechnet (s. Berliner Tageblatt 1914, Nr. 161).

Der italienische Humanist *Franciscus Philelphus* (1398—1481) „machte aus allen grammatikalischen Kleinigkeiten wichtige Dinge. Er stellte mit einem Griechen namens Timotheos wegen der Quantität einer gewissen Silbe eine Wette an, mit der Bedingung, daß wenn

Philelphus verspielen würde, so sollte Timotheos eine Summe Geldes bekommen; würde aber der letzte unrecht haben, so sollte er seinen Bart abscheren lassen. Als nun Philelphus gewann, mußte Timotheos seinen Bart einbüßen, obgleich er flehentlich um dessen Erhaltung bat." (Jöcher; vgl. Mencke S. 119, wonach Ph. den Bart dem T. heruntergeschnitten und als ein Siegeszeichen mit sich herumgetragen, und Bernhard S. 213; auch Jean Paul, Quintus Fixlein, 2. Zettelkasten.) Der Florentiner Humanist *Angelus Politianus* (1454—94) zankte sich zeit seines Lebens herum, ob man sagen solle: Vergilius oder Virgilius, Carthaginensis oder Carthaginiensis, primus oder preimus u. dergl. (Mencke S. 118 Anm.). In den Briefen des *Julius Cäsar Scaliger* (1484—1558) findet sich eine ganze Rede über das Wort ineptus (eigtl. ‚unpassend') (Bernhard S. 637). Derselbe stritt sich mit *Hieronymus Cardanus* (1501—76) erbittert, „ob das junge Böcklein so viel Haare im Fell habe, als Vater Bock" (Webers Demokrit XI, Kap. 10). *Paulus Manutius* (1512—74) und *Dionysius Lambinus* (1520—72) hatten einen Streit darüber, ob man consumtus oder consumptus schreiben solle (Mencke a. a. O. unter Berufung auf Boccalinis Ragguagli di Parnasso). Ein gewisser *Agnus Benignus Sanrey* schrieb über die richtige Aussprache des Namens Paracletus ein ganzes Buch (Mencke S. 121). *Caspar Scioppius* (1576—1649) untersuchte, „ob das Album [eigtl. Weißes] der Römer ein weißes oder schwarzes Brett gewesen sei (Webers Demokrit XI, Kap. 7). *Claudius Salmasius* (1588—1653) „verlangte noch kurz vor seinem Tode eine Feder, um den Unterschied zwischen sagum und toga recht bestimmt anzugeben, und malte noch das pilum der Römer; und Christine [Königin von Schweden] sagte von ihm: ‚Er weiß den Stuhl in allen Sprachen zu nennen, aber nicht sich darauf zu setzen'" (ebenda; vgl. Thümmels Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich I 1791, S. 276). Nach Mencke S. 193 f., der Naudäus zitiert, disputierte Demonsius [wohl *de Mont-Josieu*, um 1583] auf das mühsamste darüber, was der vierte Teil des Nichts sei, und schrieb *Bouvellius* ganze Bücher über die Frage, was noch weniger als nichts sein könne. Unter den beabsichtigten Schriften des Altertumsforschers *Johann Scheffer* (1621—79, aus Straßburg, Professor zu Upsala) werden eine Abhandlung über das Wort momentum und eine über die Bedeutung von miles auf alten Inschriften in der Suecia literata p. 299 genannt (Bernhard, S. 638).

Der Geraer Professor *Hogel* rechnete, nach Ratzeberger 1827, S. 125, mühsam aus, daß die Welt am 26. September Anno 1 erschaffen sei; s. Manuductio ad historiam universalem, Leipzig 1712, S. 32. — Eine Berechnung der Osterdaten bis zum Jahre 22000 n. Chr. lieferte der Prediger und Astronom *Wilhelm Lehmann* (1800—63) (s. W. Ahrens, Gelehrten-Anekdoten 1911, S. 89).

Ein übergründlicher theologischer Statistiker war der Berliner Pastor *Johann Peter Süßmilch* (1707—67), Verfasser des Werkes „Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts" (1741). Seiner gedenkt Weber im Demokrit III, Kap. 18 mit den Worten: „Wo nehmen wir Platz her beim Jüngsten Gericht für die Millionen, die gerichtet werden? Süßmilch hat uns hierüber mit seiner gewohnten Gründlichkeit beruhigt."

Gegen des theologischen Schriftstellers *Heinrich Jakob Sivers* (1708—58, aus Lübeck, Kandidat daselbst, später Pastor zu Norrköping, zuletzt dänischer Hofprediger) „wortreiche pedantische Nichtigkeit (wie sich Max Koch treffend ausdrückt), die in seiner „Geschichte des Leidens und Sterbens, der Auferstehung und Himmelfahrt Jesu Christi, mit kurzen exegetischen Anmerkungen erläutert und mit einer Vorrede von den Feinden und Freunden des Kreuzes Christi" auftrat, richtete 1732 der Satiriker Christian Ludwig Liscow die „Klägliche Geschichte von der jämmerlichen Zerstörung der Stadt Jerusalem, mit kurzen aber dabei deutlichen und erbaulichen Anmerkungen, nach dem Geschmacke des Herrn S. erläutert". Dessen „Vitrea Fracta, oder des Ritters Robert Clifton Schreiben an einen gelehrten Samojeden, betr. die seltsamen und nachdenklichen Figuren, welche derselbe auf einer gefrorenen Fensterscheibe wahrgenommen", ist ebenfalls auf Sivers gemünzt, der auch Naturforscher sein wollte, am Ufer der Ostsee nach seltenen Steinen gesucht und einen „musikalischen Stein", auf dem er Noten erblickte, beschrieben hatte. (Meister, Charakteristik deutscher Dichter II 1787, S. 89 f.; vgl. meinen Artikel „Sivers" in der Allg. Deutschen Biographie.)

Michael Ranft untersuchte die Frage: „Ob Christus wirklich in der Nacht und in einem Stalle geboren worden", Zeitz 1740, und erließ noch in demselben Jahre von Eisenberg aus ein „Sendschreiben an Hrn. Mag. Joh. Gottlieb Vorsatz, worinnen die Meinung, daß Christus weder in der Nacht, noch in einem Stalle geboren worden, verteidigt wird".

Anton Friedrich Büsching (1724—93), seit 1766 Gymnasialdirektor in Berlin, beschrieb seine „Reise von Berlin nach Kyritz in der Priegnitz, die er vom 26. September bis 2. Oktober 1779 verrichtet hat", auf 560 Seiten. „Wie gut," bemerkt Weber (Deutschland III 1828,

S. 345), „daß der berühmte Geograph keine Reise durch Deutschland mit gleicher Gründlichkeit geschrieben hat! Der geistvolle Nicolai ermüdete schon mit 12 Bänden, Büsching hätte uns unter 100 Quartanten nicht losgelassen, und eine Reise um die Welt von seiner Feder hätte man wahrscheinlich eher gemacht als gelesen." Nach demselben (Deutschland IV, S. 287) ging Büsching auch in seiner Selbstbiographie (1789), „vorzüglich bei seiner Geburt und Taufe, noch weit gründlicher zu Werke, als selbst Pütter".

Über den Göttinger Staatsrechtslehrer *Johann Stephan Pütter* (1725—1807, aus Iserlohn), der „vollkommen wußte, was Rechtens ist, aber nicht immer, was recht ist" (ebenda S. 62), heißt es im Demokrit XI, Kap. 2: „Gesetzt, P.'s langweiliges Juristenleben von 70 Jahren sei einer Schilderung von 800—900 Seiten wert gewesen, wozu die geistlose Wiederholung seiner vier Kollegien, seiner Jahresreisen nach Pyrmont, die Angabe bloß adeliger Zuhörer und seiner vornehmen Bekanntschaften im Bade?" Diese Selbstbiographie ist 1798 in zwei Bänden erschienen. — Ein „Muster eines reisenden Pedanten", der „alles pedantisch nach der Schule beurteilte und nach seinem kleinen Karlsruhe" und der „dem Publikum so viele Abgeschmacktheiten auftischte ohne allen Witz und Beobachtungsgeist", nennt Weber (Deutschland I 1826, Vorrede, sowie S. 250, 373 und II 1827, S. 318) den Karlsruher Professor der Naturgeschichte *Sander* [? Heinrich, geb. 1754].

Der Oberkonsistorialrat *J. E. Silberschlag* bemühte sich, die biblische Schöpfungsgeschichte natürlich zu erklären in seiner „Geogenie oder Erklärung der mosaischen Erderschaffung nach physikalischen und mathematischen Grundsätzen" (3 Teile mit 14 Kupfern, Berlin 1780—83).

Webers „alter Rechtslehrer" — wahrscheinlich *Joh. Burkhard Geiger* in Erlangen, geb. 1743 (vgl. zu der ganzen, hier nur in ihrem ersten Teil gebrachten Stelle Demokrit VII, Kap. 3) — „mochte ganz ernsthaft die Frage untersuchen, ob Lazarus sein Testament, wenn er eins gemacht hätte, bei seiner Wiedererweckung hätte umstoßen können" (Demokrit XI, Kap. 2).

„*Brennecke* [? Jak. Andreas, geb. 1765 in Magdeburg, Kandidat der Theologie, Hauslehrer und Dichter] wollte beweisen, daß Jesus nach seiner Kreuzigung noch 27 Jahre auf Erden grwandelt habe" (Webers Möncherei III 2) 1820, S. 348). Darauf erfolgte von Joh. Georg Tinius, dem Bibliomanen (siehe meine „Gelehrten-Kuriositäten", Nr. I) eine „Biblische Prüfung von Brenneckes Beweis, daß Jesus nach seiner Auferstehung noch 27 Jahre auf Erden gelebt" (Zeitz 1820).

Aus dem 18. Jahrhundert sind weiter zu erwähnen: der Pater *Martorelli*, welcher zwei Quartbände oder 800 Quartseiten über ein zu Portici gefundenes altes Tintenfaß schrieb (Jean Paul, Das Kampaner Thal 1797, Holzschnitterklärung VIII, und Webers Demokrit III, Kap. 23); der Prediger *Petersen*, welcher nicht nur die Schlacht am Teutoburger Wald auf den 15. August des Jahres 9 ansetzte, sondern sogar die Stunde bestimmte, in der sich Varus entleibte: zwischen 8 und 9 Uhr (Webers Deutschland IV 1828, S. 281); und der Ausleger der Apokalypse *Michael Friedrich Semmler*, über den sich der Satiriker Johannes Falk 1796 in den „Gebeten" lustig machte mit den Versen:

> „Kurz, eher wollt' ich gleich das Maß der Cherubimmen
> Mit Semmler euch genau nach Zoll und Fuß bestimmen."

Dem zuletztgenannten verwandt war der katholische Theologe *Joseph Bautz* (1843—1917, außerordentlicher Professor zu Münster i. W.), der sich mit der Eschatologie d. h. der Lehre von den letzten Dingen auf das eingehendste beschäftigte und, nachdem er in seiner Dissertation über die Beschaffenheit des menschlichen Leibes nach der Auferstehung gehandelt hatte, 1882 die Örtlichkeit der Hölle sowie 1883 die des Fegfeuers gründlichst untersuchte, weswegen man ihn als „Topographen der Hölle" oder „Höllen-Baedeker" bezeichnete. Die Hölle hatte sich schon viel früher ein gewisser *Schwind* vorgenommen, der sie in der Sonne gefunden zu haben glaubte, wogegen aufzutreten der Lübecker Pastor Heinrich Scharbau im IV. Teile seiner Parerga Philologico-Theologica 1724 sich gemüßigt fühlte (Götten 1735, S. 181).

Noch zu Anfang 1914 rechnete der englische Professor *H. H. Turner* den Fahrpreis für ein Billett 3. Klasse nach der Sonne aus. Er soll nach ihm 20 Millionen Mark betragen; denn selbst wenn man einen Schnellzug benützte, der 90 Kilometer in der Stunde zurücklegt, würde man zu jener Fahrt 175 Jahre brauchen. Und erst heutzutage?! . . .

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G., Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a
Druck von *Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.



Die beiden Holzschnitte der Flugschrift „Triumphus veritatis. Sick der warheyt" von Hans Heinrich Freiermut (1524).

Ein Beitrag zum Werke des Urs Graf.

Von

Professor D. Dr. Georg Stuhlfauth in Berlin.

Mit vier Bildern.

Unter der reichen Fülle reformationspolemischer Flugschriften gehört die des sonst unbekannten Nürnbergers *Hans Heinrich Freiermut* in Zürich mit dem Titel: *„Triumphus veritatis. Sick der warheyt"*[1] zu den bekanntesten. Sie verdankt diesen Vorzug dem größeren der beiden Holzschnitte, der ihren lateinischen Titel als Überschrift über sich auf breitem Band innerhalb des Bildrahmens wiederholt und um seiner Darstellung willen als Illustration zur Geschichte der Reformation verhältnismäßig häufig — freilich mehr häufig als gut — abgebildet wurde[2] (Bild 3).

Dieser Holzschnitt ist aus zwei Stöcken zusammengesetzt: von ihnen hat der eine den Umfang der Oktavseiten des Büchleins, dem er zugehört, der andere die mehr als doppelte Breite derselben. Beide Teile sind in der Weise aneinandergefügt, daß der erste Holzstock auf der Rückseite des Titelblattes abgedruckt ist, der zweite größere auf einem Sonderblatte, das an jenes bündig angeklebt und an seiner Rückseite leer ist. So hat unser Holzschnittbild eine Höhe von 172 mm und eine Gesamtbreite (einschließlich der Rahmenlinie) von 417 mm. Durch entsprechendes Zusammenfalten ist sein Breitformat der des Buches angepaßt.

Die Darstellung bietet einen großen feierlichen Aufzug n. l.: Triumphus veritatis, zu dem der Text — 2034 Verse[3] — die dichterische Beschreibung und Erklärung ist. Alle am Zuge Beteiligten sind durch Beischriften bezeichnet, zugleich mit einem Buchstaben (A — L) als Hinweis auf die ihnen in den Mund gelegten Worte der Dichtung.

Im Mittelpunkt steht die merkwürdige, enggedrängte Gruppe von Mönchen und Priestern mit Tierköpfen, geführt von einem vergrämt nach rückwärts blickenden Papste mit zerbrochenem Doppelkreuze und einem Bischof mit zerbrochenem Krummstabe an seiner rechten Seite, denen die Tiara bzw. die Mitra vom Kopfe fällt, und einem Kardinal und gefolgt von sonstigen Geistlichen und Mönchen. Von ihrer Gesamtheit, insbesondere von ihrem Haupte, dem Papste, ist erfüllt, was über ihnen geschrieben steht: Revelatus est homo peccati, filius perditionis et abominatio, quem percussit deus virga oris sui.[4] Allen sind die Hände gefesselt und sie alle umfaßt eine starke Kette, die am Schweif des Pferdes des ihnen voranreitenden Ritters, Huttens, befestigt ist. Dieser, mit einem Palmenzweig in der Rechten, reitet neben einer Gruppe her, die den verhältnismäßig ausgedehntesten Bestandteil des ganzen Zuges bildet, und die sich zusammensetzt aus Patriarchen, Propheten und Aposteln; jene, Patriarchen und Propheten tragen auf einer Tragbahre einen gotischen Schrein, „Das grab der heyligen schrifft", diese folgen; unter den Patriarchen und Propheten unterscheiden wir besonders Moses mit den Hörnern und David mit der Krone, unter den nachfolgenden Aposteln Petrus mit dem Schlüssel, Paulus mit dem Schwert und Jakobus den Jüngeren mit dem Bogen des Woll-

1 Was wir von dem Verfasser wissen, nämlich seinen Namen, seine Herkunft und seinen Wohnsitz, sagt er selbst im Schlußteil eben unserer Schrift (v. 2000—2003. 2034); auf dem Titelblatt steht sein Name ebensowenig wie sie Druckort oder Druckjahr angibt; dabei muß dahingestellt bleiben, ob der Zuname nicht ein Pseudonym ist.

2 Ich verzeichne: *Fr. von Bezold*, Geschichte der deutschen Reformation, 1890, Tf. zwischen S. 354/5; *Weltgeschichte*, hrsg. von *J. von Pflugk-Hartung*, Berlin, Ullstein & Co. [Bd. 4], S. 355; *Paul Drews*, Der evangelische Geistliche (Monographien z. deutschen Kulturgeschichte, hrsg. von Georg Steinhausen, Bd. 12), Jena 1905, S. 23, Abb. 18; *P. Schreckenbach* u. *Frz. Neubert*, Martin Luther, Leipzig (1916), S. 112.

3 Gedruckt bei *Oskar Schade*, Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit. Hannover 1856—1858, II, 196—251, dazu Anmerkungen S. 352—373.

4 Dieser Text ist nicht wörtlich aus der Bibel übernommen, sondern aus mehreren Vulgatastallen selbständig zusammengearbeitet. Zu Revelatus — perditionis cf. II Thess. 2_{8} . . . revelatus fuerit homo peccati, filius perditionis; zu abominatio cf. Deut. 17_{4}, 23_{18}, Prov. 3_{32}, 12_{22}, 15_{9}, 16_{5}, Lc. 16_{15}; zu quem — sui cf. Jes. 11_{4} . . et percutiet terram virga oris sui . ., auch Prov. 3_{14} Tu virga percuties eum . . .



webers.[1] Sie werden unter einem hohen Tore von danksagendem Volke feierlichst begrüßt; ihnen voran breiten zwei Jünglinge ihre Kleider auf den Weg; vom Altan über dem Tore grüßen schmetternde Trompeten der drei „Engel", und durch das Tor selbst drängen zahlreiche Bekränzte, Männer und Jünglinge, mit Palmwedeln hervor. Im Vordergrunde streuen vier Kinder Blumen aus ihren Körben. Als Beschluß des ganzen Zuges erscheint hinter der erstbeschriebenen Mittelgruppe, im Gesamtbilde gerade den kleineren Holzstock ausmachend, der auf reichgeschmücktem Wagen thronende „Salvator" mit der Weltkugel auf dem Schoße und sprechend erhobener Rechten. Der Wagen wird gezogen von den vier Evangelistensymbolen; der Engel-Matthäus trägt, auf dem zwischen dem Markus-Löwen und dem Johannes-Adler in der Mitte gehenden Lukas-Stiere reitend, eine Fahne mit der Aufschrift — ich löse die Abkürzungen auf —: Regi autem saeculorum immortali invisibili, soli deo honor et gloria in saecula saeculorum. Amen.[2] Geleitet werden die Tiersymbole von Luther diesseits, von Karlstadt jenseits; beide tragen einen Palmzweig in den Händen. Ersterem folgen zwei Kinder, die, gleich den vorgenannten auf der linken Hälfte des Blattes, Blumen aus ihren Körben streuen. Über dem Heiland schweben zwei Engelkinder, Posaune blasend; fünf andere ganz in der Höhe halten eine Tafel, auf der wir das Wort Christi lesen: Ego sum via, veritas et vita. Johan. 10_7. Und hinter dem Wagen schreitet, dem Volke unter dem Tore gegenüber entsprechend, eine ebensolche Schar von Männern und Jünglingen — auch eine Frau ist hier zu erkennen —, alle wie jene Palmwedel in den Händen tragend: die Schar der heiligen Märtyrer, mit Lob und Danksagung „wegen jrer erlôsung".

Unter dem Holzschnitte, außerhalb des Bildspiegels, steht in drei Druckzeilen:

Distychon Hermanni Bu. Pas.
Hec vis hoc decus est non enarrabile uerbi,
Quo premitur plus, hoc vincit ab hoste magis.[3]

Was der ganze Aufzug zu bedeuten hat, ist nach dieser Beschreibung offenbar. Es soll gezeigt werden der Siegeszug, genauer der Triumphzug der in der Reformation wiedererstandenen Wahrheit des Evangeliums. Am treffendsten drücken den Sinn der Darstellung die Worte der Apostel in der Dichtung aus, wenn sie den frommen Christen zurufen:

Secht / jesus Christ war mensch vnd gott
(Der vnß all mit seim bittern todt
Erlôßt hat von des teuffels gwalt /
Von todt vnd sünden manigfalt)
Der fert da her / vnd triumphiert
Von seynen fynden / die da fiert
Der hutten gfangen vnd gebunden /
Mit dem wort gottes vber[=]wunden /
Das der Endchrist tyeff het vergraben /
Vnds aber yetzund wider haben
Durch den getrewen gottes knecht
Martinum Luther / wie jrs secht
Das er den wagen selber fiert /
Vff dem die warheyt triumphiert /
Das ist der milt her jesus Christ
Der dan die warheyt selber ist.
Er ist der weg vnd auch das leben /
Durch den euch wirdt all sünd vergeben.

Aus der Darstellung selbst bleibt noch die Frage zu beantworten nach dem Verständnis jener eigentümlichen kuttentragenden Tierkopfkarikaturen und ihrer durch besondere Attribute gekennzeichneten Genossen, die im Gefolge des Papstes und als dessen Leidens-

1 Vgl. bezüglich des letzteren z. B. „Der heiligen leben", neugedruckt, (Straßburg, Martin Flach), 1521, S. XXXII r nebst Holzschnitt S. XXXI r, ferner etwa die Darstellung Lukas Cranachs im Wittemberger Heiligthumsbuch h II r oder Virgil Solis' in der Apostelserie (Kupfer) Pass. IV S. 116: 559, 13. Zum Instrument, dem Wollbogen, selbst vgl. überdies noch den Holzschnitt bei *Ernst Mummenhoff*, Der Handwerker in der deutschen Vergangenheit (Monographien z. Kulturgeschichte, hrsg. v. Gg. Steinhausen. 8). Jena 1901, S. 16.

2 I Tim. 1_{17}.

3 Den Pentameter entnehme ich *Schade* a. a. O., S. 353, da er in dem mir zu Gebote stehenden Exemplar der Preuß. Staatsbibliothek (Yh 186) weggeschnitten ist.



gefährten das Hauptschaustück des ganzen Zuges ausmachen. Für vier der fünf Tierkopfgestalten hat die Deutung bereits *Hans Sachs* in seinem berühmten Gedicht „Die Wittenbergisch Nachtigall“ vom Jahre 1523[1] uns an die Hand gegeben. Es sind alles bekannte Papisten und Luthergegner, die uns in ihnen entgegentreten. Halten wir uns an die Reihenfolge, in der sie in unserem Bilde erscheinen, so fällt uns als erster in die Augen der Bettelmönch mit dem Katzenkopfe: Thomas Murner, der Straßburger Franziskaner; ihm zur Rechten schreitet Professor Dr. Johannes Eck von Ingolstadt mit dem Eberkopfe; sein Nebenmann wiederum ist Hieronymus Emser der „Bock“ zu Leipzig, während die Reihe an der uns abgewendeten Seite schließt mit dem in Hans Sachsens Wittenbergischer Nachtigall nicht genannten, aber in anderen Quellen bezeugten Universitätsprofessor Jakob Lemp zu Tübingen[2], der den Kopf eines Hundes trägt; der fünfte Papist mit einem Tierkopfe marschiert in der nächsten Reihe: es ist Augustin Alveld, der Barfüßermönch, in der Polemik Luthers und seiner Freunde „der Esel zu Leipzig“.[3] Außer diesen fünf haben nun noch zwei weitere Personen besondere Erkennungsmarken erhalten; sie besteht bei dem einen Kleriker in einer gekrönten schwarzen Ratte, die ihm auf den Kopf gesetzt ist und ihn als den Rattenkönig von Köln, den Ketzermeister Jakob von Hochstraten, bezeichnet, bei dem anderen in einem Blasebalge auf der Brust und einem Hammer in der Hand, zwei Werkzeugen, die diesen als Hensel Schmidtknecht, d. i. den Generalvikar Johann Faber (Fabri) von Leutkirch zu Konstanz ausweisen.



Bild 1.

2.

So bekannt im allgemeinen dieser große Holzschnitt ist, so wenig ist es der so viel kleinere der eigentlichen Titelseite unserer Flugschrift (Bild 2). Sein Umfang beträgt einschließlich der Einfassungslinie nur 137 mm Höhe × 113 mm Breite. Er zeigt über einer zackigen Berglandschaft, die von einer Kirche mit einem in ganzer Breite ihrer Schmalseite vorgelegten massigen, helmlosen Turme belebt ist, einen in Querlage nach rechts von vier Teufeln schwebend emporgetragenen feisten Papst im Bildnis Leos X. vor dem über Wolken im Strahlennimbus erscheinenden und Urteil sprechenden Heiland mit der Weltkugel. Die Tiara fällt dem Papste vom Haupte. Zwei Engel stoßen ihn mit ihren Kreuzen hinab, ein dritter schwebt von links oben mit erhobenem Schwerte gegen ihn an; eine dicke beflügelte Gestalt mit turbanartiger Kopfbedeckung und einem Szepter in der Linken, vermutlich der oberste der Teufel und das Widerspiel des Papstes, der in der Flugschrift selbst gelegentlich als „der römische Türk“ bezeichnet ist[4], packt diesen, der in seiner jammervollen Lage mit beiden Händen abwehrt, am Hermelinkragen. Unten auf der Erde erheben links und rechts Mönche mit einem Bischof rechts an der Spitze knieend und betend Blick und Hände nach oben.

Es ist eine „Apothese“ des Papstes im Sinne und Geiste Luthers und der Reformation: des Papstes Himmelfahrt wird zu einer Höllenfahrt.

Bleibt dieses Titelbild nach seinem äußeren Umfange sowohl wie nach seinem Inhalte erheblich zurück hinter dem Holzschnitt der Rückseite, so ist seine Bedeutung um so größer

1 Abgedruckt in *Hans Sachs.* Hersg. von *A. v. Keller* und *E. Goetze*, Bd. 6, S. 368—386; vgl. ebda. Bd. 24, Enr. 6 und Bd. 25, nr. 82.

2 Über ihn vgl. *Otto Clemen*, Die Luterisch Strebkatz, Archiv für Reformationsgeschichte 2, 1904/1905, S. 78 ff., Exkurs: S. 90—93.

3 Cf. zu dieser Titulierung außer der gen. Hans Sachs-Stelle besonders *Luthers* Werke, Weimarer Ausgabe Bd. 6, S. 280. 284.

4 Vers 347 f. (in den Worten Luthers):

Zu letst der römsch Türck kommen ist
(Den man sonst nent den Antichrist).

TRIVMPHVS VERITATIS.
Sick der warheyt.



Mitt dem schwert des geysts durch die Wittenbergische Nachtgall erobert:

Bild 2.

für die Entscheidung der Frage, der wir uns nunmehr zuzuwenden haben, für die Frage nach dem Künstler, der sie beide geschaffen hat. Denn daß *eine* Hand beide Kompositionen entworfen und beide Holzschnitte gezeichnet hat, bedarf keiner weiteren Beweisführung.

Wer ist diese Hand?

3.

Es ist Gemeingut aller, die diesen Blättern nahegekommen sind, daß der große Holzschnitt Triumphus veritatis keine selbständige, eigene, neue Schöpfung, sondern eine Nachbildung ist jener Komposition, die als Triumphus Capnionis die Schrift *Ulrich von Huttens* Triũphus Doc. Reuchlini (Hagenau, Thomas Anshelm, 1518), 4⁰ [1], schmückt (Bild 4). Wem *dieses* Original verdankt wird, ist bis heute so wenig erkannt, wie man ein Urteil darüber abgegeben hat, wer den ihm nachgebildeten Triumphus veritatis gezeichnet. Sicher ist, daß der Zeichner des Triumphus veritatis ein anderer ist als der des Triumphus Capnionis. Bleibt nun der künstlerische Ursprung dieses berühmten Blattes auch weiterhin im Dunkeln, so glaube ich für den Holzschnitt des Triumphus veritatis und den ihm zugehörigen und künstlerisch gleich zu wertenden eigentlichen Titelholzschnitt den Meister gefunden zu haben.

Auf die Spur führten mich jene geistlichen Tiermasken im großen Triumphzuge der Wahrheit. Sie begegnen uns mehrfach, wie in der Literatur, so in der Kunst bzw. im reformationspolemischen Holzschnitt der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Sie begegnen aber insbesondere auf einem Titelholzschnitte, dessen künstlerische Verwandtschaft mit unseren beiden Holzschnitten, d. i. vor allem mit dem kleinen der Titelseite, evident ist. Es ist der Titelholzschnitt einer gleichfalls reformationspolemischen und gleichfalls ohne Angabe des Druckortes und Druckjahres herausgekommenen, aber gleichfalls in beiderlei Hinsicht mit hoher Sicherheit zu bestimmenden Flugschrift: *Die Luterisch Strebkatz* [2] (Bild 1). Sie gibt, auch sie in Versen (nach einem Vorwort in Prosa), eine Anrufung Luthers an Christus und dessen ihm Beistand im Kampfe verheißende Antwort und anschließend eine satirische Abfertigung des Papstes und seiner ohnmächtigen Helfershelfer. [3] Entstanden und gedruckt ist die interessante Schrift wahrscheinlich schon Sommer oder Spätsommer 1524. [4] Ihre Heimat ist Niederdeutschland (Wittenberg?). [5] Als Druckort gilt Hagenau. [6]

Ihrem Inhalte entspricht ihr höchst sinnvolles und packendes Titelbild. Was das Büchlein in Rede und Gegenrede ausführt, das wird uns hier in lebendiger Zeichnung vor Augen gestellt: Luther im Ziehspiel mit dem schwer bedrängten, von den Führern des Papismus umgebenen Papste. Die Austragung des Kampfes geschieht am Fuße eines Bergmassivs links, an dem auf mittlerer Höhe eine romanische, vom Rundchor gesehene Kirche mit niederem, aber wiederum wuchtigem, helmlosem Westturme lehnt und über dem zwei Wolken

1 Genauer Titel: [*Ulr. von Hutten,*] Triũphus || Doc. Reuchlini || Habes Stv || diose lector, Jo || annis Capris || nis viri praestantissimi Enco || mion. Triumphanti illi ex || deuictis Obscuris viris, Id || est Theologistis Colo || niẽ. & Fratribus de || Ordine: Praedicato || rum, ab Eleutherio Byzeno decanta || tum. (Hagenau, Thomas Anshelm, 1518.) 4⁰. Dieser Druck ist sehr selten; seit dem 16. Jahrh. wird gewöhnlich die 2. oder 3. Ausgabe erwähnt, erstere mit dem Titel: Joannis Reuchlini viri clarissimi Encomion. Cf. *Ulr. v. Hutten*, Schriften, hrsg v. Ed. Böcking, Bd. 1, S. 26* (Bibliographie) und Bd. 3, S. 413—448 (Text nebst Praefatio editoris). Der Holzschnitt ist auf besonderem Blatt vor dem Titel der Originalausgaben eingeheftet. Eine Abbildung in Faksimile bei *E. J. H. Münch*, Des teutschen Ritters Ulrich von Hutten sämmtliche Werke, 2. Teil, Berlin 1822, und *L. Geiger*, Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland (Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. II, 8), Berlin 1882, Einschalttafel S. 522/523.

2 Berlin, Preuß. Staatsbibliothek, Yh 1. Cf. *Schade* a. a. O. Bd. 3, 112—135, dazu Erläuterungen S. 255—261.

3 Vgl. die sehr sachkundige Besprechung *Clemens* a. a. O.

4 S. unten!

5 So *Schade* a. a. O. S. 261, desgl. *Alfred Götze* bei *Clemen* a. a. O. S. 87.

6 So *Karl Schottenloher*, Denkwürdige Reformationsdrucke mit dem Bilde Luthers, Zeitschrift f. Bücherfreunde N. F. 4, 1912/13, S. 229. *Hans Koegler*, Beiträge zum Holzschnittwerk des Urs Graf, Anzeiger f. schweizerische Altertumskunde N. F. 9, 1907, S. 139 (darnach auch *Georg Stuhlfauth*, Deutsch-Evangelisch 2, 1911, S. 374) dachte an Basel



TRIVPHVS VERITATIS.
A Engel
B Danckſagung des gemeynen volcks.
C Patriarchẽ.
D Propheten
Das grab der hey-
ligen ſchrifft.
E Apoſteln.
Hutten.
Reuelatus ẽ homo,
pcti, filius pditiõis, & abominatiõ, quẽ
percuſſit deus virga oris ſui.
F Euangeliſten.
Regi autẽ ſcl'orũ
imortali inuiſibi
li, ſoli deo honor
& glia in ſcl'a ſe
culorũ Amẽ.
Ego ſum via veritas
& vita. Iohan. 10.
Carleſtat.
I Saluator.
Luther.

Bild 3.

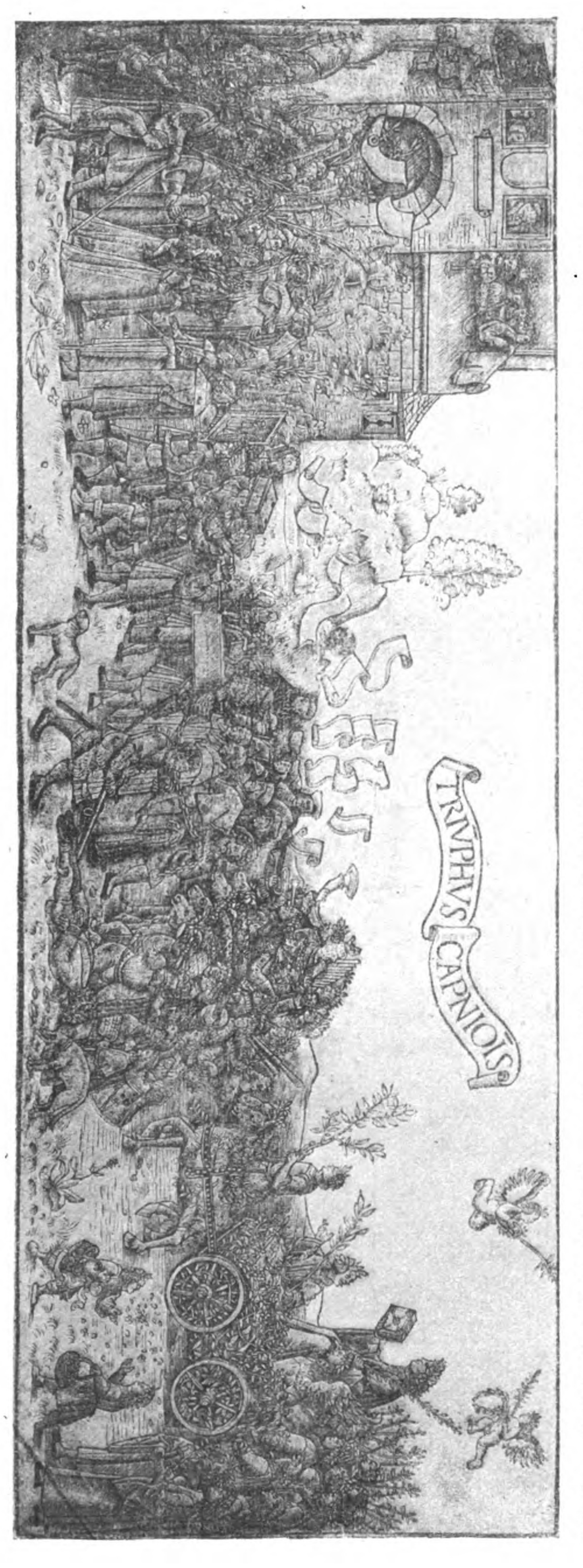


Bild 4.

jagen. Luther, im Mönchsgewande, links, mit dem rechten zurückgesetzten Bein knieend, während das linke aufgestellt ist, neigt den Oberkörper vor und hält mit starken Händen den Stamm eines einfachen Kreuzes umklammert, an dem in kleiner Figur der Kruzifixus hängt. Ihm gegenüber hat der Papst, mit dem er durch ein beiden Gegnern um den Hals gelegtes Tuch-Band verbunden ist, allen Halt verloren: der Kopf ist ihm stark heruntergezogen, die dreifache Krone fällt ihm vom Kopfe, die hölzerne Gebißstange in seinem Munde gibt seinem breiten und blöden Gesichte einen fast tierischen Ausdruck, aus seinem geplatzten Beutel rollen die Goldstücke auf den Erdboden, mit denen er seine Getreuen zu bezahlen gedachte. Er hat das Spiel verloren trotz der Schar seiner Freunde, die, gutenteils in der aus dem Triumphus veritatis schon bekannten Verwandlung uns bereits vertraut, um ihn versammelt sind: die einen — Emser der Bock, der, ohne im geringsten von ihm beachtet zu werden, auf Luther eindringt, Murner der Kater, Hogstraten der Rattenkönig, im Vordergrunde Eucharius Henner, der geistliche Richter des Bischofs zu Speier, der als drolliges Eichhörnchen an Luthers Kutte nagt[1] — eifrig und teilnahmsvoll sich um ihn bemühend, die anderen — Lemp der Hund und Dr. Eck der Eber — zusammen beratend, die dritten — Johannes Cochläus, damals Domdekan zu Frankfurt a. M., mit der Schnecke auf dem Kopfe und dem großen Kochlöffel auf der Schulter, Johann Faber (Fabri) von Leutkirch mit dem Hammer auf der Schulter u. a. — mit mehr oder weniger innerer Anteilnahme ratlos und tatlos zuschauend.

Den Schöpfer aber dieses Holzschnittes hat uns *Hans Koegler* genannt: es ist *Urs Graf.*[2]

Vergleicht man nun mit diesem Holzschnitt die beiden der Flugschrift „Triumphus veritatis. Sick der warheyt“, so ergibt sich sogleich, daß zwischen ersterem und vor allem der kleineren Titelkomposition dieser Veröffentlichung die engste künstlerische Verwandtschaft besteht, eine Gemeinschaft des Stiles und der Formen, die beiderseits die Herkunft aus einer und derselben Künstlerhand bezeugt. Ist es erforderlich, auf Einzelheiten hinzuweisen?

1 Vgl. *Clemen* a. a. O. S. 86 f.

2 Vgl. *Hans Koegler* a. a. O. Zu Koeglers Bibliographie betr. Urs Graf tritt hinzu *M. Wackernagel*, Basel (Berühmte Kunststätten 57). Leipzig, E. A. Seemann, 1912, passim (s. Register).

Man sehe beiderseits die Landschaft und ihre Staffage, die Wolkenbildung, die vierschrötigen Köpfe der Figuren, auch die Gewandbehandlung und Faltenbildung! Ist aber das Titelbild der Flugschrift Freiermuts von dem Meister des Holzschnittes der „Luterisch Strebkatz" gezeichnet, so folgt, daß sämtliche drei Holzschnitte, d. h. die beiden Titelbilder der beiden Schriften *einschließlich* des großen Blattes an der Rückseite des Titels zum „Triumphus veritatis" von Urs Graf herrühren; denn daß dieser große Holzschnitt mit dem kleineren Titelholzschnitt wiederum einen gemeinsamen Urheber hat, ist ohne weiteres ersichtlich. Man kann gegebenenfalls gegen die Zuweisung des Holzschnittes der „Luterisch Strebkatz" an Urs Graf Bedenken haben. Aber solches Bedenken würde nichts ändern an der Zuweisung unserer drei hier besprochenen Holzschnitte an einen und denselben Künstler. Da wir aber keinen Grund und kein Recht sehen, die Autorschaft des Urs Graf, die *Koegler* im Rahmen des Gesamtwerkes dieses Meisters für den Holzschnitt der „Luterisch Strebkatz" ausgesprochen hat, anzufechten oder zu bestreiten, so muß Urs Graf nunmehr auch als der Schöpfer der beiden Holzschnitte der Freiermutschen Broschüre gelten, wie er nach Koeglers Urteil als der Schöpfer des Titelbildes der „Luterisch Strebkatz" gilt.[1]

Gedruckt ist, nach *Schades* überzeugender Begründung, Freiermuts Büchlein aller Wahrscheinlichkeit nach nicht in der Schweiz, sondern wohl im nördlichen oder nordwestlichen Deutschland. „Wenn man nicht die Übersendung des Manuskripts in eine vielleicht gar mehr niederdeutsche Gegend und den Druck daselbst ... annehmen will, so muß man sich entschließen, den uns zu Gebote stehenden alten Text für einen Nachdruck eines älteren aus

1 Wie übrigens dieses Titelbild lehrt, versteht man unter dem Strebkatzziehen (auch Luderziehen genannt) ein Kraftspiel, in welchem zwei durch ein Band, einen verknüpften Tuchstreifen oder Strick um die Nacken verbundene Gegner um die Meisterschaft ziehen. In derb-lächerlicher Auffassung zeigt das Spiel eine Randleiste der früheren Ausgaben von Seb. Brants Basler Narrenschiff (z. B. 1499, 1509); es begegnet ferner auf der Seite eines um 1495 in Reutlingen gedruckten Kalenders in der Hand des links und rechts auf dem Steckenpferd sitzenden Christkindes (cf. *Paul Heitz*, Dreißig Neujahrswünsche des 15. Jahrhunderts, Straßburg i. E., Heitz, 1917). Weitere Beispiele s. *Alfred Götze*, Die hochdeutschen Drucker der Reformationszeit, Straßburg 1905, S. 100. Die früheste bekannte Darstellung hat *Erich Ballerstedt* nachgewiesen über dem Haupteingange (nach der Marktstraße) des 1455 erbauten Teiles des Rathauses zu Hannover in seinem vortrefflichen Aufsatz „Das Strebkatzenziehen, ein Kraftspiel des Mittelalters, und seine Spuren in deutscher Sprache und Kunst", Hannoversche Geschichtsblätter 4, 1901, S. 97—107; doch ist er im Irrtum, wenn er in dem Gegenstand, den die Gegner hier und anderwärts im Munde haben, meint als Streitobjekt (Knochen oder Wurst) deuten zu müssen; in Wirklichkeit ist es ein hölzerner Knebel oder eine Gebißstange, wie sie z. B. der eine der beiden an den Pfahl gebundenen Männer hat, während ihn der Henker blendet, in dem Holzschnitt des Georg Pencz auf einem Einblattdruck des Hans Sachs, s. *Heinrich Röttinger*, Die Holzschnitte des Georg Pencz, Leipzig 1914, Tf. 16 [Nr. 25] (Abb. auch Zeitschrift f. Bücherfreunde N. F. 2, $_2$, 1911, S. 242 zu *R. Buchwald*, Über einige Verleger und Illustratoren des Hans Sachs, ib. 233 ff.) oder wie er sich dargestellt findet über dem Lutherkopfe des Septiceps Lutherus-Holzschnittes, s. *meine* Abhandlung „Das Bild als Kampflosung und als Kampfmittel in der Kirchengeschichte", Wege und Ziele 2, 1918, S. 464 nebst Abbildung. Im übertragenen, bildlichen Sinne (= sich herumreißen, sich streiten) ist die Wendung „die Strebkatz ziehen" oder dergl. der Literatur geläufig; sie wird gerne von streitenden Ehegatten gebraucht, insbesondere aber auch wiederholt von dem Kampf Luthers mit dem Papsttum, so außer in der schon von *Koegler* a. a. O. S. 139, Anm. 1 zitierten Stelle des Schriftchens „Ein grosse clag der armen Leyen ..." (o. O. u. J.: Basel, 1523), (Weller 2384), daß die Pfaffen umsonst versucht hätten, die Laien gegen Luther aufzubringen,

„vnd wolten uns in das spil hetzē,
dörffent doch nit jre zeen wetzen
mit dem Luther vmb ein zipfel rissen",

in *Hans Heinrich Freiermuts* „Triumphus veritatis. Sick der warheyt", wo Hutten von dem Reformator sagt (*Schade* a. a. O. II, S. 203):

Mit dem [Wort Gottes] so hat er vmb sich gschlagen,
Dem Endchrist vnd jn allen zwagen.
Hat die strebkatz mit in gezogen.
Das haüpt dem Bapst zür erden gbogen.

Auch bei *Hans Sachs* in dem Spruchgedicht „Ein nutzlicher rath den jungen gsellen, So sich verheyraten wollen", 1549 (*Hans Sachs*. Hrsg. v. A. v. Keller und E. Goetze. Bd. 4, 328—330, cf. Bd. 24, Enr. 217 und Bd. 25, nr. 3025) heißt es:

Wolst dus denn bendigen mit zorn
Mit rauffen, schlagen vnd rumorn,
So must du mit dem alten fratzen
Dein lebtag ziehen die strebkatzen
Oder der narr bleyben im hauß.

Weitere Nachweise s. außer bei den schon genannten Autoren in den Wörterbüchern von *Grimm* und von *Schmeller* s. v. Katze bzw. Strebkatz, ferner bei *Karl Goedeke*, Johannes Römoldt. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen dramatischen Literatur des XVI. Jahrhunderts, Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen, Jg. 1852 (Hannover 1855), S. 380; *Oskar Schade*, Satiren und Pasquille, II, S. 364 zu 259; III, S. 257 zu 116, $_{19}$; *Otto Clemen*, Die Luterisch Strebkatz, a. a. O. S. 80 f.



der Schweiz zu halten, der aber ganz verloren gegangen zu sein scheint.“[1] Bezüglich der Autorschaft der beiden Holzschnitte ist diese Frage des Druckortes ohne Belang; denn wie sie auch entschieden werden mag, gewiß scheint mir, daß die Holzschnitte in engster Verbindung mit der Entstehung des Manuskriptes, nicht mit der des Druckes gezeichnet sind.

Was endlich die Entstehungszeit unserer Holzschnitte betrifft, so läßt auch sie sich ziemlich genau festlegen. Bei dem innigen Zusammenhange zwischen Schrift und Bild ist es von besonderem Werte, zu wissen, wann die Schrift entstanden ist. Nun läßt sich aus Verszeile 1240 „im jubeljahr, als würt noch heur“ mit Bestimmtheit entnehmen, daß das Gedicht im Jahr 1524 geschrieben ist. Denn das Jubeljahr, das „noch heur“ wird, ist das des Jahres 1525, das aber bereits am Abend vor „Neujahr“, d. i. am Weihnachtsabend 1524 — Neujahr wurde mit Weihnachten begonnen — durch den Papst eröffnet wurde.[2] Damit ist auch die Datierung der beiden Holzschnitte gegeben; ihre Entstehung, jedenfalls die des großen Blattes, geht der Abfassung der Dichtung unmittelbar voraus, fällt mithin in das Jahr 1524.

Aus der Schrift selbst aber läßt sich nun, wie mir scheint, noch ein weiterer Anhalt entnehmen über das zeitliche Verhältnis zwischen der anonymen Flugschrift „Die Luterisch Strebkatz“ und ihrem Titelholzschnitt einerseits, der Schrift Freiermuts und ihren beiden Holzschnitten andererseits. Es kommt hier in Betracht die in der Anm. zu S. 55 bereits angeführte Stelle aus der Rede Huttens, insbesondere das Reimpaar 259 f.:

Hat die strebkatz mit in gezogen.
Das haüpt dem Bapst zür erden gbogen.

Lesen diese Verse sich nicht — trotz aller Vertrautheit des Verfassers mit der Art des Spieles als solchen — wie eine Beschreibung just des Holzschnittbildes der „Luterisch Strebkatz“? Daß dieses Freiermut vorgelegen und er es bei der Niederschrift seiner Dichtung vor Augen gehabt, liegt um so näher, nachdem wir wissen, daß derselbe Meister Urs Graf seinen Zeichenstift beiden Verfassern zur Verfügung gestellt hat. Ich möchte deshalb diesen Umstand mit als Stütze ansehen für die Annahme, daß Freiermut seine Verse schrieb zu einer Zeit, als ihm „Die Luterisch Strebkatz“, jedenfalls des Urs Graf Titelbild zu ihr, bereits vor Augen lag.[3]

Wir fassen unsere Ergebnisse zusammen:

1. Die beiden Holzschnitte der Schrift des Hans Heinrich Freiermut „Triumphus veritatis. Sick der warheyt“ gehen auf denselben Meister zurück, der den Titelholzschnitt der Schrift „Die Luterisch Strebkatz“ zeichnete, d. i. Urs Graf;
2. die Entstehung der drei Holzschnitte fällt in das Jahr 1524 und zwar geht die Komposition der „Strebkatz“ jenen des Triumphus veritatis voran;
3. dasselbe zeitliche Verhältnis gilt auch für die beiden Dichtungen: „Die Luterisch Strebkatz“ ist entstanden vor dem „Triumphus veritatis“ Freiermuts.

1 *Schade* a. a. O. S. 372.

2 Vgl. auch *Schade* a. a. O. S. 373. *Schade* hat aber nicht beachtet, daß man damals das neue Jahr mit Weihnachten begann.

3 Auch *Clemen* a. a. O. S. 90 bemerkt, ohne jedoch Gründe anzuführen, von der Schrift *Freiermuts:* „wahrscheinlich bald nach der Strebkatz entstanden“; diese datiert er Ende 1524, s. ebd. S. 87.

Zu dem Aufsatz:

Das Stammbuch des Magisters Frentzel auf der Leipziger Stadtbibliothek

Von Dr. Johannes Hofmann



Bild 1. Der Große Kurfürst von Brandenburg und seine Gemahlin Dorothea (1671)



Bild 2. Der schlesische Dichter
Christian Hofmann von Hofmannswaldau (1667)



Bild 3. Leipzig (1649)



Bild 4. Der berühmte Jurist Benedict Carpzov,
seit 1620 Beisitzer des Leipziger Schöppenstuhls (1649)

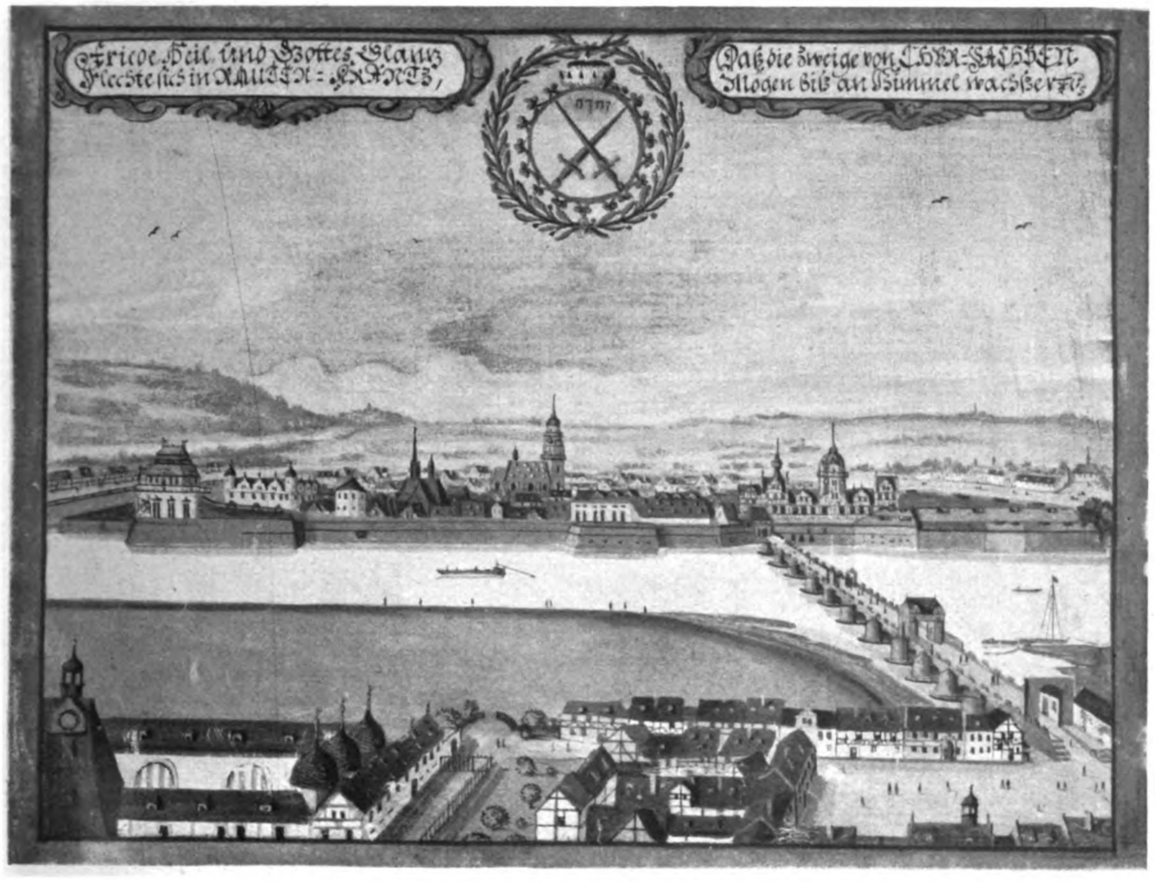


Bild 5. Dresden



Bild 6. Benedict Carpzov, gestochen von Joh. Dürr nach einem Bilde der Margaretha Rastrum (1651)

Christianum est credere invisibilia, sperare dilata, re per contraria, amare Deum se nobis quasi inimicum praebentem, et sic ad finem usque perseverare.

Les Roses se trouvent toujjours entre les espines.

Bisogna lasciar correre la Fortuna, chi vuol triomfare della Fortuna.

Wer von den Neidern wird geplagt
Zur Jeden Frist,
Der weiß in Wahrheit nicht, wie
Glücklich das Er ist.

Clarissimo, pientissimoq. Viro, Dno IOANNI FRENTZELIO S.S. Theologiae Candidato, Philosophiae Magistro Poetae excellentissimo, Amico ac fautori suo cordicitus dilecto, benivolae Recordationis ergo, paucula haec Scrib: Wedel: Holsatorum ipsa die Georgii, Anno 1658 JOANNES RIST Pastor ibid: Sacri Lateranensis Palatii, Aulaeq. Caesareae et Imperialis Consistorii Comes, P. Nob:

Symb:
P. U

Bild 7. Der norddeutsche Dichter Johannes Rist (1658)



Bild 8. Der Leipziger Universitätsprofessor
Franciscus Romanus (1667)

Das Stammbuch des Magisters Frentzel auf der Leipziger Stadtbibliothek.

Von

Dr. Johannes Hofmann, Bibliothekar an der Stadtbibliothek in Leipzig.

Mit acht Bildern.

Die Leipziger Stadtbibliothek besitzt in dem Stammbuch des Magisters Frentzel ein ganz besonders wertvolles Stück, wie es nur selten zu finden ist.

Magister Johannes Frentzel, der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Leipzig lebte, wird Sammlern von Leipziger Kupferstichen, namentlich von Leipziger Porträts aus jener Zeit, nicht unbekannt sein.[1] Frentzel lieferte oft für die in Kupfer gestochenen Bildnisse nach der Sitte der Zeit deutsche und lateinische Lobsprüche, mit Vorliebe Akrostichen und Anagramme (s. Bild 6), und neben dem *„Dürre excudit“* oder *„Romstedt sculpsit“* findet sich häufig auf Leipziger Bildnissen jener Zeit auch das *„Mgr. Joannes Frenzel fecit“*. Zedlers Universallexikon und Jöchers Gelehrtenlexikon geben einige Lebensnachrichten über ihn. Darnach war er „ein gekrönter kaiserlicher Poete“, Professor der Poesie an der Universität Leipzig, wie später Ernesti, Christ, Bel, Clodius, Reiz und Eck, Vicar des Domstiftes zu Magdeburg, Canonicus von Zeitz und Collegiat des großen Fürstenkollegiums zu Leipzig. Geboren war er am 8. Mai 1609 in Annaberg, gestorben ist er am 24. April 1674 in Leipzig. Ferner erfahren wir durch die genannten Quellen nur noch, daß er einen guten lateinischen und deutschen Vers gemacht habe, absonderlich in Anagrammatibus und Sonetten glücklich gewesen sei, und daß von ihm erzählt wird, daß er, wenn er ein Anagramm hat machen sollen, sich „auf der Erde herumgewälzet“ habe.

Frentzels Stammbuch besteht fast durchweg aus Pergament und ist beinahe Blatt für Blatt mit Malereien geschmückt. Die nur beschriebenen Blätter bilden die Ausnahme. Solche reich ausgestattete Stammbücher sind in bürgerlichen Kreisen außerordentlich selten. Es umfaßt 428 Blätter, von denen allerdings 185 als bloße Schutzblätter leer sind. Von den Personen, die sich eingeschrieben haben, haben sich nur etwa 25 mit einem Spruch und ihrer Namensunterschrift begnügt. Alle anderen haben irgend ein Kunsterzeugnis hinzugefügt oder hinzufügen lassen, und zwar die meisten ihr eigenes Bild. Nicht weniger als 83 Porträts und 15 Doppelporträts enthält das Stammbuch. Andere, über 20, haben ihre Wappen malen lassen, das übrigens auch bei den Porträts bisweilen noch angebracht ist. Auch allegorische, biblische, mythologische Darstellungen, Landschaften und Städteansichten fehlen nicht. Alle diese Bilder sind teils in Wasserfarben, teils in Gouache, viele aber auch, besonders die Porträts, in Öl auf Pergament gemalt. Nur drei Blätter sind gezeichnet, eins ist ein kolorierter Kupferstich, fünf sind in Seide gestickt. Der Kunstwert der einzelnen Blätter ist natürlich verschieden. Unter den Porträts, die meist in einem Oval links in der unteren Hälfte des Blattes angebracht sind, finden sich neben guten Leistungen eine kleine Anzahl wahrer Meisterstücke von außerordentlicher Feinheit der Ausführung, überwiegend freilich die untergeordneten Machwerke gewöhnlicher Stammbuchmalerei.

Zu den hervorragenden Persönlichkeiten, die ihre Bildnisse spendeten und eigenhändig unterzeichneten, gehören vor allem viele Mitglieder des sächsischen Fürstenhauses, voran Kurfürst Johann Georg I. mit seiner Gemahlin Magdalena Sibylla (1654), aber auch der Große Kurfürst von Brandenburg mit seiner Gemahlin Dorothea (1671) (s. Bild 1). Heerführer wie Torstenson, Königsmark und Axel Lilie haben ihr Wappen und einen Spruch gespendet. Axel Lilie schrieb zum Beispiel ein:

„Disteln stechen, Nesseln brennen,
Wer kann alle falschen Herzen kennen.“

Von berühmten Juristen sind Veit Ludwig von Seckendorff (1672) und Benedict Carpzov (1649) (s. Bild 4) im Bilde vertreten. Auch der bekannte norddeutsche Dichter Johann Rist (1658) (s. Bild 7) und der schlesische, Christian Hofmann von Hofmannswaldau (1667) (s. Bild 2) haben sich eingeschrieben und ihr Porträt gestiftet. Unter den übrigen bildlichen Darstellungen ist wohl

1 Vergleiche: Gustav Wustmann „Der Leipziger Kupferstich im 16., 17. und 18. Jahrhundert“ (Neujahrsblätter der Bibliothek und des Archivs der Stadt Leipzig III, 1907) Seite 23 ff., und Wustmanns Aufsatz über das Stammbuch im Leipziger Tageblatt am 14. April 1890.



das interessanteste die Gegenüberstellung eines ärmlichen, von einem Engelreigen umtanzten Klagehauses und eines reichen, von Teufeln umschwärmten Trinkhauses (nach Pred. Salom. 7, 3), nach dem Hausgiebel zu schließen, Augsburger oder Nürnberger Arbeit. Sehr hübsche Blätter befinden sich sich auch unter den Landschaften und Städteansichten (Leipzig und Dresden) (s. Bild 3 u. 5).

Frentzel hat sein Stammbuch kurz vor seinem Tode, 1672 oder 1673, in eine blaue Samtdecke mit gravierten Silberbeschlägen einbinden und dabei die Blätter, die früher sicherlich lose in bunter Reihe durcheinander lagen, in eine gewisse Ordnung bringen lassen. Durch elf Blätter, die vom Besitzer selbst herrühren und lediglich der Einrichtung des Buches gewidmet sind, wird das Stammbuch eröffnet. Von diesen zeigt eins das Bild des Besitzers selbst, andere allegorische Darstellungen, in denen Frentzel wieder mit erscheint, die übrigen tragen Verse von ihm. Außer seinem gereimten Lebenslauf enthält ein Blatt die Wünsche, die er für sein Stammbuch hat:

„Was bittlich ich begehr' und gleichsam will ererben
Im Zierrat meines Buchs, zum Denkmal großer Gunst,
Das sei kein Fluchwort nicht, noch Scherz von schnöder Brunst,
Besondern was mich lehrt recht leben und wohl sterben.
So jemand noch dazu mir wollte lassen setzen
Ein Bild durchs Malers Hand, ein Wappen oder Schild,
So würd' um so viel mehr mein Wunsch dadurch erfüllt,
Dieweil ich mich hieran auch pflege zu ergötzen.“

Nach den 11 Eröffnungsblättern folgen zunächst alle fürstlichen Personen, Adliche, Kriegsleute, Hofleute, hohe Beamte, Gelehrte, darunter viele Leipziger Universitätslehrer und Geistliche, dann sonstige Beamte, Künstler, zuletzt Frauen. Die Blätter verteilen sich über einen sehr großen Zeitraum. Sie stammen meistens aus den vierziger, fünfziger und sechziger Jahren. Auf einem auf Atlas gedrucktem Titelblatt, das zu den 11 Eröffnungsblättern gehört, steht die Jahreszahl 1646. In diesem Jahre hat sich also Frentzel das Stammbuch angelegt. Einige Blätter stammen jedoch auch aus einem früheren Stammbuche, das er schon in den dreißiger Jahren, jedenfalls als Student, benutzt hat, zum Beispiel das seiner Mutter vom Jahre 1635. Nach seinem Tode haben sich nur zwei Personen im Jahre 1707 eingeschrieben, Verwandte von solchen, die bereits drin standen.

Über die Künstler der einzelnen Bildwerke erfahren wir leider aus dem Stammbuch sehr wenig, da sie sich nur ein paarmal nennen. So tragen die Bilder des jungen Prinzen Johann Georg und der Prinzessin Erdmuthe Sophie (Seite 21 u. 22)[1], beide vom Jahre 1661, die Bezeichnung *A. Weber fecit.* Ein Porträt aus Halle vom Jahre 1673 (Seite 64) ist bezeichnet *d'la Borie pinxit.* Auf einer Mondlandschaft von 1670 (Seite 182) nennt sich *Georg Schultz,* „Conterfeier“ in Breslau, als Künstler. Daß zahlreiche Illustrationen des Frentzelschen Stammbuches in engem künstlerischen Zusammenhang mit dem ebenfalls reich ausgestatteten Breslauer Stammbuch des Zacharias Allert, das die Breslauer Stadtbibliothek besitzt, stehen, ist bei der Universitätsjubiläumsausstellung in Leipzig festgestellt worden, wo Gelegenheit war, beide zu vergleichen.[2] Auf zwei Allegorien in Wasserfarben haben sich *Valtin Wagner* (1652) (Seite 177) und *Daniel Bretschneider „der Eltere“* (1649) (Seite 178) als „Mahler“ genannt. Valentin Wagner ist in Dresden um 1650 als Bildnismaler nachweisbar.[3] Unter anderen malte er den Kurfürsten Johann Georg I., und es kann vermutet werden, daß auch das Bild des Kurfürsten und der Kurfürstin (Seite 12) von seiner Hand stammt. Da Daniel Bretschneider d. Ä. (geb. um 1550 in Dresden) im Juli 1623 das letzte Mal genannt wird, kann hier wohl nur Daniel Bretschneider d. J., der Sohn des Daniel Bretschneider d. Ä., als Künstler in Betracht kommen. Er lebte 1623—1658 in Dresden und pflegte vor allem die Miniaturmalerei auf Pergament und Marienglas.[4] Von ihm stammen sicherlich auch noch andere gemalte Blätter des Stammbuches. Daß er sich hier als der Ältere bezeichnet, hat seinen Grund vielleicht darin, daß ein noch jüngerer Maler mit demselben Namen, von dem wir nichts wissen, damals sich betätigte. Durch die allegorischen Bilder, die Frentzel selbst als Einführungsstücke in dem Buche hat anbringen lassen, lernen wir eine Leipziger Malerin kennen, die dem Kenner der Leipziger Geschichte dem Namen nach sehr wohl bekannt ist, vor allem als Porträtmalerin und durch die zahlreichen Proteste der Leipziger Innungsmaler

1 Die in Klammern hinzugefügte Seite bezeichnet stets die Seite im Stammbuch.
2 Siehe Katalog der Universitäts-Jubiläums-Ausstellung Leipzig 1909, Seite 35 und Seite 120 u. 121.
3 Vergleiche Naglers Künstlerlexikon.
4 Vergleiche Allg. Lexikon der bildenden Künstler von Thieme und Becker, IV. Bd., Seite 592.

wegen ihrer „vielfältigen Störerei". Auf einem dieser Bilder (Seite 10) bezeichnet sich Frentzel als „inventor", und als Malerin wird *Margaretha Rastrum* genannt, die Frau eines Organisten in Pegau.[1] Da diese Blätter nur sehr mittelmäßiges Können verraten, verdankte sie ihren Ruf jedenfalls nur ihrer Porträtmalerei. So zeigt das Bildnis des Magister Frentzel (Seite 1), das zu den Eröffnungsblättern gehört, und zweifellos auch ein Werk der Rastrumin ist, schon eine bessere Arbeit.

Von ganz besonderer Bedeutung ist das Stammbuch für die Leipziger Porträtforschung. Wenn einmal die Geschichte des Leipziger Porträts im 17. Jahrhundert geschrieben wird, darf die Porträtgalerie im Frentzelschen Stammbuch nicht unberücksichtigt bleiben. Daß auf diese Weise auch Ergebnisse gewonnen werden können, soll in folgendem kurz angedeutet werden.

Es liegt nahe, die von Frentzel angeregten und mit Epigrammen versehenen Porträtstiche mit den entsprechenden gemalten Personen in seinem Stammbuche zu vergleichen. So weit mir die Stiche zugänglich waren, konnte ich im ganzen 26 Porträts des Stammbuches mit gestochenen Bildnissen vergleichen. Es ergab sich bei den meisten eine auffallende Ähnlichkeit, oft sogar vollständige Übereinstimmung zwischen den gemalten Miniaturporträts und den Stichen. Da die Übereinstimmung oft so klar zutage tritt, kann mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß dem Stecher ein Bild von demselben Maler als Vorlage gedient hat, dem das gemalte Porträt in Frentzels Stammbuch zugeschrieben werden kann. Da aber neben dem Stecher auf den gestochenen Bildnissen öfters der Maler der Vorlage sich nennt, können mit einer gewissen Vorsicht auf diesem Wege die Maler der Stammbuchporträts sich ermitteln lassen. Daß diese Folgerung nicht zu kühn ist, dafür sprechen auch die engen Beziehungen, die Frentzel zu den damaligen Leipziger Porträtstechern und dadurch wieder zu den Porträtmalern hatte. Auch war es in einigen Fällen möglich, Stiche nach verschiedenen Vorlagen zum Vergleich heranzuziehen, von denen aber nur einer mit dem Porträt im Stammbuche tatsächlich übereinstimmte.

Die Gegenüberstellung von Porträtminiaturen und Stichen ergab kurz folgendes:

Infolge ihrer großen Ähnlichkeit, die oft an Übereinstimmung grenzt, kann mit Hilfe des Stiches auf den Maler bei folgenden Porträts des Stammbuches geschlossen werden:

Benedict Carpzov, der bekannte Jurist. (Seite 44) [1649] — Stich von Joh. Dürr nach einem Bilde der *Margaretha Rastrum*[2] [1651] (s. Bild 4 u. 6).

Johannes Fritzsch, Advokat. (Seite 131) — Stich von J. Dürr nach einem Bilde der *Margaretha Rastrum* [1657].

Philipp Müller, Universitätsprofessor (Seite 143) [1651]. — Stich von Joh. Caspar Höckner nach einem Bilde der *Margaretha Rastrum* [1653].

Joh. Hülsemann, Superintendent an der Thomaskirche (Seite 91) [1655]. — Stich von J. Dürr nach einem Bilde der *Margaretha Rastrum* [1651].[3]

Samuel Lange, Superintendent an der Thomaskirche (Seite 93) [1662]. — Stich von J. Dürr nach einem Bilde der *Margaretha Rastrum* [1661]. Mit einem anderen Stich von Romstet nach einem Bilde von Johannes Wolfersdorff [1668] sind keine großen Übereinstimmungen vorhanden. Diesem Stich ähnelt dagegen das Bild in der Thomaskirche.

Martin Geier, Superintendent an der Thomaskirche (Seite 110) [1649]. — Stich von J. Dürr nach einem Bilde von *Christoph Spetner* [1658]. Keine große Ähnlichkeit mit dem Stich von C. Romstet nach einem Bilde von Sam. Bottschild.

Christian Lange, Superintendent an der Thomaskirche (Seite 89) [1648]. — Stich von J. Dürr nach einem Bilde von *C. Spetner* [1651].

Daniel Heinrici, Doktor der Theologie (Seite 92) [1657]. — Stich von B. Paravicinus nach einem Bilde von *C. Spetner* [1664].

Paul Wagner, Assessor etc. (Seite 129) [1665]. — Stich von C. Romstet nach einem Bilde von *C. Spetner* [1665].

Franciscus Romanus, Universitätsprofessor (Seite 125) [1667] (s. Bild 8). — Stich von C. Romstet nach einem Bilde von *C. Spetner* [ohne Jahr].

---

1 Vergleiche Naglers Künstlerlexikon und G. W. Geyser „Geschichte der Malerei in Leipzig von frühester Zeit bis zum Jahre 1813" (Leipzig, 1858) Seite 42 ff.

2 Dieser Stich stimmt auch vollständig mit einem auf der Universitätsbibliothek befindlichen Porträt von Benedikt Carpzov überein, das zweifellos auch der Rastrumin zugeschrieben werden muß. Nach demselben Bilde stach im Jahre 1673 Joh. Reihhold Schildknecht einen mäßigen Stich. Dagegen weist ein Stich von J. Dürr vom Jahre 1663 nach einem jedenfalls späteren Bild derselben Künstlerin verschiedene Abweichungen auf (eine Hand, Haartracht, Nasenlöcher). Zwei weitere Stiche von N. Houbelinus und M. Bernigeroth haben zu dem Porträt des Stammbuches keine Beziehungen.

3 Hülsemann hat sich Seite 90 schon einmal malen lassen, vermutlich von Christoph Spetner [1648]. Spetner ist von 1615—1680 in Leipzig nachweisbar. Vergl. Geyser S. 46 ff.

Elias Sigismund Reinhart, Superintendent an der Thomaskirche (Seite 94) [1669]. — Stich von C. Romstet nach einem Bilde von *B. Block*[1] [ohne Jahr]. Auch außerordentliche Ähnlichkeit mit dem Bilde in der Thomaskirche.

Johann Benedictus Carpzov, Pastor an der Thomaskirche (Seite 109) [1649]. — Stich von *J. Dürr* nach dem Leben [1652]. Trotz der Ähnlichkeit mit diesem Stich hat vermutlich auch C. Spetner das Miniaturporträt im Stammbuch gemalt.

Weitere sieben Porträts des Stammbuches stimmen mit Stichen überein, auf denen aber kein Maler angegeben ist. Bei den meisten von ihnen kann man auch C. Spetner als den Künstler vermuten.

Hieraus ergibt sich, daß ein großer Teil der Leipziger Persönlichkeiten in Frentzels Stammbuch vermutlich von der Rastrumin und Spetner gemalt worden sind. Merkwürdigerweise ließ sich Spetners Mitobermeister der Malerinnung, Erasmus Lüderitz, im Stammbuche nicht nachweisen, obwohl er als Porträtmaler damals einen großen Ruf hatte.

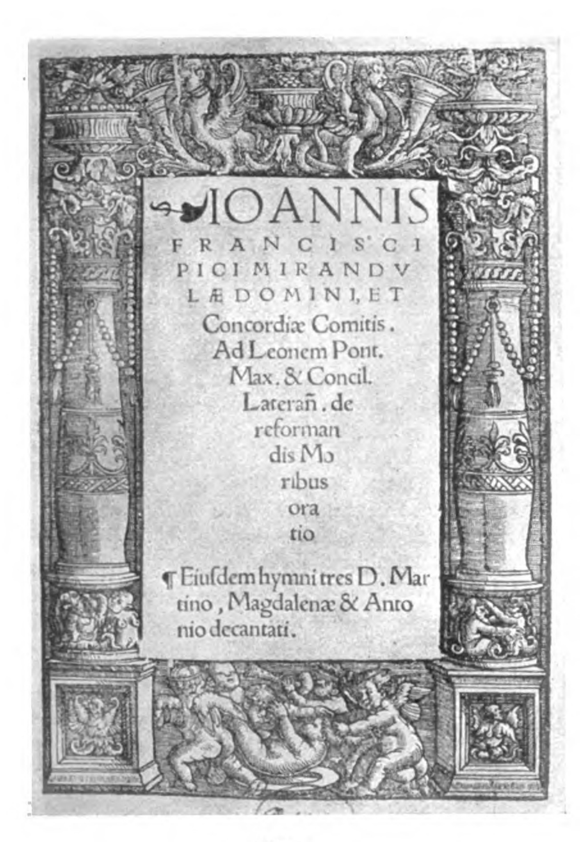
Daß man diese Vermutungen wagen kann, läßt sich noch durch Vergleigung einiger Professorenbilder des Stammbuches mit den entsprechenden in der Matrikel der Universität und der philosophischen Fakultät der Universität Leipzig stützen. Es ergibt sich da etwa folgendes. In den beiden Matrikelbänden der Universität B 8^a und B 8^b, die mit dem Wintersemester 1634 beginnen[2], nennt sich nur bei dem gemalten Porträt des Rektors Johannes Hoppe (W. 1644) [in B 8^a] der Künstler: „*C. Spetner*". Hoppe kommt leider im Stammbuch nicht vor. Vollständige Übereinstimmung selbst in der Größe herrscht zwischen dem Bild in der Matrikel [in B 8^b] und dem des Stammbuches (Seite 140) von dem Rektor Leonhard Behr v. Ursinus (S. 1654). Auch hier ist vermutlich Spetner der Künstler. Auch zwischen den Rektorbildern der Matrikel von Quirinus Schacher (W 1645) [in B 8^a und B 8^b] und Johannes Preibisius (W 1654) [in B 8^b] und denen im Stammbuch (Seite 62 u. 84) sind enge Beziehungen. Man kann auch hier auf denselben Künstler (Spetner?) schließen. Auch drei eingeklebte Stiche fanden sich in der Matrikel, in B 8^a und B 8^b der Kupferstich von dem Rektor Samuel Lange (W. 1663) von J. Dürr nach einem Bilde der Margaretha Rastrum, allerdings bis auf Gesicht und Hände übermalt oder mit farbigem Stoff überklebt, in B. 8^b die Stiche des Rektors Martin Geier (W. 1659) von J. Dürr nach einem Bilde von Chr. Spetner und des Rektors Johannes Ittigius (S. 1670) von Christan Romstet. Auch dieser Kupferstich hat große Ähnlichkeit mit den gemaltem Bilde des Johannes Ittigius im Stammbuche (Seite 141). Welche von den übrigen gemalten Porträts der Matrikel vielleicht der Rastrumin oder sogar Lüderitz zugewiesen werden müssen, kann hier nicht näher untersucht werden. Da auch die Porträts von Friedrich Leibnitz[3] (Seite 83) und Johannes Preibisius (Seite 84) im Stammbuch von derselben Hand wie die entsprechenden Bilder der Dekane in dem Promotionsverzeichnisse der philosophischen Fakultät (Matricula Facultatis Philosophiae 1616—1671) zu stammen scheinen, so beweist das, daß die Porträtmalerei im damaligen Leipzig nur von einer kleinen Malergruppe gepflegt wurde, die in Stil und Technik sich sehr ähnelte, und denen man immer wieder bei großen Bildnissen oder Miniaturen aus der damaligen Zeit begegnet.

Es muß zugegeben werden, daß es ziemlich schwierig ist bei der im allgemeinen mittelmäßigen Porträtmalerei, um die es sich hier handelt, einzelne Typen durch Vergleichung allein festzustellen, zumal da uns Aktenhinweise gänzlich im Stich lassen. Es ist aber der einzige Weg, der bis zu einem gewissen Grade zu Ergebnissen führt. Hier konnte er nur angedeutet werden. Um die Geschichte des Leipziger Porträts im 17. Jahrhundert erschöpfend zu behandeln, müßten zum Beispiel die Porträts der Juristenfakultät, der Stadtrichter, der Kramermeister, der Universitätsbibliothek, Stadtbibliothek usw. noch zum Vergleich herangezogen werden. Ich habe nur noch die Bilder der Superintendenten im Chor der Thomaskirche mit den entsprechenden in Frentzels Stammbuch verglichen. Es ergaben sich auch da, wie schon angedeutet wurde, überraschende Ähnlichkeiten, die zweifellos sehr enge Beziehungen voraussetzen. Hoffen wir, daß sie bald einmal in ein helleres Licht gerückt werden.

1 Benjamin von Block lebte von 1664 ab nach seiner Rückkehr aus Italien in Regensburg, und starb daselbst 1690. (Vergleiche Allgem. Lexikon der Bildenden Künstler, Bd. 4, Seite 122.)

2 Vergleiche die Einleitung zu Georg Erler: Die jüngere Matrikel der Universität Leipzig 1559—1809, II. Band.

3 Vergleiche: Wilhelm Stieda „Professor Friedrich Leubnitz, der Vater des Philosophen". (Berichte über die Verhandlungen der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse, 69. Band, 7. Heft, 1917) Seite 24 u. 25. Die Vermutung Stiedas, daß beide Bilder, im Stammbuch und in der Matrikel, von Daniel Bretschneider dem Jüngeren stammen, ist zweifellos irrig, vor allem da dieser nicht, wie Stieda behauptet, in Leipzig gelebt hat.



IOANNIS FRANCISCI PICI MIRANDVLÆ DOMINI, ET Concordiæ Comitis. Ad Leonem Pont. Max. & Concil. Lateraň. de reformandis Moribus oratio

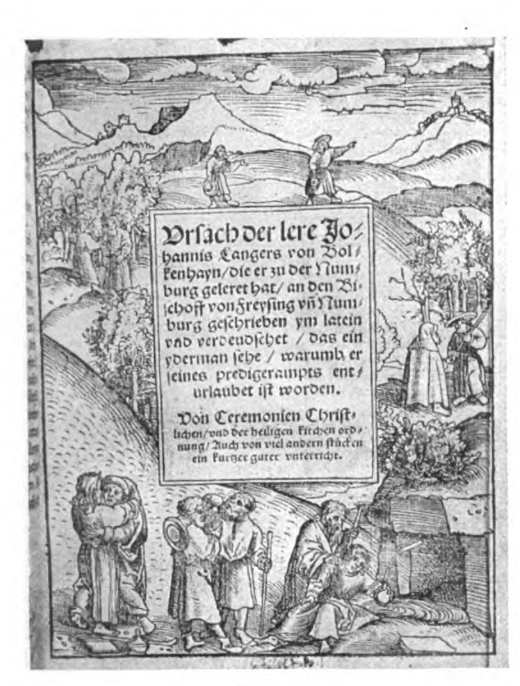
¶ Eiusdem hymni tres D. Martino, Magdalenæ & Antonio decantati.

Bild 1
Titelbordüre bei Thomas Anshelm in Hagenau 1520



CHRISTIANISSIMI DOC. MARTINI Lutheri, & Annemundi Cocti Equitis Galli, pro sequentibus commentarijs Epistolæ.
EVANGELICI IN MINOritarum Regulam Commentarij, Quibus, palàm fit, quid tam de illa, quam de alijs Monachorum Regulis & constitutionibus sentiendum sit.
In Epistola, quæ à libri capite est, multarum sectarum perditionis Catalogum inuenies.
FRANCISCO Lamberto Gallo Theologo authore.

Bild 2
Titelbordüre bei Joh. Knoblouch in Straßburg 1523



Vrsach der lere Johannis Langers von Bolkenhayn/die er zu der Numburg geleret hat/an den Bischoff von Freysing vñ Numburg geschrieben ym latein vnd verdeudschet / das ein yderman sehe / warumb er seines predigerampts entvrlaubet ist worden.

Von Ceremonien Christlichen/vnd der heiligen kirchen ordnung/Auch von viel andern stücken ein kurtzer guter vnterricht.

Bild 3
Titelbordüre bei Georg Rhaw in Wittenberg 1529



Vnterrede vnd anschlege zu kriegs ordnung wider die Turcken.

Wittemberg.

1527.

Bild 4
„Sprechende Titeleinfassung" bei Hans Lufft in Wittenberg 1527

Zu Otto Clemen,
Bemerkungen zu einigen Titeleinfassungen der Reformationszeit

Bemerkungen zu einigen Titeleinfassungen der Reformationszeit.

Von

Professor Dr. Otto Clemen in Zwickau i. S.

Mit einer Beilage.

I.

In jenem Aufsatz von dem Altdorfer Professor *Georg Christoph Schwarz*, mit dem das Studium der Titeleinfassungen der Reformationszeit zwecks Bestimmung „heimatloser", d. h. ohne Impressum erschienener (und oft auch anonymer und pseudonymer) Drucke einsetzt, in Strobels Neuen Beyträgen zur Literatur besonders des 16. Jahrhunderts 2 (1791), wird S. 107, Nr. 11 eine Bordüre beschrieben, der die Gruppe unten charakteristisch ist, wo „ein auf dem Rücken liegender nackter Junge von sechs anderen geflügelten, deren einer eine Schalmei bläst, an den Haren und Beinen über eine Schüssel oder einen Brunnenhals gezerrt" wird. So die Beschreibung der Gruppe bei *A. v. Dommer*, Lutherdrucke auf der Hamburger Stadtbibliothek 1516—1520, Leipzig 1888, S. 267, Nr. 156. Ähnlich bei *Alfred Götze*, Die hochdeutschen Drucker der Reformationszeit, Straßburg 1905, S. 85, Nr. 82. Vielleicht soll die unsrer Fuchstaufe entsprechende Feier der Deposition, durch die Neulinge von älteren Kommilitonen unter allerlei Vexationen in die Reihe der cives Academici aufgenommen wurden, dargestellt sein.

Die Bordüre (Bild 1) kommt bei Thomas Anshelm und, „nur anders und schlechter geschnitten", bei Joh. Prüß in Straßburg vor. Schwarz war es noch entgangen, daß beide Male zwei verschiedene Ausfertigungen vorliegen. v. Dommer konnte die Bordüre mit Sicherheit nur auf Drucken von Thomas Anshelm in Hagenau von 1518, 20 und 21 und andererseits auf einem Prüßschen Druck von 1521 feststellen. Da Schwarz das Vorkommen der Bordüre bei Prüß schon für 1515 behauptet hatte, was er aber nicht nachprüfen konnte, wagte er nicht zu entscheiden, ob bei Prüß oder bei Anshelm das Original zu finden wäre. Götze geht von der Prüßschen Ausfertigung aus, der er den Zeitraum von 1515—22 beigibt, und fährt fort: „Besser geschnitten bei Thomas Anshelm in Hagenau 1518—21", wagt also gleichfalls vorsichtigerweise nicht zu entscheiden, ob Prüß oder Anshelm die Originalität zukomme. *Joh. Luther*, Centralblatt für Bibliothekswesen 21, 86, hat dann Götze rektifiziert: Anshelm habe das Original. Wie steht's?

Zunächst hat Schwarz recht, wenn er die Bordüre schon 1515 bei Prüß konstatiert. Sie schmückt folgenden Druck, der am 26. Dezember 1515 die Prüßsche Presse verließ: Vocabulorum in Joannis Coclei Grammaticam collectaneum (*Charles Schmidt*, Repertoire Bibliographique Strasbourgeois III, Strasbourg 1893, p. 32 n. 12). Käme die Bordüre nun bei Anshelm erst von 1518 ab in Hagenau vor, dann hätte Prüß die Priorität zu beanspruchen. Und doch hat Anshelm den Originalholzstock besessen; er hat ihn schon 1513—16 in *Tübingen* benutzt. Die Bordüre erscheint nämlich auf folgenden Drucken: Jakob Henrichmann, Grammaticae institutiones-Heinrich Bebel, Ars versificandi, April 1513 (= *Steiff*, Der erste Buchdruck in Tübingen, Tübingen 1881, S. 101, Nr. 45); Joh. Brassicanus, Institutiones grammaticae, Juli 1515 (Nr. 74); Athanasius-Reuchlin, In librum psalmorum [Aug.—Sept. 1515] (Nr. 78); Wimpfeling, Elegantiae maiores [1514—Sept. 1515] (Nr. 79); Franciscus Philelphus oder vielmehr Maphaeus Vegius, De educatione liberorum, Sept. 1515 (Nr. 80); Fr. Philelphus, Epistolae, Jan. 1516 (Nr. 82). Dazu noch der zweifelhafte Tübinger Druck Anshelms Steiff S. 203, Nr. 14 (1516). — In Hagenau hat Anshelm dann unsere Bordüre schon 1517 verwandt; sie ziert folgenden Druck: Aristophanes, Plutus, griechischer Text, Nov. 1517 (Vorwort von Mosellan an Joh. Cäsarius, Leipzig, 25. Aug. 1517; vgl. *O. G. Schmidt*, Petrus Mosellanus, Leipzig 1887, S. 26). Die Bordüre ist mir ferner noch auf folgenden Drucken von Anshelm in Hagenau begegnet: Melanchthon, De artibus liberalibus oratio Tubingae habita, Juli [1518] (Steiff, S. 218, Nr. 35; S. 242, Nr. 42); Lucian-Mosellan, Dialogi duo, Charon et Tyrannus, s. d. u. Okt. 1518; Hutten, Triumphus Capnionis [Ende 1518] (vgl. *Böcking*, Opera Hutteni I, Index S. 26*; *Strauß*, Ulrich von Hutten, 4.—6. Aufl., Bonn 1895, S. 155; *Kalkoff*, Ulrich v. H. und die Reformation, Leipzig 1920, S. 67); Jacobus Faber Stapulensis, De Maria Magdalena et triduo Christi disceptatio, Dez. 1518; Lucian-Pirkheimer, Rhetor, Jan. 1520; Lucian-Pirkheimer, Fugitivi, März 1520; Joannes Franciscus Picus von Mirandula, De reformandis moribus oratio, März 1520 (Bild 1); Luthers lateinische Rede und Erklärung vom 18. April 1521 (W. A. 7, 816 B; v. Dommer S. 114, Nr. 220).

Merkwürdig ist, daß der Nachschnitt unserer Titeleinfassung bei Prüß erst 1521 wieder auftaucht; Prüß hat ihn bis 1524 benutzt. Vgl. folgende Drucke: Luther, Von der Freiheit eines Christenmenschen 1521 (W. A. 7, 16 G. Weller 1527)[1]; Sendschreiben an die Gemeinde in Eßlingen 1523 (W. A. 12, 152 B); An die Ratsherren 1524 (W. A. 15, 17 G); Karlstadt, Von den Empfahern des heil. Sakraments 1521 (Centralblatt für Bibliothekswesen 21, S. 212, Nr. 56); Von beiden Gestalten der heiligen Messe, 2. Juni 1522 (ebd. S. 220, Nr. 73); Sendbrief meldende seiner Wirtschaft 1522 (ebd. S. 225, Nr. 85); Sant Ulrichs des heiligen Bischoffs zu Augspurg vertütschte cristliche schrifft oder antwort an Babst Nicolaum Mai 1521 (Weller 1957)[2]; Evangelium Joh. verdeutscht 1522 (nicht die Übersetzung Luthers, sondern die des Nikolaus Krumpach; W. A. Deutsche Bibel 2, 212, Nr. 4). Nicht ganz sicher ist es, ob der W. A. 11, 309 J angeführte Lutherdruck „Daß Jesus Christus ein geborener Jude sei" die Nachschnitt- oder die Originalbordüre aufweist, ob er also aus der Presse des Joh. Prüß in Straßburg oder des Thomas Anshelm in Hagenau hervorgegangen ist. Gegen die Herkunft des Drucks aus der letzteren Offizin spricht die Entstehungszeit: 1. Hälfte 1523; denn Anshelm ist zwar wahrscheinlich erst bald nach dem 3. Mai 1523 gestorben, hat aber 1523 wohl überhaupt nicht mehr gedruckt; seine letzten datierten Drucke sind von Sept. 1522.[3] Dagegen spricht für die Herkunft unseres Druckes aus der Prüßschen Presse die folgende doch wohl sicher auf ihn zu beziehende Stelle aus einem Briefe des Nikolaus Gerbel an Joh. Schwebel, Straßburg 11. oder 9. Juni 1523: „Edetur . . . et Lutheri ad Iudaeos libellus doctissimus" (W. A. 11, 307).[4]

v. Dommer und Götze notieren auch noch einen zweiten Nachschnitt unserer Bordüre, den Joh. Schöffer in Mainz verwandt hat. Ich habe ihn auf den drei Chrysostomusübersetzungen von Okolampad vom März, April und August 1522 gefunden.[5]

Ein roher Nachschnitt nur der Kindergruppe unten endlich begegnet in einer aus vier Stücken zusammengesetzten Titelfeinfassung für Oktavformat auf folgendem einer mir unbekannten Presse entstammenden Druckwerkchen von 1519: Dialogus mire iocosus in Rubei laudem conscriptus.[6]

II.

A. v. Dommer beschreibt S. 265, Nr. 148 eine Titeleinfassung für Oktavformat, die er auf dem unter Nr. 352 von ihm erwähnten Drucke (= W. A. 11, 458 A; Charles Schmidt VII, Nr. 272; s. Bild 2) des Joh. Knoblouch, Straßburg 1523, angetroffen hat. Sie begegnet auch auf der Ausgabe des Neuen Testaments des Erasmus, die Knoblouch am 9. Juni 1523 erscheinen ließ (Schmidt VII, Nr. 259). v. Dommer bemerkt, daß die Bordüre in demselben Jahre bei Martin Flach in Straßburg vorkomme — er hat dabei wohl die am 2. Dezember 1523 bei Flach erschienene Übersetzung der Vaterunserauslegung des Erasmus (fehlt bei Panzer und Weller; = Schmidt VI, Nr. 73) im Auge —, und ich möchte dazu noch nachtragen, daß auch Joh. Schott in Straßburg, und zwar noch 1528, den Originalholzschnitt verwandt hat: Otto Brunfels, Loci omnium ferme Capitum evangelii secundum Matthaeum, Marcum, Lucam, Joannem, actorum etiam apostolicorum, Untertitel zu den Loci aus der Apostelgeschichte (= Schmidt II, Nr. 106). Charakteristisch ist unserer Bordüre (Bild 2) unten die Vase mit der Inschrift AROHS. Was bedeutet diese Inschrift?

Man fühlt sich zunächst versucht, an eine Abbreviatur zu denken. Die Inschrift könnte etwa verderbt sein aus Oraps, und dies wieder wird eine Zusammenziehung der dem Eisenacher Franziskaner Joh. Hilten (gest. ca. 1500)[7] zugeschriebenen Weissagung „Omnia redibunt in pristinum statum" sein.[8] Oraps kann aber auch eine andere Bedeutung haben. Beim Abbruch des St. Sebastianaltars in der Augustinerkirche zu Gotha 1531 fand man hinter dem Altar und der Wand folgendes Distichon:

MC quadratum LX quoque duplicatum
Oraps peribit et Huss Wiclefque redibit.

1 Der Druck Weller 1842 scheint nie existiert zu haben; die Angabe bei Weller beruht wohl auf einer Vermischung des oben genannten Druckes mit Panzer 1046 (W. A. 7, 18).

2 Vgl. Beiträge zur bayer. Kirchengesch. 6, 124, Nr. 3.

3 Vgl. *A. Hanauer*, Les imprimeurs de Haguenau, Strasbourg 1904, p. 62.

4 Bei Ch. Schmidt wird freilich dieser Druck nicht erwähnt. Die übrigen oben genannten Drucke sind bei ihm verzeichnet: p. 37 n. 28. 38, 32. 39, 37. 37, 29. 31. 30. 36, 26. 38, 32.

5 Vgl. Schweizerische Theologische Zeitschrift 33 (1916) 70 f. Nr. 1, 2, 3.

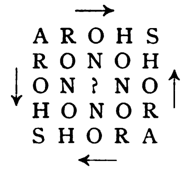
6 Vgl. Beiträge zur Sächs. Kirchengesch. 12, 77 A. 40.

7 Vgl. über ihn Theolog. Realenzyklopädie³ 8, 78—80.

8 Hilten würde dann die Lehre von der *ἀποκατάστασις πάντων* vertreten haben, wie der pantheistische Denker Amalrich von Bena Anfang des 13. Jahrhunderts, die Brüder und Schwestern des freien Geistes und die niederländischen Schwärmer, gegen die Luther 1525 polemisierte (W. A. 18, 549).

In diesem Zusammenhang könnte Oraps eine Zusammenziehung aus Ora pro nobis sein und auf die Anrufung der Heiligen, die also 1520 verschwinden sollte, gehen.[1]

Oder ist AROHS das erste Wort einer Zauberformel, eines παλίνδρομον oder versus recurrens, ähnlich der bekannten Satorformel (Sator arepo tenet opera rotas), die seit undenklichen Zeiten und bei den verschiedensten Völkern als Feuerlöschmittel, gegen den Biß toller Hunde, gegen Krankheiten und Behexungen und zu allen möglichen Zaubereien verwandt wird?[2] Mit Leichtigkeit läßt sich etwa folgendes magische Quadrat herstellen:



Wir haben ferner eine kleine seltsame Tischrede Luthers aus der Zeit vom 7. April bis 1. Mai 1532 (W. A. 2, 103, Nr. 1454): „Arof Hebraice vnziuer". Das klingt fast wie ein schüchterner Erklärungsversuch unserer Inschrift. Hatte ein Tischgenosse Luther unsre Bordüre vorgelegt?

Am plausibelsten erscheint mir die folgende Deutung: Der Holzschneider verwandte als Motiv den Altar aus dem Wappen Reuchlins von 1492, das in den Rudimenta Hebraica 1506 und in De arte cabbalistica 1517 begegnet.[3] Der Altar trägt in zwei Zeilen Majuskeln die Inschrift ARACAP || NIONIS. Der Holzschneider sah sich aber gezwungen, die Inschrift zu verkürzen. Da er sie nicht verstand, zog er sie einfach in AROH [satt N]S zusammen.

III.

Christian Schuchardt, Lucas Cranach des Älteren Leben und Werke 2 (Leipzig 1851), S. 293, Nr. 143 behandelt eine Titeleinfassung, die er mit Recht unter die Cranachschen einreiht. Er beschreibt sie folgendermaßen: „In der Fußleiste ein Brunnen, an welchem mehrere Apostel und andere ihren Durst stillen oder bereits gestillt haben. In der übrigen gebirgigen Landschaft, in deren Mitte das Viereck des Titels gesetzt ist, sieht man mehrere Figuren, deren eine nach einer Burg links oben geht; weiter unten an dieser Seite sind zwei Männer im Gespräch." *Joh. Luther*, Die Titeleinfassungen der Reformationszeit 1 (Leipzig 1909) hat Tafel 27 diese Bordüre (Bild 3) abgebildet und bemerkt in der Einleitung, daß sie bei Georg Rhaw in Wittenberg 1525—34 vorkomme. Zu den mit dieser Bordüre geschmückten Rhawschen Drucken gehören z. B. die beiden folgenden 1529 erschienenen: 1. Die „Verantwortung" des Naumburger Predigers Joh. Langer von Bolckenhain an den Bischof Philipp von Freisingen und Naumburg (s. Bild 3). *Joh. Langer* in der Biographie seines gleichnamigen Ahnen (Correspondenzblatt des Vereins für Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens 9, 111) meint, die Bordüre stelle dar, „wie die Wanderer nach dem himmlischen Jerusalem aus dem frischen Quell schöpfen und trinken, damit sie den steilen Berg erklimmen und das Ziel erreichen können." 2. Der „wahrhaftige Bericht, daß das Wort Gottes ohne Tumult, ohne Schwärmerei zu Goslar und Braunschweig gepredigt wird" von Antonius Corvinus (Abbild. des Titelblatts in Katalog 22 von Martin Breslauer, Berlin W 15: Das schöne Buch im Wandel der Zeit, S. 41). *Georg Geisenhof* in seiner Corvinusbibliographie (Zeitschrift der Gesellschaft für niedersächs. Kirchengesch. 5, 9) weiß auch mit der Bordüre nichts Rechtes anzufangen: „Harzlandschaft . . ., im Hintergrunde hoch oben auf den Bergen zwei Burgen, an verschiedenen Punkten der Landschaft zwölf Wanderer; davon erquicken sich im Vordergrunde sechs an einer Quelle, die anderen sechs wandern bergauf oder stehen und reden mit einander." Aber Schuchardt ist mit seiner Erklärung, daß die zwölf Wanderer die *Apostel* sind, schon auf dem rechten Wege. Nur, daß er nicht erkannt hat, *welcher Vorgang* aus dem Leben der Apostel dargestellt ist. Hier kommt uns nun zu Hilfe ein Gemälde in der Alten Pinakothek in München von ca. 1470

1 Unschuldige Nachrichten 1706, 313. Jetzt wird auch die Tischrede Luthers W. A. 5, 700, Nr. 6504 verständlich.

2 Vgl. *Reinhold Köhler*, Kleinere Schriften III, Berlin 1900, S. 564 ff. *S. Seligmann*, Die Satorformel, Hessische Blätter für Volkskunde 13 (1914), S. 154 ff. *Nikolaus Busch*, Heilsegen aus den Ostseeprovinzen, Separatabdruck aus der Rigaschen Zeitung 1910.

3 Vgl. *L. Geiger*, Joh. Reuchlins Briefwechsel, Tübingen 1874, S. 54. Eine verkleinerte Wiedergabe des Wappens: „Im Morgenrot der Reformation", S. 297.

„in der Art des *Michael Wohlgemuth*“[1], das zweifellos entweder (direkt oder indirekt) die Vorlage zu unserer Titeleinfassung ist oder auf dieselbe Vorlage zurückweist. Es stellt das Auseinandergehen der Apostel in ihre verschiedenen Missionsgebiete dar, nachdem sie zu Pfingsten in Jerusalem den heiligen Geist empfangen hatten. Namen und Reiseziele der Apostel sind hier in ihren Heiligenscheinen eingeschrieben. Der aus der Feldflasche Trinkende ist demnach Petrus, der aus dem Brunnenbecken Schöpfende bezw. seine Flasche unterm Wasserstrahl Füllende Johannes usw. Die Gruppierung und Haltung der Gestalten ist im einzelnen verschieden, die ganze Komposition aber im wesentlichen ist dieselbe.

Verwandt ist die Darstellung desselben Vorgangs auf einem Gemälde von *Hans Baldung gen. Grien* von 1521 auf der Rückseite eines den Tod der Maria darstellenden Gemäldes desselben Künstlers in St. Maria auf dem Kapitol zu Köln.[2] „Zur Linken ein prächtig naturalistisch gezeichneter breitästiger Baum, unter welchem ein viereckiger Brunnentrog sich befindet, an welchem sich vier Apostel mit Pilgerstäben in der Hand zum Trinken niedergelassen haben; einer derselben ist im Begriff Wasser zu schöpfen... Im Vordergrund rechts ein zusammengeschnürtes Reisebündel. Von vorn rechts nach hinten links schlängelt sich der Weg an einigen kahlen und nur mit wenigen Bäumen bewachsenen Hügeln entlang. Auf diesem Wege ziehen die Apostel in die Ferne; ganz hinten kniet einer vor einem Kreuze; diesem folgt ein zweiter, den Stab auf dem Rücken; weiter nach vorn umarmen sich zwei unter Tränen.“ Auch hier ein Brunnentrog, ein schöpfender Apostel und zwei sich umarmende... Nach einer gemeinsamen *literarischen* Quelle habe ich vergebens geforscht.

IV.

Sehr selten sind solche Titeleinfassungen, die für ein einzelnes bestimmtes Druckwerk mit Beziehung auf den Inhalt desselben hergestellt wurden, „sprechende Titeleinfassungen“, wie ein von *Joh. Luther* (wohl in Anlehnung an „redende Wappen“) glücklich geprägter Ausdruck lautet. Als eine solche „sprechende Titeleinfassung“ könnte man auffassen diejenige, welche die 1522 bei Martin Flach in Straßburg erschienene Ausgabe der Spalatinschen Übersetzung von Melanchthons loci communes ziert. Der Titel lautet: „Die haubt artickel vnd fürnē || sten puncten der gantzen hayligen || schrifft ... ayn wunder || gůts biechlin || Von allen stenden der gantz || en Christenhayt dienlich. ||“[3] Die letzten Worte des Titels scheinen den Drucker veranlaßt zu haben, eine Bordüre zu verwenden, die oben und unten je 6, an den Seiten je 2×7 Wappen, die Wappen der Reichsstände, zeigt. Jedoch ist diese Bordüre nicht Original, sondern Nachschnitt des Rahmens zum Titelholzschnitt eines bei Hans Schönsperger in Augsburg 1520 erschienen Foliodrucks.[4] Zweifellos als „sprechende Titeleinfassung“ anzusehen ist aber eine sehr gut gezeichnete und auch sehr gut geschnittene Bordüre, die sich auf folgendem Drucke findet: „Vnterrede vnd an || schlege zu kriegs || ordnung wid- || der die Tur- || cken. || Wittemberg. || 1527. ||“ 24 Quartblätter. A. E.: „Gedruckt durch Hans Lufft am. 24. || tag Januarij, Im Jar 1527. ||“ Es ist der Neudruck eines Gesprächs zwischen einem Einsiedel, einem Ungarn, Türken und Zigeuner, das als „Türkenbüchlein“ 1522 in mehreren Ausgaben erschienen ist[5]:

Panzer 1573 (vorh. z. B. in Zwickau, Druck von Joh. Prüß in Straßburg)[6],
Panzer 1574 = Weller 2286,
Panzer 1575 = Weller 2287 = Weigel-Kuczyński 2647,
Weller 2285 (auch in Rothenburg ob der Tauber),
Weller 2288 (vorh. z. B. in Zwickau).

Die Bordüre (Bild 4) ist durch Doppellinien in sechs Felder eingeteilt. Oben halten zwei Störche ein Schild mit eingedruckter Inschrift; seitlich links (vom Beschauer) der Türke, rechts der Zigeuner, unten links der Ungar, rechts der Einsiedler, „fast alt und mit einem langen grawen bart“ (Bl. Aij[a]); in der Mitte, von zwei braven Landsknechten gehalten, wieder ein Schild mit eingedruckter Inschrift.

1 Abgebildet bei *Ernst Heidrich*, Die altdeutsche Malerei, Jena 1909, Tafel 87.
2 Vgl. *Gabriel v. Térey*, Verzeichnis der Gemälde des Hans Baldung gen. Grien; Straßburg 1894 (= Studien zur deutschen Kunstgesch. I. Bd., I. Heft), S. 29.
3 Weller 2216. Supplementa Melanchthoniana I 1, Leipzig 1910, S. XXIV, Nr. 2. Bei Charles Schmidt fehlt dieser Druck.
4 Panzer, Zusätze 995 l. Vgl. die Abbildung des Titelblatts in dem Prachtwerk „Im Morgenrot der Reformation“, Hersfeld 1912, S. 59.
5 Vgl. *Gottfried Niemann*, Die Dialogliteratur der Reformationszeit, Leipzig 1905, S. 63. 66.
6 Fehlt bei Charles Schmidt.

Harichs Hoffmann.

Von

Hans von Müller in Berlin.

Ellinger hat 1894 seinem 'E. T. A. Hoffmann' den Untertitel „Sein Leben und seine Werke" gegeben. Wie dieses Buch — das erste, das seit Hitzigs Biographie von 1823 dem Dichter gewidmet worden ist — behandelt auch die Schrift Harichs[1] neben Hoffmanns Leben dessen Werke, u. z. in größter Ausführlichkeit; so ist dem Murr-Kreisler-Werk eine zusammenhängende Darlegung von 64 Seiten (II 222—86, die Seite zu 39 Zeilen) gewidmet. Die folgende Besprechung, die übrigens auf einer ersten Kenntnisnahme beruht und nicht den Anspruch erhebt, in jedem Punkte endgültig zu sein, betrachtet beide Bestandteile gesondert.

Ferner ist vorauszuschicken, daß der Referent genötigt ist, sich wegen seines eigenen Anteils an dem im Buche Vorgebrachten mit dem Autor auseinanderzusetzen. Er bittet es also zu entschuldigen, daß er hier ausnahmsweise gegen den guten Brauch vielfach von sich selber spricht und sich dabei, um nicht den Caesar zu mimen, der ersten Person Singularis bedient.

I. Hoffmanns Werke.

Harich, den Kurt Aram in der Täglichen Rundschau irrtümlich als Philologen gefeiert hat, ist seinem inneren Wesen nach nicht ein Gelehrter: er hat von der Literatur über Hoffmann außer einigen Mitteilungen Maassens ernsthaft nur meine Publikationen studiert, und auch diese nur, soweit sie *bis 1915 erschienen* und 1918 noch zu kaufen waren. Er ist erst recht kein Forscher: er hat nur solche Tatsachen gefunden, die sich bei aufmerksamem Lesen — freilich einer in Deutschland überaus seltenen und nicht hoch genug zu rühmenden Tugend! — von Hoffmanns Dichtungen aus diesen selbst ergeben. Aber er ist ein künstlerisch lebhaft empfindender Mensch mit einem Temperament, das dem Hoffmanns immerhin verwandt ist: und wenn es sich wie hier darum handelt, einen immer noch verkannten Dichter der Gegenwart nahezubringen, ist künstlerisches Einfühlungsvermögen und die Fähigkeit, die eigene Begeisterung auf den Leser zu übertragen, freilich unendlich viel wertvoller als Begabung für historische Feststellungen.

Harich bekennt sich zu der Rangordnung von Hoffmanns Produktion, die ich im Jahre 1902 (im Februar in der 'Insel' und im November in der Einleitung zum Kreislerbuch) in scharfem Gegensatz zu den beiden Hoffmannbiographen des 19. Jahrhunderts aufgestellt habe: als Hauptwerke erscheinen darnach 1) die beiden frühen musikalischen Novellen 'Ritter Gluck' und 'Don Juan', 2) die drei großen Märchen 'Der goldne Topf', 'Klein Zaches' und 'Prinzessin Brambilla', 3) die drei Romane 'Die Elixiere des Teufels', 'Fragmentarische Biographie des Kapellmeisters Kreisler' (unvollendet) und 'Schnellpfeffers Flitterwochen vor der Hochzeit' (kaum begonnen). Harich analysiert und bespricht diese Dichtungen mit großer Hingebung und mehrfach mit großem Glück, so daß kein Freund Hoffmanns — den Referenten durchaus eingeschlossen — diese Ausführungen ohne Bereicherung lesen wird. Neben der Biographie Kreislers kommen auch die Elixiere zu ihrem Recht, die ich infolge einer entschiedenen Vorliebe für jene nie ohne Vorurteil habe lesen können; Harich weiß auch nach den glänzenden Ausführungen in Paul Suchers klassischem Hoffmann-Werk von 1911 (das ihm anscheinend unbekannt geblieben ist) ausgezeichnete Bemerkungen über den Roman zu machen. Und den drei großen Märchen reiht er mit Recht als viertes den 'Meister Floh' an, dem ich, abgestoßen durch die Unausgeglichenheit der stückweise entstandenen Teile, nicht ganz gerecht geworden war. Auch die geringeren Werke Hoffmanns finden durchweg eine eingehende und in der Regel zutreffende Beurteilung.

Freilich überschreitet Harich gelegentlich seine Kompetenz, indem er Anläufe zu historischer und literarhistorischer Kombination nimmt. Für beides nur je zwei Beispiele: 1) Harich bezweifelt, ohne einen Grund dafür auch nur anzudeuten, Hitzigs Zeugnis, daß die Sängerin Bettina, die Heldin des 'Sanctus', eine ihm (Hitzig) befreundete Dilettantin war (Holtze hat sie 1910 identifiziert mit Betty Marcuse). 2) Er hält den modernen, von Kleist und Arnim als Jakobiner verabscheuten Verwaltungsbeamten Hardenberg für das Modell des depossedierten Duodezfürsten Irenäus, weil jener [gleich seinen Nachfolgern Bismarck und Bülow] ebenfalls mit den

---

1 E. T. A. Hoffmann. Das Leben eines Künstlers, dargestellt von Walther Harich. 2 Bände. Berlin, Reiß [1920]. Lex.-8⁰. 290, 386 S., 7 Bl.

Jahren den Fürstentitel erlangt hat. 3) Harich führt mit besonderem Nachdruck an einer ganzen Reihe von Stellen die innerlich und äußerlich gleich unmögliche Hypothese vor, daß das 'Fragment aus dem Leben *dreier* Freunde' (das im Herbst 1816 in Berlin aus einer auf den Tag feststellbaren Beobachtung entstand) auf die Leipziger 'Scenen aus dem Leben *zweier* Freunde' zurückgehe: ein dritter Freund sei eben in Berlin hinzuerfunden! 4) Er erklärt es für „keineswegs ausgeschlossen", daß Kind (der Handlung und Titel des 'Freischützen' bekanntlich dem Gespensterbuche seiner beiden nächsten Freunde Apel und Laun entnahm) erst durch Hoffmanns Dichtungen zu seinem Text angeregt worden sei. Ein seiner Verantwortlichkeit bewußter Forscher würde so unsubstantiierte Vermutungen zum mindesten nicht aussprechen, selbst wenn sie ihm einen Augenblick durch den Kopf gehen sollten.

Dagegen weiß Harich gut Bescheid in der Kunst und Musik von Hoffmanns Zeit und versteht es vortrefflich, die Urteile des Dichters in ihrer Freiheit und ihrer Befangenheit zu würdigen. Freilich macht er Ellingers auf sorgfältigster Prüfung beruhende Charakteristik des Musikkritikers Höffmann (in Bd. 13 seiner ausgezeichneten Gesamtausgabe von Hoffmanns Werken) keineswegs entbehrlich.

Im Ganzen ist Harich in seinen Ausführungen über Hoffmanns Werke ein Nachfolger, wie ich ihn mir nur wünschen kann, indem er *aus eigener Kraft* ein stattliches Gebäude errichtet, für das ich nur den Grundriß gezogen habe.

II. Hoffmanns Leben.

Der biographischen Arbeit im engeren Sinne, die immerhin, dem Untertitel des Werkes entsprechend, den größeren Raum einnimmt, kann ich dagegen ein auch nur ähnliches Lob nicht erteilen. *Denn hier ist von einer eigenen Leistung kaum die Rede.* Harich hat erstens nicht eine einzige Tatsache selbständig ermittelt, zweitens hat er kaum einen von Hoffmanns Bekannten neu geschaut, drittens hat er — und das scheint mir den Ausschlag zu geben — den ganzen Aufbau von Hoffmanns Leben fertig von mir übernommen.

Für meine eingehend kommentierte Ausgabe von Hoffmanns Briefwechsel und den (leider noch nicht kommentierten) Abdruck der Tagebücher spricht Harich seine Anerkennung in einer Weise aus, die mich und auch ihn selbst auf das höchste ehrt. Aber was er sonst von meinen Arbeiten übernommen hat, wird (trotz gelegentlicher Zitate für Einzelheiten) seinen Lesern schwerlich auch nur entfernt klar werden[1]; die eingangs genannte Rezension des klugen und keineswegs voreingenommenen Kurt Aram beweist das. Ich muß also, so peinlich das ist, hier persönlich meine Sache führen.

Die Skizze von Hoffmanns Entwicklung, die ich 1902 im Kreislerbuch gegeben hatte, habe ich in der Folge im einzelnen berichtigt und näher ausgeführt in den Vor-, Zwischen- und Nachbemerkungen zu Hoffmanns Briefwechsel (im Druck seit 1904, erschienen 1912); ich verweise insbesondere auf die lange Note am Fuße der Seiten XLV/VII des ersten Heftes, auf die drei dort zitierten Schmutztitel des zweiten Heftes und auf den Exkurs des dritten Heftes „über die zweckmäßigste Anordnung einer Gesamtausgabe von Hoffmanns Schriften" (S. 677—84), insbes. die Abschnitte 1 und 3 C. Das Bild, das auf diesen Seiten von der Entwicklung des Dichters Hoffmann gegeben wird, kontrastiert auf das lebhafteste mit dem 1823 von Hitzig entworfenen und 1894 von Ellinger in allem wesentlichen übernommenen. Harich copiert es Zug für Zug mit Einschluß der Schlagworte 'Juliens Seelenbräutigam' für den Dichter der Jahre 1810—22 und 'Der Vizekopf' (in Anlehnung an einen immerhin etwas anders gemeinten Scherz Hoffmanns) für das produzierende Organ des Unterhaltungsschriftstellers der Jahre 1818—22.

So hatte ich gewissermaßen das Fachwerk oder, mit einem moderneren Bilde, die Eisenkonstruktion für eine Biographie des Dichters bereitgestellt. Harich hat diesen Rahmen mit den gleichfalls fast ausnahmslos von mir aufgesuchten, gebrochenen und behauenen Werksteinen ausgefüllt — wobei es freilich, wie es bei einer solchen Arbeit von zweiter Hand natürlich ist, nicht ohne eine Anzahl von Lücken und Fehlgriffen abgeht, auf die im einzelnen einzugehen hier nicht der Ort ist. Einige Wände und Erker konnte er aber bereits fix und fertig aus meinen Beständen übernehmen, wie noch kurz zu zeigen ist:

Einerseits habe ich einzelne besonders schwer erkennbare Perioden von Hoffmanns Entwicklung in selbständigen Arbeiten erzählenden Charakters dargestellt — wiederum in schärf-

1 Wenn Harich auch selten so weit geht, eine handgreifliche Anleihe ausdrücklich *abzuleugnen:* s. II 197 Z. 16—14 v. u. und vgl. dazu die Ausführungen auf der zweiten Hälfte der folgenden Seite über das der 'Brautwahl'-Fabel zugrundeliegende Jugenderlebnis Hoffmanns, die fast Satz für Satz aus meinem Nachwort zur 'Brautwahl' stammen.



stem Gegensatz zu den Meinungen des neunzehnten Jahrhunderts und mehr auf Grund von z. T. gewagten *Kombinationen* als von aufgefundenen Dokumenten: so 1908 Hoffmanns Verhältnis zu der Cousine, die ich Minna Doerffer nenne, (Mitte 1796 bis Anfang 1802) und 1913 die letzten Monate seines Aufenthalts in Posen und das Leben in Plock mit seinen nervösen Anläufen zu künstlerischer Produktion (Anfang 1802 bis März 1804). Harich annektiert beide Schriften in der Weise, daß ganze Bogen seines Werkes reine Auszüge daraus darstellen; er nennt aber nur die eine, und auch diese nur als Quelle für eine einzelne, durchaus nebensächliche Feststellung.

Andrerseits habe ich an verschiedenen Stellen die wichtigsten Bekannten Hoffmanns charakterisiert, wie sie mir persönlich nach jahrelangem intimen geistigen Umgange erscheinen: ich nenne die beiden Hippel, Härtel und Rochlitz, Kunz und Pückler. Harich übernimmt diese teils in Verehrung und Liebe, teils in Haß und Hohn, in jedem Falle sicherlich sehr subjektiv gezeichneten Charakterbilder mit Haut und Haaren. (Allerdings nennt er in diesen Fällen meist seine Quelle; ich möchte aber — freilich nicht für die Dummen — in dem Sinne des Skeptikers Nietzsche erklären, daß dies *meine* Meinungen sind, zu denen nicht so leicht ein anderer das Recht hat.) Wo dagegen Harich nicht ein fertiges Portrait vorfand, wie bei Hitzig und Hampe, da wird auch sein Leser bei ihm keins finden.

Im ganzen kann ich dem *Biographen* Harich das Zeugnis ausstellen, daß er *das* Lebensbild geliefert hat, das ich nach Vollendung der Tagebuchausgabe Ende 1914 geliefert haben würde, wenn ich damals der Forschung Valet gesagt und mich auf das ruhigere Gebiet der Darstellung zurückgezogen hätte. Ich habe es aber auch nach dem Druck der Tagebücher trotz schwerer Bedrängnisse für meine Aufgabe gehalten, die eigentliche Forschertätigkeit, die Äpfel von den Bäumen pflückten, die ich seit 1901 gepflanzt hatte.
wenn auch in beschränktem Umfange, fortzusetzen[1] — auf die Gefahr hin, daß andere unterdes

Schriftstellerisch ist Harichs Bearbeitung auch der biographischen Partien im ganzen vortrefflich. Der Druck des Buches ist gut und der Einband auch der wohlfeileren Exemplare geschmackvoll. Das Papier ist dünn (wenn auch fest und kaum durchscheinend), sodaß das Werk sehr gut in Einen Band hätte gebracht werden können; das hätte den Preis ermäßigt und die Benutzung erleichtert, zumal nur *ein* Inhaltsverzeichnis (am Anfang des Ganzen) und *ein* Register (am Schluß) gegeben wird.

Alles in allem ein schönes Buch. Doch wird man begreifen, daß ich persönlich es nur mit einem bitteren Geschmack auf der Zunge genießen kann, ähnlich wie Goethe die elegante, noch heute begehrte Berliner Gesamtausgabe seiner Schriften mit den schönen Kupfern Chodowieckis — ohne daß ich mich mit Goethe oder Harich mit Himburg vergleichen will.

---

1 Von den in den Jahren 1915—17 beendeten biographisch-literarhistorischen Arbeiten, die Harich *nicht* mehr benutzt hat, sind bisher erschienen:

1) 1916 der Aufsatz 'Murr und sein Herr 1818—22' (19 S., in der für den Insel-Verlag veranstalteten Sonderausgabe von Murrs 'Lebens-Ansichten'),

2) 1918 die Schrift 'Drei Arbeiten Hoffmanns aus den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms III. Nebst *anderen Mitteilungen aus Hoffmanns Leben*, insbesondere über seine Beziehungen zum Berliner Theater unter Iffland und seine Freundschaft mit dem schlesischen Musiker Johannes Hampe' (80 S. Gr.-8°, bei Georg Müller),

3) 1921 biographische und ästhetische Anmerkungen (90 S. Gr.-8°) zu 'Zwölf Berlinischen Geschichten Hoffmanns aus den Jahren 1551—1816' (ebenda).

Bibliographische Miszellen.

Von

Curt Michaelis, Bibliothekar in München.

6. Ein unbeachtetes Schriftchen Immermanns.

In Immermanns Leben und Werken II, 311 ff., erzählt Gustav zu Putlitz von der Aufführung des Shakespeareschen Lustspiels „Was Ihr wollt" im Fasching 1840 durch eine Künstlerschar in Düsseldorf auf einer eigens dazu konstruierten Shakespearebühne; zur Erbauung letzterer hatte Tiecks Novelle „Der junge Tischlermeister" die Anregung gegeben. Vergleiche auch die Erwähnung bei Maync, Immermann S. 537.

Putlitz spricht dann von einer Art Album, das zur Erinnerung daran geschaffen wurde; das Album habe eine Reihe von Kostümbildern der Aufführung enthalten, sowie einen Text dazu von Immermann; ein Teil desselben findet sich weiterhin abgedruckt.

Da Putlitz keinen Titel des Albums angibt, das sehr selten zu sein scheint, gebe ich ihn hier nach einem Exemplar, das sich im Besitz des Münchner Antiquars J. Halle befindet, wieder:

Was ihr wollt. || Düsseldorf, den 29ten Februar 1840. || Denkblätter || für || die Genossen des Festes. || [Lithogr. Bühnenbild.] || Die Bühne. || (Erklärung der Buchstaben des Bühnenbildes in 6 Zeilen.)

Titel (vorderes Umschlagblatt), 6 Bl. lithogr. Figurinen mit Unterschriften, 1 Bl. Noten (Lied des Narren), Hinteres Umschlagblatt (auf der Verso-Seite der lithogr. Theaterzettel), sämtlich in Querfolio; 2 Bl. Text in Hoch-4. Die Lithographien sind bezeichnet: Gedr. bei W. Severin Ddorf. Am Schluß des Textes: Verlag von Julius Buddeus.

Immermanns Text beginnt mit den Worten: In einem Kreise hiesiger Künstler und anderer Freunde der Poesie entstand der Wunsch usw. Der Text schließt: Zu wünschen wäre, daß einmal eine größere deutsche Bühne, dem hier von Dilettanten gemachten Versuche nachahmte. Zur richtigen Behandlung Shakespeares und dessen eigentlichen Erwerbung für unser deutsches Theater dürfte damit ein Vorschritt gethan seyn. Düsseldorf, den 26. April 1840. Immermann.

Nach Putlitz war Wiegmann der Zeichner der Ansicht des Theaters. Die sehr hübschen, außerordentlich schwungvollen Figurinen sind wohl von Wilhelm Camphausen. Immermanns Text fehlt in dessen Werken.

7. Zu Hain Nr. 16170.

Hain gibt zu Wimphelings Schrift: De triplici candore Mariae (Speier, Conr. Hist, 1493) an: 34 ff. Mir liegt ein im Handel befindliches Exemplar des Buches vor, das nur 34 Blatt enthält; es fehlen im poetischen Text a5 und a6. Vielleicht hat Hain von diesem seine Zählung abstrahiert; das Exemplar der Münchner Staatsbibliothek, deren Inkunabelschätze Hain ja meistens bearbeitete, hat vollzählig 36 Blätter. Die Unvollständigkeit des oben erwähnten Handelsexemplares läßt sich übrigens leicht schon nach den Angaben des letzten Blattes, das die mendae castigatae enthält, feststellen.

Nur um zu zeigen, daß eine genau beschreibende Bibliographie endlich eine unentbehrliche Notwendigkeit ist, gebe ich hier noch einige Zitate:

Wiskowatoff 37 Anm. 1; Goedeke I², 407, 9b; Charles Schmidt in der Histoire littéraire de l'Alsace (Index bibliographicus) II, 318, 5 erwähnen die Schrift ohne weitere Angaben. Panzer IV, 511 gibt an: cum sign. A—E. Graesse im Trésor VI, 2, 459 sagt in der Anmerkung zu Wimphelings De conceptu: Il y en a une éd. antérieure s. l. ni d. in-4°. (34 ff. à 34 l.) et une autre postérieure s. l. 1493 in-4°. (36 ff.), was insofern ungenau ist, als neben dem Jahr der Widmung (1493) der Ort: Spirae steht. Der Inkunabelkatalog des Brit. Museums II (1912), 506 hat richtig: 36 ll.

Auf jeden Fall ist Hains Angabe danach zu verbessern.

Noch ein derartiger Fall von Flüchtigkeit. In der Monographie über Anton Woensam (S. 33) gibt Merlo als Umfang des bei Peter Quentell in Cöln 1532 erschienenen Werkes von Nausea: Libri Mirabilium Septem, 66 Bl. an, in dem er den Druckfehler des letzten Blattes ohne Prüfung übernimmt. Das Buch hat 76 Blätter.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G., Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a
Druck von *Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.



Gesellschaft der Bibliophilen.

1. Die Jahresversammlung für 1921 soll am **16. Oktober** in **Berlin** abgehalten werden. Die Einladung wird den Mitgliedern rechtzeitig zugehen.
2. Der Fertigstellung der Jahresgaben für 1920 (**Miltons** Allegro und Penseroso mit Übersetzung von Gemmingen und Radierungen von Kobell, sowie **Jahrbuch,** XVI. Jahrgang) haben sich wegen der schwierigen Herstellung der Kupfer unerwartete Hindernisse entgegengestellt; doch wird die Versendung binnen kurzem erfolgen.
3. Soweit die Jahresbeiträge für **1920** mit **20 M.** und für **1921** mit **100 M.** noch nicht entrichtet worden sind, wird unter Hinweis auf § 13 der Satzungen um deren Einzahlung auf **Postscheckkonto Nr. 31 192 Gesellschaft der Bibliophilen in Weimar beim Postscheckamt Leipzig bis zum 1. September 1921** ersucht.

Eisenach, 15. Juli 1921
Augustastr. 2.

Der Vorstand der Gesellschaft der Bibliophilen.

I. A.

Dr. Conrad Höfer, Sekretär.



Zu dem Aufsatz:

Das Gebetbuch des Kurfürsten Johannes des Beständigen von Sachsen in der fürstlich Fürstenbergischen Sammlung in Donaueschingen

Von Johann Georg, Herzog zu Sachsen



Bild 1



Bild 2



Bild 3



Bild 4



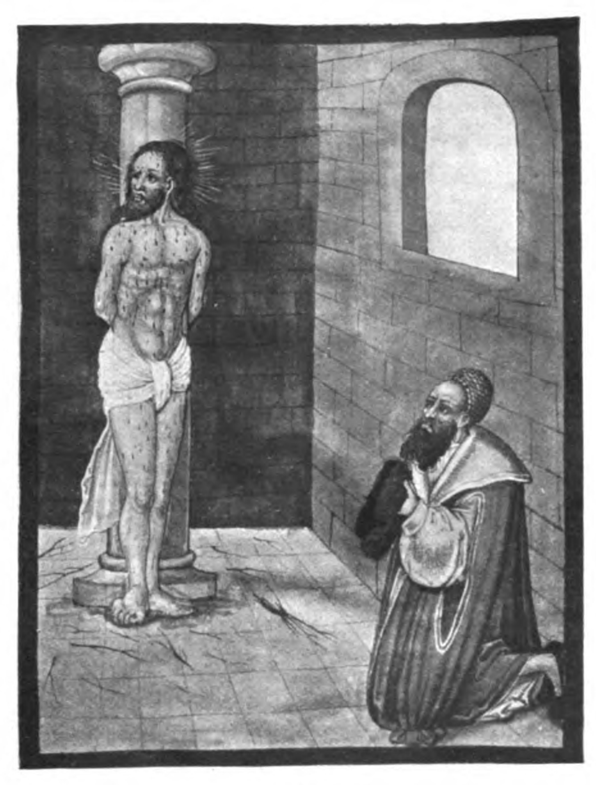


Bild 5



Bild 6

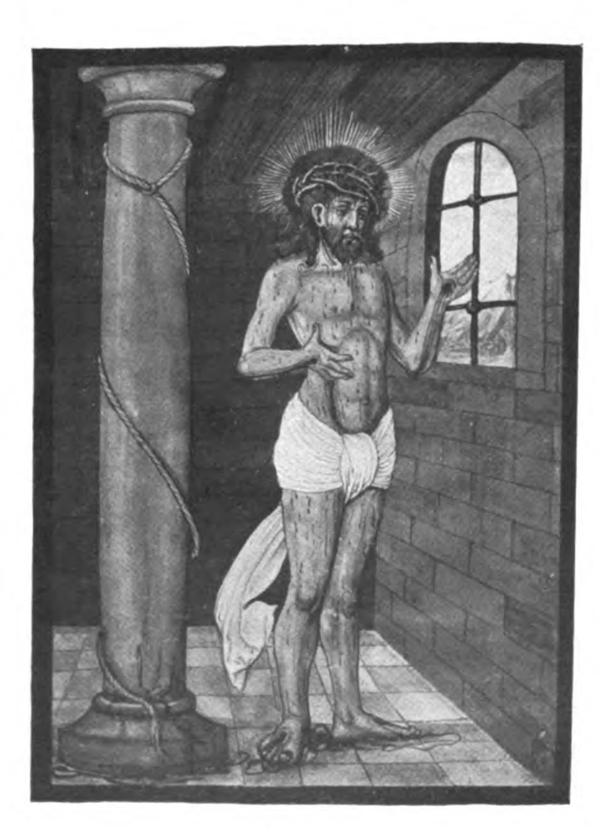


Bild 7



Bild 8

Das Gebetbuch des Kurfürsten Johannes des Beständigen von Sachsen in der fürstlich Fürstenbergischen Sammlung in Donaueschingen.

Von

Johann Georg, Herzog zu Sachsen.

Mit acht Bildern.

Als ich im Sommer 1919 die Bibliothek in Donaueschingen besuchte, wurde mir auch das Gebetbuch des Kurfürsten Johannes des Beständigen von Sachsen (gest. 1533) vorgelegt. Ich erkannte sofort, daß die herrlichen neun vollständigen Miniaturen aus der Schule von Lukas Cranach sein müßten. Durch Erkundigung bei Professor Bruck ergab sich, daß das fragliche Buch bisher in der Literatur nicht erwähnt sei. Der Besitzer Fürst von Fürstenberg und der Bibliothekar Dr. John haben mir in der liebenswürdigsten Weise eine eingehende Erforschung und Vornahme von photographischen Aufnahmen gestattet, wofür ich hier meinen herzlichsten Dank aussprechen möchte.

Zunächst einige Worte darüber, wie das Buch nach Donaueschingen gekommen ist. In demselben steht vorn: „Dies Betbüchlein ist des frommen Churfürsten zu Sachsen Herzog Johanneen hoch löbliches und seliges Gedächtnis gewesen. Und mir Günther Hervog durch Nickel von Enden alter Rentmeister Dienstag nach Egidy 1533 geschenkt."

Wer dieser Günther Hervog ist und von Nickel von Enden, habe ich nicht feststellen können. Weiter steht in dem Buch „Ex bibliothekce Wisensteigensi 1626." Wir mir Dr. John mitteilt, hatten die Grafen Helfenstein eine Bibliothek in Wiesensteig im heutigen Württemberg. Der letzte Graf Helfenstein Georg Wilhelm, gestorben 1627, war ein großer Bücherfreund. In Donaueschingen befindet sich ein Verzeichnis seiner Bücher, das 418 Nummern enthält. Unsere Handschrift scheint als Nr. 21 als liber passionis Cristi aufgeführt zu sein. Wahrscheinlich hat es Georg Wilhelm 1626 erworben. Seit 1594 besaßen die Helfensteiner die Herrschaft Meßkirch, die dann um 1627 mit dem dritten Teil von Wiesensteig an die Familie Fürstenberg fiel. In der Zeit zwischen 1627 und 1752 ist die Wiesensteiger Bibliothek nach Meßkirch gebracht worden, verwutlich 1628 oder 1629. Seit 1768 ist die ganze Bibliothek von Meßkirch in Donaueschingen, nachdem Teile schon früher dorthin gebracht worden waren.

Das Buch ist später, als es geschrieben und ausgemalt worden war, in gepreßtem Leder gebunden worden. Auf der vorderen Seite steht in Spiegelschrift 1549, auf der Rückseite in gewöhnlicher 1563. Das sind also die frühesten Daten für die Entstehung. Mir scheint, als ob der ganze Einband aus einer Zeit stammt. Auf der Vorderseite ist in der Mitte Christus im Strahlenkranz, umgeben von Putten, die in einem Rechteck angebracht sind. Auf dem äußeren Rechteck wechseln immer Verkündigung, Taufe, Kreuzigung und Auferstehung. Die Rückseite stimmt damit überein, nur daß in der Mitte der Erzengel Michael dargestellt ist. Wann und wo der Einband angefertigt ist, dürfte schwer zu sagen sein. Die Geschichte des Buches schweigt ja zwischen 1533 und 1626 ausgenommen die andere ebengenannte Jahreszahl.

Das Gebetbuch enthält zwölf Gebete, von dem zehn auf Gedanken des hl. Augustinus zurückgehen. Das elfte ist das bekannte Gebet des Königs Monasse, das als gute Vorbereitung zur Beichte bezeichnet wird. Ich will hier nicht näher auf diese Gebete eingehen, nur bemerken, daß sie so abgefaßt sind, daß sie ebensogut ein Katholik als der andersgläubige Kurfürst beten konnte. Für eine Geschichte des Gebetbuchs in dieser Zeit wäre eine Untersuchung von großem Wert. Die meisten haben eine farbig ausgeführte Initiale, die aber beim zehnten Gebet fehlt. Überraschenderweise sind die rot geschriebenen Überschriften immer durchgestrichen.

In dem Buche befinden sich, wie ich schon sagte, neun vollständige Miniaturen, auf die es hier vor allem ankommt. Die erste (Bild 1) zeigt uns den stehenden Christus, der ein blaues Kleid und einen roten Mantel in Form eines Pluviales trägt. Das Haar ist nicht gescheitelt, das Haupt ein klein wenig nach links geneigt, die Füße nackt. Um das Haupt ist ein Glorienschein, in dem der Nimbus angedeutet ist. Zu beiden Seiten desselben sind je sechs kleine Engel in Wolken, von denen man zum Teil nur die Köpfe sieht. Unter der Wolke ist der Himmel blau, weiter unten die Luft weiß, die Landschaft ist durch Sand und Gras dargestellt.

Die zweite Miniatur (Bild 2) zeigt uns Christus als Schmerzensmann sitzend und gegen einen Baum gelehnt. Er ist nackt, nur mit dem Lendentuch bekleidet. Die Linke stützt das Haupt, die Rechte liegt auf dem linken Bein. Das allein sichtbare linke Auge blickt unsäglich traurig. Vor Christus kniet ein Mann, in dem man wohl den Kurfürsten erkennen kann, in



rötlichem Gewand mit einem Hermelinkragen. Die Rechte stützt sich auf dem Boden, die Linke ist erhoben. Haar und Vollbart sind braun. Neben ihm liegt seine Kopfbedeckung. Den Hintergrund bildet eine Landschaft mit einer Burg und einer Kirche. Vor den Bergen ist ein Mönch zu sehen. Der Himmel glänzt goldig. Es scheint Abendstimmung zu sein, die ja zu der ganzen Darstellung sehr gut paßt.

Dem dritten Bilde kann ich nur den Titel „Domine quo vadis" geben. Christus in ein langes violettes Gewand gekleidet, schreitet von links nach rechts. Er trägt das schwere Kreuz, an dem das Kopfende fehlt, auf dem Haupt eine geschlossene Dornenkrone. Die Füße sind nackt. Vor ihm kniet ein Mann mit zum Gebet erhobenen Händen und fragendem Ausdruck in den Augen, den man nach dem Typus nur für den Apostel Petrus vermuten kann. Freilich ist er als Aussätziger dargestellt. Vielleicht ist damit der sündige Mensch gemeint. Die Landschaft zeigt Berge, Bäume und einen See. Der Himmel ist tief blau.

Bild 4 zeigt den Heiland in Halbfigur in Wolken. Das Gewand erinnert an das bei 1. Die Rechte segnet, die Linke hält den Reichsapfel. Um ihn ist Glorienschein. Zwei Engel knien auf Wolken. Unten knien rechts vier Männer, der in ganzer Figur dargestellte scheint der Kurfürst zu sein, wenn auch das Profil nicht ganz zu erkennen ist. Sein Gewand ist rötlich und blau. Er hat die Hände gefaltet. Zu seinen Füßen liegt die Kopfbedeckung. Von den drei andern Männern vorn sieht man nur Köpfe und Hände. In der Mitte kniet eine Frau, die man ganz von hinten sieht. Sie trägt einen violetten Mantel und eine weiße Haube. Sollte das die Kurfürstin sein? An ihrer linken Seite kniet eine Frau in rotem Mantel und weißer Haube. Das blaue Gewand ist noch etwas sichtbar. Das Gesicht zeigt sich im Profil. Es folgen dann noch drei Frauen. Die eine hat einen grünlichen Mantel. Man sieht ihre gefalteten Hände. Von der zweiten zeigen sich Gesicht und gefaltete Hände, von der dritten nur ein Teil des Gesichtes. Alle drei haben weiße Hauben. Die Landschaft stellt ein Wiesental dar, hinter dem sich höhere bewaldete Berge erheben. In dem Tal geht ein Jäger mit seinem Hund. Am Ende des Tals ragt eine Kapelle, in deren Tür eine Frau tritt.

Bild 5 stellt den Heiland mit Wunden bedeckt dar, an die Geißelsäule, die einer romanischen gleicht, gebunden. Er ist nur mit dem Lendentuch bekleidet. Das Haupt ist etwas nach rechts gewendet. Die Geißeln liegen auf dem Boden. Die Szene geht in einem schlichten Raume vor sich, das ein Fenster hat. Unter diesem kniet der Kurfürst, der hier deutlich zu erkennen ist. Er hat einen roten Mantel mit gelbem Umschlag und ein grünes Gewand an. Das Haupt ist mit einer Art Haube bedeckt. Die Kopfbedeckung hat er in der Hand.

Bild 6 zeigt den Heiland als Schmerzensmann mit ausgebreiteten Armen in Halbfigur in den Wolken von Glanz umgeben, also eine ganz seltene Darstellung. Unten in der Mitte kniet links ein Mann, rechts eine Frau, die man nur von hinten sieht. Er ist in einen rötlichen Mantel gekleidet und hat die Hände gefaltet. Sie hat einen blauen Mantel und die Hände gefaltet. Rechts von ihr knien drei Frauen mit erhobenen Händen. Die eine ist grün, die beiden andern rot gekleidet. Nur von der am weitesten rechts sieht man das Gesicht. Neben dem Mann knien zwei Männer mit erhobenen Händen, deren Gesichter man ganz sieht. Der eine ist blau, der andere rot gekleidet. Die Landschaft zeigt eine Wiese und bewaldete Berge.

Auf Bild 7 steht der Heiland als Schmerzensmann neben der Geißelsäule. Das Haupt bedeckt mit der Dornenkrone und umstrahlt von Glorie, zeigt tiefen Ernst. Die Hände sind erhoben. Aus ihren Wunden strömt Blut, ebenso wie aus den Fußwunden. Die Geißelsäule ist von Stricken umwunden. Die Szene ist anscheinend der Kerker, dessen Decke durch Balken gebildet ist. Durch das vergitterte Fenster sieht man auf einen Schneeberg.

Bild 8 (hier nicht wiedergegeben) zeigt Christus am Kreuz in sehr edeler Haltung. Leider ist der linke Arm etwas lädiert. Umgeben ist er von Dunkelheit. Am Fuße kniet links ein bärtiger Mann, der die Hände zum Gebet erhoben hat. Bekleidet ist er mit einem rötlichen Gawand. Der grüne Mantel ist so umgeschlagen, daß man das gelbe Futter sieht. Neben ihm knien vier Männer. Der vorderste ist violett gekleidet und hat die Kopfbedeckung auf. Von den drei andern sieht man nur die Köpfe. Rechts vom Kreuz kniet eine Frau mit einem Pelzkragen. Sie ist in einen bläulichen Mantel gekleidet und hat die Hände zum Gebet erhoben. Neben ihr knien vier Frauen. Die vorderste im violetten Kleid sieht man nur von hinten, von den anderen nur die Köpfe. Die Landschaft zeigt einen See, der auf einer Seite von Wiese, auf der andern Seite von Wald und Schneebergen umgeben ist.

Auf Bild 9 endlich (in unserer Wiedergabe Bild 8) erscheint Christus links oben in der Wolke und wendet sich nach links. Auch die Arme sind nach dieser Seite gerichtet. Die Kleidung ist wie 1. Rechts unten knien Leute in zwei Reihen hintereinander. Vorn links ist es wieder der Kurfürst in grünem Mantel und violettem Gewand, mit dem Schwert an der



Seite. Vor ihm liegt der Kurhut. Hinter ihm knien zwei Frauen, die vordere in violettem Gewand. Von der hinteren sieht man nur die Haube. Neben dem Kurfürst kniet ein älterer Mann mit langem Bart in rotem Gewand. Dahinter knien drei Männer. Nur beim vorderen sieht man etwas von dem gelben Gewand, sonst nur die Gesichter. Alle knien auf einem sandigen Wege. Dannn folgt eine Wiese. Links ist ein Stück eines Sees sichtbar, an dem drei Häuser stehen. Dahinter erhebt sich ein Schneeberg.

Wenn man das Buch genau betrachtet, kommt man zu der Ansicht, daß entschieden noch drei weitere Miniaturen geplant waren. Dann würde sich vor jedem Gebet eine Miniatur befinden. Für die eine ist sogar noch die leere Seite vorhanden. Das Buch ist also nicht fertig geworden, wahrscheinlich weil Johann vorher starb. Die Miniaturen sind also wohl Anfang der dreißiger Jahre des 16. Jahrhunderts entstanden, da der Kurfürst 1533 starb.

Was nun den Wert der Künstler betrifft, so bin ich nach eingehender Betrachtung und Rücksprache mit den Professoren Sauer und Hantzen in Freiburg i. B. zu folgender Ansicht gekommen: Die Miniaturen 5 und 7 dürften vielleicht von der Hand des älteren Cranach sein, eventuell auch 3. Sie sind zweifellos künstlerisch die bedeutendsten, am gedankentiefsten, am klarsten im Strich, am besten in der Farbengebung. Auf Bild 5 entspricht das Bild des Kurfürsten am meisten den authentischen, die es von ihm gibt. Auch Christus ist ganz so, wie Cranach ihn immer darstellt. Bild 8 gemahnt etwas an solche Darstellungen, wie sie sich öfter von dem jüngeren Cranach erhalten haben. Da er damals erst 16 oder 17 Jahre (geboren 1515) alt war, so ist besser an einen unbekannten Schüler seines Vaters zu denken. Von den weiteren scheinen mir Bild 1 und 2 von einer dritten Hand zu sein, die ich nicht näher bestimmen kann. Auf Bild 2 ist, wie ich schon bemerkte, der Kurfürst dargestellt. Von einem Porträt kann man kaum sprechen. Ich vermute vielmehr, daß der Maler ihn nie gesehen und vielleicht nach Angaben gemalt hat. Die übrig bleibenden Bilder 4, 6 und 9 dürften meinem Gefühl nach auf eine vierte Hand zurückgehen. Sie sind die schwächsten. Namentlich wirken die Farben etwas schreiend. Bemerkenswert ist bei ihnen die gute Beobachtung der Landschaft. Man könnte annehmen, daß der Maler die Alpen gesehen hat. Unverkennbar sind hier Beziehungen zur Donauschule.

Professor Bruck, der nur die Photographien gesehen hat, spricht in einem Briefe die Ansicht aus, daß keine Miniatur von Lukas Cranach selber sei. Er meint, sie seien alle von demselben Maler, und zwar von demjenigen, den er Hans Molner nenne. Das Braunrot sei für ihn charakteristisch. Dieses ist mir aber auf den Bildern nicht aufgefallen. Sein Gutachten, das er diesem Briefe beigefügt hat, führe ich hier im Wortlaut an:

„Die Bilder 5 und 7 sind sicher von einem Meister, dann aber auch 1. Hierzu bietet der Vergleich die Fußbildung, die Ohrenbildung, die Augen und der Nasenansatz, sowie die Bildung des Mundes. In diese Reihe gehört auch Bild 3, das auch im Faltenwurf mit seinen Faltennestern mit Nr. 1 übereinstimmt. Sehr charakteristisch bei 1, 3, 5 und 7 ist die merkwürdige Ausbildung des übertrieben starken Hinterkopfes.

„Bild 1 führt nun zu Bild 4, bei dem die Halbfigur in derselben Kopf-, Gesichts- und Handbildung (sogar mit derselben Mantelschließe) vorkommt, auch die Engelsköpfe. Hier bei Bild 4 ist auch die Landschaft mit dem spitz auslaufenden Baumschlag zusammengehörig mit Bild 3.

„Nun zeigt sich beim Bilde 4 am Faltenwurf der mittelsten vom Rücken gesehenen knienden Frau ein sehr eigenartiger Faltenwurf. Das sonst, anders wie bei den guten Werken Cranachs, hier ziemlich leblos und glatt in breiten Flächen oder Röhrenfalten gehaltene Gewand ist da, wo es auf der Erde anliegt, also vom Knie bis zum Fußknöchel) in genestelte Falten gelegt, sich sonst dem Körper breiter anschmiegend. Dieselbe Gewandbehandlung zeigt sich beim Knienden auf der Kreutztragung Bild 3 und beim knienden Kurfürsten (wenn auch hier nicht so ausgeprägt) auf Bild 5.

„Nun zeigt aber auch die Figur auf Bild 2 dann beim Knienden von rückwärts gesehen, auf Bild 6; bei den Knienden auf den Bildern 8 und 9 dieselbe sehr charakteristische Faltenbildung. Landschaftlich gehören wohl sicher die Bilder 2, 3, 4, 6 und 8 zusammen.

Eine Übereinstimmung in bezug auf die Ausbildung der Frauen- und Männerköpfe besteht bei den Bildern 4, 6, 8 und 9. Anatomisch ist auf den Bildern 2, 5, 6, 7 und 8 der Körper Christi gleich, was bei den sehr kurzen Unterschenkeln, den schematisch gebildeten Bauchmuskeln den beiden scharf gezeichneten Brustteilen und besonders den dicken, wie geschwollen gebildeten Oberarmansätzen in die Erscheinung tritt."

Trotz Brucks großen Autorität und Sachkenntnis auf dem Gebiete von Cranachs Schaffen kann ich mich doch nicht zu seiner Ansicht bekehren. Die Gründe meiner Ansicht habe ich weiter oben schon entwickelt. Andere mögen entscheiden, ob er oder ich recht habe.

Unmöglich ist es, in einem kurzen Aufsatze alle Probleme, die ich hier berührt habe, eingehend zu behandeln. Worauf es mir hauptsächlich ankommt, hoffe ich erreicht zu haben: nämlich die Wissenschaft auf dieses köstliche Werk aufmerksam zu machen. Mögen andere hier weiter arbeiten.

Nikolaus Laurentii und seine Danteausgabe vom Jahre 1481.

Von

Universitätsbibliothekar Dr. C. H. Rother in Breslau.

Bei dem weittragenden Einfluß, den die über die Alpen gewanderten deutschen Drucker in Italien durch die Anwendung ihrer schwarzen Kunst ausübten und bei der geradezu erstaunlichen Fruchtbarkeit, die sie bis zur Wende des 16. Jahrhunderts und darüber hinaus entwickelten, nimmt es nicht wunder, wenn die Deutschen auch unter den Herausgebern von Dantes Göttlicher Komödie in erster Reihe stehen. Unter den bis 1500 annähernd 20 bekannt gewordenen Danteausgaben verdanken wir den ersten datierten Druck dem deutschen Wanderdrucker Johann Neumeister, den er 1472 in dem umbrischen Städtchen Foligno zusammen mit Emiliano Orsini herstellte, und dem vielleicht die in demselben Jahre durch Magister Georgius et Paulus Teutonici zu Mantua verfertigte Ausgabe den Rang streitig macht. Ganz besondere Beachtung verdient aber auch die große monumentale Ausgabe der Göttlichen Komödie, die in Florenz am 30. August 1481 die Offizin des Meisters Nikolaus Laurentii aus der Diözese Breslau verließ, und die am Schluß das Impressum trägt: FINE DEL COMENTO DI CHRISTOPHORO LANDINO FIORENTINO SOPRA LA COMEDIA DI DANTHE POETA EXCELLENTISSIMO. ET IMPRESSO IN FIRENZE PER NICHOLO DI LORENZO DELLA MAGNA. A DI XXX. DAGOSTO M. CCCC. LXXXI.

Bedeutsam ist diese Ausgabe nicht allein darum, weil sie zum ersten Male den Kommentar des gelehrten Professors der Beredsamkeit in Florenz Landino (1424—1504), der lange Zeit hindurch die Danteerklärung beherrschte, brachte, sondern weil sie *die erste illustrierte gedruckte Ausgabe der Divina Comedia* überhaupt ist. Nicht daß es an bildlichen Darstellungen zu Dante bis dahin gefehlt hätte, denn auch die Zahl der illustrierten Dantehandschriften ist nicht gering, und der vor 1333 geschriebene Kodex 313 in der Nationalbibliothek in Florenz ist der früheste Beweis hierfür: aber die Illustrationen zum Inferno unserer Danteausgabe gehören zu den frühesten Belegen der italienischen Kupferstechkunst, die uns bekannt sind. Außerdem war Nikolaus Laurentii der erste, der den technisch schwierigen Versuch machte, den Kupferstich als Buchschmuck nicht auf Einzelblättern zu verwenden, sondern die Stiche in die Textseiten einzudrucken. Und noch eins: als Zeichner dieser Stiche galt allgemein bis Ende des vorigen Jahrhunderts kein Geringerer als Sandro Botticelli und als Stecher der Florentiner Goldschmied Baccio Baldini, eine Annahme, die in der Lebenbeschreibung Botticellis bei Vasari: *Botticelli, per essere persona sofistica, commentò una parte di Dante, e figorò lo Inferno, e lo mise in stampa* eine Hauptstütze fand. Nachdem aber die Zeichnungen zur Göttlichen Komödie auf 88 Pergamentblättern, die bis 1882 in der Handschriftensammlung des Herzogs von Hamilton zu Hamilton Palace in Schottland im Verborgenen geruht hatten, nach Ankauf durch das Berliner Kupferstichkabinett von F. Lippmann mit Sicherheit sowohl durch den Stilcharakter wie auch durch die Signatur des Meisters: *Sandro di Mariano* als jene Danteillustrationen Botticellis erwiesen wurden, von denen eine Handschrift aus dem 16. Jahrhundert in der Biblioteca Nazionale zu Florenz betreffend „Nachrichten von Florentiner Künstlern von Cimabue bis Michelangelo" berichtet: *Dipinse e storiò un Dante incartapecoro alorenzo die piero francesco de Medici,* will man in den Kupferstichen von 1481 nur noch freie Nachbildungen eben genannter Zeichnungen sehen. Dieser Meinung gegenüber bleibt die Ansicht, daß es auch Früharbeiten Botticellis sein können, bestehen. In jedem Falle aber behalten die Kupfer in der Ausgabe des Nikolaus Laurentii schon deshalb ihren besonderen Wert, weil sie nicht nur für die Beschäftigung Botticellis mit Dante einen zeitlichen Anhalt gewähren, sondern, da trotz des glücklichen Fundes von acht weiteren Pergamentblättern durch Strzygowski in der Vaticana zu Rom, die Zeichnungen zu Inferno 2—7, 11 und 14 bislang verloren sind, wir uns durch die Stiche eine ungefähre Vorstellung von der Komposition und den Motiven jener verlorenen Zeichnungen machen können.

Über den Lebensgang des Meisters, dem wir diesen Dantedruck verdanken, wissen wir leider noch herzlich wenig. Er selbst nennt sich in den Schlußschriften seiner Ausgaben *Nicolaus Laurentii*, oder *Nicolaus dioeceseos Wratislaviensis*, *Nicolaus Alemanus*, auch in der italienischen Form *Nicolo Todescho* oder *Nicolo di Lorenzo della Magna*, wobei die letzten Worte gewiß als eine Art Metathesis für dell' Allemagna zu deuten sind. Auch die Bezeichnung *Nicolaus* oder *Maestro N.*, ja sogar nur *N.* genügt ihm. Sein frühestes Druckwerk ist die in Florenz am 26. Juli 1477 erschienene Ausgabe der quaestiones super libros de anima des Erzbischofs von Toledo Alphonsus de Vargas († 1366). Dieser Druck erschien also zwei Jahre später, als wir die ersten gedruckten Literaturdenkmale in Schlesien aus der Druckerei des Caspar Elyan nachweisen können. Eine Beziehung zwischen diesen beiden ersten, aus Schlesien stammenden Druckern herzustellen, ist mir bisher nicht gelungen. Während Conrad Sweynheim und Arnold Pannartz 1467 in Rom und 1469 Johann und Wendelin von Speier in Venedig den Ruhm von Prototypographen für sich in Auspruch nehmen können, fand Nikolaus Laurentii in der Stadt am Arno die Druckereien des einheimischen Goldschmiedes Bernardo Cennini und seit 1474 auch die der rührigen Dominikanermönche des Klosters Ripoli zum hl. Jakob bereits in Tätigkeit vor. Mit den letzteren, unter denen Fra Domenico da Pistoja und Fra Pietro da Pisa namentlich als Drucker hervortraten, ging Nikolaus Laurentii, wie schon Johann Petri aus Mainz vor ihm, eine Geschäftsverbindung ein, wie uns durch eine Urkunde in dem Staatsarchiv zu Florenz verbürgt ist.[1] Der Vertrag, geschlossen am 11. November 1480, sollte zwischen dem Leiter des Klosters, dem bereits erwähnten Fra Domenico, dem Papier- und Buchhändler Bartolus und dem Humanisten Bartolommeo Fonzio als Rechtsvertreter unseres Meisters Nikolaus „*olim Laurentii de Alamania*, *impressoris librorum*" eine Genossenschaft bei gleichem Gewinnanteil der drei Teilhaber bis Juni 1483 begründen. Während Bartolus die geschäftliche und finanzielle Leitung übernehmen und Sorge tragen sollte, daß die Pressen des Fra Domenico und Nikolaus Laurentii ständig beschäftigt würden, legte der Geschäftsvertrag den beiden Druckherren die Verpflichtung auf, daß sie *attendant et personaliter incumbant formationi et impressioni librorum... cum omni diligentia et sedulitate, que ad artem attineret*, eine Bestimmung, die gewiß eines berechtigten Grundes nicht entbehrte, zumal auch in der Danteausgabe von 1481 etliche Umstellungen und Fehler vorkommen. Die zu dem gemeinsamen Geschäftsbetriebe notwendigen Typen, Druckgeräte und Werkzeuge brauchten nicht neu beschafft zu werden, da Dominikus und Nikolaus, wie es heißt, *copiam habent et habundant gittinis litterarum et puntellis, stannis et quolibet alio instrumento idoneo et requisito.* Auch des Nikolaus Laurentii Sohn Gianni, der 1482 und 1483 als Drucker erwähnt wird, knüpfte geschäftliche Beziehungen zur Druckerei des Klosters an, wie aus dem noch erhaltenen Rechnungsbuche des Klosters hervorgeht.

Von den Druckerzeugnissen des Meisters Nikolaus, die seinen Namen tragen, sind uns bis 1486 — das letzte datierbare Werk wurde am 15. Juni 1486 vollendet — folgende mit sieben verschiedenen Typen gesetzte Schriften (darunter die editio princeps des Celsus' de medicina und die mit 31 Kupferkarten ausgestattete geographia des Berlinghieri) bekannt:

1477, 26. 7.	Alphonsus Toletanus: quaestiones super libros Aristotelis de anima	Hain 877
1477, 10. 9.	Antonio Bettini: Monte Santo di Dio	H. 1276
1478	Corn. Celsus: de medicina libri 8	H. *4835
1478, 15. 6.	Petrus de Crescentiis: della agricultura	H. 5837
1480, 30. 8.	Rob. Caracciolus: quadragesimale [ital.]	H. 4448
1481, 30. 8.	Dante Alighieri: la divina comedia	H. *5946
1482, 22. 10.	Cherubini da Spoleto: regula vitae spiritualis	H. 4935
1483, 31. 7.	Cherubini da Spoleto: regula vitae spiritualis [ital.]	H. 4938
1485, 16. 4.	Gilibertus: sermones super Cantica Canticorum	H. *7773
1485, 29. 12.	Leo Bapt. de Albertis: de re aedificatoria	H. * 419
1486, 15. 6.	Gregorius Magnus: moralia in Job [ital.]	H. *7935
s. a.	Aristoteles: ethica	H. 1753
„	Belcari: vita del beato Giovanni Colombino	H. 2747
„	Franc. Berlinghieri: geographia	H. *2825
„	Dom. Cavalca: Trattato contra il peccato della lingua detto Pongie lingua	H. 4771
„	Mars. Ficinus: de christiana religione	H. 7069
„	Mars. Ficinus: della christiana religione	H. 7071
„	Christ. Landinus: disputationes Camalduenses	H. 9852

1 Abgedruckt bei Dem. Marzi: I tipografi tedeschi in Italia durante il secolo XV. Beihefte zum Zentralblatt für Bibliothekswesen, H. 23 (1910), S. 549 ff.

Außerdem werden ihm auf Grund der Typenvergleichung noch etwa 25 Ausgaben zugeschrieben, die entweder nur den Druckvermerk Florenz, oder weder eine Angabe des Druckortes noch des Druckers aufweisen. Daß mit dem Jahre 1486 die Druckertätigkeit des Nikolaus Laurentii einen Abschluß gefunden hat, läßt sich mit Sicherheit nicht behaupten, und Guiseppe Ottino vermutet in seiner Schrift: di Bernardo Cennini (Florenz 1871), daß Nikolaus noch 1491 in Gemeinschaft mit Lorenzo Margiani gedruckt habe.

Nikolaus Laurentii hat in der Geschichte der Typographie sich vor allem dadurch einen bleibenden Ruf gesichert, daß er, wie bereits kurz angedeutet, den Kupferstich als Buchschmuck auf die Textseiten eindruckte. In seiner deutschen Heimat verwendete man damals noch fast ausschließlich den Holzschnitt zur Ausschmückung und Verzierung von Büchern, und weder Martin Schongauer, noch der sog. Meister der Spielkarten noch der Meister E. S. haben den Weg zum Buch gefunden. In Florenz aber, in dessen Mauern nach legendenhafter Tradition der Goldschmied Maso Finiguerra den Kupferstich (1460) erfunden haben soll (obwohl wir fast 20 Jahre vorher datierte Stiche in Deutschland nachweisen können), war die Kupferstechkunst zu schönster Blüte gediehen und hatte den Holzschnitt, dessen ersten Produktionen wir hier erst in den neunziger Jahren des Quattrocento begegnen, zur Seite gedrängt. Schon 1477 unternahm es Nikolaus Laurentii, das Büchlein *Il Monte Santo* mit gestochenen Bildern zu zieren, so daß ihm also die Priorität vor der mit Kupferkarten versehenen Ptolemäusausgabe aus der Offizin des Konrad Sweynheim und Arnold Bucking 1478 in Rom und vor den ersten in Deutschland mit Stichen versehenen Büchern, den zwischen 1479 und 1491 von Georg Reyser in Würzburg und Eichstädt gedruckten Missalien, gebührt. In dem Monte Santo treten die drei Stiche, die gleichfalls Botticelli zugeschrieben werden, noch als ganzseitige Bilder auf den Blättern des Buches selber auf, und der Text ist auf ihre Rückseite gedruckt. In der Danteausgabe von 1481 aber ist zum ersten Male Text und Stich auf einer Seite vereint. Dies setzt aber eine ganz hervorragende Druckertechnik voraus, da für den Hochdruck, dem sich Holz- oder Metallschnitt gut fügte, und für den Kupferstich mit seinem Tiefdruckverfahren ganz verschiedene Arten des Druckens angewandt werden mußten. An diesen technischen Schwierigkeiten und wohl auch an den damit verbundenen hohen Kosten mußte die Absicht, vor jedem einzelnen Gesange ein Kupfer einzudrucken, scheitern. Denn die meisten der uns bekannten Exemplare haben nur zwei Stiche eingedruckt und für die übrigen war am Anfange jedes Gesanges der Raum weiß ausgespart geblieben. An diese Stelle hat man in einzelnen Exemplaren die besonders abgezogenen Kupferstichvignetten eingeklebt, deren Zahl zwischen 2—17 schwankt. Zu den am reichsten ausgestatteten Ausgaben gehören das Exemplar der Nationalbibliothek zu Paris, das außerdem 16 Federzeichnungen enthält und für das man schon 1792 die stattliche Summe von 1030 fr. zahlte, das der Magliabechiana in Florenz und im Britischen Museum. Ein Exemplar in der Sammlung des Lord Spencer enthält außerdem noch eine im Gegensinne ausgeführte Nachbildung zu Gesang III, also insgesamt 20 Kupfer.[1] Daß die Illustrierung nur bis zum 19. Gesange durchgeführt ist, hat wahrscheinlich seinen Grund darin, daß Botticelli im Herbst 1481 in Rom im Auftrage des Papstes Pius IV. zwei große Wandgemälde an der südlichen Langseite der Sixtinischen Kapelle ausführte und darum seine Dantearbeiten abbrach, so daß dem Stecher weitere Vorlagen fehlten. Für die Tatsache, daß überhaupt nicht mehr als 19 Stiche ausgeführt wurden, spricht der Umstand, daß für die 88 Holzschnitte der Danteausgabe vom 31. März 1487 aus der Offizin des Bonino de Boninis zu Brescia die Kupferstiche von 1481 nur bis zum 19. Gesang des Inferno als Vorbild dienten, dann aber eine andere Vorlage einsetzte. Auch in den Holzschnittausgaben, die in Venedig im März 1491 und November 1493 von Bernardinus de Benaliis, November 1491 von Petrus Cremonensis und Oktober 1497 von Petrus de Quarengeniis gedruckt wurden, ist die Anlehnung an die Kupferstiche von 1481, und wie bei allen diesen Ausgaben nicht an die Zeichnungen festzustellen, ein Beweis, welch hohen Ansehens sich die Danteausgabe des Nikolaus Laurentii schon damals erfreuen konnte.

1 Vgl. Dibdin: Bibliotheca Spenceriana VI. S. 108—114. — Sämtliche Stiche sind abgebildet in den „Works of the Italian Engravers of the fifteenth century" by G. W. Reid, London 1884 und in den „Zeichnungen von Sandro Botticelli zu Dantes Göttl. Comödie" hrsg. von F. Lippmann, Berlin 1896.

Goethe-Dramen.

Ein Versuch von Paul Alfred Merbach in Berlin.[1]

> „Was denn auch komme, nehmts in Goethes Sinn!
> Dem Dichter nicht, uns selber zum Gewinn!
> Wieviel der Huldigungen ihm auch quillen,
> Des Opfrers Schale kann das Meer nicht füllen:
> Das bleibt sich ewig gleich im unermeß'nen Schoße!
> Wer es verehrt, den zieht empor das Große!"
>
> (Aus K. Gutzkows Prolog zur Aufführung des Königsleutnants im Frankfurter Stadttheater am 27. Aug. 1849.)

In der „Allgemeinen Theaterchronik" 1849 heißt es: „Daß Goethe Dichter ist, macht ihn nicht unfähig, dramatischer Held zu sein... Zum Helden eines historischen Dramas gehört: Dienst für die Menschheit ... daß er diesen Dienst mit Absicht getan... Das Erste ist bei Goethe nicht zu bezweifeln... seine Bedeutung für die Menschheit schließt das absichtsvolle Ringen aus... der Mangel der Absicht aber macht Goethe zum Helden eines historischen Dramas unfähig... Goethedramen werden uns in Goethes Privatleben einführen ... sie werden Goethe in seiner eigenen Werdung und Entwicklung darstellen..."[2]

Der hier in Frage kommende Stoff, dessen Vollständigkeit kaum zu erreichen ist, folgt der Biographie. Freilich „erhalten diese sämtlichen Darstellungen des Dichters ihre besondere Bedeutung durch die jeweiligen geistigen Strömungen ihrer Zeit, und in ihnen machen sich alle literarischen Phasen des 19. Jahrhunderts geltend. Hier öffnet sich der Forschung ein weites Feld."[3]

Mit dem Werben Johann Caspar Goethes um Elisabeth Textor beginnt die Dramenreihe: *Ingo Krauss* (z. Z. Spielleiter am Stadttheater zu Altona a. E.) hat es in dem — noch ungedruckten — Lustspiel „in drei Akten und einem Vorspiel" Der Stadtschultheiß von Frankfurt (unter Benutzung des gleichnamigen Romans von Otto Müller)[4] dargestellt; die Uraufführung des sehr frischen und lebendigen Stückes hat am 30. Juni 1914 im Züricher Stadttheater stattgefunden. Die Handlung spielt 1745; sie ist mit reichlicher poetischer Freiheit gestaltet, denn die spätere Frau Aja liebt keinen anderen als den Kaiser Karl VII., der gerade in Frankfurt weilt. Auch der Schultheiß Textor verweigert dem stolzen und reichen Dr. J. C. Goethe die Hand seiner Tochter, weil der Freier sich seines Vaters schämt, der als ehrbarer Schneider nach Frankfurt kam und dort durch Heirat mit einer Wittib zu Gelde gelangte. Der gute, kranke Kaiser Karl ist der Retter in der Not: er versöhnt den Stadtschultheiß mit dem nunmehr Kaiserlichen Rat Goethe und führt der jungen Elisabeth, die ihn wie ihren Abgott liebt, den Mann zu, den das Schicksal für sie bestimmt hat. Ein lose angehängtes Nachspiel verlegt um einer Variation des Sterns von Bethlehem willen Johann Wolfgangs Geburt auf die Mitternachtsstunde; unbedingt nötig ist für den Bau des Stückes, das beträchtliches Bühnengeschick beweist, dieses Anhängsel nicht. Johann Caspar Goethe in der äußeren und inneren Pedanterie seines Wesens und der kernige, kluge, leicht zu Spott neigende Stadtschultheiß ebenso wie die „immer weiß und reinlich gekleidete" Cornelia Goethe, des Dichters Großmutter, sind in den wichtigen Zügen ihres Wesens gut charakterisiert; einmal geht es ohne eine visionäre Prophezeiung freilich nicht ab: Elisabeth Textor kommt zum ersten Male in das weite Haus auf dem Hirschgraben und erzählt der alten Magd Gertrud ... „mir war's mit einem Male, die ganze Stube stände in lichtem Glanze. Und sah vor mir ein gar herzig Knäblein, das war angetan mit einem bunten Röckchen und ... trug ein Flormützchen... und lächelte mir zu, als ob es mich kenne und streckte die Ärmchen gegen mich und wuchs zusehends und ward ein herrlicher Jüngling ... er hatte in dem Arm eine güldene Leier, auf dem lockigen Haupte aber einen grünen Kranz von Lorbeer und leuchtete mich an mit seinen strahlenden braunen Augen und schritt auf mich zu, breitete die Arme und schloß mich an sein Herz."

Das bekannteste der hierhergehörigen Dramen ist *Karl Gutzkows* im Frühjahr 1759 spielender Königsleutnant. Die Handlung formt und verknüpft Stücke aus dem dritten Buche von Dichtung und Wahrheit[5]; es wurde im Mai und Juni 1849 „in aufgeregtester Stimmung" für Frankfurt a. M. geschrieben...[6] „Tag für Tag zogen unter den Fenstern meiner Wohnung die Kanonen gegen den badischen Aufstand vorüber; da sollte der behandelte Stoff dem bedrückten Herzen Ermutigung bringen... der säkulare Hinblick auf Goethe konnte vorzugsweise nur die Erinnerung an seine Jugend wecken..." Es erübrigt sich hier, auf das Lust-



spiel näher einzugehen; interessant aber ist es, zu beobachten, daß Gutzkow damals die Absicht gehabt hat, noch andere Episoden aus Goethes Leben zu dramatisieren; in dem Prologe, der der Aufführung des Königsleutnants am 27. August 1849 im Frankfurter Stadttheater voraufging, heißt es[7]:

> . . . Der Autor, der es wagt, aus meinem
> Und meiner Kunstgenossen Mund zu sprechen,
> Versuchte, was aus Goethes Jugendzeit
> Nicht allzuzart der Hand des Scenenbildners
> Für unsre etwas derbe Kunst entfloh,
> Sich einzufangen, bildlich zu gestalten,
> Zu Kränzen zu verbinden, dessen ersten
> Als Festesgruß er vor Euch niederlegt . . .
>
> So heimelt sich vielleicht ein zweites einst
> In traulicherem Rahmen Eurem Urteil an:
> Der deutsche Goethe, den die Kaiserkrönung,
> Von der er selbst erzählt, auf unser Volk,
> Die alten Lieder, alten Kriegsgeschichten,
> Die Sagen und *die* Minne wies, die ihn
> Im Überstrom erwachender Gefühle
> An Gretchen fesselte . . . das junge Herz!

Über diese Absicht Gutzkows drangen damals noch weitere Einzelheiten in die Öffentlichkeit; in der Allgemeinen Theaterchronik vom 23. Okt. 1849 heißt es[8]: „Gutzkow arbeitet an einem zweiten Goethestück, das die Kaiserkrönung in Frankfurt und des Dichters Liebschaft mit Gretchen zum Gegenstande haben wird. Diesem beinahe fertigen Drama werde, wie man sagt, ein drittes folgen, das Goethe während seines Aufenthaltes in Leipzig als Student im Umgang mit dem drolligen Behrisch und anderen in Wahrheit und Dichtung genannten Personen schildern soll." Aus diesen dramatischen Plänen Gutzkows ist nichts geworden; Herr Prof. Dr. H. H. Houben hatte die Freundlichkeit, in seinem reichen Material festzustellen, daß sich bis zum Ende der fünfziger Jahre in den Briefen des Dichters keine Äußerung findet, die auf eine beabsichtigte Fortsetzung des Königsleutnants Bezug hätte.

Fast den gleichen Stoff wie Gutzkow behandelte *Alfons Matthes* (1911) in einem „dramatischen Lebensbilde" aus dem Jahre 1761 „Jung-Goethe"; ein „nach erhaltenen Andeutungen wiederhergestelltes Goethe'sches Zwischenspiel" von Apollo und Daphne ist in die Handlung als Mittelpunkt eingefügt. Matthes wollte hier „das sieghafte Durchdringen des früh sich zeigenden Genius in einem für seine spätere Entfaltung typischen Einzelfall unter dem Beistande der Mutter und entgegen den Hemmungen allzu strenger väterlicher Zucht" darstellen; ein kindlicherer Goethe als bei Gutzkow ist hier in glücklicher Weise gezeichnet . . . man soll aber „in diesem Kinde schon den ganzen Menschen, auch etwas von seiner künftigen Größe erkennen". Mit gutem Gelingen ist die historische Wahrheit bis in kleine Einzelheiten festgehalten und wohl nicht mit Unrecht dem jungen Goethe, der noch nicht zwanzigjährig „Die Mitschuldigen" schreiben konnte, hier mit zwölf Jahren eine Lebensreife zugetraut, wie er sie in der Bearbeitung der Daphnefabel zu bewähren hat. Der Ton der Kinderkomödie ist durchgehends festgehalten; das Ganze wirkt wesentlich frischer und natürlicher als die gespreizte Zeichnung Gutzkows.

Die Liebesepisode des jungen Goethe mit dem Frankfurter Gretchen ist, soviel ich sehe, zweimal in ein szenisches Gewand gekleidet worden. Der vielgewandte und vielgewanderte *Johann Peter Lyser* veröffentlichte 1845 in den Sonntagsblättern (Wien) 1845 (Nr. 45/6, S. 1051/61) ein einaktiges Schauspiel Margarete, das 1766 in Frankfurt a. M. spielt und die Geschwister Margarete und Heinrich sowie Brakenburg, Fabrice, Lerse und Wolfgang auf die Bretter bringt.[9] Hier erscheint Goethe, der von einer Dame zu spielen war, so, wie er sich in Dichtung und Wahrheit selbst schildert . . . „die Worte, die er spricht, sind seine eigenen . . . so zaghaft und doch so besonnen war der Dichter". Über die Entstehung der Bluette berichtet Lyser selbst a. a. O.: „Ich hatte es erst als Novellette geschrieben und teilte diese in Leipzig einer hübschen Schauspielerin mit, welche meinte, mit wenigen Änderungen könne dies ein ganz hübsches kleines Drama werden, ich möge es dazu umarbeiten und sie wolle den Goethe spielen. Ich formte mit leichter Mühe die Novelle in ein Drama um, um so leichter, als sie meist aus Dialog bestand. Das kleine Stück ist am 28. August 1845 in Breslau zur Aufführung gelangt und soll gefallen haben."

Am 6. und 11. November desselben Jahres wurde die Kleinigkeit in Breslau wiederholt; ob sie auch an anderen Bühnen gegeben wurde, vermag ich nicht zu sagen. In einem „sauber und traulich gehaltenen, bürgerlichen Zimmer mit altertümlichem Geräte" spielen die von Goethe geschaffenen Gestalten in sein Leben hinein: Margarete ist das Gretchen aus dem Faust; ihr Verhältnis zu ihrem Bruder ähnelt dem aus den Geschwistern; der junge Goethe ist mit festen, markigen Strichen charakterisiert. Er liebt Margarete und erklärt Lerse, daß er sich durch nichts von ihr abbringen lasse; Lerse ist der kluge Freund, der alles zum Guten lenkt. Fabrice und Brakenburg bewerben sich ebenfalls um Margarete; der entsagende Liebhaber aus dem Egmont führt Margarete heim: ihr Bruder hat Geld defraudiert, Brakenburg ersetzt die Summe und gewinnt das Mädchen. Er weist Goethe auf seinen Beruf, den er erfüllen müsse. Wenn einst sein Name auf aller Lippen schweben würde, werde Margarete das Gefühl beseligen, seine erste und schönste Liebe gewesen zu sein. Lerse reißt Goethe aus seinen Träumen, dieser überwindet sich selbst und segnet das Paar.

Als „ein Spiel aus dem Leben des jungen Goethe" bezeichnet sich ein freundlich-anspruchsloser Einakter *Artur Seehofs*[10], der nach der brieflichen Mitteilung des Verfassers ein „Zeitvertreib" war und hier nur der Vollständigkeit wegen Platz finden möge. Am Abend des 3. April 1764 spielt die Kleinigkeit; Wolfgang, der eine Art Gelegenheitsdichter für seine Spielgefährten ist, kommt von der Kaiserkrönung; durch den Verrat eines nicht auftretenden Freundes, der sich obendrein noch als Betrüger erweist, wird sein heimliches Verhältnis zu Gretchen — der hier leise mütterliche Züge angedichtet werden — verraten; der Vater Caspar Goethe kommt dazu und „der Armut Kind will dem Sohne kein Hindernis sein", sie geht in ihre Heimat zurück.

Der Leipziger Student Goethe ist nur einmal im Drama aufgetreten: In einem „Genrelustspiel" hat *Friedrich Prinzenhausen* „Deutsche Dichter"[11] vereinigt: Gottsched, Gellert, Goethe „Studiosus der Jurisprudenz", dazu kommen noch die Neuberin und Käthchen Schönkopf. Eine Begegnung Goethes mit Gottsched in dessen Studierzimmer bildet die Schülerszene aus dem Faust nach; eine Unterredung zwischen ihm und Behrisch, dem Hofmeister des Grafen Lindenau, bringt einen titanischen Monolog, der mit den hohen Worten beginnt: „Wo finde ich Wahrheit?" Goethe verbrennt seine Gedichte; nach einer Quälszene zwischen ihm und Käthchen holt ihn der „wüste Patron" Wild zu genialischem Studententreiben nach Auerbachs Keller ab. Später erlebt Goethe in Gottscheds Empfangszimmer die Vernichtung des Hanswursts, den er in Versen apostrophiert. Behrisch beschließt den Akt mit einem Hymnus auf Goethes Zukunft (ein oft wiederkehrender Bestandteil aller dieser Dramen!). Das Stück verläuft im Sande. Goethe verzichtet auf das „wüste Stürmen und Drängen" und bekennt Gellert gegenüber: „Ich bin ein Dichter!"

Wird hier ein flüchtiges Bild des jungen Goethe geboten, so begnügt sich *Ernst Johann Groth* in dem Einakter Madame Breitkopf (1896)[12], die Umwelt seines Verkehrs ansprechend und anspruchslos zu zeichnen. Die Einweihung des Silbernen Bären zu Leipzig 1767, die dortige Aufführung der Minna von Barnhelm, Die Laune des Verliebten spielen mit hinein. Im Hause der Madame Breitkopf finden sich zur Probe für die Einweihung Friederike Oeser, Corona Schröter, Käthchen Schönkopf, Madame Stock und ihre Töchter, Demoiselle Gottsched und Goethes Wirtin zusammen; Goethe kann wegen einer leichten Indisposition nicht erscheinen.

Für den Zeitraum von 1771—1776 hat Jul. Kühn[13] das Thema des jungen Goethe im Spiegel der Dichtung seiner Zeit erschöpft. Er weist darauf hin, daß die wichtigste Episode aus Goethes Leben in dieser Zeit, die Idylle von Sesenheim[14] — schon Gutzkow hatte in der Vorrede zum Königsleutnant den Gedanken ausgesprochen, daß sie sich „als dramatischer Gegenstand empfehle" — in den fünziger Jahren, als sentimentale Züge und Neigung zum Idyllischen sich in der deutschen Dichtung stark bemerkbar machten, „der Vorwurf zu zahlreichen dramatischen Dichtungen geworden ist". Mit einem in Sprache und Szenenführung gleich hilflosen „Charakterlustspiel" von *Christern*[15]: Sesenheim oder Die beiden Görgen (1845) beginnt die Reihe. Friederike und ihre Eltern, die Studenten Goethe und Weyland, der Gärtnerbursche Görge und Bärbchen sind die handelnden Menschen; um mit der Geliebten erneut zusammen sein zu können, verkleidet sich Goethe als Gärtnerbursche, versöhnt Bärbchen mit Görge, um schließlich mit Friederike dem Vater die gegenseitige Liebe zu bekennen.

Das Verkleidungsmotiv in doppelter Variation — Goethe als armer Theologe und dann als Bauernbursche — nahm *Leonhart Wohlmuth* in seinem zweiaktigen Schauspiel Sesenheim[16] (1852) wieder auf; die Personen bleiben die gleichen wie bei Christern, nur Friederikens Schwester Maria kommt noch hinzu. Weyland hat die Fäden der Handlung, die den

aus Goethes Selbstbiographie bekannten Verlauf nimmt, in der Hand; das sentimentale Motiv der Entsagung wird breit ausgesponnen: Friederikens Glück muß vor Goethes Lebensaufgabe, die hier ex eventu konstruiert wird, zurücktreten.

Eduard Schüllers dreiaktiges „Liederspiel" Das Pfarrhaus von Sesenheim (1858)[17], — Karl Eberwein (1786—1868) vertonte die zahlreich eingeflochtenen Goetheschen Gedichte — bringt die beinahe gleichen, anekdotisch gefärbten und geschilderten Vorgänge in etwas breiterer Fassung. Wenigstens ward der Versuch einer psychologischen Entwicklung der Hauptfiguren gemacht, der Entsagung Goethes und Friederikes ganz geschickt das Sichfinden des Studiosus Weyland und Olivie Brions gegenübergestellt; ganz von ferne spielt die Welt des Faust mit hinein. Goethe erzählt von dem „großen Zauberer" beim abendlichen Zusammensein unter Friederikens Linde, eigentlich aber nur, damit der König in Thule gesungen werden kann. Angehängt ist ein sentimentaler Epilog Sein Feierabend: dem sterbenden Greis erscheint Friederike als Schatten ... „Sie hat mir verziehn".

Die bisherigen Stücke hatten sich mit dem Sesenheimer Abschnitte dieser Goetheschen Entwicklungsstufe begnügt. *Albert Grün* schilderte in seinem vieraktigen Jamben-Schauspiele Friederike (1859)[18], das der „Priesterin auf der Bühne, Marie Seebach" gewidmet ist und nach einer längeren literarhistorischen Einleitung und Begründung des Stoffes in dem Wort: „Sie litt für ihn, er siegte für uns Alle" den Sinn der Geschehnisse zusammenfaßt, die ganze Straßburg-Sesenheimer Zeit Goethes. Salzmann, die Tischgenossen und der Studentenkreis Goethes greifen ein; das Verkleidungsmotiv ist natürlich auch hier angewendet, Goethes Interesse für den Umbau des Pfarrhauses von Sesenheim geschickt als dramatisches Motiv benutzt. Das Stück ist reichlich breit.

Carl Heckel fällt 1880 in dem „idyllischen Drama" Friederike von Sesenheim — „Deutschlands Frauen und Mädchen gewidmet" — trotz des Jambengewandes und der drei Akte völlig wieder in die moralisierende Anekdote zurück, die ziemlich ungelenk und hilflos dem vorgezeichneten Gang der Geschehnisse folgt, ohne den Versuch, dem Wesen der dabei beteiligten Personen irgendwie nahe zu kommen, wie dies Albert Grün als Erster wenigstens gewollt hat.

In einem Bauernhof bei Straßburg, an einem Sommerabend 1771, ließ *Hans Karl Abel* in dem Festspiel zur Einweihung des Goethedenkmals in Straßburg am 1. Mai 1904 die Conceptio divina Goethes, die Erkenntnis seines Dichtertums vor sich gehen, die sich von der ländlich-neckischen Episode ganz wirkungsvoll abhebt. An der Größe von Erwins Münster richtet er sich auf und der Zug seiner dichterischen Gebilde ruft ihn zur Tat und zu neuen Ufern.

Eine knappe Szenenfolge *Robert Walsers*, die allerdings Lenz in den Mittelpunkt stellt (1912), gehört in ihren ersten Teilen in diese Zeit, sie trifft die Sprache des Sturmes und Dranges sehr gut, und wuchtet die innere Linie dieses Zerrissenen und Gescheiterten prachtvoll heraus. Auf der Plattform des Münsters kommen Lenz und Goethe zusammen, der bei aller Knappheit mit geradezu expressionistischen Mitteln aus seinem Wesen und Blute heraus gezeichnet ist.

Ist hier der Geist der Zeit trefflich getroffen, so verfällt *Paul Burg* in dem „Stück aus Goethes jungen Tagen", Sesenheim (1913)[20], wieder völlig ins Anekdotisch-Kleinliche; mit Briefen und zufälligen Begegnungen arbeitet der bescheidene Einakter, der ganz lyrisch-sentimental verläuft. Wally Belgards Text zu der Oper Friederike v. Sesenheim von *Arthur Altmann* in Königsberg (Manuskript, 1916) ist mir nur durch eine vom Verfasser übermittelte Inhaltsangabe bekannt geworden. Das Werk mischt ganz geschickt Wahrheit und Dichtung: gelegentlich der Hochzeitsreise des Dauphin Ludwig und der Marie Antoinette lernen Goethe und Lenz Friederike kennen und lieben; beide werden nach Sesenheim eingeladen. Von den Töchtern des Tanzmeisters Lemaitre aber liebt die hysterische Lucinde Goethe und verflucht in ihrer Raserei die, welche es wagen würde, nach ihr den Geliebten zu küssen. Ihrer jüngeren Schwester erzählt Goethe vom werdenden Götz, sie gibt ihm die Anregung zur Gestalt der Adelheid; Lenz will mit einem Gedichte Friederikens Hand gewinnen, doch Goethe meint, daß Frauen nur des Wesens Macht bezwinge. In Sesenheim gewinnt Goethe die Liebe der Pfarrerstochter, Lenz will sich durch die Erzählung von Lucindens Fluch rächen, ohne daß er verhindern kann, daß der Nebenbuhler ihm die Erkorene nimmt. Bei Goethes Doktorschmaus gelangt dann eine Szene aus dem Götz — Adelheid und Franz, dargestellt von Goethe und der jüngeren Tanzmeisterstochter — zur Aufführung, der Dichter widmet sich dann fast ausschließlich ihr; Lenz pocht deswegen noch einmal Friederike gegenüber auf Goethes Untreue, doch sie selbst löst das Verlöbnis, da sie dem Geliebten keine Fessel sein will.

An Lucindens Fluch knüpft auch das bescheiden-harmlose Singspiel *Wilhelm Jacobys* Sah ein Knab' ein Röslein stehn an (1919), das mit Liedern reichlich ausstaffiert im Volkston ohne Ansprüche zu wecken und zu stellen, die bekannten Ereignisse vom Lieben und

Scheiden des Prinzen aus Genieland und des Pfarrerkindes behandelt und nur der Vollständigkeit wegen genannt sei.

Zeitlich schließt sich hier ungefähr eine einaktige Verskomödie von *Louise Colet-Révoil* La jeunesse de Goethe an[21], die im Pariser Théâtre de la Renaissance am 20. Juni 1839 zur ersten Aufführung kam. Lavater und Schlegel treten darin mit auf. Goethe liebte ein Mädchen und ward von ihr wiedergeliebt. Charlotte aber verheiratete sich, ihr Mann stirbt und sie erinnert sich ihres früheren Liebhabers. Goethe ist in Frankfurt in einer Versammlung witziger Köpfe, als Charlotte, als Schauspielerin verkleidet, ihn aufsucht, um sich von ihm prüfen zu lassen. Der Liebesdialog zwischen Faust und Gretchen wird von beiden probiert. Goethe erkennt die frühere Geliebte, Charlotte entflieht. Der Freundeskreis übt eine beißende Kritik an den Frauen im allgemeinen, in die Goethe mit einstimmt, der aber trotzdem in der Wut beschließt, die erste Frau, die ihm begegnet, zu heiraten, das aber ist Charlotte (!!).

Nicht viel höher als dieses Machwerk, dem ein pikanter Schuß Frivolität als mitschwingender Unterton beigemischt ist, steht der Dreiakter Charlotte von *Emile Souvestre* und *Eugène Bourgeois*[22], der im Pariser Théâtre du Vaudeville am 25. Juli 1846 zur ersten Aufführung gelangte. Goethe ist hier nur eine fast zufällige Nebenfigur des Vorspieles La fin d'un roman; das Stück selbst spielt sich zwischen Werther, Albert und Charlotte ab. Kurd v. Schlözer sah es in Paris und schrieb darüber am 7. August 1846 an seinen Bruder[23]: Monsier Werther und Madame Charlotte sind wieder aufgestanden und entlocken den Besucherinnen des Vaudeville allabendlich heiße Tränen. Monsier Goethe erscheint, prachtvoll gelockt und gepudert, auf der Szene. Er hat ganz zufällig einen neuen Roman fix und fertig und gibt ihn an Monsier Werther, der ganz entzückt von der Divinationsgabe des Verfasser ist, denn er kommt durch die Lektüre dieses Romans auf den Gedanken, daß er sich eigentlich zu erschießen habe. Also ein umgekehrter Jerusalem... Werther II endet aber beim Lampenlichte der Pariser Bühne gar nicht so einfach; die Pistole des Lebensmüden versagt, worauf er kurz entschlossen Charlotte heiratet. Der folgende Akt ist noch überraschender, aus dem „rêveur allemand" wird ein leichtsinniger Franzose. Durch seine Untreue bringt er Madame zur Verzweiflung, sodaß sie sich zum Schluß vergiftet.

Wie stark das Anekdotische in der dramatischen Behandlung der Persönlichkeit Goethes überwiegt, zeigt die nachfolgende Gruppe zusammengehöriger Stücke, die alle auf eine Novelle Levin Schückings Der gefangene Dichter zurückgehen.[24] Die frisch und anschaulich geschriebene Erzählung berichtet von einem Besuche Goethes 1772 bei Merck in Darmstadt und den sonderbaren Folgen, die sein Eindringen in den verbotenen Teil des landgräflichen Parkes hat. Eine Verkleidung — in einen Gärtnerburschen wie bei den Sesenheim-Stücken — wird auch hier zur Schürzung des Knotens verwendet, beinahe wird Goethe unter die Rekruten des Landesherrn gesteckt, und als er eine Nacht in Haft zubringen muß, formt sich ihm, angeregt durch Karoline von Hessen, der erste Keim zum Tasso. Schon im Jahre der ersten Veröffentlichung dieser Novelle, 1858, hat *Franz Evenbach* sein zweiaktiges Lustspiel „nach Schücking" unter Beibehaltung des Originaltitels geschrieben, das am 7. Juli auf der Münchener Hofbühne mit Josef Julius Straßmann als Goethe zur Darstellung gelangte; die Dialogstellen der Vorlage sind hier stellenweise wörtlich übernommen worden. Ein „heiteres Genrebild in drei Akten" im 18. Jahrhundert ließ 1862 *A. Diezmann* folgen (aufgeführt am 1. November 1862 im Leipziger Stadttheater); er will „ein treues Bild der genial-lustigen Jugendzeit des Dichters" geben, fügt daher der Novelle manches an kleinen Einzelzügen hinzu, ohne damit die Flüchtigkeit der Zeichnung überwinden zu können. Ohne diese Zutaten suchte *Heinrich Hollpein* in dem dreiaktigen Lustspiele Rekrut und Dichter 1867 auszukommen; dieser etwas schwerfälligen Arbeit erwies das Wiener Burgtheater am 4. Januar 1864 die Ehre der Wiedergabe, in der Adolf Sonnenthal — als Goethe — August Förster, Zerliner Gabillon — als Landgrafenpaar — und Christine Hebbel — als Hofdame — mitwirkten. Die episodenhafte Kleinigkeit, um die es sich doch hier handelt, wird von Hollpein mit beträchtlicher Umständlichkeit behandelt und der Versuch, Goethes genialen Frohsinn anschaulich zu machen, erstickt in dem Unvermögen, den hierfür charakteristischen Ton zu treffen. *Carl Fiedler* (1873), *Fritz Folger* (1885) und *Erich Wulffen* (1897) sind dann wieder zur einaktigen Behandlung zurückgekehrt, wobei *Folger* sich damit begnügt, die Schückingsche Erzählung unter stärkster und wörtlicher Anlehnung an das Original zu dialogisieren; *Carl Fiedler*, dessen Arbeit im Stuttgarter Hoftheater zur Aufführung kam — der spätere Heldentenor Stritt gab damals den jungen Goethe! — kommt über beträchtliche Längen und Trivialitäten nicht hinaus und nur *Erich Wulffen*, der durch kriminalpsychologische Arbeiten manches auch zur Klärung und Erklärung literarischer Gestalten und Werke beitrug, vermag in seinem „Tasso

in Darmstadt" die Vorlage in eigener Weise umzubilden. In anmutig-pointierter Sprache, die etwas von der tänzelnden Grazie des 18. Jahrhunderts an sich hat, huscht die Szenenreihe vorüber und eine wirkungsvoll gesteigerte Unterredung zwischem dem Landgrafen und seiner Tochter Luise, der späteren Gattin Carl Augusts, zeigt die Grundlagen der großen Weimarer Zeit an: „Meine Streiter ... werden es sein, aus deren Werken deutscher Sprache, Denkart und Empfindung die künftige Generation die Begeisterung und Stärke saugen muß, ehe Ihre Grenadiere der Zukunft, Herr Vater, das große Werk vollbringen können."

*

An der Spitze der Dramen aus Goethes Weimarer Zeit stelle ich ein zweiaktiges „Comédie-Vaudeville" *Eugène Scribe's*, das er unter dem Titel Maître Jean ou la comédie à la cour in Gemeinschaft mit *H. Dupin* verfaßte und das am 14. Januar 1847 im Pariser Théâtre du Gymnase zur Aufführung kam.[25] Es spielt im Schlosse zu Tiefurt, bringt Jean Wolfgang, „aubergiste", des Dichters Großvater, und diesen selbst auf die Bühne sowie Marguerite, ein Fräulein aus dem Gefolge der Herzogin von Stadion („sie figuriert als Maitresse des Erbgroßherzogs von Weimar oder wird es jeden Moment".)[26] Mit der Aussicht der baldigen Heirat Carl Augusts und eines dauernden Verbleibens Goethes an seinem Hofe schließt das mit etlichen Gesangseinlagen durchsetzte anspruchslose Stück, das eine Kritik im Journal des Débats (18. Januar 1847) als „Machwerk streng verurteilte".

Auf breiter sachlicher Basis baut der unter dem Pseudonym „von Einem" schreibende *W. v. Biedermann* sein „Schauspiel in fünf Handlungen" Doctor Goethe in Weimar (1864) auf, das dort und in Ettersburg Anfang 1776 spielt. In redseliger Umständlichkeit wird hier mit einem Aufgebot von 23 Personen — von hier an kehren der Herzog, Anna Amalia, Luise, Charlotte von Stein, Louise v. Göchhausen, Wieland fast in allen Stücken wieder — die Anekdote verwertet, wie die feindliche Hofpartei dem Eindringling Goethe beim Kartenspiel im Weimarer Schlosse eine Falle stellen will und den Besuch des von dem großen Friedrich von Preußen empfohlenen Gleim gegen ihn ausspielen möchte.

Elise Henle (recte *Levi*, 1832—92) führt mit ihrem vieraktigen, ehrfurchtsvoll Heinrich Laube gewidmeten Original-Lustspiel — in Versen — Aus Goethes lustigen Tagen (1878) in dasselbe Jahr 1776 und bringt einen Maskenscherz Goethes auf die Bühne, der infolge einer Wette mit J. H. Merk — dessen Charakteristik der Verfasserin recht gut gelungen ist — als Bürgermeister Heinzmann von Weimar auf einer Redoute der Herzogin Amalie unerkannt erscheint und des ehrsamen Stadtgewaltigen Sohn Georg in dessen Schwester Ernestine verkleidet, wodurch eine Reihe lustiger Verwechslungen und Irrungen entstehen. Um dem übermütigen Goetheschen Treiben ein ernsteres Gegengewicht zu geben, wird er in kurzer Szene gezeigt, wie er dem treuen Philipp Seidel ein Stück der Schülerszene diktiert, wobei Elise Henle sich selbst eine Art „Urfaust" konstruiert! Im Juni 1920 wurde das Stück unter dem Titel: Ein Maskenscherz, heiteres Singspiel aus Weimars Blütezeit und in einer Jambenumformung *R. Wredes* mit zahlreichen eingeflochtenen Goetheschen Liedern im Berliner Luisentheater gegeben.

R. Schade und *E. Labes* haben in einem Doppeldrama Weimar (Sonnenkinder) (aufgeführt im Bremer Deutschen Theater im Februar 1918) eine halbhistorische Liebesepisode Goethes aus dem Jahre 1776 und das Alterserlebnis mit der Szymanowska (1827) gestaltet; die Figur der Jugendliebe Alma kehrt in Goethes Enkelin gleichsam wieder.

Nach einer „Novelle aus der Jugendzeit des klassischen Weimar"[27] Hohe Freunde von Robert Heller — und unter gelegentlicher Benutzung von A. Diezmanns oberflächlichem Buche Goethe und die lustige Zeit in Weimar sind zwei Lustspiele entstanden, die 1778 in Weimar spielen; das eine (1864) erschien *anonym* unter dem Titel „Weimar 1778"[28], das andere, Der Wildfang aus Lauterbach (1872) stammt von *Ernst Siewert.* Im Mittelpunkte beider Werke — das anonym erschienene ist dem andern an Frische und Lebendigkeit des Dialoges und der Szenenführung wesentlich überlegen — steht eine ergötzliche Verwechslungsszene: des Freiherrn v. Hartleben Tochter Eleonore hält den scharmierenden Herzog Carl August für den von ihr und von dem heimlich geliebten Kavallerieleutnant und Vetter L. v. Villwitz glühend bewunderten und verehrten Goethe. Dieser hat etwas onkelhafte Züge, er beseitigt die leisen Irrungen, die Herzogin verzeiht dem herumschweifenden Gatten, der brausende Most der ersten Weimarer Monate beginnt sich zum Weine zu klären. *Ernst Siewert* braucht zur Schürzung und Entwirrung der „Konflikte" noch Goethes Widersacher Görz und die Göchhausen.

Zeitlich folgt das dramatische Gedicht von *Deinhardstein*[29] Fürst und Dichter, das in Weimar 1779 spielt. Zu Deinhardsteins Hans Sachs-Drama hat Goethe bekanntlich den Prolog geschrieben und die Zeitgenossen sahen das Goethe-Stück als einen — freilich miß-

glückten — Dank dafür an. Es wechselt zwischen Prosa und jambischen Versen; die in der deutschen dramatischen Literatur des 19. Jahrhunderts immer wiederkehrende Audienzszene zwischen König Philipp und Posa spielt sich hier zwischen Carl August und Goethe ab. Eine Prophezeiung auf Weimars Zukunft und Bedeutung nimmt sich in des Herzogs Munde recht unbeholfen aus und Goethe zitiert als Antwort darauf das bekannte Schillerwort von dem Sänger und dem König, das Schiller aber erst 22 Jahre später geschrieben hat! Dies Gespräch wird von einem unbedeuteten Kanzellisten belauscht, daraus entwickelt sich die matte Intrige des Stückes. Auch hier droht Goethe infolge mancher Mißverständnisse Weimar zu verlassen, das Distichon „Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine" wird gegen ihn beim Herzog ausgespielt, bis sich alles zur Zufriedenheit auflöst, um so mehr als auch eine Nebenhandlung zu einer glücklichen Heirat führt.

Deinhardstein macht nicht den leisesten Versuch, die Charakteristik Goethes tiefer anzulegen; dasselbe ist auch von *Otto Franz Gensichens* vieraktigtem Schauspiel Ilm-Athen (1910) zu sagen[80], das sich über die Jahre 1782 bis 1788 erstreckt. Die Wandlung Goethes von Corona Schröter über Charlotte von Stein zu Christiane Vulpius vollzieht sich in jambischen Versen von alltäglichster Nüchternheit. Alles bleibt an der Oberfläche und nur die Namen der großen Zeit Weimars sind verwendet.

In den Monaten vor Goethes Italienfahrt spielt das — nur im Manuskript vorliegende — Schauspiel in fünf Bildern *O. R. Brades:* Charlotte von Stein, das u. a. im Ettersburger Park die Aufführung der Prosa-Iphigenie mit Corona Schröter bringt, trotz einer nicht unbeträchtlichen Breite in Art und Ton der Charakteristik und Durchführung das Wesen der handelnden Menschen durchschimmern läßt, aber doch nicht das hier zu fordernde Seelendrama, sondern nur eine Bilderfolge ist.

„In der Nacht vor Goethes Abreise nach Italien" spielt der Einakter von *Carl Arthur Müller,* Goethe-Tasso (1853), der ein Bekenntnis der Liebe des Dichters zur Herzogin Louise als treibendes Motiv bringt. „Hier haben sich zwei Seelen aufgefunden, die gleichgewichtig zu einander streben" sagt die Herzogin zur Göchhausen. Nach einer Aussprache mit Louise zieht Goethe von dannen. Die anspruchslose Kleinigkeit ist weit davon entfernt, den Gefühlskomplex, der Goethe einst über die Alpen trieb, irgendwie zu erschöpfen.

In die Italienische Zeit des Dichters führen die „Vier Episoden aus dem Leben eines Großen", Goethe in Rom, von *Augusto Jandolo*[81] (deutsch von Ludwig Pollak, 1914). Die Liebe zu der schönen Mailänderin Maddalena Ricci vereint die vier Vorgänge: ein Abend bei dem englischen Kunstfreunde Jenkins, ein Abend im Café Greco „am letzten Donnerstag des Carnevals bei Sonnenuntergang", eine Sitzung des Dichterklubs Arcadia, der Abschied der Liebenden im Atelier der Angelica Kauffmann. Etliche Nebenfiguren sind dem Verfasser ganz gut gelungen; aus der unbedeutenden Liebeständelei aber wird ein aufwühlendes Seelendrama, Maddalena zur mutvoll Entsagenden, Goethe ein im Innersten getroffener Liebhaber.

Wilhelm Walloth hat sein einaktiges Schauspiel Goethes Traum in die Zeit von des Dichters römischen Aufenthalt verlegt; der Grundgedanke der Dichtung ist die Idee der ewigen Wiedergeburt: Antinous, der schönste Mensch des klassischen Altertums, hat in Goethe seine geistige Wiederauferstehung gefunden ... Arbeiter graben eine antike Statue aus der Erde; eine Reisegesellschaft kommt hinzu: Goethe, Angelica Kauffmann mit ihrem Gatten, der der Typus des Philisters ist, und Tischbein. Der Ausgangspunkt der Traumhandlung ist Goethes Liebe zu Angelica ... sie sind trunken von Schönheit ... die ermüdete Gesellschaft will am Orte der Ausgrabungen übernachten ... im Traume erscheint dem Dichter Hadrians Gattin, Sabina, d. i. Angelica, Apollo und der Bildhauer der Antinous-Statue, d. i. Tischbein ... in einem kurzen Wirklichkeitsnachspiel findet Goethe wieder zu sich selbst zurück.

In einem „Spiel in drei Akten aus der Goethezeit" Christiane haben *Lothar Schmidt* und *Emil Schaeffer* (1914) den Versuch gemacht, die Vorgänge vom Juni 1788 bis zum Februar des folgenden Jahres anschaulich zu machen, ohne dabei Goethe, mit Ausnahme der Schlußszene, auf die Bühne zu bringen. So bleiben eigentlich nur etliche anekdotische Bildchen aus Altweimar übrig. Corona Schröter und Charlotte von Stein sagen sich freundliche Bosheiten, Herzog und Herzogin-Mutter sind mit dem Ehepaare Stein im Junozimmer des Goethehauses zur Begrüßung des aus Italien Heimkehrenden bereit, Wieland, die Göchhausen und Karoline Herder bei der Stein versammelt, um auf Goethe zu warten, der den vierten Tassoakt lesen soll, sich aber bei Christiane versäumt... eine Theaterprobe von Jery und Bätely führt ins Wittumpalais und zu einer Unterredung der Herzogin Amalie mit Christiane, der solange zugesetzt wird, bis sie ihre Mutterschaft gesteht.

Den Zeitraum von 1782 bis 1790 umspannt — wie eine dramatische Biographie —

das fünfaktige Drama Friedrich Schiller von *Ludwig Eckhardt* (1859), das in seinem letzten Akte in einem „Saal bei Goethe" dessen Unterredung mit Schiller bringt, nachdem etliche alberne Verwechslungsszenen — Stadelmann mimt auswärtigen Besuchern gegenüber den Dichter und Geheimrat — vorausgegangen sind. Nach einer Anweisung des Verfassers soll am Schlusse Rietschels Doppelstandbild auf der Bühne in Gegenwart Carl Augusts und etlicher Jenenser Studenten erscheinen.

Ein dreiaktiges „Schiller"-Drama von *J. N. Fontaine* (1853)[82] spielt 1790 in Dresden, wo bei Madame de Rosendorf, der Mutter der Laura, Iffland, Schiller, Goethe und zwei französische Adlige zusammentreffen. Die ursprüngliche Abneigung Schillers gegen Goethe schwindet, die Abreise der beiden nach Weimar bedeutet für Schiller den Beginn eines neuen Lebens. Goethe ist hier nur eine repräsentative Nebenfigur.

Die einaktige Bluette dramatique Goethe en Italie von der sonst deutschschreibenden *Auguste Cornelius* (1867) geht in Venedig Anfang der neunziger Jahre vor sich. Eine Begegnung mit Baron und Baronin v. Holdheim führt zu etlichen läppischen Verwechslungen mit einem Cicerone und benutzt Goethes Namen nur als Aushängeschild.

Tiefer dringt in das Wesen Goethes der Einakter Euphrosyne von *Otto Franz Gensichen* (1878)[83], der im August 1792 vor dem Gartenhause spielt. Goethe und Christiane Neumann studieren die Geschwister, seine Abreise in die Champagne steht bevor. „Ein Dämon wirrte meinen Sinn und störte meiner Seele Gleichgewicht... ich darf ihm nahe stehen, zwar näher kaum, als jene Rosen, deren Duft ihn freut." Heinrich v. Blumenthal gewinnt der jungen Christiane Neigung; er will der Schauspielkunst sein ganzes Ich weihen. „Dem Gotte, der mich machtvoll ruft, zu folgen ... nicht nennen kann ich ihn, doch sein Prophet heißt Goethe!" Und Goethe ringt sich in einem Monologe zu sich selbst durch: „Fort Ihr selbstischen Gedanken, an Eurem Werden ward ich selbst ein Anderer" und während der Probe einer Szene aus Shakespeares König Johann erkennt Euphrosyne: „Da fühlte ich, wie hoch ich ihn bewundre, doch daß ich ihn nicht lieben kann und darf."

Der Zufall wollte, daß kurz hintereinander[84] Goethes Mutter und das Frankfurt von 1792 zum Mittelpunkte eines Lustspieles gemacht wurden: 1919 veröffentlichte *Martin Frehsee* (Hannover) Frau Frohnatur und 1920 schrieb *Paul Wertheimer* (Wien) Die Frau Rat. Wertheimer kommt ganz ohne den Dichter aus, Frehsee bringt ihn nur in der allerletzten Szene auf die Bühne, alle Sorgen hebend, die in bewegten Zeiten — Frankfurt ist von den Franzosen besetzt — Frau Ajas Herz erfüllt haben. Aber in beiden Stücken ist der Dichter allgegenwärtig und beiden Verfassern ist es gelungen, die Wärme und den Humor, die leuchtend-behagliche Liebenswürdigkeit der Frau Rat lebendig werden zu lassen. Während bei Frehsee nur die Anwesenheit Carl Augusts festere Fäden zu Goethes Gestalt zieht und es sich sonst mehr um Frankfurter Angelegenheiten handelt (z. B. die Liebesepisode zwischen dem bekannten Schauspieler Großmann und der Nichte der Frau Rat, Marie Melber), hat Wertheimer das Weimarer Haus am Frauenplan mit dem im Frankfurter Hirschgraben dadurch fester verkettet, daß Goethe Christiane zu seiner Mutter schickt, die sich dort unter dem Namen Scheiblein einführt. Ein im Hause einquartierter französischer Offizier umwirbt Christiane. Frau Rat, die plötzlich in ihr die Vulpius erkennt, stellt sie auf harte Probe, doch dies verzögert nicht das gute Ende. Die Wärme der Frau Rat kommt prächtig zum Ausdruck, die feingezeichnete Episode mit der alten Rothschild erhöht ihr Charakterbild; Tasso und Faust spielen mit hinein.

In das gleiche Jahr 1792 führt ein einaktiges „Charakterbild" Reinhold Lenz (1876) von *Arthur Paullóva*, das in der Waldeinsamkeit bei Berka des Dichters geistigen wie seelischen Zusammenbruch schildert, ohne den genialischen Zügen des ewig Zerrissenen irgendwie gerecht zu werden. Goethe erscheint nur als der „Kammerpräsident am Hofe Carl Augusts".

Ein kleiner Einakter von *Ernst Wichert*, Weimar (1900) spielt in der thüringischen Residenzstadt Anfang Januar 1800. Im Gasthofe zum Erbprinzen schwatzen etliche Philister und Künstler am Stammtische. Jenenser Studenten randalieren, ein Fremder hält ihnen eine nationale Standrede und wird verhöhnt. Goethe kommt hinzu, nimmt den Fremden in Schutz und stiftet Frieden, indem er selbst etwas von einer höheren nationalen Aufgabe sagt. Das Stückchen ist reichlich unbedeutend und sollte s. Z. — angeblich — dazu dienen, einen das 19. Jahrhundert charakterisierenden Einakterzyklus verschiedener Autoren einzuleiten.

Hilflos-hausbackene Nüchternheit ist das „deutsche Spiel" Kotzebues Rache von *Anton Ohorn* (1916), das die Intrigen schildert, mit denen 1802 August v. Kotzebue die Freundschaft zwischen Schiller und Goethe sprengen wollte. Goethe fungiert hauptsächlich als Heiratsvermittler und ist bedenklich sentimental angehaucht.



Das einaktige Genrebild „nach einer wahren Begebenheit" Aus Weimars schönen Tagen oder Bei Schiller und Goethe zu Gaste von *Gustav Körner* (1892) ist eine läppische Nichtigkeit, die sich 1803 auf der Kegelbahn abspielt; das dreiaktige Lustspiel Diogenes auf der Redoute von *Siegfried Mauermann* (1914) geht im Februar 1804 vor sich und will den tollen Übermut einfangen, den Heinrich Voß als Wielandscher Diogenes den Heroen von Weimar gegenüber — denen sich diesmal Madame de Stael gesellt — auf einer Redoute verübt. Das ist leidlich gelungen, doch bleibt die literarische Satire etwas dünn.

In dem einaktigen „komischen Genrebild" Goethe hinter den Kulissen von *Theobald Klarer* (1859)[85], das in die Welt einer Wandertruppe führt, ist Goethe nur als stumme Schlußfigur verwendet.

Die bekannte lustig-traurige Begebenheit der deutschen Theatergeschichte, wie ein vierbeiniger Hund über Goethe den Sieg davontrug, ist von *Albert Lindner* in dem dreiaktigen „Zeitbild" Der Hund des Aubry[86] (1869) verwertet worden. Dieses „explosive Ende eines längst innerlich unhaltbar gewordenen Zustandes" konnte in der Hand eines großen Ironikers zu einem Abbild des Theater-Mikrokosmos werden: Lindner, dessen Kraft damals schon im Erlahmen war, hielt sich nur an die tatsächlichen Ereignisse. Caroline Jagemann, die in Verbindung mit dem von Goethe zurückgewiesenen Journalisten Cohn steht, „will selbst Haupt des Theaters sein": „Es ist das einzige Mittel, mir die Macht über Carl August zu sichern". Der zweite Akt spielt auf der Weimarer Bühne während einer Tellprobe. Die Botschaft von der Ankunft des Hundes trifft ein. Goethe schließt die Szene: „Man kann mir das Theater entreißen, aber man kann es nicht unter meinen Händen beschimpfen". Der Dreiakter liegt in zwei Fassungen — mit und ohne Carl August — vor; es ist mehr eine Skizze als ein ausgetragenes Werk.

Das reifste aller der hierher gehörigen Stücke, das einzige, von dem man mit Recht sagen kann, daß es seinem erhabenen Gegenstand genügt, ist das vieraktige Schauspiel *Ernst Lissauers* Eckermann[87] (1920, noch Manuskript). Wie ein Kleiner an einem Größten verbrennt und wie dies Verbrennen sein Glück und Beruf, Inhalt und Wert wird, das ist hier mit künstlerischer Eindringlichkeit gestaltet. Eckermanns Braut Marianne Gärtner kommt zu ihm nach Weimar, auf daß er zwischen ihr und Goethe wähle; ein Posten in Hannover winkt, aber Eckermann „lebt in einem beständigen Fest; um Goethe sein, ist wie ein tätiger Sonntag... ich kenne kein größeres Glück, als um ihn sein und seine Herrlichkeit zu verkünden... mein Warten wird mit gemauert... ist winziger Dienst am großen Gebirg... es gibt ein Etwas, das ist über dem Selbst". In Goethes Bannkreis tritt Marianne und seine wuchtende Abgeklärtheit formt sie um:... „nun wird unsere Liebe eingemauert ins große Gebirg... trennend hat er uns getraut..." Hier ist wirklich einmal erreicht, daß Goethe in Rede und Wirkung so geschildert ist, wie er war, sein Tun und Wesen wird anschaulich: der Greis am Abend seines Lebens (das Stück spielt nach Augusts Tode). Unter den Goethedramen ist so wenigstens *einmal* ein Kunstwerk zustande gekommen.

★

An die dramatischen Dichtungen, die Goethes Leben in einzelnen Bildern verwerten, reihen wir die dem Dichter geltenden freundlichen und feindlichen Äußerungen, die sich der dramatischen Form bedienten und seine Gestalt auftreten ließen.

Nur verhüllt erschien diese in *Heinrich Leopold Wagner*, Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten (1775), in taktloser Nachahmung eigner ähnlicher Scherze Goethes. Zur Zielscheibe wurde er in *August v. Kotzebues* Expectorationen, ein Kunstwerk und zugleich ein Vorspiel zum Alarcos (1803).[88] Hier treten auf: Goethe der Große, Falck der Kleine, A. W. Schlegel der Wütende, Fr. Schlegel der Rasende, mehrere stumme, gekochte und gebratene Personen. Die bekannte, teilweise unflätige Schmähschrift malt ihn als Literaturpapst, dem kein Mittel zu schlecht sei, aufstrebende Talente zu unterdrücken, und der die schweifwedlerischen Lobhudeleien seiner Kreaturen als tägliches Brot genießt.

Im Gegensatz hierzu stellt die Szenenfolge Der deutsche Parnaß von „Dichterrecht Ehrendeutsch", d. i. *Adolph Wilhelm Schneider*, im Jahre 1820 Goethe verehrungsvoll in den Mittelpunkt. Die seltene Literaturkomödie — „Ad imitandam dictionem Aristophanis" steht auf dem Titelblatt — verdient sorgsame Beachtung.

Nach Goethes Tode tauchen etliche „Totengespräche" auf[89]; hierhin gehört das Opus einen *Anonymus*... S (1833): Dramatisches Gespräch im Reiche der Todten zwischen Schiller, Wieland, Kotzebue und Goethe. Goethe erscheint erst in der vierten Abteilung und zieht in langem Monologe, der durch reichlich holprige und ungeschickte Verse charakterisiert ist, gleichsam die Summe seines Erdendaseins, verweilt dann ausführlicher bei der französischen



Revolution, den Wandlungen Napoleons und des neuen Königtums und kommt in hausbacken-philiströser Art zu dem Schluß:

Von Allem, was auf Erden ich erlebte,
Bleibt mir das längst bekannte Resultat,
Daß Alles dort vergänglich ist und eitel,
Und daß allein nur frohe Augenblicke
Des Lebens viele Plagen uns versüßen.
Doch diese Augenblicke zu benützen,
Das verstehen nur wenig Sterbliche.
Nicht gänzlich fremd war ich in dieser Kunst;
Darum versöhnte ich mich mit dem Leben
Und endete dasselbe ohne Klagen.

Schiller, Wieland, Iffland und Kotzebue erscheinen, um Goethe bei seiner Ankunft in den seligen Gefilden zu begrüßen: „Besonders glücklich werden wir uns schätzen, wenn Niemand uns zuvorgekommen ist". Schiller bemerkt dann:

Bei seiner Ankunft im Elysium
Hat uns Freund Kotzebue das Wichtigste
Von dem, was sich bis dahin auf der Erde
Ereignet hatte, mitgeteilt. Doch soll
Seit jener Zeit bis jetzt sich ferner noch
Ganz unerhörtes zugetragen haben.
Wir bitten Dich daher, Freund Goethe, gieb
Uns Nachricht jetzt von diesen großen Dingen,
Denn Antheil nehmen wir noch an der Welt.

Goethe berichtet trocken von dem Befreiungskampfe der Hellenen, von Geschehnissen in Frankreich und Deutschland, vom „Bruderzwist um den Besitz des schönen Portugals", von der Cholera und bittet die Freunde schließlich: „Verschont nun möglichst mich mit Politik". Des Weiteren läßt sich dann Goethe der Aufforderung Wielands und Ifflands entsprechend über die literarischen Zustände Deutschlands aus, wo nicht ohne Satire bemerkt wird: „Wir dürfen... wohl sagen, daß der deutschen Dichtkunst Ära mit uns geschlossen ist." „Novellen machen noch ihr Glück... Journale... erscheinen jetzt im Überfluß; doch sterben so manche gleich nach der Geburt. .. Sie sind der Born, woraus man Weisheit und Vergnügen schöpft." Diese Journale werden scharf hergenommen, Angelica Catalani und Henriette Sontag von Goethe erwähnt, „Paganini hat alle (d. h. Musiker von Kreutzer bis Spohr) durch seine Zaubereien auf der Geige in schmähliche Vergessenheit gebracht", und schließlich wird vom Theater gesagt, es mangelte „die gute, alte Schule, der Künstler wurde nicht durch Dichter eingeladen, in seiner Kunst das Höchste zu erstreben." „Nur Fremdes macht noch auf der Bühne Glück... von Allem, was im Himmel und auf Erden... jemals sich ereignet hat, holt man den Stoff herbei". Goethes Gefährten beklagen einstimmig diese Zustände und Goethe schließt mit den Worten: „Laßt also uns den Göttern danken, daß sie uns jener Welt entnommen haben" und befürwortet die Gründung eines engen Freundschaftsbundes. Poetisch ist dieses Opus wertlos; die satirisch gemeinten Stellen sind ohne Schlagkraft und Witz, langatmig und ungeschickt.

Im gleichen Jahr 1833 erschien ein „dramatischer Dialog" Goethe und Satan von *Leopold O.*[40], der in Knittelversen eine philosophisch-poetische Auseinandersetzung bietet und schwächlich die Schülerszene des Faust nachahmt. Die *anonyme* Neue romantische Hundekomödie aus dem Jahre 1836 beschäftigt sich im Anschluß an zwei Aufsätze aus dem Stuttgarter Morgenblatt mit den Angriffen Menzels gegen Goethe; Menzel erscheint als kläffender Hund und Goethe würdigt ihn im Elysium etlicher abweisender Antworten auf seine Anwürfe.

Ein sonderbares Opus ist das umfangreiche „dramatische Gedicht in drei Abteilungen" Der vollendete Faust oder Romanien in Jauer von *Jens Beggesen* (1764—1826)[41], das eine Abrechnung mit der nordischen Romantik darstellt und wo Goethe als Martin Opitz eine kurze, an sich unbedeutende Rolle spielt.

In *Leonhart Wohlmuts* „Festspiel zur Feier von Goethes hundertjährigem Geburtstage" Goethe in Walhalla (1849) vereinigten sich in Hermanns Hain in Walhalla um die Priesterin Velleda Hermann, Barbarossa, Luther, Friedrich der Große, Schiller, Goethe und die Helden der Walhalla.

„Eine materialistisch-poetische Gehirnsecretion" Goethe im Fegefeuer von Dr. *Mantis* (1856) stellt eine Satire auf die konsequenten Materialisten dar (Moleküleschott und Hahnebüchner treten auf), die alle höhere Religiosität usw. aus der Welt verdrängen wollen und den von ihnen mißverstandenen Goethe dabei als Eideshelfer benutzen möchten.

Das Vorspiel zu *Arnold Ruges* Trauerspiel Die neue Welt, Goethes Ankunft in Walhalla (1856)[42], ist ein wunderliches Produkt. Iphigenes, der Hüter von Walhalla, zeigt in tragischen Trimetern den Geistern der deutschen Heroen an, daß Goethe erscheinen werde, um den Thron unter ihnen einzunehmen. Schiller und Hegel fügen sich darein, Joseph Görres agitiert sogar für eine Empfangsfeierlichkeit, nur Schelling zieht mißmutig den Überrock an und empfiehlt sich mit den Worten: I geh nach Karlschbad; grüsch euch Gott. Riemer und Reimer kommen von Weimar als Goethes Vorläufer. Als dieser endlich erscheint, schüttelt ihm Hegel die Hand mit den Worten: Willkommen, Alter; Schiller spricht: Seien Sie herzlich mir gegrüßt. Goethe setzt sich zurecht, wie sein Herrgott im Faust; vor ihn tritt Heinrich Mephison (Heine?), von vielem Gesindel begleitet. Dieses sucht in Goethe den Vertreter des genialen Egoismus und glaubt wahrscheinlich, nun gehe auch im Himmel der Karneval der freien Liebe los. Aber Goethe erhebt sich mit Donner und Blitz, und auf Platens Rat wird Mephison samt Gesindel von Iphigenes vor die Tür geworfen.

„Elysische Scenen" Satyros (Satyros als Prolog: Gestern und Heute), die *anonym* 1860 erschienen, stellen mehr eine Verherrlichung Schillers an seinem 100. Geburtstage dar, Goethe ist nur eine uncharakteristische Dialogfigur; ein sonderbares Erzeugnis ist auch A New Pantomime von *E. V. Kenealy* (1829—80) aus dem Jahre 1863, die Tod, Höllen- und Himmelfahrt Goethes zum Gegenstande hat... er ist als herzloser Verführer geschildert und wird vom Teufel geholt, Gretchens Liebe erschließt ihm aber doch noch den Himmel. Im Jahre 1870 erschien in „Berlin, Wien und Königsberg" eine gegen Zustände an den Berliner Hoftheatern gerichtete Satire: Der Hülsen-Baum an der deutschen Dramenenge des Dichtungstodes; Große heroische Zukunftsoper von Gabriel Mephisto (d. i. Dr. Henriko Starke, ein damals in Königsberg bekannter und wirkender Kritiker), Musik von Walga Waglawai; diesem geht vor: Die Unsterblichen, ein Prolog in einem halben Akt. Hier tritt neben Schiller, Lessing und Shakespeare auch Goethe auf, „in der Gegend von Weimar"; die Dichter ergehen sich in Klagen, wie ihre Werke auf Erden und auf den deutschen Bühnen behandelt werden. Den Schluß mögen zwei neuere Ironisierungen der Goethe-Philologie machen: *J. Wiegands* „Himmelskomödie in zwei Vorgängen" Das Goethefest (1900), wo der Goetheforscher seinem erhabenen Gegenstande in ähnlicher Weise — hier nur im Gefilde der Seligen — begegnet, wie in der ulkigen Kabarettszene Goethe von *Friedell-Polgar*, wo der Olympier höchstselbst aus dem Jenseits wiederkehrt, um einem Philologen im Examen beizustehen... er fällt aber durch, da er nicht alle Daten seines Lebens kennt! Wiegands schöne Verse Gottvaters an Goethe mögen das Ende dieser Ausführungen bilden:

Doch wart' nur, sie werden Dich doch erkennen
Und Dich mit rechtem Namen nennen,
Als den, der ihnen die Pfade wies
Zu der Menschheit herrlichstem Paradies:
Wo Schönheit und Liebe und rechtes Entfalten
Zu seligstem Bund sich umschlungen halten.

★

All die hier geschilderten Versuche, Goethe im Drama zu gestalten, und ihm nach irgend einer Seite hin gerecht zu werden, haben keine vollwertige Dichtung gezeitigt; auf der Bühne hat keines der Stücke — mit Ausnahme des Gutzkowschen Königsleutnants — festen Fuß gefaßt. Sie sind ein Nebenbeitrag zu dem großen Gegenstand der deutschen Geistesgeschichte „Goethe im Urteile der Mit- und Nachwelt", der seine Ergänzung in der auch einmal notwendigen Betrachtung Goethe im Liede finden müßte. Manche Formen des literarischen Geschmacks und der dichterischen Gestaltung finden wohl im Laufe des 19. Jahrhunderts in dieser Dramenreihe ihren Niederschlag; auf literarische Streitigkeiten in dramatischer Form folgt die Vorliebe für die sentimentale Idylle in den Friederikenstücken; dann als Seitenkanal naturalistischer Strömungen die Kleinmalerei. Erst die erneute Verinnerlichung der Weltanschauung und damit der Dichtkunst vermag vielleicht in unserer Gegenwart ein Goethe-Drama hervorzubringen, das hinter seinem hohen Vorwurf nicht allzuweit zurückbleibt.

★

Anmerkungen:

1 Als bibliographische Zusammenstellungen, die dieser Arbeit zur Quelle dienen konnten, nenne ich: J. Kehrein, Deutsche Geschichte aus dem Munde deutscher Dramatiker, 1872, S. 187/8 (wiederholt fast nur die Angaben der schier unerschöpflichen stoffgeschichtlichen Fundgrube, die H. Kurz' Geschichte der deutschen Literatur — es kommt hier der vierte Band in Betracht — darstellt); Goedekes Grundriß, Bd. 4, 2, 1910, S. 267/73, wo aber in den 153 Nummern des Abschnittes Dichtungen über Goethe fast nur Lyrik angeführt ist; Antiquariatskatalog von Jos. Baer-Frankfurt a. M., 1912 (Deutsche Literatur, Sammlung Kurt Wolff), S. 89/93 (Nr. 562/93); Katalog der Sammlung Kippenberg, Leipzig, 1913, S. 87/9 (Nr. 1125/55). Die Rostocker Dissertation von W. Dähne: Schiller im Drama und Festspiel, 1909, 99 S., bot ebenso wie die Studie von Fr. Hirth: Schiller im Roman und Drama (Zeitschr. f. Lit. usw., Beilage des Hamburger Korrespondenten, 1913, Nr. 10) manche Hinweise, wozu noch Ausführungen in den Blättern für literarische Unterhaltung, 1854, 2, S. 760/1 über Schiller als französische Dramenfigur gehören. Die Arbeit von O. Kanehl über den jungen Goethe im Urteil des jungen Deutschlands, die eine sehr beachtenswerte Vorstudie zu dem noch zu schreibenden Buche über Goethe im Urteile seiner Zeit und Nachwelt bietet, enthält für Goethe als dramatis persona nichts; die Ausführungen Jahreszeiten 1850, 1, 1850, S. 247 sind wertlos, desgleichen die Zusammenstellung in der Dissertation von W. Wilmsmeier: Camoens in der deutschen Dichtung, Münster 1913.

Von den mir bekannt gewordenen Stücken — L. Geiger hat mit 36 Goethedramen (Der Tag, Berlin, 1917, Nr. 51) die Zahl der hierher gehörigen Werke wesentlich zu niedrig angesetzt — waren folgende mir nicht erreichbar:

a) Ed. Boas, Am Musenhof zu Weimar, Lustspiel in 4 Akten (Jahreszeiten, Hamburg, 1851, 2, Sp. 1332).
b) Karl Sondershausen, Ilm-Athen, ein Tag in Alt-Weimars Park, Drama (Allgemeine Theaterchronik, 1870, S. 103).
c) Jul. W. Braun, Der Hofriemermeister, Schwank in 1 Akt, 1874 (nach freundlicher Mitteilung von Herrn Dr. H. Stümcke-Berlin, der mir für diese Arbeit manchen wertvollen Hinweis vermittelt hat).
d) Hromata Josef Dietl: Die Lustigen von Weimar, Dram. Ged., 1905 (Aug. Ludwig: Goethes Lieder, ein Stimmungsbild in 1 Akt, 1905).
e) Hans v. Bieberstein: Der Herr Geheimrat (aufgeführt Karlsbad, 5. März 1911); bei Hinrichs 1912, 1, S. 64 als Erzählung zitiert.
f) L. H. Langaardt: Auf Goethes Spuren (aufgeführt Sommertheater Marbach, 9. 7. 1912).
g) „1813", ein Jahrhundertfestspiel in 15(!) Teilen, aufgeführt im Sommer 1913 im Naturtheater Park Meusdorf bei Leipzig (nach einer Annonce in der B[erliner] Z[eit] am Mittag, 31. Mai 1913, wo das vollständige Personenverzeichnis abgedruckt ist). Nicht erreichbar waren auch (Katal. Kippenberg, Nr. 1153, 1155): U. v. Levetzow und der 70jährige G., eine Weimarer Szene mit Tanz. Ged. und aufgef. von Marg. und Alf. Heymel anläßlich der Hochzeit von Rich. v. Kühlmann und Frl. Marg. v. Stumm 1906. — Jul. Haarhaus: Eine Abendgesellschaft bei der Herzogin Anna Amalie. Dram. Szene mit musikalischen und deklamatorischen Vorträgen, 1916. — In dem Schauspiel von W. Dominius, Alt-Weimar, das 1806 spielt, tritt Goethe nicht auf.

2 Allgemeine Theaterchronik 1849, Nr. 104, S. 413/4.

3 Jul. Kühn: Der junge Goethe im Spiegel der Dichtung seiner Zeit (Beiträge zur neueren Lit.-Gesch., N. F., Heft 1), 1912, S. 109. — Kühn folgt mit Recht, da er ja nur einen Ausschnitt geben will, der Chronologie der von ihm behandelten Stücke, während ich eine Chronologie Goethes — sit venia verbo! — geben will.

4 Der „Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert" von Otto Müller: Der Stadtschultheiß von Frankfurt (Stuttgart, 1859; 258 Seiten) reicht vom Spätsommer 1744 bis in die Mittagsstunden des 28. August 1749 und schließt — wie mit einem Fanfarenton — mit dem Rufe: „Er lebt!" Die Stadtschultheißin Textor aber stürzte durch's Kabinet nach der hinteren Stube und jubelte, daß man's durch das ganze Haus hören konnte: Räthin, er lebt!" (Ursprünglich erschien der Roman unter dem Titel Kaiser und Stadtschultheiß, eine Frankfurter Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert, im Frankfurter Museum, 1855, Nr. 1/13, 1856, Nr. 1/10). Den gleichen Stoff behandelt ein anonymes „Charakter- und Sittengemälde aus der Zeit kurz vor Goethes Geburt" Vor hundert Jahren in der Didaskalia (Frankfurt a. M.), 1849, Nr. 195/228. Zu den Zusammenstellungen, die M. Ostrop und A. Ludwig im Literarischen Echo, 1918, Sp. 1128/9, 1451 über Goethe im Roman gegeben haben, möchte ich in diesem Zusammenhange etliche Ergänzungen mitteilen:

a) Dietrich: Göthe oder Prinz Lieschen der Zweite; Merkur (Dresden), 1829, Nr. 74/9 (Wolfgang G., ein vagabundierender ehemaliger Landgeistlicher aus Hinterpommern, gibt sich gelegentlich als der wirkliche G. aus).
b) Lud. Köhler: Goethe oder Der deutsche Dichter in Rom; Abendzeitung (Dresden), 1841, Nr. 93/8.
c) K. Sondershausen: Ein Blatt aus Goethes Lorbeer, Wahrheit und Dichtung; Frankfurter Konversationsblatt 1842, Nr. 275/7.
d) „Goethes Studentenjahre heißt ein als demnächst erscheinend angekündigter Roman bei dem Verleger Franz Peter in Leipzig" (Das Vaterland [Darmstadt], 9. September 1843). Gläser: Goethes Studienjahre, Novellistische Schilderungen aus dem Leben des Dichters 1846.
e) Alexander Lacy: Santa Casa (d. i. das Goethehaus in Frankfurt a. M.); eine Episode aus Goethes Jugendzeit, Teil 1, 268 S.; Teil 2, 188 S.; 1853.
f) „Ida v. Düringsfeld macht Goethe zum Helden eines Romans" (der Nordöstliche Erzähler, Hamburg, 1856, S. 400).
g) H. Rau: A. v. Humboldt, Roman, 1860 (darin G. als handelnde Person).
ga) Ferdinand Schrader: Der Musensohn aus Frankfurt; Erzählung; in: Leipziger Journal 1861, Nr. 165/247.
h) H. Marggraff: Eine Wette Goethes; humoristisches Genrebild aus Goethes Leben; in: Volkskalender für 1863 (herausgegeben von Karl Steffens) S. 90/116 (vgl. unten unter k).
i) Louise Mühlbach: Deutschland in Sturm und Drang. Historischer Roman. Zweite Abteilung: Fürsten und Dichter. Jena 1867; Band 1—4; 239, 271, 271, 292 Seiten. (1. Buch: Die neue Zeit — 2. Buch: Der neue Preußenkönig — 3. Buch: Dichterherzen — 4. Buch: Herz und Welt.) (Die Anordnung des Stoffes bringt es mit sich, daß Goethe hier nur episodisch auftritt; die italienische Reise und die Begegnung mit Schiller werden etwas ausführlicher behandelt. Die anschauliche Schreibweise der Verfasserin, die sich manchmal zu temperamentvollem Vortrage erhebt, trägt mit dazu bei, auch die Charakteristik Goethes recht lebendig zu gestalten.)
k) Eine Wette Goethes; Novelle (Hamburger Theaterchronik, 29. Juni bis 3. August 1867).
l) Karl Neumann-Strela: Euphrosyne; Theaterroman (Leipziger Novellenzeitung 1867, S. 465/679 passim).
m) idem: Madame Schlanzowsky und die Kirchkernpromenade, in: Mit dem Zopf, 1868, S. 71/100 (behandelt Goethes Theaterleitung in Weimar nach dem Tode der „Euphrosyne").
n) M. Ring: Schillers Liebe und Freundschaft, Novelle (Der Bazar, 1871, Nr. 12/8).

o) H. E. R. Belani: Goethe und sein Liebesleben. Historischer Novellenkreis. Leipzig, 1866; Verlag von C. F. Schmidt. (Aus dem Vorwort: Alles was wir seither an Mitteilungen über Goethes reiches Liebesleben besitzen, ist nichts als Material zu einer umfassenden novellistischen Darstellung desselben ... diese Novellen sind nicht bloß eine Kompilation von Goethes Selbstbekenntnissen, sondern auch eine Umdichtung derselben in eine andere, ebenso sehr den Geist anziehenhe wie die Unterhaltung fesselnde Kunstform.) *I. Teil;* 284 Seiten: Goethe als Knabe und sein erstes Liebenwehen; Genrebild und Novelette. Gretchen aus Frankfurt; Novelle. Anette (Kätchen) aus Leipzig; Novelle. Friederike Oeser aus Leipzig; Novelle. Charitas Meixner in Worms; Novelette. Emilie und Lucinde in Straßburg; Novelle. *II. Teil;* 278 Seiten: Friederike Brion aus Sesenheim; Idylle. Charlotte Buff; Erzählung. Lili; Novelle. *III. Teil;* 300 Seiten: Charlotte von Stein; Erzählung. Emma Lyonna und die schöne Mailänderin; Bilder aus dem Süden. Christiane Vulpius; ein Lebensbild. Minna Herzlieb; Novelle. Bettina; ein Capriccio. Die zwei letzten: Ulrike von Levezow und Marie Sczymanowska.

p) Robert Springer: Anna Amalia von Weimar und ihre poetische Tafelrunde. Romantisches Zeitbild. Berlin, 1875; Band 1 und 2, 272 und 261 Seiten. „Nirgends finden wir ein helles, ähnliches biographisches Bild von der Herzogin Amalia und selbst die Romandichtung hat sich bisher noch nicht zur Aufgabe gemacht, die hehre Gestalt dieser Fürstin, umgeben von ihren poetischen Paladinen, in den Vordergrund eines anmutigen Bildes zu stellen; diesen Zweck hat der Verfasser dieses Buches zu erreichen beabsichtigt. Bei der Reichhaltigkeit an Handlung ... bedurfte es nur ... einer romantischen Anordnung des Stoffes und der Lokalbezüge, um ein Werk zu schaffen, welches sich zwar auf kulturhistorische Studien stützt, aber in einer dem Roman verwandten Form ein Bild gibt, worin Anna Amalia zum ersten Male als seelenvolle Leiterin ihrer genialen Tafelrunde erscheint und zugleich das Treiben der großsinnigen Menschen, welche mit ihrem Dasein verknüpft waren, in treuer Charakteristik vorgestellt werden sollte." Auch dieses Buch erhebt sich nicht zu irgendwelcher eindringenderen Zeichnung der handelnden Menschen und Goethe bleibt mit allem Reichtume seiner äußeren Geschehnisse doch nur ein wesenloser Schemen, dem etliche Zitate in den Mund gelegt sind und dem eine Reihe bekannter Erlebnisse gleichsam angedichtet werden.

q) Karl Neumann-Strela: Die Weihnachtsglocken; in: Theaternovellen, 1882, S. 56/67. — Rob. Brandt: Mehr Licht, Bilder aus Goethes Leben, im Dresdener Anzeiger 1899, Nr. 236/8. — A. v. d. Elbe (Decken): Brausejahre; Bilder aus Weimars Blütezeit; 1908.

r) Ed. Korrodi: Der kleine Goethe, Novelle; in: Der Aar, 1913, S. 625/34.

s) K. A. Schmidt: Goethe-Novelle; in: Der Zeitgeist (Beilage zum Berliner Tageblatt), 1914, Nr. 32.

t) H. Böhlau: Der gewürzige Hund, Roman, 1916 (darin Goethe als handelnde Person).

u) H. Schönfeld: Christiane; Novelle; in: Der Weltspiegel (Beilage zum Berliner Tageblatt), 1920, Nr. 26.

5 Peter Müller hat in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Königsleutnants (Gutzkows Werke, Bd. 1, Leipzig, Bibliographisches Institut, o. J., S. 279/80) diese Umformungen und Verknüpfungen gut zusammengestellt.

6 Vorwort Gutzkows zum Königsleutnant; ibidem.

7 Allgemeine Theaterchronik 1849, S. 434. Als Kuriosum möchte ich aus Saphirs Humorist 1849, Nr. 198 ein „Festprogramm zum Goethefest" mitteilen, wo in Frankfurt a. M. die Iphigenie in folgender Besetzung gespielt werden sollte:

Iphigenie: Die deutsche Einheit
Thoas: Der alte Bundestag
Orest: Ein „O"Rest von einem freisinnigen König
Pylades: Herr v. Gagern und Busenfreund von Orest
Arcas: Der Frankfurter Senat, Diener des Thoas

8 S. 520; ibidem S. 384 war bereits angekündigt worden: Goethes Jugend, Erster Teil: Der Königsleutnant; ein Manuskriptdruck des Stückes in der Frankfurter Schauspielhausbibliothek trägt nach P. Müller a. a. O. S. 409 und 411 den gleichen Vermerk von Gutzkows Hand.

9 Vgl. darüber Fr. Hirth, J. P. Lyser, 1911, S. 408/9; dazu an zeitgenössischen Stimmen aus dem Jahre 1845: Allgemeine Theaterchronik, S. 56; Das Vaterland (Darmstadt), S. 324; Charivari (Leipzig), S. 1982; Gesellschafter (Berlin), S. 896. — Nach Der Komet, 1845, Nr. 62 soll das „Zeitgemälde" Lysers — der als Verfasser allenthalben unbekannt blieb — auch in Buchform erschienen sein.

10 Das Stück wurde in einer öffentlichen Vorstellung der Kasseler Ortsgruppe des Schillerbundes am 7. September 1911 gespielt.

11 Allgemeine Theaterchronik 1855, S. 83 — Herr Prof. Dr. M. Herrmann-Berlin machte mir den Bühnenmanuskriptdruck des Stückes aus der Bibliothek deutscher Privat- und Manuskriptdrucke freundlichst zugänglich.

12 aus Deutsches Frauenleben, Dramatische Kulturbilder, II, S. 33/66.

13 Vgl. Anmerkung 3. J. Kühn behandelt a. a. O. folgende hierher gehörige Werke:

I. Der vorweimarische Goethe 1771/75.

1. J. M. R. Lenz: Zum Weinen oder Weil ihrs so haben wollt, ein Trauerspiel. (Fragment; nach Kühn's Feststellungen entstanden 1771).
2. Fr. M. Klinger: Das leidende Weib (entstanden 1774/5).
3. H. J. Wagner: Prometheus, Deukalion und seine Recensenten (entstanden 1775).
4. J. J. Hottinger: Menschen, Thiere und Goethe, eine Farce (entstanden 1775).
5. J. M. R. Lenz: Pandaemonium germanicum (enstanden 1775).
6. Siegfried v. Goue: Masuren oder der junge Werther. Ein Trauerspiel aus dem Illyrischen. Frankfurt und Leipzig 1775.

II. Der weimarische Goethe 1776.

7. Wieland: An Psyche (Gedicht).
8. Fr. H. v. Einsiedel: Schreiben eines Politikers an die gelehrte Gesellschaft.
9. Charlotte von Stein: Rino, eine Schauspiel in drei Abteilungen.
10. J. M. R. Lenz: Henriette von Waldeck; „Scene".
11. J. M. R. Lenz: Tantalus; ein Dramolett, auf dem Olymp.
12. J. M. R. Lenz: Der Waldbruder (Roman).
13. F. H. Jacobi: Eduard Allwills Papiere (Briefroman).

Im Anschluß an diese Aufstellung nenne ich noch eine aus dem Jahre 1775 stammende Kleinigkeit von Christian Gotthold Contius: „Wieland und seine Abonnenten. Ein musikalisches Drama halb in Reimverslein, halb in ungebundener Rede gestellt". Im Verzeichnis der „redenden Personen" heißt es nur: „Herr Göthe bedankt sich blos bei Herrn Jakobi und geht alsdann wieder fort"; auf Seite 20 lauten die betreffenden Worte: „Zu viel Ehre, Herr Kanonikus, bin's nicht im Stande, es wieder zu verschulden".

14 Die stofflich hierher gehörige Oper von Franz Dubitzky (Text von Kothe): Friederike von Sesenheim ist mir leider nicht zugänglich gewesen. Von den epischen Behandlungen des Stoffes nenne ich zunächst das in Hexametern abgefaßte Gedicht Ad. Böttgers: Goethes Jugendliebe, 1862; Die „Dichtung" von Moritz Horn: Goethe in Straßburg und Sesenheim (Kassel, 1875; 120 Seiten) umfaßt in äußerlich wie innerlich gleich starker Anlehnung an Hermann und Dorothea die ganze Straßburger Zeit Goethes in folgenden Abschnitten: Die Ankunft — die Tischgesellschaft — Goethe in Gesellschaft — Lucinde — Herder und Goethe — Friederike; in Wortwahl, Aufbau und Stimmung ist das anspruchslose Werkchen eine fast sklavisch anmutende Nachahmung des genannten Vorbildes. Einen „Liebessang vom Rhein" nennt G. A. Müller-Sesenheim sein episches Gedicht: Die Nachtigall von Sesenheim; Goethes Frühlingstraum, dessen Vorspruch aus dem Frühling 1894 datiert und das „in treuer Verehrung" „Goethes letzter Liebe" Ulrike v. Levetzow gewidmet ist. In reimlosen Vierfüßlern wird in folgenden Abschnitten die Geschichte frisch und anschaulich — und mit guten Bildern der in Frage kommenden Sesenheimer Goethe-Stätten geschmückt — erzählt: Ein guter Jahrgang — Beim Welschkornbasten — Ein Herbstesritt — Die Begrüßung — Erster Blick und erstes Plaudern — Friederikens Lieder I. — Neuer Tag und neue Dinge — Des Eisenmännleins Mahnbrief und der Ritter Abschied — Goethes Lieder — Ein Befreiungsfest — Wiedersehen — Im Nachtigallenwäldel — Im Pfarrstuhl — Friederikens Lieder II. — Das Frühlingsfest — In den Fischerhütten — Des Glückes Wendung — Das End' vom Lied. — O. Fr. Gensichen: Das Haideröslein von Sesenheim, Berlin, 1896, 318 S. ist eine Biographie der Fr. Br., die populäre Darstellung mit wissenschaftlicher Genauigkeit der Angaben glücklich verbindet.

15 Das Stückchen erlebte nach den zeitgenössischen Quellen (Der Sammler, Wien, 1845, S. 803; Berliner Figaro, 14. Januar 1846; Freikugeln, 1846, Nr. 4) das wohlverdiente Schicksal, ausgepfiffen zu werden, als es im Hamburger Thaliatheater aufgeführt ward; nach Originalien (Hamburg) 1845, Sp. 1159/60 erließ der Verfasser eine Bekanntmachung in den Zeitungen . . . „ich bin unwillig gegen die Direktion des Theaters, daß diese mir nicht geraten habe, einen bessern Schluß dem Werke zuzufügen"; auch als das Stück am 28. November des genannten Jahres nochmals gespielt ward, erscholl „zum Schluß gellendes Zischen und Schreien". Die von Dr. A. Wollheim herausgegebenen „Fliegenden Blätter Nr. 2" (Wandsbeck, H. G. Voigt's Buchdruckerei, 1847) enthalten unter Nr. IV auf Seite 24 folgende Anzeige: Ein dem Herausgeber zugesandter Aufsatz: über den Verfasser von Sesenheim, und dessen unwürdiges literarisches Treiben kann nicht aufgenommen werden, da es sich nicht der Mühe verlohnt, das Subjekt, welches derselbe behandelt, in irgend einem anständigen Blatte zu besprechen.

16 Goethe und Friederike von demselben Verfasser (1860) ist mit dem obengenannten Werke völlig identisch; die zweite Auflage erschien 1871 unter dem Titel Goethe im Elsaß.

17 Vgl. dazu Echo, 1858, S. 38; Allgemeine Theaterchronik 1860, S. 345/6.

18 Vgl. dazu Blätter f. lit. Unterhaltung 1860, S. 11/7.

19 Die Schaubühne 1912, Nr. 16, S. 453/7; Die Szenenfolge sei hier angedeutet: Sesenheim Stube. Friederike und Lenz — Friederikens Kammer. Dämmerung, Lenz allein — Straßburg. Auf dem Münster Goethe und Lenz — Gasse. Es regnet. Lenz allein — Weimar. Saal im Schloß. Die Herzogin. Lenz — Terrasse. Ausblick in den Park. Lenz allein — Nacht. Zimmer der Hofdame so und so. Gräfin Lenz — Arbeitskabinett des Herzogs; Goethe („Er ist ein Esel") und Herzog.

Das im Friederikenalbum (Liedergaben deutscher Dichter und Dichterinnen; Lahr, 1867), S. 81/168 veröffentlichte, Georg Herwegh „in Verehrung zugeeignete" dreiaktige Versdrama Reinhold Lenz von Friedr. Geßler spielt zwar 1772/3 „abwechselnd in Straßburg, Sesenheim und einem Nachbardorf", bringt Goethe aber nicht auf die Bühne, sondern versucht, „die tragische Gestalt Lenzen's im Drama festzuhalten". „Die Liebesidylle in drei Büchern" Friederike von Sesenheim; Wahrheit und Dichtung nach Goethe, von Carl Hermann Schauenburg, 1869, sei hier ebenfalls nur wegen ihrer Anlehnung an Hermann und Dorothea — hier stehen z. B. die Namen der Parzen über den Gesängen! — erwähnt. Die „dialogisierte Idylle aus Goethes Studententagen" Auf der Pfarre von Sesenheim von Jul. Herm. Klemm (zitiert in Br. Volger, Sachsens Gelehrte, Künstler und Schriftsteller, 1908, S. 68) ist mir nicht erreichbar gewesen.

20 Xenien 1913, 1, S. 210/22, 273/87.

21 Nach Flora, Originalchronik für die gewählteste schönwissenschaftliche Literatur des In- und Auslandes, 1839, S. 432 hieß das Stück ursprünglich Goethe oder das Eldorado von Frankfurt; vergl. darüber Gesellschafter vom 21. August 1839; Der Freimüthige vom 15. Oktober 1840; Zeitung für die elegante Welt 1840, S. 182; Berliner Figaro 1839, S. 656; Der Humorist (Wien) vom 25. Juli 1839; Allgemeine Theaterchronik vom 4. Juni 1840, wo auch etliche Verse als Probe mitgeteilt werden. Ebenda 1842, S. 526 wird eine Anekdote erzählt: „Heute hat der Goethe im Theater gesungen", und dazu bemerkt . . . „so einzig scheint es demnach nicht, wenn in neuerer Zeit . . . eine französische Schriftstellerin Goethe auf der Bühne singen läßt"; ich habe die Richtigkeit dieser Angabe nicht nachprüfen können. Hier möchte ich auch bemerken, daß ich einen Roman von Pauline Riboyet: La fille de Goethe (Allgemeine Theaterchronik 1859, S. 202) nicht festzustellen vermag. Ein Stück von Henri Blaze de Bury: La jeunesse de Goethe ist anscheinend nie gedruckt worden; die Angabe der Allgemeinen Theaterchronik 1867, S. 534, daß Meyerbeer dazu 1859 eine Musik komponiert habe, wird mir in dankenswerter Weise von G. R. Kruse-Berlin bestätigt; Meyerbeer hat sich dabei anscheinend — genaues läßt sich nicht sagen, da die (möglicherweise) im Nachlaß vorhandene Partitur dort immer noch nicht zugänglich ist — auf eine melodramatische Untermalung und lyrische Ausfüllung des Textes beschränkt; die für das Pariser Odeontheater geplante Aufführung ist nicht zustande gekommen.

22 Eine deutsche Übersetzung von Franz Karl Hiller, Wiesbaden, 1846 (Allgemeine Theaterchronik 1846, S. 443) war mir nicht erreichbar.

23 Deutsche Revue, September 1816, S. 272.

24 Erschienen in Gesammelte Erzählungen und Novellen, 3. Teil 1859, S. 1/103; vorher in der Gartenlaube 1858, Nr. 619. — Eine bei Kippenberg a. a. O. erwähnte dramatische Behandlung dieser Novelle durch Hildebrand



(Pseudonym für Fr. Volger oder umgekehrt?) habe ich nicht nachweisen können, desgleichen blieb mir ein „im Theater an der Wien zur Aufführung kommendes" Schauspiel Goethe und die Landgräfin von Hessen von Fr. v. Krüger, das in der Leipziger Illustrierten Zeitung vom 16. April 1863 erwähnt wird, unbekannt. — Novellen von L. Schücking sind auch noch anderweitig dramatisiert worden: ich erwähne z. B. das Lustspiel von Ludwig Böcker Lalage nach der Erzählung Die Visitenkarte (1873). Nach Allgemeine Theaterchronik 1866, Nr. 51 und Deutsche Romanzeitung 1866, S. 640 ist L. Schückings Novelle C. Krüger viermal dramatisiert worden; von Ch. Birch-Pfeiffer unter dem Titel Der Herr Studiosus, von Cölestin in Leipzig und von Stoltze in Wien unter dem Schückingschen Titel und von Simon in Mannheim unter dem Titel Wo ist die Frau?

25 Oeuvres complètes II, 31, 1884, S. 211/89.

26 Frankfurter Konversationsblatt 1847, Nr. 31.

27 Ausgewählte Erzählungen Bd. 3, 1862.

28 Das Stück wurde unter dem Titel Fräulein v. Hartleben oder Trau, schau, wem? am 13. Januar 1864 am Kaiserlichen Deutschen Hoftheater in Petersburg zum ersten Male gespielt. — Hierher gehört zeitlich auch das ganz kurze Auftreten Goethes in einem kleinen Rahmenspiele „Rokoko" Rudolf Presbers, das am 17. Februar 1916 im ehemaligen Kgl. Schauspielhause in Berlin eine Aufführung von Goethes Fischerin und Mozarts Gärtnerin aus Liebe — im Park bei Weimar an den Ufern der Ilm — umschloß.

29 Ges. dram. Werke, Bd. 4, 1851, S. 1/176; das Stück stammt — nach einer Notiz im Telegraphen für Deutschland 1847, S. 692 — aus dem Jahre 1847.

30. Die einzelnen Aufzüge sind hier genau datiert: Akt 1 spielt am 25. Mai 1782 (Aufführung der Iphigenie im Park zu Ettersburg); Akt 2 am 1. Juli 1786 — wie die beiden folgenden — im Garten hinter Goethes Gartenhaus in Weimar — mit den Schlußworten: Nun steht es fest, ich reise nach Italien; Akt 3 am 18. Juni 1788 (endgültige Auseinandersetzung mit Charlotte v. Stein und Begegnung mit Schiller).

31 Zum ersten Male aufgeführt im Teatro Argentina in Rom am 7. Januar 1913; in einem „Prolog" heißt es: mögen die Zuhörer nicht etwa erwarten, die Seele des großen Dichters vor ihnen ganz entfaltet zu sehen! — Das Schlüsselstück der Charlotte v. Stein Dido (1794) und die kurze, reichlich uncharakteristische Goethe-Episode in W. Henzens Schiller und Lotte (1894) seien hier nur kurz erwähnt.

31a Der Bühnenspiegel vom 10. März 1912.

32 Vgl. dazu Europa 1853, S. 310/2 und Abendzeitung 1854, II, Nr. 21.

33 Abgedruckt im Salon 1877, 2, S. 1096/1123; das Stück wurde am 28. August 1877 zum ersten Male im Hamburger Thaliatheater gegeben. Ich erwähne hierzu noch einen Aufsatz von O. Fr. Gensichen über Euphrosyne und Goethe in der Deutschen Bühnengenossenschaft 1877, Nr. 8 sowie zwei Dinge, die trotz ihres Titels nicht hierher gehören: Jeanne Marie, Euphrosyne, aus dem Leben einer Künstlerin in unserer Zeit, in Europa, 1849, Nr. 4/6, und das 1877 unter dem Titel Euphrosyne erschienene Buch von Roquette, das in Rom spielt und nicht von Goethe handelt.

34 Ich erwähne noch eine „Gelegenheitsszene" von Ad. Glaser Die Frau Rat, die im Hoftheater zu Braunschweig am 27. August 1873 ein einziges Mal gespielt ward und ungedruckt blieb; die Bibliothek des Landestheaters zu Braunschweig stellte mir den Text des Stückchens, das eine kurze Begegnung der Madame de Stael mit Frau Aja bringt, in dankenswerter Weise zur Verfügung. Außerdem zitiere ich noch eine Briefstelle der Charlotte Birch-Pfeiffer an Heinrich Laube vom 23. Mai 1850 (Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte, Bd. 27, 1917, S. 43): Haben Sie noch den Gedanken, Goethes Mutter auf die Bühne zu bringen? Lassen Sie mich darüber etwas wissen, denn mir spielt derlei im Kopfe und ich mache nichts, woran Sie die Hand legen, denn wie Sie jene Zeit verstehen, das beweist Ihr Gottsched.

35 Nach Allgemeiner Theaterchronik 1859, S. 378 ist der Name Pseudonym. — Das einaktige Lustspiel von edr. Helbig, Nach Goethe (Ed. Blochs Theaterkorrespondenz, Nr. 121, ohne Jahr) hat mit Goethe selbst nichts zu tun. — Die kleine „Dichtung" von Carl Große (1859), der nach einer Notiz in dem handschriftlichen Kataloge der Staatsbibliothek in Berlin Weimarischer Bibliotheksdiener war, Goethe und Schwan in Töplitz 1813, behandelt in echten Knittelversen hilflosester Prägung die Begegnung Goethes mit dem preußischen Rittmeister Schwan, der nicht weiß, wen er vor sich hat und die gröbsten Urteile über Goethes Werke diesem gegenüber unverblümt äußert; zum Schluß mengt sich auch noch der Herzog von Weimar mit hinein . . . „mit Stolz jedoch dacht er noch oft an das Glück Der Bekanntschaft mit Goethe in Töplitz zurück!"

36 Über dieses berüchtigt gewordene Stück, daß so von größter theatergeschichtlicher Bedeutung ward, seien hier (vergl. dazu H. Landsberg in der Zeitschr. f. Bücherfreunde 11, II, S. 335/42 und Voßische Zeitung 1907, Nr. 95) noch etliche Notizen angeführt, die einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Geschichte des deutschen Publikums und Geschmacks bieten. Im Stuttgarter Morgenblatt 1815, S. 1124 wird über eine Wiener Aufführung ausführlich berichtet (über einen Bericht aus Strahlsund vom gleichen Jahre vergl. Neue Zeit, 1880, S. 237) . . . „Ohnmachten wechselten mit einem Faustkampfe um den Platz . . . man behauptet, daß die Rolle keinem Pudel gehöre, weil das Tragische nicht in seiner Natur liege . . . ein Hühnerhund wird zu gleichem Zwecke abgerichtet . . . welcher sogar die Erde, unter der sein Herr begraben liegt, aufkrazt und dem Mörder durchs Fenster nachspringt (ibidem S. 1044). Die Allgemeine Theaterzeitung 1817, S. 72 meldete aus Dresden, daß dort das Stück siebenmal hintereinander gegeben wurde . . . sogar ein zweiter Teil mit einem ganz neuen Hunde soll im Anzuge sein und in Regensburg machte ein Stück Der Pudel als Schildwache ungemein viel Glück. Im Theater in der Josephstadt (Wien) wurde am 26. Juli 1817 Der Zweikampf mit dem Hunde, großes romantisches Schauspiel nach dem Französischen von Aug. Joh. Adam gegeben und in den Miscellen der Wiener Allgemeinen Theaterzeitung vom 28. Juli 1817, Nr. 90, S. 356 heißt es von einer neuen Pudelkomödie: Herr Eckschlager, Sekretär des Theaters in Baden und Preßburg, ein wirklich vielseitiges Talent, Dichter und Tonsetzer, Zeichner und Kapellmeister, Dekorationenmeister und glücklicher Erfinder mehrerer mit Beifall gesehener Tableaux, kurz alles in einer Person und sonach eine Perle für jedes Provinzialtheater, hat eine neue Pudelkomödie geschrieben, einen wahren Kassenretter. Die Idee ist neu und anziehend. Es tritt nämlich darin eine Prinzessin auf, die in geheimer Liebe mit einem Prinzen lebt; der Vater will dem ihm zuwidren Verhältnis ein Ende

machen und bittet einen Zaubrer um seinen Beistand. Der Zaubrer ist so grausam, den im weißen Kleide mit blauer Schärpe herumwandelnden Prinzen, in einen weißen Pudel mit blauem Halsband zu verwandeln, weil er weiß, daß die Pudelhunde der Prinzessin unausstehlich sind. Hierauf folgen nun ganz seltsame Auftritte. Die Prinzessin haßt den Pudel, ohne zu wissen, daß er in jeder Hinsicht ihr treuester Hund ist. Endlich küßt sie ihn doch, als er ihr das Leben rettet, und siehe da, der Prinz steht wieder vor ihr. Die Direktionen mögen sich zu dieser Pièce Glück wünschen; die Schicksalskomödien haben bis jetzt wie die Pudelstücke Glück gemacht — hier ist ein Pudel-Schicksalsdrama. Im Theater an der Wien wurde 1822 (nach Dresdner Abenzeitung 1822, Nr. 3) das Stück wieder aufgenommen ... „Es ist dieser Hund ein ganz neuer Schauspieler, der erst vom Theater in Baden gekauft worden ist. Bei seinem ersten Auftritte war der Debutant recht bei Laune, aber bei der zweiten Darstellung widersetzte er sich halsstarrig seiner Pflicht."

Aus dem gleichen Jahre stammt die bekannte Posse von Pius Alexander Wolff (Holteis Jahrbuch deutscher Nachspiele, 1. Jahrgang, 1822, S. 33/76); in einer Art von Prolog heißt es da:

Dem Schauspiel-Personale
Geschah dadurch kein Tort. Es dachte, schimpft nur zu,
Dem Hund geschieht es recht. Uns bleibt solange Ruh.
Der ganze Fehler war, daß es ein Hund gewesen.
Denn war der Mensch ein Hund, ein Mensch zum Hund erlesen,
War alles contentirt.

Ein Gedicht von H. Döring im Freimüthigen (Berlin), 1823, 1, Nr. 21 Der Hund des Aubry möchte ich hier noch erwähnen und hinzufügen, daß nach Allgemeiner Theaterzeitung 1836, S. 500 das Stück in Agram noch eine Erweiterung erfuhr ... „ein Herr Friedland hat ein Vorstück dazu geschrieben: Der Kampf mit dem Hunde des Erschlagenen".

37 Ein von Stefan Großmann geplantes Lustspiel Eckermann (Vorwärts, 20. Februar 1920) ist bis jetzt nicht ausgeführt. — Aus dem ersten Akte des Lissauer'schen Stückes sei noch eine Satzfolge zur Charakteristik Goethes angeführt:

„Manchmal erscheint er mir wie ein Bergwald, der steigt an allen Seiten über die Hänge hin. Und er ist ganz gemischt ... immer wachsend ... immer blühend ... immer grün ... immer weiß ... immer in dem Bergwald wird eine Frucht reif ... immer just geht eine Blüte auf ... immer geht ein völliger Duft aus in großen Wellen von dem Bergwald ... das ist so am Alltag ... manchmal aber erscheint er mir wie ein Eis- und Feuerberg zugleich ... außen umzogen mit weißen Hängen ..."

38 Über die hierhergehörige „zweyaktige Posse in gewogenen Versen", von „Angelus Cerberus" Die ästhetische Prügelei oder der Freimüthige im Faustkampfe mit der Eleganten, 1803, in der Goethe kurz als Er selbst und Kotzebue als Eisenstirn auftritt, vergl. die ausführliche Analyse mit Textabdruck in L. Geigers Firlifimini und andere Curiosa, 1885, S. 104/41, und Erich Eckertz, Die Verfasser zweier antiromantischer Satiren (Euphorion 14. Bd., S. 67 ff.). Die erstmalig im Komet 1836, II, Beilage Der Luftballon, Nr. 33/7 veröffentlichte Satire „Der Thurm zu Babel" (vgl. Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, Nr. 91/100, Aug. Sauer, Die deutschen Säkulardichtungen an der Wende des Jahrhunderts, 1901, S. 380/407, dazu Kommentar S. 602/8) ist von L. Geiger in Aus Alt-Weimar, 1897, S. 12/8 analysiert worden. Sauer a. a. O. sucht den unbekannten Verfasser in einer Persönlichkeit aus Brentanos Umgangskreise; Geiger a. a. O. zeigt, daß hier jede Beziehung zu und auf Kotzebue — die sonst derartigen Stücken damals immer die charakteristische Note gibt — fehlt und daß es sich fast ausschließlich auf Weimarer und Jenaer Verhältnisse und Persönlichkeiten bezieht. Goethes große Rede am Anfang ist eitel Selbstverherrlichung; zum Schluß wankt der Turm und stürzt; nur Goethe „fällt mit Anstand wie Cäsar". Zu Pater Brey und Immermanns Eintreten für Goethe gegen Pustkuchen verweise ich auf W. Deetjen, Immermanns Jugenddramen, 1904, S. 103/14.

39 Eine kurze Szene, Goethes Eintritt ins Elysium, in der Goethe nur wenige Worte spricht, von Treumund Wellentreter in der Zeitschr. f. d. eleg. Welt 1832, Nr. 68.

40 Vgl. dazu Bl. f. lit. Unterhaltung 1833, Nr. 282; Allg. Theaterchronik, 1834, S. 546.

41 Abgedruckt in poetische Werke in deutscher Sprache, Teil 3, 1836. S. 3/312; das umfangreiche Werk hat folgende Einteilung: Der vollendete Faust oder Romanien in Jauer. Ein dramatisches Gedicht in drei Abteilungen. Des vollendeten Faust's erster Teil. Die Philisterwelt oder Romanien im Wirtshause. Komödie als Vorspiel. Des vollendeten Faust's zweiter Teil. Erste Abteilung. Die romantische Welt oder Romanien im Tollhause. Comi-Tragödie in sieben Aufzügen. Erste Abteilung. Des vollendeten Faust's zweiter Teil. Zweite Abteilung. Die romantische Welt oder Romanien im Tollhause. Comi-Tragödie in sieben Aufzügen. Zweite Abteilung.

42 Vgl. dazu Bl. f. lit. Unterhaltung 1856, I, S. 280; Frankfurter Museum, 1856, Nr. 18; über die kurze Szene von Leonhardt Wohlmuth: Goethe in Walhalla, 1849, vergl. W. Dohm, Das Jahr 1848 im deutschen Drama und Epos, 1912, S. 124. A. Tischlein's dramatische Skizze in einem Akte: Ein Besuch auf Erden, 1849 ist völlig unbedeutend; auch das F. Wehl'sche Festspiel zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Goethes: Der Triumph des Genies (Album zum Besten Notleidender im sächsischen Erzgebirge, herausgegeben von Wilhelm Scherffig, 1852, S. 231/74) ist ohne jeglichen Wert; ein dramatischer Scherz Goethe in der Unterwelt von van de Velde, der, als handschriftlich vorhanden, Euphorion 10, S. 166 erwähnt ist, war mir nicht erreichbar.

Die bekannte Begegnung Goethes mit Beethoven im Jahre 1812 ist von Gust. Adolf Nadler (nach einer Notiz Hans Volkmanns in der „Musik" 5, 1, 1905, S. 262/3) um 1872 in einem einaktigen dramatischen Genrebild, das erst Beethovens zerrissener Schuh, dann Beethoven in der Heimat hieß, nach Bonn verlegt worden, das bekanntlich Beethoven seit 1792 nicht wiedergesehen hatte. Beethoven soll Goethe in einer Gesellschaft vorgestellt werden, auf dem Wege dahin bemerkt er in seinem Schuh ein bedenkliches Loch und tritt bei einem Schuster ein. Dessen Tochter entpuppt sich als Sängerin und erringt durch natürliche Anmut des Vortrags den Beifall des Komponisten. Als sie, von Beethoven begleitet, ein Goethesches Lied anstimmt, wird der zufällig vorübergehende Dichter durch Wort und Ton angelockt und macht nun bereits in der Schusterfamilie die Bekanntschaft Beethovens. „Eine bühnensichere Hand formte hier einen flotten Schwank."

Die „Drei Stationen aus Goethes Erleben" Seine Freundin von Otto Grund, die Ende April 1921 im Stadttheater zu Düsseldorf zu Uraufführung gelangten, sind mir leider nicht zugänglich gewesen; sie seien hier aber der sachlichen Vollständigkeit wegen erwähnt.

Kunstfaksimiles.

Von

Emil Waldmann in Bremen.

Die Reproduktion wird immer unheimlicher. Sie gehört jetzt beinahe in das Gebiet der Fälschung. Mit der Vervollkommnung der photographischen Techniken, mit der Verfeinerung des Farbendruck- und des Lichtdruckverfahrens hat die Reproduktion eine Höhe der Leistungsfähigkeit erreicht, die man noch vor einem Jahrzehnt kaum voraussehen konnte. Kupferstiche, farbige Radierungen, Handzeichnungen, Aquarelle und Pastelle werden mit einem so hohen Grad von Treue wiedergegeben, daß schon ein sehr geübtes Auge dazu gehört, um eine gute Reproduktion gleich als solche zu erkennen. Rodin hat Lichtdrucke nach einer seiner Kaltnadelarbeiten als Originale signiert, ohne den Betrug, zu dem man ihn verleitete, zu wittern. Und wenn man heute die Handzeichnungspublikationen durchblättert, wie sie seit einigen Jahren unter künstlerischer Leitung von Julius Meier-Graefe die *Marées-Gesellschaft* in Dresden, im Verlage von R. Piper & Co., München, herausgibt[1], die Skizzen deutscher und französischer Meister des 19. Jahrhunderts, die Daumier-Aquarelle und die van Gogh-Zeichnungen, die Cézanne-Aquarelle und die Rötelzeichnungen von Hans von Marées, die Landschaftsaquarelle von Dürer und die Sepiazeichnungen der Venezianer des Rokoko, und wenn man sich einmal vorstellt, man würde eines schönen Tages ein solches Blatt unter Glas und Rahmen, ohne den Blindstempel der Marées-Gesellschaft mit dem Ganymed, bei einem Antiquar finden — so ist man nicht ganz sicher, ob man es nicht am Ende doch als ein Original anspräche. So raffiniert ist der Druck, an dem unsere größten Lichtdruckanstalten, Frisch oder die Reichsdruckerei oder Hanfstaengl, beteiligt sind, schließlich ausgefallen, nach endlosen Versuchen und ewig wiederholten, nie befriedigten Korrekturen. Wenn für ein einfarbiges Rötelblatt von Hans von Marées vier oder fünf Lichtdruckplatten übereinandergedruckt werden, um auch die feinsten Differenzen der Strichstärke herauszubringen; wenn für ein Cézanne-Aquarell, für ein Renoir-Pastell so lange gearbeitet, gedruckt, retuschiert, verstärkt oder abgeschwächt wird, bis auch die leiseste und leichteste Schwebung eines Pinselstriches oder das zarteste Geriesel des Pastellstriches in all seiner Durchsichtigkeit gegeben ist, so daß sich dieser Strich dem Gesamtgewebe der Töne im Druck so logisch einfügt, wie im Original — dann weiß man manchmal nicht, wo denn die Grenze gegen das Gebiet der Fälschung noch liegt. Zwar ist die „Fälschung" nicht sklavisch zu verstehen. Zusätze, die nicht von der Hand des Künstlers stammen, wurden nach Möglichkeit gelöscht, allzu störende Flecke, spätere Aufschriften und Sammlerstempel entfernt; und die Quadrierungen bei Zeichnungen von Hans von Marées, die ja von Schülern stammen, vorsichtig ausgemerzt. Aber man fragt sich dennoch, ob durch derart täuschende Reproduktion der Wert des Originals nicht eher beeinträchtigt werde, insofern, als das Sammeln der Originale unter dem Angebot der wohlfeilen Faksimiles nun leiden würde und der Sinn für die Einmaligkeit einer Handzeichnung sich mit der Zeit abstumpfen möchte.

Diese Gefahr ist unbegründet. Zunächst kommen ganz selbstverständlich zur Reproduktion nur solche Werke, die, da sie längst klassiert sind, so ungeheuer hoch auf dem Kunstmarkte bezahlt werden, daß bei ihnen von einem „Angebot" keine Rede sein kann. Es gibt keinen Markt für Aquarelle von Cézanne oder Rubens oder Daumier, für Zeichnungen von Marées oder Degas, für Pastelle von Renoir oder Sepias von Tiepolo. Wer solche Kostbarkeiten haben will, würde heute die Laterne des Diogenes brauchen. Wenn man Handzeichnungen alter Meister möglichst naturgetreu reproduziert — wie es seit Jahrzehnten in immer weitergetriebener Verfeinerung geschieht — man denke an die Prestelgesellschaft-Publikationen! — so ist nicht einzusehen, weshalb man vor den großen Künstlern des 19. Jahrhunderts Halt machen sollte. Dadurch, daß diese Faksimiles wegen der Kompliziertheit der technischen Herstellung und der Mühe der künstlerischen Aufsicht nie sehr billig sein können, kommen sie ja ohnehin nicht in allzu viele Hände. Dreitausend Mark für zwanzig Reproduktionen nach Renoir-Pastellen kann nicht jeder ausgeben, und so existiert praktisch gar nicht die Gefahr, es setze nun ein übergroßer Konsum an Reproduktionen zum Schaden der Originale und ihrer Schätzung ein.

Im Gegenteil, die Schätzung der Originale wird steigen. Denn, das Umgehen mit Faksimiles bleibt ja letzten Endes kein mechanisches Verhalten. Man begnügt sich nicht, oder wenigstens nicht auf die Dauer, mit den Faksimiles. Sondern, wenn die erste Neugier gestillt

1 Siehe Zeitschrift für Bücherfreunde, Jahrgang XI, Seite 58.

ist, wächst die Sehnsucht nach dem Original. Man sieht es wieder an, mit ganz neuen Augen und sehr geschärften Sinnen. So, wie auf dem Gebiete der Kennerschaft das Fälscherwesen den Schrittmacher bedeutet für die Wissenschaft, so wird auf dem Gebiete des ästhetischen Genusses das Faksimile der Schrittmacher unserer Augen und unserer Augenphantasie. Was uns heute wie absolute Treue vorkommt, ist übermorgen wahrscheinlich nur bedingte Treue. Denn in jedem Original steckt ein unreproduzierbarer Rest. Der unmittelbare Ausdruck der Künstlerhand und der Künstlerhandschrift, der so nur einmal, nur unter dem Zwange der niemals wiederkehrenden künstlerischen Inspiration, Form gewann, ist nun einmal auf keine mechanische Weise nachträglich einzufangen. Und diesen Rest, das heißt also: die eigentlichen Zeichen des Schöpferischen, sehen wir dann im Original nur um so großartiger und lebendiger. Wir schärfen unsere Organe für das wahrhaft Künstlerische auf diese Weise wie durch einen Zwang.

Als vor einigen Jahrzehnten die ersten Lichtdrucke nach Dürer-Kupferstichen bei Armand Durand erschienen, waren auch die Kenner entsetzt über diesen unerhörten Grad von getreuer Wiedergabe; man glaubte, weiter ginge es nun nicht, und niemand würde mehr die Stiche von Dürer sammeln, aus Angst vor mechanisch hergestellter Fälschung. Aber nichts davon trat ein. Dürers Stiche werden mit immer größerer Leidenschaft gesammelt und immer höher bewertet, und die Lichtdrucke von Armand Durand gelten heute nicht einmal mehr der Wissenschaft als zuverlässiges Material. Die Originale, die ihnen zugrunde liegen, sind ja nicht einmal mit ortostatischen Linsen aufgenommen, und ein wenig Hin- und Hermessen in den Diagonalen und ein kurzer Vergleich mit denselben Maßen eines unbezweifelbaren, durch Provenienz gesicherten Originalabdrucks würde den Charakter der Nachahmung evident machen, wenn es dieses Beweises noch bedürfte und man nicht vielmehr, durch Verfeinerung des Qualitätsgefühls, längst gelernt hätte, einen solchen Lichtdruck, früher Faksimile genannt, schon von weitem als Reproduktion zu erkennen. Je weiter die Technik kommt, desto feiner wird unser Qualitätssinn, um so höher bewerten wir den unreproduzierbaren Rest des Originals. Diesen erzieherischen Gewinn kann man neben dem Genuß an den geradezu herrlichen Blättern, die uns die Marées-Gesellschaft bietet, nicht hoch genug bewerten. Jetzt und vielleicht für ein Jahrzehnt bedeutet uns ein Faksimile nach einer Marées-Zeichnung höchste künstlerische Freude. Wenn in dreißig Jahren solche Reproduktion als „immerhin unvollkommen" gelten sollte — glücklich unsere Kinder, die dann in den Originalen noch mehr Künstlerisches, Einmaliges entdecken als wir.

Man wird bedauern, daß diese Dinge teuer und daher nicht der Jugend, den jungen Künstlern und Kunsttreibenden zugänglich sind. Hier ist vorgesorgt. Alle Akademien, Kunstschulen, Kunstinstitute können unentgeltlich von der Marées-Gesellschaft Einzeldrucke solcher Faksimiles (Einzeldrucke sind nicht im Handel!) beziehen, gegen die einzige Verpflichtung, die Blätter dauernd in ihren Studienräumen gerahmt auszustellen. Natürlich sind das nicht Drucke von der gleichen Korrektheit, wie sie in den Mappen liegen, sondern Drucke mit leichten Fehlern und kleinen Ungenauigkeiten, Fehlfarben im Papier zum Beispiel; aber immerhin so gute Drucke, daß sie mindestens als Vorbild und Mahnung ihren künstlerischen Dienst tun. Eine Akademieklasse, die geschmückt ist mit zehn Faksimiledrucken nach Hans von Marées oder mit Dürer-Aquarellen, muß schließlich andere Resultate zeitigen als eine gewöhnliche Klasse! Merkwürdigerweise haben bisher nur sehr wenige Kunstinstitute von dieser liberalen Einrichtung der Marées-Gesellschaft Gebrauch gemacht; vielleicht weil sie nicht genügend bekannt war und man die Marées-Gesellschaft wegen ihrer sonstigen verlegerischen Tätigkeit für ein Unternehmen hält, das nur den Ansprüchen des Bibliophilen gerecht werden will. Etwas so Kostbares allerdings wie Ovids „Liebeskunst", von Wieynk auf Kupfer geschrieben und von André Lambert mit schönen radierten Zierstücken versehen, wendet sich naturgemäß an einen kleinen Kreis, ebenso wie der von E. R. Weiß geschriebene und radierte griechische Text der Sappho'schen Gedichte. Aber in solchen Solitairs erschöpft sich ja die Tätigkeit der Marées-Gesellschaft durchaus nicht, sie dient auch der lebenden Kunst mit großer Energie. Rudolf Großmanns Graphik hat eigentlich hier, besonders durch seine radierte Mappe „Herbarium", aber auch durch seine lithographierten Illustrationen zu Dostojewski und seine Holzschnitte zu E. Th. A. Hoffmanns „Ritter Gluck" zum ersten Male einen Schwerpunkt gefunden, und dem einsam schaffenden Max Beckmann ward hier Gelegenheit gegeben, sich auszusprechen. Und auch bisher unbekannte Künstler wie Otto Schubert und Kretzschmar wurden durch die Marées-Gesellschaft gefördert und erfreuen sich der Vorteile, wie sie die an Faksimile-Reproduktionen hoch entwickelte graphische Leistungsfähigkeit bietet.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G., Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a
Druck von *Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.

Zu dem Aufsatz:

Lederschnittbände aus dem 15. Jahrhundert mit Kopien des Meisters E. S.

Von Dr. Johannes Hofmann



Bild 1. Einband der Mentelinschen Bibel auf der Leipziger Stadtbibliothek

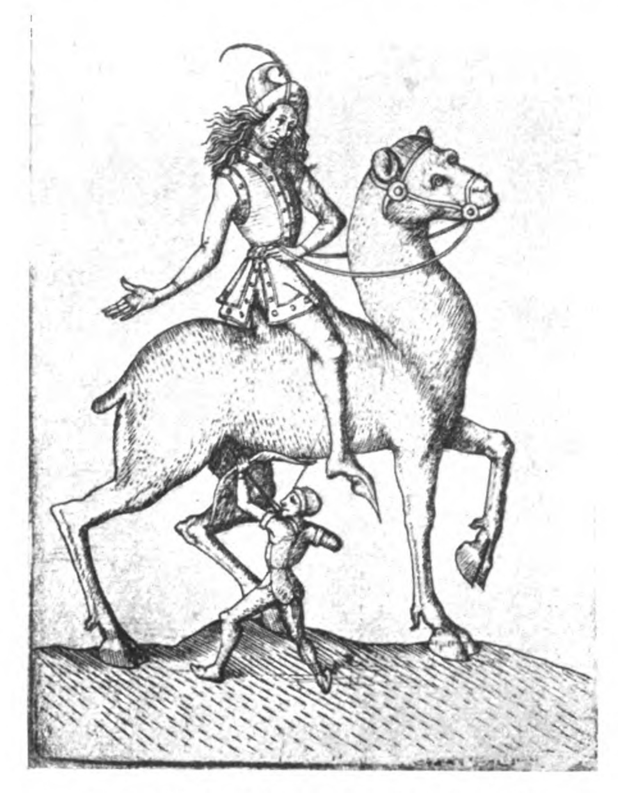


Bild 2. „Menschen-Unter" aus dem größeren Kartenspiel des Meisters E. S.



Bild 3. Der Ritter und die Dame mit Helm und Lanze (Verkleinerter Stich des Meisters E. S.)



Bild 4. Vorderdeckel des Einbandes der Mentelinschen Bibel auf der Universitätsbibliothek in Erlangen

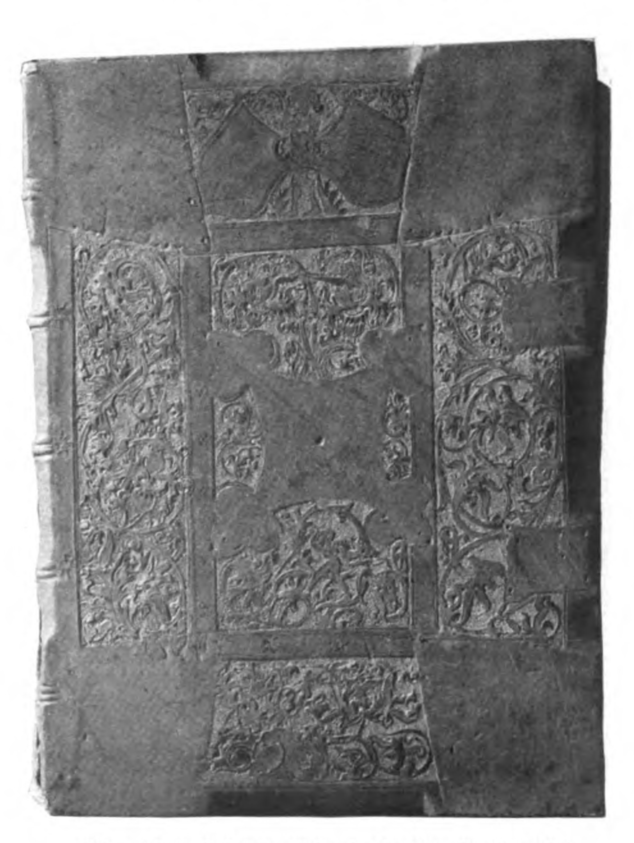


Bild 5. Vorderdeckel des Einbandes der Mentelinschen Bibel auf der Landesbibliothek in Wolfenbüttel

Lederschnittbände aus dem 15. Jahrhundert mit Kopien nach Stichen des Meisters E. S.

Von

Dr. Johannes Hofmann, Bibliothekar an der Leipziger Stadtbibliothek.

Mit fünf Bildern.

Die erste gedruckte deutsche Bibel[1], die zirka 1466 von Johann Mentelin in Straßburg gedruckt wurde, ist an sich schon eine Kostbarkeit. Der Wert des Exemplars, das die Leipziger Stadtbibliothek besitzt, wird noch wesentlich erhöht durch seinen kostbaren Einband, einen Lederschnittband von seltener Schönheit. Er ist in dem von Jean Loubier angelegten Verzeichnis von Lederschnittbänden des Mittelalters, das im Jahre 1913 118 Nummern[2] umfaßte, nicht mitgezählt.

Der Einband (Bild 1) besteht aus braunem, gut geglättetem Rindsleder über Buchenholz (41,5 × 30,3 cm). Vorder- und Hinterdeckel zerfallen in ein rechteckiges Mittelfeld und einen breiten Rahmen, dessen Flächen durch schöne spätgotische Beschläge aus getriebenem und durchbrochenem Messing in den Ecken in vier Teile zerlegt werden.

Das Mittelfeld des Vorderdeckels ist in der Mitte mit einem viereckigen Messingbeschlag geschmückt. Oberhalb desselben ist rechts ein Ritter in vollständiger Plattenrüstung eingeschnitten, dessen linke Hand sich auf den Schild stützt und der mit der rechten den geschlossenen Turnierhelm an der Helmzierde hält, links eine Dame mit langer Schleppe, die mit der linken Hand ihr Kleid rafft und in der rechten eine Lanze mit langflatterndem Wimpel hält. Zwischen diesen beiden Personen sehen wir ein nach links gewendetes, nach rechts springendes Windspiel. Unterhalb des Metallbeschlages ist rechts ein mit einer langen Stange bewaffneter älterer Mann eingeschnitten, und links ein junger Edelmann auf einem Kamel reitend in kurzem Scheckenrock und eng anschließenden Beinlingen, auf dem Kopfe eine mit einer Feder geschmückte Hakenmütze. Die Figuren sind gewissermaßen durch Akanthusranken miteinander verbunden. Auch die linke Rahmenfläche ist mit einer Akanthusranke ausgefüllt, die rechte jedoch durch ein Ornament von Eichenblättern und Eicheln. Die obere und untere Rahmenfläche sind durch groteske Tiergestalten geschmückt, oben zwei mit ihren langen Hälsen verschlungene Drachen, unten ein drachenartiges Getier mit schuppigem Rückenpanzer, dessen Schwanz in eine kleine Akanthusranke ausläuft.

Das Mittelfeld des Hinterdeckels zeigt ober- und unterhalb des verloren gegangenen mittleren Metallbeschlages je einen Drachen aus deren geöffneten Mäulern eine lange Zunge heraushängt und deren Schwänze auch in Akanthusranken auslaufen. Die vier Rahmenflächen schmücken Akanthusranken. Der Hintergrund aller verzierten Flächen ist mit Perlpunze bearbeitet.

Der Lederrücken, auf dem vier Doppelbünde sichtbar sind, ist schmucklos. Als Kapital dienen mit hellgrünem und rötlichem Zwirn umstochene Pergamentstreifen. Von den beiden Lederschließen sind nur noch die Metallteile vorhanden.

In diesem Lederschnittband ist das Figürliche mit dem Ornamentalen in bewundernswerter Harmonie vereinigt. Die ganze Arbeit läßt auf eine außerordentlich geschickte Hand und großes künstlerisches Können schließen. Wer der Verfertiger war, wo und wann der Einband entstand, ist aus ihm selbst leider nicht zu ersehen. In der rechten oberen Ecke der Innenseite des hinteren Deckels stehen zwar in schwarzer Tinte die Worte „porro ernstlich", die im 15. Jahrhundert geschrieben sein müssen. Die Bedeutung dieser zwei Worte ließ sich nicht feststellen. Ob es ein Besitzzeichen oder gar die Marke des Buchbinders selbst ist, konnte nicht geklärt werden.

Da der Druckort der eingebundenen Bibel Straßburg ist, könnte man auch an Straßburg als Entstehungsort des Einbandes denken. In dieser Vermutung wird man bestärkt durch die Feststellung, daß alle Figuren des Mittelfeldes auf dem Vorderdeckel ziemlich getreue Kopien nach dem Meister E. S. sind, dem hervorragendsten deutschen Stecher vor Schongauer. Mit

1 Hain-Copinger *3130. Vgl. Wilh. Walther „Die Deutsche Bibelübersetzung im Mittelalter", Braunschweig 1889. Die Herausgabe der ersten deutschen Bibel, die W. Kurrelmeyer seit 1904 in der Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart unternommen hat, ist noch nicht abgeschlossen.

2 Jean Loubier-Berlin „Methodische Erforschung des Bucheinbandes" (Beiträge zum Bibliotheks- und Buchwesen. Paul Schwenke zum 30. März 1913 gewidmet. Berlin 1913, Seite 179).



einiger Wahrscheinlichkeit hat nämlich die neueste Forschung ergeben, daß der Meister E. S. vor seinem 1467 eingetretenen Tode in Beziehungen zu Straßburg gestanden hat.[1]

Der Ritter und die Dame sind zweifellos nach dem Stich „Der Ritter und die Dame mit Helm und Lanze"[2] (Bild 3), einer sehr späten Arbeit des Künstlers, kopiert. Allerdings wurden aus Kompositionsgründen beide Figuren auf dem Einband getrennt. Dies machte kleine Änderungen nötig. Der Ritter hält mit der Rechten seinen Helm statt des Kleides der Dame, das die Dame selbst mit der Linken an Stelle des Helmes hält. Außerdem trägt der Ritter abweichend von dem Stich auf dem langen flatternden Haar eine Kappe, und die Dame eine turbanartige Kopfbedeckung mit Reiherstutz, während sie auf dem Stich nur einen Blumenkranz im Haar hat. Das Windspiel zwischen Ritter und Dame auf unserm Einband stammt von der „Hunde-Drei"[3] des größeren Kartenspieles.[4] Nach diesem Spiel, das ebenfalls der späteren Schaffensperiode des Meisters E. S. angehört, sind auch die beiden übrigen Figuren kopiert. So ist der Kamelreiter dem „Menschen-Unter" (Bild 2), der ältere Mann mit der Stange der „Menschen-Zwei" entnommen.[5] Selbst die Pflanzen, die den Boden unter den eingeschnittenen Figuren bedecken, zeigen die ähnliche flächenhafte und ornamentale Stilisierung[6] wie bei dem Meister E. S. Neben den schmalen, lanzenförmigen Blättern finden sich die so charakteristischen herzförmigen und kleeblattförmigen Blätter, allerdings an einem längeren Stiel als auf den Stichen des Meisters E. S.

Bei den engen Beziehungen, die zwischen den graphischen Künsten und dem gedruckten Buch von Anfang an bestanden haben, liegt die Vermutung nahe, daß der Verfertiger unseres Lederschnittbandes in dem Kreis des Meisters E. S. in Straßburg zu suchen und der Einband bald nach dem Druck der Bibel (1466) entstanden ist. Allein die Beispiele sind zu zahlreich, daß die Stiche des Meisters E. S. namentlich dem zeitgenössischen Kunsthandwerk in- und außerhalb Deutschlands als Vorlagen dienten, wozu die zahllosen verschiedenen Motive, die starke Betonung der ornamentalen Teile und nicht zuletzt die große Verbreitung der Stiche, besonders der Spielkarten, unwillkürlich anregen mußten.[7] Meine Vermutung muß daher hinfällig werden, sobald sich die Verwandtschaft unseres Einbandes mit anderen Lederschnittbänden nachweisen läßt, deren Entstehungsort nicht Straßburg ist.

Wie ich feststellen konnte, sind von den 16[8] erhaltenen Exemplaren der ersten deutschen Bibel außer dem auf der Leipziger Stadtbibliothek noch die in der Universitätsbibliothek in Erlangen, der Landesbibliothek in Wolfenbüttel und der Bibliothek in Bamberg in Lederschnittbände gebunden. Vergleicht man diese Einbände miteinander, so ergibt sich eine außerordentlich enge Verwandtschaft zwischen dem Leipziger und dem Erlanger Einband (Bild 4). Man kann sie als Bruderbände bezeichnen. Die Figuren des vorderen Mittelfeldes sind ebenfalls getreue Kopien von Darstellungen aus dem größeren Kartenspiel des Meisters E. S. In der oberen Rahmenfläche finden sich die verschlungenen Drachen, in der linken und rechten Rahmenfläche dieselben Pflanzenornamente, und auf dem Hinterdeckel die ähnlichen von Rankenornamenten umgebenen grotesken Drachen, die ein mit gleichartigem Rankenwerk ausgefüllter Rahmen umgibt, wie auf dem Leipziger Einband. Auch die von den Beschlägen des Erlanger Einbandes nur noch vorhandenen Metallteile der beiden Lederschließen stimmen vollständig mit denen des Leipziger Bandes überein. Von dem Erlanger Einband hat nun aber Otto Mitius in seinem buchgeschichtlichen Versuch „Fränkische Lederschnittbände des 15. Jahr-

1 Vgl. Max Geisberg „Die Anfänge des deutschen Kupferstiches und der Meister E. S.", Leipzig 1909, Seite 63 und 64, Max Lehrs „Geschichte und kritischer Katalog des deutschen, niederländischen und französischen Kupferstichs im XV. Jahrhundert", Band 2, Wien 1910, Seite 3 u. 9, Paul Heitz „Die Straßburger Madonna des Meisters E. S.", Straßburg 1911 (Studien zur deutschen Kunstgeschichte, 136. Heft), Seite 21, Peter P. Albert „Der Meister E. S. Sein Name, seine Heimat und sein Ende. Funde und Vermutungen", Straßburg 1911 (Studien zur deutschen Kunstgeschichte, 137. Heft), Seite 28 ff.

2 Max Lehrs „Katalog", 2. Band, Nr. 212.

3 Max Lehrs „Die Spielkarten des Meisters E. S. 1466 in heliographischen Nachbildungen". Berlin 1891, Fig. 13, und Lehrs „Katalog", 2. Band, Nr. 253.

4 Vom Meister E. S. stammen zwei verschieden große Kartenspiele. Das kleinere hat die Farben: Tiere, Helme, Wappen, Blumen; das größere: Menschen, Hunde, Vögel, Wappen (nach Lehrs).

5 Max Lehrs „Die Spielkarten", Fig. 8 und Fig. 1; und Lehrs „Katalog", 2. Band, Nr. 248 und Nr. 241.

6 Vgl. Max Lehrs „Katalog", 2. Band, Seite 37/38.

7 Vgl. Max Lehrs „Zur Datierung der Kupferstiche des Meisters der Spielkarten", Berlin 1888 (Jahrbuch der Kgl. Preußischen Kunstsammlungen Nr. 9), Lehrs „Katalog", 1. Band, Seite 22, und 2. Band, Seite 7, 15 ff.

8 Die Zahl und die Orte ihrer Aufbewahrung verdanke ich der Kommission für den Gesamtkatalog der Wiegendrucke in Berlin.



hunderts"[1], besonders durch Vergleich mit Einbänden, die zweifellos aus Nürnberg stammen, nachgewiesen, daß der Band eine Nürnberger Arbeit ist. Der Leipziger Einband, der demnach etwa gleichzeitig mit dem Erlanger auch in Nürnberg entstanden sein muß, weist außerdem zahlreiche Übereinstimmungen mit den von Mitius genannten Nürnberger Lederschnittbänden auf. Nach Einteilung der einzelnen Felder, Gesamtkomposition und Behandlung der Laubornamente bestehen enge Beziehungen mit dem bekannten Lederschnittband im Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe, der ein im Jahre 1475 von Sensenschmid in Nürnberg gedrucktes Buch enthält und jedenfalls um dieselbe Zeit in Nürnberg angefertigt wurde.[2] Nahe Verwandtschaft besteht auch mit einem Nürnberger Lederschnittband vom Ende des 15. Jahrhunderts, der die zweite deutsche Bibel, Straßburg bei Eggestein (zirka 1466) Hain *3129, umschließt, in der Hofbibliothek in Wien[3], bei dem auch in der oberen Randleiste die verschlungenen Drachen eingeschnitten sind. Die beiden Ungeheuer des Rückendeckels und der Drache mit dem so charakteristischen, plastisch herausgearbeiteten Schuppenpanzer auf dem Rücken in der unteren Rahmenleiste des Vorderdeckels finden sich auf den entsprechenden Deckeln eines der drei Lederschnittbände, die jedenfalls gleichzeitig von demselben Meister für die Nürnberger Familie Löffelholz angefertigt wurden und jetzt sich im Germanischen Museum in Nürnberg[4] befinden. Die drei Löffelholzischen Bände sind nicht datiert. In dem einen Einband (Löffelholzisches Archiv D, 632) ist aber eine Pergamenturkunde von 1468[5] mit eingebunden. Diese Jahreszahl genügt jedoch, um als terminus post quem für die Datierung der drei Einbände zu gelten.[6] Sie werden wahrscheinlich in einem der folgenden Jahre entstanden sein, um 1470, also etwa um dieselbe Zeit, wie Mitius den Erlanger Bibeleinband ansetzen will.[7] Damit ist aber auch die vermutliche Entstehungszeit für den Leipziger Lederschnittband gegeben.

Die Mentelinsche Bibel ist jedenfalls wie die Kobergersche Bibel vom Jahre 1483 und so viele andere wertvolle Stücke der Leipziger Stadtbibliothek geschenkt worden. Genaueres ließ sich über ihre Herkunft nicht feststellen, da sie in dem Geschenkbuch der Bibliothek, das von 1684—1710, allerdings nicht lückenlos, geführt wurde, nicht erwähnt wird. Jedenfalls ist sie vor den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts in die Stadtbibliothek gekommen, da der Observator der Bibliothek Wilhelm Anton Schulze in einer etwa von 1794—1797 entstandenen, nur handschriftlich erhaltenen Beschreibung der Bibliothek Seite 49 schreibt: „Das älteste gedruckte Buch ist die Bibel von 1460 (sic!), da alle Anfangsbuchstaben noch gemalet seyn." Der prachtvolle Einband wurde damals nicht für erwähnenswert gehalten.

Der Wolfenbütteler Einband (41 × 30,5 cm [Bild 5]), über den bisher noch nichts veröffentlicht wurde, ist hinsichtlich Technik und Komposition dem Leipziger und Erlanger Einband ebenfalls nahe verwandt. Seine Heimat ist zweifellos auch Nürnberg, wo er vermutlich auch um 1470 entstanden sein wird. Ein besonderes Bindeglied mit den anderen beiden Bibelbänden hat der Wolfenbütteler Einband darin, daß auf dem Mittelfeld des Vorderdeckels auch Figuren aus dem größeren Kartenspiel des Meisters E. S. kopiert sind. Im oberen Mittelfeld die Oberkörper zweier Ringer, von denen der linke einen Hut mit einer Feder, der rechte langes Haar trägt, und die beide die Rechte in die Hüfte stemmen und die Linke auf den Arm des Gegners legen, sind nach der „Menschen-Vier" kopiert. Der Schwertfechter im unteren Mittelfeld stammt aus der „Menschen-Acht".[8] Ferner ist die Leiste, die das Mittelfeld des Vorderdeckels von der äußeren Rahmenfläche trennt, mit derselben durch Perlpunze und leichte Einschnitte gebildeten sternförmigen Rosette verziert wie auf dem Leipziger Einband. Auf der rechten Seitenfläche des Rückdeckels ist ein ähnlicher grotesker Drache eingeschnitten wie auf dem Mittelfeld der Rückdeckel des Leipziger, Erlanger und Löffelholzischen Einbandes (Löffelholzisches Archiv D, 631). Dem Löwen auf der oberen Rahmenfläche

1 Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten. Begründet von Karl Dziatzko †, 28. Heft. Leipzig 1909, Seite 8 ff. Tafel II und III.

2 Abgebildet bei Jean Loubier „Der Bucheinband in alter und neuer Zeit". Berlin u. Leipzig [1904], Seite 64.

3 Beschrieben und abgebildet bei Theodor Gottlieb „Bucheinbände der Hofbibliothek in Wien", Wien (1910), Nr. 81 u. 82, und bei Jean Loubier „Der Bucheinband", Seite 62.

4 Beschrieben und abgebildet im Katalog der im Germanischen Museum vorhandenen interessanten Bucheinbände. Nürnberg 1889, Seite 17 ff. (Löffelholzisches Archiv D, 631).

5 Wie Essenwein in seinem Katalog bei Nr. 632 zu der Jahreszahl 1459 kommt, ist nicht aufzuklären.

6 Ihr Besitzer war jedenfalls der Nürnberger Ratsherr Wilhelm Löffelholz (1420—1475).

7 Mitius „Fränkische Lederschnittbände", Seite 12.

8 Max Lehrs „Die Spielkarten", Fig. 2 und 6; und Lehrs „Katalog", 2. Band, Nr. 242 und 246.

des Rückdeckels in ganz ähnlicher heraldischer Auffassung begegnet man auf der Rückseite des schon erwähnten Lederschnittbandes in der Hofbibliothek in Wien[1] und auf zwei Einbänden in Bamberg und in Erlangen, die Mitius auch als Nürnberger Arbeiten bezeichnet hat.[2] Auch stimmt die Behandlung des Rankenornaments auf dem Wolfenbütteler Einband mit der auf dem Leipziger und Erlanger Bibelband überein.

Den Einband der Mentelinschen Bibel in Bamberg weist Mitius[3] einer Gruppe von Lederschnittbänden zu, die unter Nürnberger Einfluß in Bamberg entstanden ist. Ergänzend sei hier nur noch bemerkt, daß auf dem Boden unter den eingeschnittenen Figuren teilweise dieselben typischen, stilisierten Pflanzen sich wiederfinden wie auf den Bibeleinbänden in Leipzig und in Erlangen. Ferner kann man vermuten, daß der Sündenfall im vorderen Mittelfelde ganz frei, aber doch mit einer gewissen Abhängigkeit nach dem gleichnamigen Stich[4] des Meisters E. S. eingeschnitten wurde. Dieser Einfluß scheint mir ersichtlich in der Darstellung des Baumes der Erkenntnis mit der um den Stamm gewundenen Schlange, dem von Adam in der Rechten gehaltenen Blätterbündel, dem lang herabfließenden Haar der Eva und der ihre Blöße deckenden Hand.

Vorstehende Untersuchung soll nur ein kleiner Materialbeitrag zu der noch zu schreibenden[5] zusammenhängenden wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte des Bucheinbandes sein. Als Ergebnis läßt sich die merkwürdige Tatsache feststellen, daß für die vier Lederschnittbände der ersten deutschen Bibel des Straßburger Druckers Johann Mentelin Stiche des vermutlich auch oberrheinischen Meisters E. S. als Vorlagen dienten, die Werkstatt dieser vier Einbände aber in Süddeutschland, insbesondere in Nürnberg, zu suchen ist. Daß aber der Straßburger Druck der ersten deutschen Bibel, der für das geistige Deutschland in jeder Beziehung ein außerordentlich bedeutungsvolles Ereignis war, nicht in einen so kostbaren Lederschnittband gebunden wurde, der auch aus Straßburg stammt, läßt den Schluß zu, daß im ausgehenden 15. Jahrhundert die Buchbindekunst in Nürnberg von einem höheren künstlerischen Geiste erfüllt war als in Straßburg.

---

1 Siehe Anmerkung 3 Seite 103.

2 Mitius „Fränkische Lederschnittbände", Seite 16 u. 21; Tafel V u. VII.

3 Mitius „Fränkische Lederschnittbände", Seite 38 u. 39; Tafel XII.

4 Max Lehrs „Katalog", 2. Band, Nr. 1. Abgebildet bei Max Geisberg „Die Anfänge des Deutschen Kupferstiches", Tafel 32.

5 Wertvolle Anregungen gibt hierfür Jean Loubier in dem schon genannten Aufsatz in der Schwenkefestschrift über die „Methodische Erforschung des Bucheinbandes".

Ungedruckte Briefe Hebbels an Teichmann.

Mitgeteilt von

Felix Hasselberg in Berlin.

Die drei inhaltlich bedeutsamen Briefe Friedrich Hebbels, die ich hier zum ersten Male mitteilen kann, sind gerichtet an einen Mann, dessen Name heute nur noch wenigen bekannt ist, der aber zu seinen Lebzeiten eine wichtige Stellung bekleidete. *Johann Valentin Teichmann* (1791—1860)[1] hat von 1816 bis zu seinem Tode bei der Generalintendantur der Kgl. Schauspiele in Berlin gewirkt. Als einfacher Kanzlist begann er unter dem ihm persönlich befreundeten Grafen Brühl, schon 1821 wurde er Geheimer Sekretär und erhielt 1822 den Titel eines Hofrats. Er ist nacheinander der Mitarbeiter von vier Generalintendanten gewesen, der Grafen Brühl und Redern, Küstners und Bothos von Hülsen. Seine Amtspflichten bestanden hauptsächlich in der Korrespondenz mit den dramatischen Schriftstellern; aber weit darüber hinaus war er in den verschiedensten Angelegenheiten des Hoftheaters tätig, besonders geschätzt als glücklicher Vermittler bei Konflikten innerhalb des Theaters oder mit der Öffentlichkeit, wie z. B. der Presse. In ihm sah das größere Publikum den Vertreter des Hoftheaters, und der vielseitig gebildete, stets liebenswürdige und hilfsbereite Mann erfreute sich in den weitesten Kreisen allgemeiner Beliebtheit. Hofrat Teichmann war im besten Sinne des Wortes, was man damals einen „öffentlichen Charakter" nannte.

Als Hebbel im April 1851 in Berlin weilte, um mit Küstner und seinem schon bestimmten Nachfolger v. Hülsen über ein Gastspiel Frau Christinens für den Sommer zu verhandeln, lernte er auch Teichmann kennen, der sich sehr gefällig zeigte. „Das Factotum am Theater", schreibt Hebbel am 22. April seiner Frau, „ist Hofrath *Teichmann*, und dieser ist ganz auf meiner Seite; wir sehen uns alle Tage und gehen Stunden lang im Thiergarten mit einander spatzieren; er ist ein sehr liebenswürdiger Alter, auch seine Frau gefällt mir recht wohl." (Briefe IV, 283). Das eingeleitete freundschaftliche Verhältnis wurde durch Briefwechsel wach gehalten. Teichmanns Briefe, die halb dienstlich, halb persönlich gewesen zu sein scheinen, sind bisher nicht bekannt geworden, wohl aber einige Briefe Hebbels, die man in Werners Ausgabe findet (Bd. IV u. VIII). Beweisen schon diese bereits bekannten Briefe durch Ton und Inhalt, daß Hebbel für Teichmann wahre Freundschaft und hohe Achtung empfand, daß ihm dieser Briefwechsel nicht nur Konventionssache war, so wird dieser Eindruck durch die mir vorliegenden drei Briefe Hebbels bestätigt und verstärkt.

Der erste Brief (4 Seiten Gr.-8°) ist die Antwort auf ein Schreiben Teichmanns, in dem er, offenbar in dienstlichem Auftrage, sich nach dem Erfolge von Hackländers Lustspiel „Der geheime Agent" in Wien erkundigt und außerdem Vorschläge für das Berliner Gastspiel von Christine Hebbel gemacht hatte. Hebbel schreibt:

Penzing d. 28 May 1851.

Sie wünschen, hochverehrter Herr und Freund, von mir zu erfahren, wie der Geheime Agent von Hacklaender in Wien aufgenommen worden sey. Ich beeile mich, Ihnen darüber mitzutheilen, was ich weiß.

Aus eigener Anschauung bin ich nicht unterrichtet, denn ich besuche das Burgtheater fast nie, und gehe namentlich nicht in die modernen Lustspiele, denen ich ihren temporairen Werth durchaus nicht absprechen will, die aber meinen Ansichten über die Komödie zu fern stehen, als daß sie mich zu befriedigen, oder auch nur zu reizen vermögten. Dieß Bekenntniß wird Sie von dem Verfasser des Diamanten nicht überraschen; heißt es in dem Prolog zu diesem doch:

„Ich will ihn nicht, den Bastard-Witz,
Der, wie ein nachgemachter Blitz,
Aus Glas und Leder kläglich springt,
Ich will, was aus der Tiefe dringt.
Ich will kein illustrirtes Wort,
Das heute glänzt und morgen dorrt,
Will Menschen, die wie Fackeln brennen,
Und ohne, daß sie's selbst erkennen,
Wie ein erleuchtet Alphabet,
Dem sind, der die Natur versteht.
Und dämmernd über den Gestalten
Will ich ein wunderbares Walten,
Drin, wenn auch ganz von fern, der Geist,
Der alle Welten lenkt, sich weis't."

Mit einem Wort: mich interessirt nur die aristophanische Komödie, welche die ganze Welt umfaßt und welche auch Shakespeare in neuer Form reproducirt hat. Ihr hat Tieck sein Streben zugewendet, ihr suchte sich Platen auf dem

1 Vgl. die biographischen Angaben Franz Dingelstedts in seiner Ausgabe von Teichmanns literarischem Nachlaß (Stuttgart 1863).

freilich sehr unglücklich gewählten und noch obendrein Shakespeares große That negirenden Wege directer Nachahmung zu nähern, ihr gehöre auch ich in Theorie und Praxis an. Daher rührt es denn, daß ich Alles, was seit den Tagen Molières in der entgegengesetzten Sphäre gewachsen ist, nur so weit kenne, als man muß, wenn das literarische Wissen nicht ein lückenhaftes bleiben soll, daß ich mich aber ganz und gar außer Stande fühle, es zu genießen.

So weit über diesen Punct, den wir vielleicht mündlich einmal wieder aufnehmen. Ich habe ihn nur berührt, damit meine Apathie gegen die modernen Lustspiele, unter der meine persönlichen Freunde, z. B. Bauernfeld, leiden müssen, Sie nicht zu sehr befremde. Was nun das Hacklaendersche Stück betrifft, so ist es, wie ich von allen Seiten höre, mit entschiedenem Beifall aufgenommen worden und wird fortwährend vor wohl besetztem Hause gegeben. Ein Freund von mir, Herr von Fritsch, Bibliothekar des Fürsten Clary, dessen sich Tieck noch von Teplitz her erinnern dürfte, bestätigte mir das gestern; wenn also die Journale das Gegentheil berichten, so haben sie nach ihrer löblichen Gewohnheit gelogen!

Hier erregt jetzt der plötzlich ausgebrochene Wahnsinn und gleich darauf erfolgte Tod des Grafen Sandor (spr: Schando), Schwiegersohns des Fürsten Metternich, nicht wenig Aufsehen. Denken Sie Sich: er läßt den ganzen Tag die Möbeln in seinem Hotel translociren und Alles im buchstäblichsten Sinne von oberst zu unten kehren; dann befiehlt er seinem Portier, dem Ersten, der komme, den Kopf zu spalten, und wenn es auch sein bester Freund wäre. Natürlich macht der Mensch Anzeige und der Unglückliche wird unter Aufsicht gestellt; nun beginnt er, Ludwig Löwe als Holofernes (in der Judith) zu copiren, und das hat er bis an sein Ende fortgesetzt.

Der 31ste May wird also für Berlin ein doppelter Festtag werden. Wie gern wäre ich dort! Nun, im Geiste bin ich's! Wäre es mir vergönnt, Tieck persönlich meinen Glückwunsch darbringen zu dürfen, so würde ich einfach die Worte wiederholen, mit denen der viel zu früh geschiedene Immermann die Dedication seines Münchhausen schloß. Vertreten Sie mich!

Mir wurde in diesen Tagen ein Drama zum Durchlesen aufgedrungen, (der Trank der Vergessenheit, von Bachmayr) weil es — denken Sie Sich! — durch mich in's Leben gerufen sey. So etwas ist mir noch nicht vorgekommen; offenbarer Wahnsinn, aber nicht jener phantastische, in dem das Mysterium der Natur doch gebrochen hervor tritt, sondern ein hölzern-trockener, als ob die Zahlen verrückt durch einander liefen und dadurch Phantasie zu erobern glaubten, daß sie behaupteten, zwei Mal zwei sey nicht mehr vier.[1] Und das soll ich vertreten! Nein, da laß' ich mir, so viel ich sonst auch einzuwenden habe, doch lieber den Erbförster gefallen, den die Maria Magdalena zeugte, den Judas Ischarioth, den Simson, die Deborah u. s. w., welche die Judith hervorrief, und was man will!

Meine Frau läßt sich Ihnen bestens empfehlen; ihr ist die Deborah lieber, als die Julia in dem trivialen Werner, sie schlug letztere nur des Genres wegen vor.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr in freundschaftlichster Hochschätzung
ergebenster
Fr. Hebbel.

Von Rötscher hatte ich gestern einen Brief. Beiliegendes von mir dürfte Sie interessiren.

In der Erläuterung dieses Briefes wie auch der beiden folgenden beschränke ich mich auf das wirklich Notwendige.

Was Hebbel unter Hinweis auf Vers 331—344 des Prologs zum „Diamant" über die Komödie sagt, berührt sich mit Anschauungen, die er 1850 in der „Österreichischen Reichszeitung" bei Gelegenheit der Besprechung mehrerer Lustspiele (Mirandolina. Der zerbrochene Krug. Der verwunschene Prinz.) vertreten hatte (Werke XI, 352 f.).

Über den Wahnsinn des Grafen Sandor und sein Kopieren Ludwig Löwes ist auch Hebbels Tagebuchnotiz vom 23. Mai 1851 zu vergleichen (Tageb. III 391 Nr. 4879). Die „Judith" mit Löwe als Holofernes war am Burgtheater zum ersten Male am 1. Februar 1849 gegeben worden und wurde oft wiederholt.

Wenn Hebbel vom 31. Mai als einem doppelten Festtage für Berlin spricht, so ist einmal die feierliche Enthüllung von Rauchs Denkmal Friedrichs des Großen und dann der Geburtstag Ludwig Tiecks gemeint. Hebbel hatte Tieck, der auch mit Teichmann befreundet war, im April kennen gelernt und einen unvergeßlichen Eindruck gewonnen. Die Schlußworte von Immermanns Dedikation an Tieck im vierten Teile des „Münchhausen" lauten: „... leben Sie noch lange, leben Sie munter und kräftig fort, sich und uns zum Segen!"

Die Kritik des Bachmayerschen Dramas „Der Trank der Vergessenheit", die Worte „Offenbarer Wahnsinn" bis „nicht mehr vier", hat Hebbel auch im Tagebuch festgehalten mit dem Zusatz „Brief an Hofr. Teichmann vom 28. May 51" (Tageb. III 391 Nr. 4881, Briefe IV 302).

Über die Nachahmungen seiner Dramen hat sich Hebbel in dem großen autobiographischen Briefe an Saint René Taillandier vom 9. August 1852 ausgesprochen. Von der „Judith" heißt

[1] vier auf Rasur, darunter noch lesbar fünf.

es da: „Nachgeahmt ist das Stück viel geworden; für das Beste, was es in's Leben rief, halte ich den genialen Simson von Gärtner; für das Schlechteste den maßlos cynischen Judas Ischarioth von Elise Schmidt.“ Von der „Maria Magdalena“ sagt Hebbel: „Auch dieß Drama hat der Nachahmungen in Menge hervorgerufen, die neueste ist der Erbförster von Ludwig, in dem der Meister Anton fast copirt ist“ (Briefe VIII, 32 ff.). Den „Judas Ischarioth“ hatte Hebbel schon 1849 in einem Briefe an Bamberg einen Bastard seiner „Judith“ genannt (Briefe IV, 144). Die „Deborah“ ist das bekannte Drama von Mosenthal. Daß Otto Ludwigs „Erbförster“ durch Hebbel stark beeinflußt ist, wird heute wohl allgemein zugestanden. Wieweit Hebbels Ansicht hinsichtlich der anderen Dramen berechtigt ist, wäre zu untersuchen.

Der Schluß des Briefes bezieht sich auf Frau Christinens Gastrollen; die Julia ist die weibliche Hauptrolle in Gutzkows „Werner“.

Der in der Nachschrift erwähnte Brief Rötschers ist bisher nicht bekannt geworden. Die Beilage wird wohl Hebbels Berliner Korrespondenz vom 23. April im „Wanderer“ vom 1. Mai gewesen sein, in der auch Teichmanns gedacht ist (Werke X, 176 ff.). —

Am 26. Juni schrieb Hebbel wieder an Teichmann und kündigte sein Eintreffen für Anfang Juli an (Briefe IV, 309). Tatsächlich weilte er denn auch mit seiner Gattin, die ihr Gastspiel durchführte, bis zum 25. Juli in Berlin. Der Verkehr mit dem Ehepaare Teichmann war sehr rege, und auch die Frauen schlossen herzliche Freundschaft. In Hebbels Rückblick auf diesen Berliner Aufenthalt heißt es von Teichmann: „Durchaus edel und gebildet.“ Hebbel war mit solchem Lobe nicht verschwenderisch, und die wenigen Worte, den verschwiegenen Blättern des Tagebuchs anvertraut, bedeuten gewiß eine hohe Anerkennung für Teichmanns Persönlichkeit.

Nach Wien zurückgekehrt, wurde Hebbel durch Arbeiten so in Anspruch genommen, daß er erst im September wieder an freundschaftlichen Briefwechsel denken konnte. So ist auch der nächste Brief an Teichmann, den ich mitzuteilen habe, vom 10. September 1851. Er lautet ($5\,^{3}/_{4}$ Seiten Gr.-8⁰):

Wien d. 10ten Sept. 1851.

Zeihen Sie mich nicht sträflicher Saumseligkeit, mein verehrtester Freund, wenn ich erst jetzt dazu komme, Ihnen für die viele Liebe und Güte, womit Sie uns in Berlin überhäuften, aus vollem Herzen noch einmal zu danken! Wahrlich, das ist mein Fehler nicht, so viel ich deren auch haben mag. Aber ich kam von meiner Reise, die mich, wie Sie vielleicht noch erinnern werden, auch noch nach Hamburg führte, sehr abgespannt zurück und war in den ersten acht Tagen zu jeder Thätigkeit unfähig; natürliche Folge der mannigfaltigen Aufregungen, die mit einem Ausflug, wie dem unsrigen, doch immer verbunden sind. Und dann mußte ich sehr angestrengt arbeiten, um Alles zu erledigen, was schon anderthalb Monate auf mich gewartet hatte. Zunächst mußte ich für die Münchner Hofbühne meine Genoveva einrichten, weil der Intendant sie dringend begehrte, um sie zeitig für den Winter einstudiren lassen zu können. Sie wissen, wie viel dazu gehört, wenn ein Gedicht, das für einen deutschen Bühnen-Abend zu groß und in dem trotzdem jeder Vers eine Nothwendigkeit ist, verkürzt werden und dennoch verständlich bleiben soll. Darauf mußte ich (und muß ich noch) eine Menge Novellen lesen, weil der Oesterreichische Lloyd in Triest einen Preis auf die beste Novelle für sein Familienbuch gesetzt hat und ich mich beschwatzen ließ, neben Grillparzer und Hermannsthal das Preisrichter-Amt zu übernehmen. Der Preis ist nicht unansehnlich; Sie können daher leicht denken, wie viele Federn sich in Bewegung setzten, ihn zu gewinnen. Endlich bin ich Herausgeber des Nachlasses und der sämmtlichen Werke unseres früheren Unterrichtsministers, des Barons Ernst von Feuchtersleben. Damit ist auch nicht wenig Arbeit verbunden und der Verleger drängt. Auf Feuchtersleben, wenn Sie ihn nicht schon kennen sollten, z. B. aus seiner bereits in zehnter Auflage erschienenen vortrefflichen Diätetik der Seele, mache ich Sie nebenbei aufmerksam. Er gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen, die jemals aus Oesterreich hervorgingen, hat seine Bildung fast ganz aus Goethe gesogen und diesen reinen Saft in edlen Früchten, (großentheils Confessionen) weiter geleitet. Ohne Zweifel wird die Sammlung seiner Schriften allen Gebildeten in Deutschland zur Freude gereichen, weshalb ich der Aufforderung der Wittwe, sie herauszugeben, gern entsprach, obgleich ich persönlich ein großes Zeitopfer dafür bringen muß. Hier haben Sie ein Register der Arbeiten, die sich zwischen mich und meine Freunde stellten; nicht wahr, es ist groß genug? Ich mußte, um nur fertig zu werden, sogar die Ausführung einiger meiner liebsten Ideen, Gott weiß wie lange, verschieben.

An den Aufenthalt in Berlin denke ich mit der größten Freude zurück. Ich hatte — warum sollte ich's läugnen? — gegen Preußens Metropole einige Vorurtheile, aber die meisten davon sind verflogen und die übrigen haben sich in Urtheile umgewandelt, also Grund, Maaß und Schranke gefunden. Es ging mir eigen. Wenn man viele Jahre im Süden zubrachte, wird Einem der Norden, obgleich dort die eigene Wiege stand, etwas fremd, ja unverständlich. Aber das dauert nicht lange, man findet sich in die alte, gewohnte Weise wieder hinein und erklärt sie doch zuletzt für die behaglichere, weil sie die verwandtere ist. Ich lebte doch am Ende, wenn ich Alles genau erwäge, lieber dort, als hier, besonders seit dem letzten großen Ereigniß, dessen Tragweite Niemand berechnen kann, und über das man sich eben darum auch das Endurtheil vorbehalten muß.



Es fällt mir ein, daß man in Deutschland eine in Oesterreich erschienene Schrift fast nie zu kennen pflegt, freilich auch nur in den seltensten Fällen zu kennen braucht. Deshalb lege ich Ihnen mein Ex. von Feuchtersleben's Diätetik der Seele bei; zwar ist es nur eins von der sechsten Aufl. und es sind seit dem Tode des Verfassers in den letzten zwei Jahren noch vier erschienen, aber es ist nichts Neues hinzu gekommen. Ich selbst werde schon durch die sämmtlichen Werke entschädigt, welche natürlich die Diätetik mit enthalten und das gediegene Büchlein dürfte namentlich Ihrer Frau Gemahlin viel Anregendes und Tröstliches bieten. Dieser bitte ich denn, es in meinem Namen zu Füßen zu legen.

Weiter übersende ich Ihnen ein Exemplar eines Lieblingsstücks von mir: der Rubin, welches der Buchhändler ausgestattet hat, wie in Deutschland noch selten etwas ausgestattet wurde. Staunen werden Sie, wenn ich Ihnen sage, daß man dieses harmlose, in heiterster Darstellung und Karikirung des Orientalismus sich ergehende, übrigens nicht entlehnte, sondern von mir selbst erfundene Märchengebilde hier — — — nun, wie wohl? — politisch nahm. Jetzt schämt man sich freilich, aber nur, weil eine Menge wahrhaft gediegener Kritiken die Widersinnigkeit zu schlagend nachwies, als daß man dabei hätte beharren können. Lassen Sie Sich die anspruchlose kleine Gabe als ein Zeichen aufrichtigster Hochachtung gefallen.

Endlich lege ich noch meinen Michel Angelo bei, diesen mit der Bitte, ihn dem Herrn Baron von Hülsen vorlegen zu wollen. Dabei bemerke ich Nachstehendes. Schon Herrn v. Küstner übersandte ich das Stück, erhielt es aber mit dem gewöhnlichen lithographirten Schreiben, womit man Primaner abfertigt, zurück und hörte später von Rötscher, daß es ihm (Küstner) für die daran zu setzenden Kosten zu klein gewesen sey. Das Factum schien mir für die Königl. Bühne betrübend und da ich von den bevorstehenden Veränderungen hörte, so behielt ich es für mich. Mittlerweile wurde das Stück hier in Wien von Holtey vorgelesen und erwarb sich den größten Beifall, so daß die Münchner Hoftheater-Intendanz es sich augenblicklich von mir ausbat, die es auch im Herbste bringt. Da das Stück nun nach dem Urtheil der competentesten Richter in würdiger Form das Würdige bietet; da es eigentlich ein Programm ist, dem die Künstler und Kunst-Förderer in allen Kreisen beistimmen müßten, indem es das Nichtswürdige bis auf's Äußerste bekämpft; da es nicht im Mindesten gegen die Theater-Convenienz verstößt und da die materielle „Kleinheit" ohne allen Zweifel nur sehr Wenigen, wenn überhaupt mehr als Einem, als ein stichhaltiger Ablehnungsgrund erscheinen dürfte, so bin ich so frei, diese Ablehnung als nicht vorgefallen zu betrachten, und dem neuen Leiter des Instituts das Werk als ein der Intendanz bis jetzt unbekannt gebliebenes zu überreichen. Ich füge noch hinzu, daß ich in etwa anderthalb Monaten ein kleines Lustspiel („Vier Nationen unter Einem Dache" heißt der Titel, den ich für Sich zu behalten bitte) nachsenden kann, falls es zur Füllung des Abends gewünscht werden sollte, daß aber München das Recht auf die erste Aufführung des Michel Angelo erlangt hat und auf dieses Recht Gewicht legt, so daß Berlin nur nachfolgen könnte. Darf ich, verehrtester Freund, in dieser kleinen Angelegenheit, auf Ihre Unterstützung rechnen? Es liegt mir sehr daran, mit der Metropole Norddeutschlands in geistiger Verbindung zu bleiben und das um so mehr, als ich als Dichter mit dem Mich. Ang. in ein ganz neues Stadium getreten bin, in ein Stadium, das mich der realen Bühne um Vieles näher führen und mir die meisten ehrlichen Gegner versöhnen dürfte.

Was sagen Sie zu diesem Herbst? Bei jedem Regentage denke ich an den ehrwürdigen Tieck. Welch ein Unglück; gerade jetzt ein solcher Sommer! Ich wage kaum, nach ihm zu fragen. Ich schreibe ihm heute auch, obgleich ich den Auftrag an Frau von Goethe, mit dem er mich beehrte, nur erst theilweise ausrichten konnte.

Nun leben Sie wohl, theuerster Freund! Empfehlen Sie mich und meine Frau Ihrem Chef auf's Beste, und bringen Sie uns Ihrer Frau Gemahlin in Erinnerung, die bei uns Beiden einen tiefen und bleibenden Eindruck hinterlassen hat.

Wie immer
ganz der Ihrige
Fr. Hebbel.

Zur Erklärung dieses Briefes ist nur wenig hinzuzufügen. Was Hebbel über seine Umarbeitung der „Genoveva" für die Münchener Hofbühne, von seiner Tätigkeit als Preisrichter, seiner Herausgabe von Feuchterslebens Nachlaß sagt, erklärt sich selbst und bietet sachlich nichts Neues. Wertvoll dagegen ist das Bekenntnis des in Wien eingebürgerten Dichters zur norddeutschen Art. Wenn er von „dem letzten großen Ereigniß" spricht, das ihm den Aufenthalt in Wien verleide, so ist das wohl nur auf politische Dinge zu beziehen. Äußerungen Hebbels aus derselben Zeit, die sichere Aufklärung gäben, habe ich nicht gefunden. Doch scheint mir sicher, daß er an die fünf kaiserlichen Handbilletts vom 20. August 1851 denkt, durch die der Kaiser die völlige Aufhebung der Verfassung von 1849 vorbereitete, indem er bestimmte, daß die Minister fortan nur ihm selbst verantwortlich sein sollten. Auch Varnhagen von Ense nennt diese Verfügungen in seinem Tagebuche einen großen Schritt.

Über den „Rubin", sein Bühnenschicksal und seine politische Ausdeutung findet man das Nähere in Werners gründlicher Einleitung zu diesem Stück (Werke III, S. IX—XXVI).

Den „Michel Angelo" hatte Hebbel am 5. Januar 1851 an Küstner gesandt und als unverwendbar zurückerhalten. Den Grund der Ablehnung erfuhr er in Berlin von Rötscher.

„Wegen des Michel Angelo war Rötscher so empört, wie ich selbst; das Comité hatte gemeint, die Inscenirung des Stückes werde sehr viel kosten, und dazu sey es zu klein" (Brief an Christine vom 15. 4. 51, IV 273).

Das Lustspiel „Vier Nationen unter einem Dache" hat Hebbel nicht vollendet. Es blieb bei einem größeren Fragment, das bei Werner zu finden ist (Werke V, 283 ff.). Da die wichtigste Handschrift des Fragments ähnliches Papier aufweist wie die Gyges-Handschrift von 1854, gibt Werner 1854 als Jahr der Abfassung an, allerdings mit einem Fragezeichen. Unser Brief beweist nun, daß Hebbel im Herbst 1851 an diesem Lustspiel gearbeitet hat; aus dieser Zeit wird also auch das erhaltene Fragment stammen. Am 6. Oktober schreibt Hebbel an Rötscher: „. . . ich habe in dieser Zeit ein kleines Lustspiel angefangen, das über die Hälfte fertig gebracht wurde" (Briefe IV, 326). Werner bemerkt in der Anmerkung: „Vielleicht ›Vier Nationen unter einem Dache‹?" und wir können nun feststellen, daß er an dieser Stelle richtig vermutet hat.

Der Brief an Tieck, den Hebbel am gleichen Tage schreiben will, ist nicht bekannt. Vielleicht ist seine Abfassung auch unterblieben mit Rücksicht auf die nur teilweise Ausführung des Auftrags an Ottilie von Goethe. —

Ich lasse den letzten der mitzuteilenden Briefe ($5^1/_4$ Seiten Gr.-8°) folgen:

Wien d. 14ten Febr. 1852.

Verehrtester Herr und Freund!

Wenn ich Ihre letzten lieben Zeilen nicht sogleich beantwortete, so hatte es dieß Mal nicht in einer Ueberhäufung mit Arbeiten und Geschäften seinen Grund, sondern in einer tiefen Verstimmung, wie sie sich meiner zuweilen bemächtigt. Ich weiß nicht, ob Sie diesen Zustand kennen; er kommt ohne Ursache und vergeht auch wieder ohne Ursache, macht mich aber zu jeder Thätigkeit, ja selbst für den Umgang unfähig und legt mir die Pflicht auf, mich ganz zurück zu ziehen, weil ich nur störend wirken könnte. Ich leide daran von Jugend auf, kann jedoch sagen, daß die Intervalle immer größer werden und baue darauf meine Hoffnung, die nächtlichen Dämonen, die mich dann quälen, dereinst noch einmal gänzlich entweichen zu sehen, wenn das anders irgend einem Menschen beschieden ist. Jetzt ist mir der Kopf wieder frei, der Blick wieder hell und die erste Briefschuld, die ich abtrage, ist die an Sie.

Meine Zuschrift an Hülsen sollte für Sie gewiß nichts Verletzendes enthalten; das glaubte ich dadurch genügend anzudeuten, daß ich mich auf Ihren amtlichen Charakter bezog, da ich Sie ja nicht ganz aus dem Spiel lassen konnte. Ich sagte ausdrücklich, daß ich denjenigen Punct Ihres Briefes nicht verstanden hätte, der mein Stück betreffe, und das war ja eben der officielle, der Ausfluß Ihrer Stellung, nicht Ihrer Persönlichkeit. Nun, den verstand ich wirklich nicht, wußte aber sehr wohl, daß ich es nicht mit Ihnen zu thun habe, sondern mit Ihrem Amt, und hoffte, daß Sie eben so unterscheiden würden. Das werden Sie auch, nicht wahr? Und in der Sache stimmen Sie mir ohne allen Zweifel bei, denn das Einlaufen einer Masse dramatischen Wustes kann es doch sicher nicht motiviren, daß ein Werk von mir ungelesen liegen bleibt; wenn aber auch wirklich das Eingangsdatum Regel und Richtschnur für die Erledigung abgäbe, so hätte ich vor dem Herrn Carl Gutzkow, der erst lange nach mir kam, abgefertigt werden müssen, und hatte also in dem einen, wie in dem anderen Falle Recht. Es ist mir Nichts peinlicher, als von mir selbst zu reden, und Sie haben diesen Sommer gewiß nicht das Gegentheil gefunden; es giebt aber Momente, wo es Pflicht wird, und die treten jedes Mal ein, wenn die Selbstverläugnung für eine Art von Nullitäts-Erklärung gehalten zu werden scheint. Mir kam nun vor, als ob ich, Ihrem Institut gegenüber, diese Gefahr liefe und dagegen mußte ich mich schützen. Darum mußte ich nothgedrungen an die Stellung erinnern, die mir Freund und Feind in Deutschland und außer Deutschland einräumen. Es ist wahrlich sehr ungern geschehen, denn ich verschob es bis zum letzten Augenblick; ich wartete nach Empfang Ihres Briefes ja noch volle zwei Monate.

An und für sich kann es mir freilich ziemlich gleichgültig seyn, ob mein Michel Angelo in Berlin gegeben wird, oder nicht, wenn die Aufführung zwischen mir und dem Institut nicht eine dauernde Verbindung einleitet. Ich dächte aber, das sollte die Folge seyn, denn es liegt nach meiner Meinung im beiderseitigen Interesse. Es ist sehr schön, daß Shakespeare überall wieder in Scene geht und daß man namentlich den Macbeth aus dem Schillerschen Procrustes-Bett erlöst, aber das heißt, was das Theater selbst betrifft, doch im Grunde — Sie mißverstehen dieß Wort nicht — nur Medicin nehmen und Medicin ist keine Nahrung. Die Nahrung kann immer nur von den einheimischen, sich aus der Nation selbst entwickelnden Talenten kommen; es giebt gar kein Beispiel des Gegentheils und auch England würde nie einen Shakespeare erhalten haben, wenn es die Kyd, Greene und Marlowe, die ihm den Weg bahnten, ignorirt hätte. Man wird also auch bei uns, wenn die beabsichtigte Reform nicht auf leeres Geklapper hinaus laufen soll, auf die eigenen Talente zurück kommen müssen; und zwar nicht bloß auf Goethe und Schiller, die ja neben Shakespeare auch so gut wie ganz verschwinden, sondern auch auf die Uebrigen. Man wird von Tieck das Darstellbarste (vor Allem den frischen, Leben sprühenden Fortunat) von Werner das Vernünftigste (z. B. den Luther, wenn auch mit Beseitigung einiger Mysticismen, die leider nicht mystisch sind) von Kleist das am wenigsten Grillenhafte, und von einigen Anderen das am wenigsten Triviale geben und mit Gewalt auf dem Repertoire erhalten müssen. Man wird

dann auch der Gegenwart das Gesicht zuwenden müssen, und da würde es doch wunderlich zugehen, wenn man nicht auch auf mich käme; auf mich, den selbst der Rhadamant unserer Tage, Gervinus, für den einzigen Baum unter vielem Gestrüpp erklärte. Man mag meine Arbeiten vom absoluten Standpunct aus beurtheilen, wie man will: im Vergleich mit den Leistungen der Zeitgenossen wird sie Niemand wegwerfen, noch weniger aber verkennen können, daß es keine Rechenmeisterstücke, sondern Producte der Begeisterung sind. Da nun die stofflichen Bedenken, auf die meine Erstlinge stießen, sich doch gewiß im Herodes und im Michel Angelo nicht mehr finden, so sollte ich denken, daß ich ohne eine schreiende Ungerechtigkeit gar nicht mehr ausgeschlossen werden könne. Ja ich bin sogar — verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit! — der Meinung, daß ich einige Unterstützung verdiente, deren der Dichter immer bedarf, wenn der Bühnen-Vorstand nicht selbst aus der Aesthetik ein Studium gemacht hat. Niemand hat den Kampf für Tieck, Kleist u. s. w., der neuen Schule gegenüber, vom ersten Moment an mit so viel Energie und Consequenz geführt, wie ich; bereitwillige Freunde habe ich sehr oft dadurch, daß ich sprach, wo ich wenigstens hätte schweigen können, in heftige Feinde verwandelt und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß neun Zehntheile meiner Gegner es nur deshalb sind, weil ich mich ihren Verunglimpfungen des Alten widersetze. Freilich ist das bei meinen Ueberzeugungen nur meine Pflicht, auch bin ich weit davon entfernt, es anders zu betrachten; es steht jedoch auch fest, daß alle menschlichen Verhältnisse auf Gegenseitigkeit beruhen. Ich lege Ihnen eine Kritik über Struensee bei, aus welcher Sie ersehen mögen, daß ich mit den Häuptern dieser Schule selbst dann nicht capitulire, wenn sie Theater-Directoren und Vorgesetzte meiner Frau geworden sind; daß ich es büßen muß, brauche ich nicht hinzu zu fügen, aber auch nicht, daß das Bewußtseyn, bei jedem meiner Schritte im Dienste der Wahrheit zu stehen, mich tröstet. Natürlich verwerfe ich diese Schule darum nicht ganz, weil ich ihren Anmaßungen, und namentlich ihrer Pietätlosigkeit entgegen trete, so wenig als ich die alte in Allem und Jedem, stumm und dumm verehrend, gelten lasse; zu den Unbedingten werde ich nie gehören, aber Einer der Gerechtesten bemühe ich mich zu werden.

Sie erkundigen Sich nach meinen dramatischen Arbeiten. Zu Weihnacht habe ich ein neues Werk vollendet, das von den Wenigen in Wien und außer Wien, die es bis jetzt kennen, hoch über meine übrigen gestellt wird und wenigstens in stofflicher Beziehung keinerlei Bedenken unterliegt. Man will es an der Burg geben, jedoch mit Aufopferungen von meiner Seite, in Bezug auf das katholische Element, zu denen ich mich erst verstehen kann, wenn es anderswo schon ohne diese Aufopferungen über die Bretter gegangen ist. Ich werde es deshalb wahrscheinlich in diesen Tagen an Hülsen senden, will Ihnen jedoch (einstweilen sub rosa) gleich den Titel nennen. Es ist Agnes Bernauer, die moderne Antigone, in treuherziger altdeutscher Prosa, für die ich im Voraus Ihre Freundschaft, vielleicht auch die Gunst Tiecks, in Anspruch nehme; ich habe nie Etwas mit größerer Begeisterung ausgeführt.

Darf ich Sie bitten, mich Tieck bestens zu empfehlen und ihm zu sagen, sein Theodor (aus dem Fortunat) befinde sich wohl und gebe mir zuweilen die Ehre? Hier läuft nämlich ein Mensch herum, ein Banquier-Sohn, der dem Theodor aufs Haar gleicht.

Ihrer Frau Gemahlin von uns Beiden die herzlichsten Grüße von

Ihrem wahrhaft ergebenen
Fr. Hebbel.

Wie dies Schreiben beweist, hatte die Entscheidung über den „Michel Angelo" sich verzögert. Teichmann hatte dies dem Dichter amtlich mitgeteilt und mit der Menge der eingelaufenen Dramen entschuldigt. Hebbel muß darauf ein ziemlich scharfes Schreiben an Hülsen gerichtet haben, in dem er sich über diese Behandlung beschwerte. Bald darauf hat Teichmann offenbar die Annahme des „Michel Angelo" gemeldet, und die Antwort auf diese Mitteilung ist der vorstehende Brief. Zur Erklärung im einzelnen sei nur bemerkt, daß Hebbels Aufsatz „Struensee. Eine Betrachtung über den Stoff bei Gelegenheit der *Laube*schen Bearbeitung desselben angestellt" 1849 in der „Österr. Reichszeitung" erschienen war. Im übrigen spricht dieser Brief für sich selbst. Die Bekenntnisse, die der Dichter hier, wahrlich nicht nur pro domo, dem Freunde gegenüber ablegt, entspringen innerster sittlicher Überzeugung und sind ein vollgültiger Ausdruck von Hebbels künstlerischer und menschlicher Persönlichkeit. Auf Einzelheiten näher eingehen, hieße nur die Wirkung des wertvollen Dokumentes abschwächen. —

Die Sendung der „Agnes Bernauer" nach Berlin erfolgte wirklich am 16. Februar. Hebbels Begleitbrief an Hülsen, bisher unbekannt, liegt mir ebenfalls im Original vor. Ich teile ihn hier nicht mit. Er soll in einer größeren Veröffentlichung seine Stelle finden, in der ich Hebbels Beziehungen zum Berliner Hoftheater behandeln und das schon Bekannte mit vielem noch Ungedruckten von, an und über Hebbel zu einer zusammenfassenden Darstellung vereinigen werde. —

Die Handschriften der mitgeteilten Briefe sind im Besitze des Herrn Majors a. D. *Friedrich Wilhelm Isenburg* in Berlin-Friedenau. Für die Güte, mit der er mir die kostbaren Dokumente zur Herausgabe anvertraute, sei ihm auch an dieser Stelle aufrichtig gedankt. Im letzten Grunde geht diese Veröffentlichung, wie ich zum Schluß dankbar zu bekennen habe, auf eine Anregung *Paul Bornsteins* zurück. Von ihm, dem unermüdlich für Hebbel Tätigen, erscheint Ende dieses Jahres im Propyläen-Verlag ein dreibändiges Werk „Hebbels Persön-

lichkeit. — Gespräche sowie zeitgenössische Urteile und Erinnerungen". Bornstein ist über Kuhs Biographie hinaus überall auf die Quellen zurückgegangen, er hat eine Fülle entlegenen und ungedruckten Materials benutzt, z. B. auch Tagebücher des Großherzogs Karl Alexander. Sein Werk wird in wesentlichen Zügen ein neues Bild Hebbels bieten, tiefere Schatten, aber auch helleres Licht. Auf mein Anerbieten, ihn, wenn möglich, durch einzelne Untersuchungen im Kleinen zu unterstützen, hatte Bornstein u. a. die Vermutung geäußert, bei Teichmanns Nachkommen könnte sich wohl eine Hebbel-Tradition erhalten haben. Meine Bemühungen um den schriftlichen Nachlaß Teichmanns hatten den Erfolg, daß ich bei Herrn Major Isenburg eine umfangreiche Handschriftensammlung kennen lernte, die auf Teichmanns Schwager, Oberstleutnant Richard Isenburg zurückgeht und sich in der Familie vererbt hat. Sie besteht zum großen Teil aus Briefen an Teichmann. Äußerungen Teichmanns über Hebbel fanden sich zwar nicht, wohl aber die drei mitgeteilten Schreiben Hebbels an Teichmann und der erwähnte Brief an Hülsen. So hat Paul Bornsteins Anregung zu der vorliegenden Veröffentlichung geführt, und es ist mir eine angenehme Pflicht, mit dem Danke gegenüber dem verehrten Forscher schließen zu können.

Kleinigkeiten.

Von

Dr. Max Maas in München.

1. Persische Literaturgeschichten in englischer Sprache.

Bei dem jetzt eingetretenen Mangel an ausländischen Büchern und Zeitschriften in deutschen Bibliotheken sind wir sehr stark auf Mitteilungen und Besprechungen von Neuerscheinungen in den englischen Tageszeitungen und Revuen angewiesen. So finden wir in dem Manchester Guardian eine anregende Anzeige von zwei neu erschienenen persischen Literaturgeschichten, die das Interesse der Z. f. B. gewiß erregen wird. Die zwei hervorragendsten englischen und amerikanischen Gelehrten für die persischen Studien haben fast gleichzeitig bedeutsame Geschichten der Literatur, in erster Linie der poetischen, Persiens veröffentlicht, die durch eigene Versübersetzungen einer Auswahl bester Dichtungen iranischer Autoren besondere Anziehungskraft ausüben. Professor A. V. Williams Jackson hat in seiner „Early Persian Poetry from the Beginnings down to the Time of Firdausi," (New York bei Macmillan) die Geschichte der persischen Literatur von den frühesten Zeiten bis zu dem großen epischen Dichter Firdusi (935—1025 n. Ch.) geführt. Sein Freund Professor Browne in „A History of Persian Literature under Tartar Dominion" (1265—1502 n. Ch.) deckt in seiner bei der Cambridge University Press erschienenen Geschichte $2^1/_2$ Jahrhunderte persischer Literatur, von der Zerstörung der arabischen Herrschaft durch den Einbruch der wilden mongolischen Tartaren im 13. Jahrhundert bis zu dem Niedergang und Untergang der 2. Mongolischen Macht, den Nachkommen des grausamen Timur-J-Lang (Tamerlan) im Beginn des 16. Jahrhunderts. Tatsächlich bildet der gegenwärtige Band Brownes, obwohl unter anderem Titel erschienen, den dritten Band von des Autors monumentaler persischen Literaturgeschichte, deren zwei vorausgegangenen Bände in den Jahren 1902 und 1906 erschienen sind. Die Darstellung in diesem dritten Band zeigt ein merkwürdiges literarisches Phänomen. Die Periode, von der er handelt, war eine der verwickeltsten, unruhigsten und blutigsten in der Geschichte; eine Ära wilder Einfälle, kämpfender rivalisierender Dynastien und von Grausamkeiten, wie sie in anderen Zeiten kaum beobachtet werden konnten. Bürgerkriege und Familienzwiste lassen die Verwicklung in der politischen Geschichte nur schwer entwirren. Was nun dabei ganz auffallend ist, ist der Umstand, daß gerade in solchen Perioden der Anarchie und des Machtverfalls die persische Literatur am meisten geblüht hat. Und viele der grausamsten und wollüstigsten der Tyrannen waren dabei die freigebigsten Mäzenaten für Wissenschaft und Literatur — einige sogar selbst bedeutende Gelehrte und Dichter. Die Zahl hervorragender Schriftsteller, die unter der Mongolen- und Tartarenherrschaft blühten, ist in der Tat bemerkenswert. In dem jetzt von Professor Browne herausgegebenen Bande sind vor allem drei große Dichter ersten Ranges und von Weltruhm behandelt: Hafiz, Jami und Sadi.

Die persische Literatur dieser merkwürdigen Ära ist vor allem historisch und poetisch. Die Iranier, ganz im Gegensatz zu den Indern, waren immer durch historischen Sinn ausgezeichnet. Es ist ganz überraschend, welche Fülle von historischer, geographischer und ethnographischer Information manche Annalisten und Chronisten überliefert haben, selbst über fernliegende Länder. Der Chronist Barákati z. B. (1317 n. Chr.) kann von Portugal, Polen, Böhmen, England, Schottland, Irland, Katalonien, der Lombardei, von Paris und Köln berichten. Die römischen Kaiser von Romulus an, die Päpste vom heiligen Petrus bis zu dem mit dem Autor gleichzeitigen Papst, der als der 202. in der Reihe der Päpste bezeichnet ist, sind genannt; Ereignisse wie die Kirchenkonzile, die Bekehrung des Britenlandes zum Christentum in der Zeit des Papstes Eleutherius, von der nestorianischen Ketzerei und anderes mehr ist berichtet.

Die Masse der persischen Literatur in den mohammedanischen Zeiten, sei es unter arabischer, tartarischer oder türkischer Herrschaft, ist poetisch. In England hat man immer Interesse an der persischen Literatur genommen. Aber die Zahl der bekannt gewordenen Dichter ist gering: abgesehen von Omar Khayyan, der in das allgemeine englische Publikum gedrungen ist. Anders ist es in Deutschland, wo die persische Literatur dank Herder, Goethe, Daumer, Bodenstedt u. a. m. früh durch Übersetzungen und Nachahmungen verbreitet worden ist. In England hat nunmehr Professor Browne wie auch Professor Jackson zahlreiche Übersetzungen vieler unbekannter persischer Dichter in englischen Versen veröffentlicht. Viele sind natürlich für englische Ohren nicht geeignet — shocking — wegen ihrer Derbheit und Indezenz. Aber im ganzen gibt die Anthologie eine kräftige Idee der Schönheiten in der Lyrik, Mystik und dem Humor des persischen Mittelalters. — Der Brownesche Band ist in hervorragender Weise ausgestattet, eine typographische Leistung ersten Ranges.

Wie wir jetzt hinter dem Auslande zurückstehen müssen, zeigt z. B., daß eine maßgebende Übersetzung des mystischen Werkes des persischen Philosophen Mahmud Shabistari „Rosenflur des Geheimnisses" ins Deutsche keinen Verleger findet.

2. Eine französische Sammlung griechischer und lateinischer Autoren.

Der Ruhm und die geschäftlichen Erfolge der Teubneriana und der Weidmannschen Ausgaben griechischer und lateinischer Autoren lassen die französische Eitelkeit nicht ruhen. Auch die Oxford-Ausgaben und vielleicht der Erfolg der Sammlung Loeb, die neben die griechischen und lateinischen Texte gute englische Übersetzungen gestellt hat und die in den englisch sprechenden Ländern bereits weitgehende Verbreitung gefunden hat, tragen dazu bei, daß sich in Frankreich eine Gesellschaft gebildet hat, die „Association Guillaume Budé" (nach dem Humanisten Budaeus genannt), welche unter dem Vorsitz des bekannten französischen Gräzisten Maurice Croiset und unter Mitarbeit von Louis Havet, Paul Girard, Paul Mazon, Chatelain, Alfred Croiset, Camille Jallian, Omont, Théodore (†) und Salomon Reinach das wichtige und für den wissenschaftlichen Ruhm Frankreichs notwendige Werk in Aussicht genommen hat, zum erstenmal eine umfassende Sammlung griechischer und lateinischer Autoren herauszugeben. „Le Temps" sagt selbst und mit Recht die *erste* Sammlung, denn was Frankreich bis jetzt in dieser Beziehung herausgebracht hat, ist als ganzes Stückwerk und im einzelnen veraltet und nicht maßgebend. „Es sei daher natürlich, daß die Gelehrten Frankreichs sich bis jetzt an Teubner und Weidmann zu halten gehabt hätten. Auch an die englischen Ausgaben, die, was die griechischen Autoren betrifft, gut aber auch sehr kostspielig sind (es gibt auch gute lateinische Texte in den Oxfordtexten). Die Unternehmung der Association Budé füllt also eine bedauernswerte Lücke aus. Sie ist bestimmt, „einen definitiven Schlag der wissenschaftlichen Industrie jenseits des Rheins zu versetzen, die schon, wie „Le Temps" erzählt, schwankt und ihre Doctores unruhig sieht bei dem Gedanken, daß sie auch die Hegemonie in der Wissenschaft verlieren werden, wie denn ihre großen Klassikersammlungen auch bereits einen Stillstand aufweisen." Die Association Budé hat bereits eine Editorengesellschaft zusammengebracht, die imstande sein wird, ihre ehrgeizigen Projekte zu verwirklichen. In diesen „Collectiones des universités de France" soll zuerst eine erste Sammlung bedeutender griechischer und lateinischer Schriften erscheinen, und zwar so, daß die Texte der besten klassischen Autoren, mit Übersetzungen und kurzem kritischen Apparat, jeweils auf der gleichen Seite, herausgebracht werden. Dann sollen Ausgaben und Übersetzungen zu separatem Verkauf hergestellt werden. In zweiter Linie kommt eine Sammlung von Autoren zweiten Ranges und von technischen Schrifstellern des Altertums; Aristoteles z. B. wird in der ersten Sammlung mit seinen wichtigsten Traktaten vertreten sein, seine naturwissenschaftlichen Werke kommen in der zweiten Sammlung (die Berliner Akademie

zittert bereits für ihren Aristoteles!). Seine historischen, philosophischen und kritischen Kommentare gehen in eine besondere Ausgabe. Zwei Bände sind bereits erschienen. Der erste Band „Lucretius de rerum natura" wurde unter dem Zeichen der römischen Wölfin von Alfred Ernout in Text und Übersetzung herausgegeben. Plato unter dem Zeichen der Eule der Athena ist mit Hippias minor, Alcibiades, Apologie, Eutyphron, Kriton von Maurice Croiset im Text veröffentlicht und übersetzt. Beide sind sorgfältig gedruckte Bücher auf ausgezeichnetem Papier in neu und besonders hergestellten Typen. Der vor acht Monaten herausgegebene Plato ist bereits in tausend Exemplaren verkauft (kolossal!) — worin „Le Temps" einen Beweis sieht, daß — im Gegensatz zu der ausgesprochenen Meinung vom Niedergang der Geistigkeit — die Freude an dem Humanismus in Frankreich noch lebt.

In 15 Jahren hofft man 300 Bände herauszubringen, im französischen Geiste, der im Maßhalten und im Geschmack besteht, ferner in der Tradition der großen französischen Humanisten der Renaissance und mit gerechtem Mißtrauen gegenüber einem gewissen, in Deutschland allein in Ehre stehenden „Machinisme" (Effekthascherei). Louis Havet, der auch bei uns in Deutschland in Ehren steht, hat in einer interessanten Broschüre die für seine Mitarbeiter allgemein gültigen Regeln kodifiziert, die für die Aufstellung des Textes, die typographische Disposition, die Interpunktion, für die Anmerkungen und Übersetzungen angewandt werden sollen. Havet empfiehlt den Übersetzern in erster Linie die antike Wortfolge aufrecht zu erhalten, da diese für den Autor charakteristisch sei, während die Konstruktion unter der Regierung der Grammatik stehe. Er will selbst die Grammatik dem Stil untergeordnet gehalten haben, um größere Treue zu erreichen. Von Einzelarbeitern für die verschiedenen Werke erwähnt der „Temps" Bérard für die Odyssee, Théodore Reinach für Sappho, Cumont für Julianus apostata, die wir Deutsche unter den französischen Gelehrten auch für diese antiken Autoren ausgesucht hätten. Allerdings wären deutsche Gelehrte nicht auf den Gedanken verfallen, dem Verfasser der Demi-Vierges, Marcel Prévost, die amüsante Aufgabe der Übersetzung der Heroiden-Briefe des Ovid zu übertragen, deren Text von Bornecque hergestellt wird. Auch würde man bei einem großen wissenschaftlichen Unternehmen, das den größten Leistungen deutscher Wissenschaft Konkurrenz zu machen bestimmt ist, nicht, wie es Emil Henriot im „Temps" tut, Jean Richepin für Statius und Tibull, Pierre Louys für die Liebesgedichte der Anthologie vorschlagen, so ausgezeichnete Romanciers diese auch sind. Unter diesen Zeichen wird die französische Teubneriana nicht siegen!

3. Eine Geschichte der französischen Nation.

Verzögert durch den Krieg, hat die Publikation der unter der Leitung von Gabriel Hanotaux in Aussicht genommenen „Histoire de la Nation française" erst jetzt beginnen können. Der erste Band ist im Vorjahre erschienen; er ist betitelt „Géographie humaine de la France" und sein Verfasser ist der Professor am Collège de France Jean Brunhes, welcher das bedeutsame Werk vortrefflich einleitet. Das ganze Werk soll eine Sammlung sämtlicher einschlägigen Dokumente und gelehrten Erörterungen über Frankreich repräsentieren, zugleich aber auch eine künstlerische Tat bedeuten, dank den Illustrationen und der sorgfältigen Herstellung des Bandes.

Wir folgen einer französischen Anzeige des Bandes, um einstweilen auf das auch für uns so wichtige Werk aufmerksam zu machen; denn von seinen Feinden muß man lernen. Nach dem, was wir darüber lesen, scheint es den wissenschaftlichen Anforderungen, die wir an ein erschöpfendes geographisch-historisches Werk stellen, nicht ganz zu entsprechen. Das Wichtigste ist dem Franzosen immer „pour la *gloire* de la France" zu arbeiten, ein Äußeres, das bei uns der Wissenschaft zweifellos untergeordnet würde.

Dieser erste Band will die Geschichte Frankreichs durch die Geographie aufklären. „Um Frankreich zu verstehen, diesen aus den Fluten aufgetauchten Teil der Erde, auf dem wir leben, heißt uns dahin zu streben, daß wir besser erkennen lernen, was unsere Nation ist." Die Feder von Brunhes zeigt in der Tat, wie diese französische Erde lebt. Sie läßt die tiefgehenden Verbindungen verstehen, die die Menschen in Frankreich an ihre Scholle heften. Sie erklärt, was der Bauer dieser oder jener Provinz von seinem physischen Charakter und von seiner Moral der Natur des Bodens verdankt, der ihn ernährt, und der Landschaft, in der er sein Leben verbringt. Und dann setzt Brunhes auseinander, wie sich „das Wunder der Geschichte Frankreichs verwirklichen konnte, das darin bestand, daß aus diesen Bevölkerungsfragmenten ein einziges Volk und die gleichartigste Nation des ganzen Erdballs werden konnte. Die Geschichte hatte die Gabe, diese Länder zusammenzuziehen und aus den, von den auf

verschiedenen Territorien lebenden Menschen erworbenen, Eigenschaften heraus diese Territorien selbst zu einer harmonischen Synthese zu bilden, die zu einem organischen Ganzen wurde. Das geographische Frankreich wurde durch die französische Geschichte geschaffen: um ein Ganzes zu bilden, das als Ganzes vorausbestimmt erscheint und unzerstörbar geworden ist. Aus der Verschiedenartigkeit, die ebensowohl ein Reiz ist wie ein Reichtum, die aber auch eine Gefahr hätte sein können, ist die Einheit hervorgegangen, die eine souveräne Kraft ist — diese unvergleichliche Einheit." Jean Brunhes spricht als Gelehrter, aber auch als Poet über das französische Land. Diejenigen Seiten, die von den Flüssen handeln, gehören zu den schönsten des Werks, weil er ihre Geschichte und ihr Leben mit einem Relief versehen kann, das sie wahrhaft leben macht. Wenn er den Lauf der Maas und der Mosel verfolgt und zu dem Isthmus Toul-Pagny gelangend nachweist, daß die Mosel, diese kleine Maas, einst ihr Wasser in der Gegend von Foug mit der großen Maas vereinigte, verfolgt der Leser mit Leidenschaft die Bestimmung dieser Flüsse, als wenn es sich um lebende Persönlichkeiten handelte. Und damit spricht der Autor keine Einbildungen aus: es ist die Geschichte des Bodens selbst, und er weiß so gut zu erzählen, daß man sich nachher wundert, so viel Tatsachen und Kenntnisse mit solchem Vergnügen aufgenommen zu haben. (Diese Art der französischen Schriftstellerei ist allerdings ein Vorzug.)

Dazu tragen denn auch die Illustrationen durch Lepêre und Patissou bei. Es war der Lebenstraum von Auguste Lepêre gewesen, sein Frankreich zu illustrieren. Er hatte vor dem Krieg, wie Hanotaux erzählt, die Aufgabe übernommen und schon dem Herausgeber die in das Werk aufgenommene feine und eindrucksvolle Zeichnung von Semur geschickt, die wie ein Bild der friedlichen Zeiten vor 1914 wirkt. Nach Beginn des Krieges nahm er, unruhig zugleich und voll Vertrauen, seine Wege durch Frankreich wieder auf, und, wie in einem Vorgefühl, beeilte er sich, seine bewegten Gefühle in Skizzen und Pastellen niederzulegen, wodurch er der Zukunft vielleicht das schönste Bild ungreifbarer Dinge hinterläßt: ein Land. Lepêre ist gestorben nach vollendeter Aufgabe, ohne die Publikation zu erleben, der er sein schönstes Talent gewidmet hatte. Hier ist Frankreich durch einen seiner besten Künstler gefeiert.

4. Ein hervorragendes Miniaturwerk nach Australien verkauft.

Die Nationalgalerie in Melbourne in Australien hat auf einer Londoner Auktion ein hervorragendes Werk der Miniierkunst erworben, die sogenannten „Wharncliff Horae", einen kleinen Band von 116 Pergamentseiten. Das Stundenbuch enthält die üblichen Gebete usw. nach römischem Gebrauch: einen Kalender, Evangelienteile, Obsecro te und O intemerata, die Stunden der Jungfrau, des Kreuzes und hl. Geistes, Bußpsalmen mit Litanei, Totenvigilien u. a. m. Die besonderen Ehren, die den Patronen und Bischöfen von Angers in dem Kalender bezeugt werden, lassen das Büchlein in Zusammenhang mit dieser Stadt stehend erkennen. Für wen es geschrieben und gemalt ist, dafür läßt sich kein Zeichen finden, abgesehen vielleicht davon, daß die einzigen in dem Buch erwähnten Memoriae zu Ehren des St. Christophorus und St. Sebastian sind. Daß der Besitzer ein Mann von höchstem Geschmack und bedeutenden Mitteln war, geht aus den 43 Miniaturen hervor, die den Band schmücken. Sie sind unzweifelhaft das Werk eines allerersten französischen Miniaturisten, und keinem andern als dem „Egregius Pictor Franciscus", der im Jahre 1473 ein Exemplar der „Cité de Dieu" für Charles de Baucourt illustrierte, zuzuschreiben. Die Hand dieses Meisters wurde auch in anderen Manuskripten der Zeit erkannt, u. a. in einem prachtvollen Valerius Maximus, der um 1475 für den Historiker Philippe de Comines illuminiert wurde und jetzt im Britischen Museum ist. Es ist nicht zu beweisen, daß dieser Pictor Franciscus mit Jean Fouquets Sohn François identisch ist. Aber möge sein voller Name gewesen sein wie er will, so ist kein Zweifel, daß er unter dem Einfluß Jean Fouquets gearbeitet hat und daß er nächst dem großen Meister selbst einer der glänzendsten Repräsentanten der Schule von Tours gewesen ist. Die nächsten Verwandtschaften der Wharncliff Horae sind nicht solche stattliche Bände wie die Cité de Dieu und der Valerius Maximus, sondern Werke des Künstlers in kleinerem Maßstab. Der Gewährsmann der „Morning Post" zieht dafür die ganz kleinen St. Pol horae im Britischen Museum unter den Egerton-Manuskripten und die wenig größeren Horae des René von Lothringen, die bis jetzt in der Yates-Thompson-Sammlung gewesen sind, in Betracht. Namentlich mit den letzteren sind die Ähnlichkeiten bedeutend: dasselbe Schema der Kalenderillustration möchte fast die einen als Replik der andern betrachten lassen, was aber doch nicht der Fall ist. Ebenso sind vier der dreizehn großen Illustrationen des nach Australien gewanderten Stundenbuchs denen in den Horae des René von Lothringen durch-

aus ähnlich. Besondere Erwähnung unter den anderen neun Miniaturen verdient die vor den Bußpsalmen, ebensowohl wegen der Seltenheit der Darstellung (David und Abigail), als wegen ihrer besonderen Vortrefflichkeit. Viele dieser großen Miniaturen haben am unteren Rand Darstellungen von Jagd-, Kampf- und ähnlichen Szenen; obwohl amüsant und reizend in der Ausführung, stehen sie doch an künstlerischer Vollendung unter den großen Miniaturen. Sie sind vielleicht der andern Hand zuzuschreiben, die die dekorativen Ränder gemalt hat. Die Galerie von Melbourne hat für diesen kostbaren Schatz 4725 Pfund gezahlt.

5. Ein Fund zur Rolandsage.

Ein wichtiger Fund ist in Apt, einer ungefähr 45 Kilometer von Avignon gelegenen südfranzösischen Stadt, von dem Sekretär der Mairie gemacht worden: zwei provenzalische Dichtungen aus der Rolandsage. Beim Suchen in den Papieren eines Anwalts der Stadt fand der Mairiesekretär in einem aus dem Jahre 1398 datierten Jahrbuch ein prächtiges Manuskript in gotischer Schrift, das ungefähr 3200 Verse enthielt. Ein bekannter Romanist, Doktor Jacquème in Marseille, entdeckte darin eine provenzalische Version der Rolandlegende. Der Text gibt zwei epische Erzählungen (oder Episoden) in assonnierenden Zehnsilbern; die erste handelt von Roland zu Saragossa, die zweite von Roland zu Roncevaux.

Ungefähr 600 Zeilen fehlen in dem ersten Manuskript, einer freien romanhaften Erweiterung des bekannten Roncevauxliedes. Die Dichtung versetzt Roland mit dem Heere Karls des Großen nach Spanien. Er unterhält sich gerade mit dem Kaiser, als ein Bote ihm von Berimonde (der Bramimonde des „Chanson de Roland") ein Liebespfand bringt. Sofort spricht sich Roland für die Belagerung von Saragossa aus. Ein Wortstreit erhebt sich zwischen ihm, Karl dem Großen und Olivier, und Roland beschließt, Saragossa allein zu nehmen. Nur der teuflische Folet begleitet ihn, der seinen bevorstehenden Tod prophezeit. Roland bezwingt die Tore von Saragossa und metzelt unzählige Sarazenen hin. Königin Berimonde, die von seinen Taten hört, besteigt ihren schönsten Zelter und reitet in kostbarer Kleidung zu Roland, den sie anredet: „Herr Roland, Ihr seid mein Gefangener." Roland antwortet, es sei ein Vergnügen für ihn, und fügt hinzu, daß, wenn auch 10000 Sarazenen hinter ihm stünden, er noch nicht den Kopf umdrehen würde. Nach einem Wechsel von ausschweifenden Komplimenten läßt die Königin Roland ziehen, gibt ihm aber ihren kostbaren Mantel mit, um Karl dem Großen zu beweisen, daß er wirklich in Saragossa gewesen ist. Während die Saragossadichtung Roland durchaus originell zeigt, folgt der Roncevaux-Roland mehr oder weniger den bekannten Sagen, obwohl auch hier Variationen vorhanden sind.

Das neue Manuskript bildet ein wichtiges Glied zwischen dem „Chanson de Roland" und den späteren Fassungen der Sage. Fauriel nahm an, daß ein provenzalisches Epos über das Roncevauxthema existiert habe, das älter als das Rolandlied gewesen wäre. Das neuentdeckte Manuskript ist vielleicht dasjenige, von dem Ramon Feraud, der Mönch von Lérius oder Lerinum und Autor des Lebens des heiligen Honoratus, spricht.

6. Illuminierte Absatzanfänge in griechisch-ägyptischen literarischen Papyri.

Die ausgezeichnete italienische ägyptologische und papyrologischen Vierteljahrsschrift „Aegyptus", die in allen vier bis jetzt erschienenen Heften eine reiche Anzahl trefflicher wissenschaftlicher Aufsätze und wichtiger Nachrichten veröffentlicht hat, für die wir ihr in unserer Abgeschlossenheit außerordentlich dankbar sind, brachte jüngst eine interessante Zusammenstellung von Giuseppina Tanzi-Mira: „Paragraphoi ornate in Papiri Letterari Greco-Egizi", die an dieser Stelle wegen ihres Zusammenhangs mit der Geschichte des Buchschmuckes wiedergegeben werden soll.

Es ist wohlbekannt, daß in den literarischen Papyri bereits die Paragraphi, d. h. die Absatzanfänge des Textes, kenntlich gemacht sind, und zwar gewöhnlich in der einfachen Form einer am Rand sich auszeichnenden Linie, der im Text ein geistiger Abschnitt entspricht. Manchmal aber, wie schon oft beobachtet worden ist, nimmt die Bezeichnung des Abschnittes (die Paragraphos) eine künstlerischere Form an, als wenn in den ägyptischen Dokumenten quasi ein Vorläufer jener Verzierungen und jener Miniaturen gegeben werden sollte, die so viele mittelalterliche Manuskripte zu Kunstwerken ersten Ranges gemacht haben. In dem Aufsatz des „Aegyptus" sind die geschmückten Paragraphi gesammelt und soviel als möglich auf ihre Charakteristik untersucht. Diese Äußerlichkeiten der Dokumente aus dem Altertum sind ja doch auch imstande, zu ihrer besseren Erkenntnis und zu ihrer Rekonstruktion behilflich zu sein.



Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß die geschmückten Absatzanfänge sich in den schönsten Codices, in den elegantesten und kostbarsten Ausgaben finden, und daß sich darin die Phantasie des Kopisten oder des Helfers widerspiegelt, der seltsame und graziöse, mehr oder weniger komplizierte, aber immer charakteristische Formen bildet. Die italienische Gelehrte studiert Zeit und Ort, wo diese Eigentümlichkeiten erscheinen, und den Umstand, ob sie Eigenheiten eines Schreibers, eines Helfers oder des Eigentümers des Kodex repräsentieren.

Was die Zeit des Erscheinens der geschmückten Paragraphen betrifft, so sind sie bereits in dem ältesten literarischen Papyrus, der uns erhalten ist, zu finden: in dem der Perser des Timotheos aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. Dazu tritt noch ein Anfangsschmuck in einem Papyrus von des Euripides „Phaethon" und ein anderer in einem Pindar-Fragment in den Oxyrhynchos-Papyri als einzige aus der Zeit vor Christus zu datierende derartige Dokumente. Im 1. Jahrhundert n. Chr. findet sich eine geschmückte Paragraphos in Didymos-Scholien zu Demosthenes Philippika und in einem Arat. Im 2. Jahrhundert n. Chr. scheinen die geschmückten Absatzanfänge häufiger im Gebrauch und von größerer Verschiedenheit zu sein; einige hübsche und eigenartige wiederholen sich häufig. Diesem Jahrhundert gehört die größte Zahl der uns aus dem Altertum erhaltenen geschmückten Abschnitte an. Im 3. Jahrhundert n. Chr. sind sie selten; darunter finden wir aber zwei hübsche Typen bei einem Sappho-Fragment (Oxyrhynchos II) und einem Homer-Stück (Papyri Rylands III). Im 4. Jahrhundert wächst der Gebrauch namentlich in Kallimachos-Papyri. Nach diesem Jahrhundert verschwindet der Gebrauch in den erhaltenen Papyri.

Was den Ort betrifft, von woher die geschmückten Paragraphen stammen, so sind sie charakteristisch für die in Oxyrhynchos ausgegrabenen Papyri. Aber sie stammen auch aus anderen ägyptischen Gebieten. Wenn man die Papyri unbekannter Provenienz ausscheidet, bleibt ferner der Perser-Papyrus, der aus Abusir stammt, und zwei Papyri der Didymos-Scholien, die aus dem Hermopolisgau stammen. Weiter einer aus dem arsinoitischen Gau mit einem Fragment des Hippolytos des Euripides, und ein Fragment aus der Ilias aus Tebtunis. So oft derartiger Anfangsschmuck erscheint, ist er in keiner Weise für den Inhalt charakteristisch; er kommt sowohl bei Dichtern wie bei Prosaschriftstellern, öfter jedoch bei ersteren vor.

Der eigentümlichere und kompliziertere Buchschmuck hat den Zweck, Anfang oder Ende eines Werkes zu bezeichnen, wie z. B. zu Anfang eines Pindar-Päans (Oxy. II) oder zu Ende bei den erwähnten Didymos-Scholien und in einem Nonnos-Fragment. In den Papyri mit Fragmenten aus Sappho und Alkaios, in dem die Strophen fortlaufend geschrieben sind, bezeichnet die Paragraphos das Ende der einen und den Anfang der nächsten, wofür Beispiele aufgeführt werden. Ein andermal zeigt der Buchschmuck das Ende eines Teils des Werkes (Platons Symposion, Oxy. II) oder einen Wechsel im Inhalt, oder das Ende eines Gesanges, oder den Anfang eines Dialoges in einer Tragödie.

In den Päanen des Pindar (Oxy. II) ist einmal ein Buchstabe, um den Vers zu numerieren, an den Rand gestellt. Es gibt auch Zeichen, die die Versetzung eines Verses, Interpolationen im Text, Zitate, Wechsel des Gegenstandes, Aufforderung, auf eine bestimmte Stelle des Verses Achtung zu geben, und anderes bezeichnen können. Von einigen Zeichen können wir die Absicht noch nicht erkennen.

Eine angeschlossene Tafel weist in 33 Beispielen die Formen dieses beginnenden Buchschmuckes auf. Nur in einem einzigen Papyrus findet sich ein Abschnittsanfangsschmuck, der ein lebendes Wesen darzustellen scheint (einen Vogel). Die Bezeichnungen, die gleichen Zweck haben, ähneln sich in verschiedenen Papyri, auch in der Form.

Größere Schlüsse sind bis jetzt aus dieser Zusammenstellung eines ältesten Buchschmuckes, der nicht allein praktische Zwecke verfolgt, nicht zu ziehen. Die italienische Papyrologin will nur das bis jetzt bekannte Material zusammenstellen. Jede Geschichte des Buchschmuckes muß aber mit diesen kleinen Zeichen beginnen. Von älteren Dokumenten mit wirklichen Illustrationen und Illuminierungen kommen noch die ägyptischen Totenbücher und andere ägyptische Dokumente in Betracht; hier sollte nur von den griechischen Papyri ägyptischer Herkunft gehandelt werden.

Weiteres zu Hans Sachsischen Einzeldrucken mit Holzschnitten bestimmter Meister.

Von

Professor D. Dr. Georg Stuhlfauth in Berlin.

Dies diem docet.

1. Jobst Amman.[1]

Zu den beiden Veröffentlichungen, in denen Hans Sachs' Verse mit Jobst Ammans Kunst verbunden sind, den Ständebildern und dem nach des Dichters Tode von dem Maler Andreas Herneisen mit dem von Jobst Amman radierten Bildnis ausgegebenen „Gesprech, darin der dichter dem gefuersten abt zu Allersprach sein valete und leczen spruch dediciret", gesellt sich eine dritte, die zeitlich jenen beiden vorangeht. Sie besteht in dem als Auszug aus dem großen, zuerst 1555 bei Schöffel in Frankfurt a. M. erschienenen, seit 1564[2] mit Ammanschen Holzschnitten ebenda bei Sigmund Feyerabend, dem Verleger der Ständebilder, gedruckten Kriegsbuche von *Leonhard Fronsperger.*[3] Dieser Auszug, bei Sigmund Feyerabend und Simon Hüter gedruckt und verlegt, hat gegenüber dem Originalwerk nicht nur handlicheres Format, sofern das Folioformat durch das Quartformat ersetzt ist, sondern auch wesentlich verminderten Umfang; es enthält im ganzen nur 48 der von Jobst Amman für das größere Werk gezeichneten Holzschnitte, hat nun aber andererseits zu jedem derselben ein zehn, bei dem letzten zwölf Verse umfassendes Gedicht von Hans Sachs. *C. Becker,* Jobst Amman, Leipzig 1854, S. 40—42, beschreibt diese Ausgabe mit besonderer Bezugnahme auf die Holzschnitte des näheren nach einer schriftlichen Mitteilung, ohne sie selbst gesehen zu haben. *Rudolph Genée* Hans Sachs und seine Zeit, Leipzig 1894, S. 514 (Anm. zu S. 376), kennt von ihr nur ein einziges Exemplar, offenbar das von *Becker* beschriebene: es befindet sich in der Dresdener Landesbibliothek, „ist aber defekt, hat ein unvollständiges Titelblatt mit dem Bildnis Karls V., und die sämtlichen Bilder mit den Versen sind aufgeklebt."[4]

Ob die 452 Verse, die Hans Sachs laut Generalregister unter dem Titel „Kriegsemter aller pefelchslewt zw ainem grosen feltzug" im Jahre 1564 in sein 17. Spruchbuch eingetragen hatte[5], mit denen des Kriegsbuches identisch waren, muß bei aller bejahenden Wahrscheinlichkeit offene Frage bleiben. Denn nicht nur ist das 17. Spruchbuch des Meisters verloren, so daß eine unmittelbare Nachprüfung nicht möglich ist, sondern es steht einer Identifizierung auch der Umstand im Wege, daß die beiderseitigen Verszahlen sich nicht decken: den $48 \times 10 + 24 = 82$ Versen des gedruckten Buches stehen bloß 452[6] des Spruchbuches gegenüber!

Wie dem auch sei, sicher ist, daß Hans Sachs wie zu den Ständebildern Jobst Ammans, so einige Jahre zuvor bereits sich hatte gewinnen lassen, zu desselben Meisters „Kriegsbildern" erläuternde Verse zu schreiben, die dem Unternehmen des Verlegers und dem Werk des Künstlers zu neuem Absatz und weitester Verbreitung verhalfen.

2. Hans Sebald Beham.[7]

Späte Ausgaben der beiden Einzeldrucke: 1. Die Siben anstoeß eines Menschen (Nürnberg, Friderich Gutknecht), 1553 (Goetze Bd. 24, Enr. 43a, cf. Bd. 25 nr. 340), 2. Ein yder sehe für sich, Nürnberg, Friderich Gutknecht, 1554 (Goetze Bd. 24, Enr. 92b, cf. Bd. 25, nr. 517), haben als Schlußvignette einen auf Blattwerk sitzenden geflügelten Genius mit Wappenschild in der Rechten und einem gebrochenen Stab in der Linken. Dieser Genius ist von Hans Sebald Beham gezeichnet.[8]

---

1 S. Zeitschrift für Bücherfreunde N. F. 11, S. 6, 198 f.

2 Nicht 1565, wie *E. Goetze* in seiner Hans Sachs-Ausgabe Bd. 25 nr. 5887 schreibt.

3 Cf. C. Becker, Jobst Amman, Leipzig 1854, S. 27 ff.

4 Ob und wo etwa ein weiteres Exemplar existiert? Die Hans Sachs-Zettel der Auskunftstelle der deutschen Bibliotheken an der Staatsbibliothek in Berlin sind zur Zeit auf Reisen bei den auswärtigen Bibliotheken, um von diesen nach ihren Beständen ergänzt zu werden; das Ergebnis wird auch für die Beantwortung unserer Frage von Bedeutung sein.

5 *E. Goetze,* Gesamtausgabe des Hans Sachs, Bd. 25, nr. 5887.

6 So Goetze a. a. O. Ich nehme an, daß kein Versehen vorliegt!

7 S. Zeitschrift für Bücherfreunde N. F. 11, 6. 199 f.

8 *Gustav Pauli,* Hans Sebald Beham. Nachträge zu dem kritischen Verzeichnis seiner Kupferstiche, Radierungen und Holzschnitte (Studien zur deutschen Kunstgeschichte, 134. Heft). Straßburg 1911, S. 46, 1260 *a* = ebenda S. 56, 1553 und 1554. Abb. in *Ernst Mummenhoff,* Hans Sachs. Zum 400jährigen Geburtsjubiläum des Dichters, Nürn-

Es liegt nahe, demselben Dürerschüler nun noch einen weiteren Holzschnitt zuzuweisen, der mit ihm bisher noch nicht in Verbindung gebracht worden und der Erstausgabe des vielgelesenen Hans Sachsischen Einzeldruckes „Ein lobspruch der statt Nürnberg" 1530, als Titelholzschnitt vorgesetzt ist. Er stellt das Wappen der besungenen Stadt dar, wird aber, da er irrigerweise als das von Dürer selbst gezeichnete Stadtwappen ausgegeben worden ist, zweckmäßigerweise im folgenden Abschnitt besprochen.

3. Albrecht Dürer?

In seinem eben genannten großen „lobspruch der statt Nürnberg" vom 20. Februar 1530[1] versäumt der Dichter nicht, unter ihren Bewohnern neben den in aller Welt tätigen Kaufleuten und den in allen möglichen Zweigen wirkenden Handwerkern mit besonderer Hervorhebung auch der Künstler im höheren Sinne des Wortes zu gedenken:

Auch sint da gar sinreich wercklewt
Mit drucken | malen vnd bildhawen
Mit schmeltzen | giesen | zimern | pawen
Der gleich man findt in keinen Reichen
Die irer erbeit thund geleichen.

Es ist keiner mit Namen genannt. Auch Albrecht Dürer nicht. Er lag seit zwei Jahren bereits auf dem Johanniskirchhof begraben.

Aber Hans Sachs hat zweimal im gedruckten Wort dem Großmeister der Nürnberger, dem Heros der deutschen Kunst, ausdrücklich gehuldigt: das eine Mal just im Jahre seines Todes in „Reimen zw der abcontrafactur des kunstreichen Malers zw Nürnberg Albrecht Dürers"[2], die vom 14. Mai 1528 datiert, also unmittelbar nach dem am 6. April 1528 erfolgten Heimgang des großen Meisters niedergeschrieben sind; das andere Mal in einem längeren gereimten „Gesprech, wer der kunstlichst werckman sey"[3], datiert vom 30. Oktober 1541, einer Dichtung, die das Lob der Malerei zum Gegenstande hat und mit dem Namen Albrecht Dürers ausklingt.

Hat Dürer zu Lebzeiten die Zuneigung des Dichters erwidert? Es gibt keinerlei Zeugnis zur Antwort auf diese Frage. Und es liegt keinerlei Anhaltspunkt vor, daß der erheblich ältere Maler mit dem jungen Dichter — Hans Sachs war 23 Jahre nach Dürer geboren und bei dessen Tode erst 34 Jahre alt, während der Meister bekanntlich 57 zählte, gehörte also diesem gegenüber ganz zur jüngeren Generation — in irgend welchem näheren Verhältnis stand. Wir dürfen demnach nur vermuten, daß Hans Sachs gleich allen seinen Mitbürgern mit aller Ehrerbietung zu dem berühmten Künstler aufsah, ohne mit ihm in engere Fühlung zu kommen.

Aber auch dazu ist es nie gekommen, daß irgend eine zeichnerische Arbeit des Künstlers mit einer der zahlreichen literarischen Veröffentlichungen des Dichters im Druck vereint worden wäre. Denn was man auch bisher an Hans Sachs-Drucken beigebracht hat, deren Holzschnitte von Dürer stammen sollten, mußte und muß mit diesem Anspruch abgewiesen werden.

Ich darf daran erinnern, daß der Holzschnitt zu dem *Einblattdruck vom armen gemeinen Esel* vom Jahre 1525 und 1526[4] nicht, wie man bis in die jüngste Zeit anzunehmen geneigt war, von Albrecht Dürer, sondern von Georg Pencz herrührt.[5]

berg 1894, S. 141, u. *ders.*, Das Hans Sachsfest in Nürnberg, ebenda 1899, S. VII. — Der *Titelholzschnitt* des Druckes „Ein yeder sech für sich" (Goetze Bd. 24 Enr. 92) stammt von *Georg Pencz*, s. Zeitschrift für Bücherfreunde N. F. 11, S. 7. Der *Titelholzschnitt* des Druckes „Die Siben anstoeß eines Menschen" stellt dar l. auf steiler baumbewachsener Höhe, Golgatha, den Kruzifixus n. r.; gegenüber auf kahler, schroffer Felsenhöhe, dem Sinai, den Moses, der knieend n. r. von dem über einem Wolkensaum sichtbar werdenden Gott-Christus die Gesetzestafeln empfängt; im Vordergrunde einen Mann mit Federhut und umgegürtetem Schwert vor zwei anlaufenden wilden Tieren, einem Löwen und einem Bären (vgl. auch die Beschreibung bei *Goetze* Bd. 24, Enr. 43 a) und ist von zwar nicht unbedeutender, einstweilen aber unbekannter Hand.

1 *Hans Sachs*. Herausgegeben von A. v. Keller u. E. Goetze, Bd. 4, 189—199. Cf. ebda. Bd. 24 Enr. 50 und Bd. 25 nr. 375.

2 *Goetze*, Bd. 25 nr. 243.

3 *Goetze*, Bd. 25 nr. 1130. Abgedruckt in der Hans Sachs-Ausgabe von *A. v. Keller* und *E. Goetze* Bd. 7, 471 bis 476. Den Schluß des Spruches in Faksimile nach dem 4. Spruchbuch (in Zwickau) s. *E. Goetze*, Hans Sachs (Bayerische Bibliothek Bd. 19), Bamberg 1890, S. 28. Dürer ist hier Türer geschrieben. Daß Dürer selbst sich gelegentlich so schrieb, s. Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben IV: *Val. Scherer*, Dürer, 2. A., Stuttgart u. Leipzig 1906, S. 398 zu S. 330; auch sein selbstgezeichnetes Wappen, das übrigens auch schon sein Vater geführt hat, offene Tür auf einem Dreiberg, setzt die Schreibung Türer voraus, s. *Valentiner* ebda.

4 *Goetze* Bd. 24 Enr. 22, Bd. 25 nr. 117 a.

5 Zeitschrift für Bücherfreunde N. F. 10, 244 ff.

Allein wie der lebende, so scheidet auch der tote Dürer als Zeichner für das Schrifttum des Hans Sachs aus. Das ist allgemein anerkannt bezüglich des oben genannten Folio-Einblattdruckes, auf dem Hans Sachs im Jahre 1528 das Bildnis Dürers mit drei Spalten von je acht erläuternden Versen veröffentlichte.[1] Das betreffende Bildnis Dürers[2], zuerst ohne die Verse des Hans Sachs ausgegangen, ist — man darf wohl sagen sicher — kein Selbstbildnis; es ist vielmehr, allem Anschein nach, unmittelbar nach seinem Tode von einem dem Meister nahestehenden Kunstgenossen für einen Nürnberger Verleger gezeichnet, der es nachträglich nicht nur mit Dürers Monogramm und der Jahreszahl 1527 versehen ließ, sondern auch den Dichter veranlaßte, seine Verse darunter zu setzen, um dem offenbar sehr begehrten Bilde in dieser Form neuen Absatz und noch weitere Verbreitung zu schaffen.

Im dritten und letzten Falle, nämlich bezüglich des oben genannten Titelholzschnittes zu dem Einzeldruck „Ein lobspruch der statt Nürnberg“[3], kann nur die unrichtige Angabe *E. Goetzes* die irrige Meinung erzeugen, als sei hier tatsächlich und unwiderleglich ein unzweifelhaft echter Holzschnitt Dürers zur Illustration einer Hans Sachsischen Dichtung benutzt. *Goetze* hat in seiner populären Hans Sachs-Biographie, die er im Rahmen der „Bayerischen Bibliothek“ 1890 veröffentlichte, erzählt[4], Hans Sachs habe dieses sein 1530 datiertes Gedicht[5] als Folio-Einblattdruck ausgehen lassen zusammen mit dem Wappen der Stadt, das Albrecht Dürer im Jahre 1521, zunächst als Titelbild zur 3. Auflage des Nürnbergischen Gesetzbuches „Reformacion der Stat Nüremberg“, Nürnberg, Frid. Peypus, 1522, gezeichnet hatte.[6] Allein in seiner Bibliographie der Einzeldrucke seiner Hans Sachs-Ausgabe sucht man vergeblich unter der einschlägigen Nummer nach einer Folio-Ausgabe des „Lobspruch“ mit Dürers Wappen: sie existiert nicht! Es existiert wohl eine Folio-Ausgabe (Enr. 50 e); allein diese hat als Holzschnitt ein Stadtbild Nürnbergs und nicht Dürers Wappen. Dagegen beschreibt *Goetze* in der Reihe der Einzeldrucke des „Lobspruch“ als ersten eine Quart-Ausgabe, von deren Titelholzschnitt er bemerkt: „Der Titelholzschnitt ist bei [R. Z.] Becker [Hans Sachs im Gewande seiner Zeit, 1821] auf dem titel abgedruckt“. Der bei *Becker* abgedruckte Titelholzschnitt ist aber identisch mit dem Dürerschen Wappen der Stadt Nürnberg vom Jahre 1521 (B. 162). Danach müßte also der Druck ([Nürnberg, W. Resch], 1530) auf der Titelseite mit dem von Dürer gezeichneten Stadtwappen geschmückt sein. Nimmt man ein Exemplar des betreffenden Druckes zur Hand[7], so stellt sich jedoch sofort heraus, daß *Goetzes* Angabe falsch, daß das diesem Druck vorangestellte Wappen mit dem Dürerschen *nicht* identisch ist. Das Nürnberger Stadtwappen ist auch jenes, aber es ist nach Fassung und Art von dem aus Dürers Hand gänzlich verschieden. Nicht nur, daß der Holzschnitt[8] des Hans Sachs-Druckes sehr viel kleiner ist, er hat auch eine andere Gesamtform und er hat einen anderen Urheber. Man mag nach der zeichnerischen Manier am ehesten an *Hans Sebald Beham* als seinen Schöpfer denken.[9] Dürer ist es keinesfalls.

Es bleibt somit bei dem, was ich am Schlusse meines Aufsatzes „Das Hauß des Weysen vnd das haus des vnweisen manß. Math. VII. Ein neugefundener Einblattdruck des Hans Sachs vom Jahre 1524“ bzw. am Schlusse meines ersten Verzeichnisses der Meister gesagt habe[10], die zu Hans Sachsischen Drucken Bildwerke beigesteuert oder deren Bildwerke dem Dichter als Vorlage gedient haben: „Wie nun aber auch die endgültige Ausscheidung aller Holzschnitte des Hans Sachsischen Schrifttums sich gestalten wird, ein Name wird immer unter ihren Meistern fehlen: Albrecht Dürer.“[11]

1 Hans Sachs. Hrsg. v. *A. v. Keller* u. *E. Goetze*, Bd. 24 Enr. 33[1], Bd. 25 nr. 243; die Verse sind abgedruckt Bd. 23 S. 16.

2 *Adam Bartsch*, Le Peintre graveur VII, S. 164 nr. 156. *J. P. Passavant*, Le Peintre-graveur III, S. 173 nr. 156. Abb. u. a. *E. Diederichs*, Deutsches Leben I, S. 186, 317.

3 *Goetze* Bd. 24 Enr. 50, Bd. 25 nr. 375; abgedruckt Bd. 4, 189—199.

4 *E. Goetze*, Hans Sachs. (Bayerische Bibliothek, Bd. 19). Bamberg 1890, S. 32, cf. Deutsche Literaturzeitung 1915, 1285.

5 Generalregister genauer: 20. Februar 1530.

6 Bartsch a. a. O. S. 168 nr. 162.

7 Z. B. Berlin, Staatsbibliothek Yg 9301, das *Goetze* selbst verzeichnet.

8 Abb. auf dem Titel zu *E. Mummenhoff*, Hans Sachs, 1894 (verkleinert).

9 So Geheimrat Friedländer und Prof. Dr. Bock vom Berliner Kupferstichkabinett.

10 Zeitschrift für Bücherfreunde N. F. 11, S. 9.

11 *Ida Schoeller*, Die Kunst im deutschen Buchdruck (Gesellschaft der Bibliophilen 20), Weimar 1915, führt unter den Nürnberger Künstlern *Wolfgang Resch* auf (Nr. 67) und läßt von ihm die beiden (früher Dürer zugewiesenen) Holzschnitte, Porträts Karls V und Maximilians I., gezeichnet sein, die der Erstausgabe des Hans Sachsischen Einzeldruckes „All Römisch Kaiser“, 1530 (*Goetze* Bd. 24, Enr. 49 a) beigegeben sind. Aber W. Resch ist nur als Verleger und Formschneider — als solchen bezeichnet er sich selbst — nicht als selbstschaffender Künstler bekannt, cf. Zeitschrift für Bücherfreunde N. F. 10, S. 243.

Arnolds Graphische Bücher.

Von

Emil Waldmann in Bremen.

Mit einer Beilage.

Originalgraphik wird man bald nicht mehr sammeln können. Die Preise sind zu hoch. Auch wenn man nicht gleich so elegant und weltläufig ist, zu behaupten, Anders Zorn sei, neben Whistler, der vollendetste Meister der Radierung — wenn man sich statt dessen mit Kunst begnügen will, die wirklich schöpferisch und daher etwas billiger ist als die virtuosenhafte jener internationalen Größen, so verzagt man doch allmählich, weil man nur alle Jahre ein Blatt, höchstens zwei Blatt erwerben kann. Eine gute Radierung von Emil Nolde kostet heute tausend Mark, und wenn etwas Neues von Slevogt erscheint, sind es dreißig Abzüge.

Dabei wächst das Interesse an Graphik dauernd. Mag manches, was die einstmals steigende Flut des Expressionismus an graphischer Publikation ans Ufer spülte, als ephemere Leistung sich schnell enthüllt haben, Tatsache ist wohl, daß der Schwarzweiß-Charakter unserer deutschen Kunst seit etwa dreißig Jahren sich immer reicheren Ausdruck sucht und sich immer selbständiger formt. Daß die Herausgabe von Menzels Radierfolge „Mit Pinsel und Schabeisen" damals, vor siebzig Jahren, ein „Wagnis" bedeutete und daß der Mann, Sachse, wohl knapp auf seine Kosten kam, will uns nicht in den Kopf. Heute ist man gierig nach guter Graphik, so gierig, daß der Bedarf nicht gedeckt werden kann und die leer Ausgehenden oder beinahe Insolventen sich mit Reproduktionen begnügen müssen.

Der steigenden Wertschätzung der Graphik aber folgte die Verfeinerung in den graphischen Reproduktionstechniken in verblüffendster Sicherheit des Tempos. Und in dem Augenblick, wo eine ältere Liebermannsche Radierung zu teuer ist für den nicht sehr bemittelten Kunstfreund, hat die Reproduktionstechnik eine derartige Höhe erreicht, daß man auch mit verwöhnten Ansprüchen an Druckqualität gerne eine gute Reproduktion ansieht, nicht nur zum Kennenlernen oder zur Feststellung eines Tatbestandes; sondern rein zum künstlerischen, kennerischen, ästhetischen Genuß. Dies ist tröstlich. Denn man braucht nicht zu befürchten, das Vorhandensein täuschend guter Nachbildungen könne die künstlerische Wertschätzung von Originalgraphik beeinträchtigen. Erfahrungsgemäß ist das Gegenteil der Fall.

Die Serie von Publikationen, die jetzt unter dem Sammeltitel „Arnolds Graphische Bücher" erscheint, stellt das Vollendetste dar, was wir auf dem Gebiete der Reproduktion nach graphischen Dingen besitzen. Dabei enthalten die Bände keine Lichtdrucke, sondern nur Netzätzungen. Diese aber sind von Wohlfeld in Magdeburg gedruckt. Was dabei herauskam, darf ohne Übertreibung als eine künstlerische Leistung angesprochen werden. Wohlfeld weiß nicht nur, auf was es ankommt; das wissen andere auch. Sondern er ist nicht ruhig, bis er nicht die samtige Tiefe einer Gratwirkung bei einer Kaltnadelarbeit auf seine Manier herausgebracht hat, bis nicht der leichteste Strich des Diamanten auf dem Originalabzug, der vor ihm liegt, auf der Reproduktion ebenso zart wieder erscheint. Dann ist er aber immer noch nicht ruhig; dann soll auch noch — und nun kommt es — das ganze Netz der Beziehungen von Tonstärken untereinander da sein. Und wenn das dann endlich da ist, möchte Wohlfeld nun auch noch das „Relief" eines Originalabzuges erreichen. Dies aber kann selbst er nicht, ohne zu Fälschungsmitteln zu greifen, und das will er nicht, und darum begnügt er sich mit Wirkungen, denen der Kenner, aber auch nur dieser, doch ansieht: „es ist immerhin Reproduktion, aber ..."! Wohlfeld ist unter den Druckern in Deutschland, was Clot unter den Lithographen in Frankreich war (oder ist, wenn er noch lebt).

Man sagt immer, die Technik könne so langsam alles. Damit ist nichts gesagt. Natürlich kann sie. Aber es muß sie einer in der Hand haben, der alles und noch etwas mehr verlangt. Hätte Wohlfeld sich mit guten Probedrucken begnügt, und wäre der Verleger, L. W. Gutbier, nicht mit neugierigen kritischen Fragen: („kann man nicht am Ende diese Vernimou-Wirkung noch malerischer kriegen") immer wieder in der Druckerei aufgetaucht; und hätten die Herausgeber der einzelnen Bände, Max J. Friedländer z. B. für die Liebermanngraphik und Hans Wolf für die Menzelzeichnungen, dann, wenn jene beiden am Ziel zu sein glaubten, nicht auf die Probedrucke eine eiskalte Bemerkung geschrieben („hier die Schatten kommen nicht durchsichtig genug"), so wären immer nur einwandfreie Reproduktionen geliefert worden, aber nicht dergleichen erstaunliche Nachbildungen, wie sie nun vorliegen.

Domino rosa mit Silber.
Weste bunt gestickt m. Gold.
Maske und Hut weiss.
Schleifen weiss.

Chazot.
n. Pesne.

ABBILDUNGSPROBE AUS DEM WERK „ZEICHNUNGEN VON ADOLPH MENZEL"
„ARNOLDS GRAPHISCHE BÜCHER", VERLAG ERNST ARNOLD, DRESDEN

Reproduktionen, die nicht nur kriminalistisch treu alles wiedergeben, was man am Original *sieht*, sondern künstlerisch ahnend auch das, was nur der für Kunst Begabte vor dem Original in glücklichen Augenblicken empfindet. Man muß sich im Liebermann-Bande, beispielweise, die Tafel mit den „Strandhäusern“ ansehen und wird gestehen, daß noch keine Nachbildung so den silbrig feuchten Glanz wiedergegeben hat, wie diese, und daß, wer leugnet, hier künstlerische Genüsse finden zu können, ein Snob ist. Oder man vertiefe sich in die Menzelzeichnung „Chazot“, nach Pesne (von der wir hier eine Abbildung geben) und man wird, für den Fall daß man ehrlich ist, sagen müssen, daß es einem sehr sehr schwer sein würde, einem anderen, und sei es einem kundigen Thebaner, zu zeigen, wo der unreproduzierbare Rest in dieser Tafel steckt; selbst wenn man das Buch neben dem Menzelschen Original oben in der Nationalgalerie hätte. Die Wischtöne scheinen wie eben hingesetzt. So kann man die Bände durchgehen und wird überall Überraschungen und Genüsse finden. Äußerlich kommen die Bücher anspruchslos, aber sehr geschmackvoll. Die Titel schrieb Professor H. Wieynk in Dresden; ausgezeichnet.

Es war natürlich kein Leichtes für den Verlag, mit der Auswahl und der Herausgabe und der Abfassung des Textes jedesmal den richtigen Kunstschriftsteller zu betrauen. Daß, wenn Friedländer über *Liebermann* schreibt, kein Risiko existiert, wußte man allerdings, und *Friedländer* übertrifft, wie immer, wenn er etwas schreibt, auch die höchsten Erwartungen noch. Er gibt eine Charakteristik von Liebermann als Menschen und als Künstler, redet nicht nur von Graphik, sondern von Bildern — und stellt den Menschen hin mit einer Knappheit und Schlagkraft, wie es nur Friedländer heute kann. Dann erzählt er von Graphik und schildert das Wesentlichste der Technik und des Stils; aber das nimmt er scheinbar nur zum Vorwande, um eine Menge sehr weiser Dinge über Kunst überhaupt und über das menschliche Leben so im allgemeinen zu äußern, auf anderthalb Bogen. —

Man hätte aus dem *Menzelbande* ohne besondere Talentlosigkeit etwas sehr Langweiliges machen können. Aus den viertausend Menzelzeichnungen, die bedauerlicherweise die Nationalgalerie besitzt (die Bremer Kunsthalle hat fünf Blätter), hundert herauswählen, die diesen Künstler in ungebrochener strömender Schöpferkraft zeigen und an sein pedantisches Teil nicht ein einziges Mal rühren, dazu gehört ebensoviel Vertrautheit wie Distanz, ebenso sicheres Qualitätsgefühl im einzelnen wie Begeisterung im allgemeinen. *Hans Wolf* hat rücksichtslos nur das gewählt, was er leiden mag, und da die Nationalgalerie mit ihren „viertausend“ Blatt immer noch nicht ausreicht, auch noch Privatbesitz hinzugezogen; letzteren besonders, um die an Charles Keene und Oberländer erinnernde, bezaubernde Schreibmeistermanier Menzels zu zeigen, die Liebermann so bewundert. Dabei ist ein erstaunlich reiches, von Leben sprühendes Ensemble zustandegekommen: Ein Menzel, den man nur lieben kann, einschränkungslos und besinnungslos lieben. Zwar ist das Thema des „jungen Menzel“ einmal wieder peinlich aktuell geworden. Nur ein Viertel der zur Abbildung gelangten Blätter stammen aus der Zeit nach 1870, die meisten aus den vierziger und fünfziger Jahren. Aber wenn die scharfe Trennung zwischen dem „jungen Menzel“ und dem anderen bei den Gemälden auch etwas ungerecht sein mag (ein Bild wie das „Ballsouper“, eine Genieleistung, hat eben doch der alte Menzel gemalt), bei den Zeichnungen, unmittelbaren Niederschriften, trifft die Trennung wohl eher zu. Der Sechzigjährige hatte vor der Erscheinung eben doch nicht mehr die gleiche selige Empfindung des Anschauens wie sie der Jüngling hatte; sondern mehr die fanatische Energie und das stirnrunzelnde Pflichtbewußtsein, daß hieraus nun erst etwas Ordentliches einmal entstehen müsse. Nur manchmal hatte der Alte sie noch. Meist auf Reisen. Aber auch ein paarmal in Berlin. Man hätte die prachtvolle Oberkörperstudie der Dame links auf dem „Cercle“ noch mit abbilden können, die noch im Berliner Handel ist. Aber abgesehen davon, Dr. Wolf hat recht, wenn er bei seinem Thema des Zeichners wieder den jungen Menzel in den Vordergrund rückt, zumal er es unpolemisch und mit großer Ehrfurcht tut, und seine Einleitung von großer Liebe und verständnisvollster Hingabe, bei aller Kritik, diktiert ist.

Der dritte vorliegende Band der Serie behandelt *Hans Thomas* Graphik. Ausgewählt und eingeleitet von Herbert Tannenbaum. Es muß keine reine Freude gewesen sein, aus den mehr als tausend Nummern, die Thomas Graphik umfaßt, hundert auszuwählen und dann vor einem Material zu sitzen, das immer noch aussieht wie beinahe tausend Nummern. Und in diesem Auswählen scheint sich die Kritik des Herausgebers tatsächlich verbraucht zu haben. Zwar deutet er an, daß Thomas Radierungen eigentlich mehr wie Zeichnungen sind und daß er zur Tachographie und Algraphie griff, weil ihm das Radieren und Ätzen auf Kupfer nicht behagte. Das heißt also, Thoma hat sich nur in den allerseltensten Fällen (Ansicht auf Frankfurt von der Gerbermühle) bemüht, dem Reiz der Technik gerecht zu werden

und statt dessen bequeme Manieren ausgeheckt, wie dieses greuliche Durchbohren der Nickelschicht über dem weichen Zink. Aber das stört den Herausgeber nicht, ebensowenig wie die erschreckende Dürftigkeit von Thomas Spätstil, der bei dem Stammeln der Kinderjahre wieder anfängt; ebensowenig wie das gefühllose Zustreichen und Schraffieren der Flächen, die ihre Herkunft aus dem Gebiete Malerei nicht verleugnen.

Man hätte auch einen guten Band mit Thoma-Graphik machen können; vielleicht sogar mit hundert Abbildungen. Aber mit Kritik. Und dann hätte man von höherem Standpunkte aus über Thoma schreiben müssen. Nicht so wie in einem Seminar bei Thode, an das sogar die etwas naive Aufzählung von Stoftkreisen gemahnt; ebenso wie die nichtssagende Art des Charakterisierens („Seine Selbstbildnisse aus allen Schaffensperioden könnten für sich allein den Arbeits- und gleichzeitig den Lebensweg des Meisters bezeichnen und entwicklungsmäßig zutage legen").

Dies muß gesagt werden, weil man verlangen kann, daß diese so groß angelegte und technisch so meisterhafte Serie graphischer Bücher auch im Text das Allerbeste gibt. Wenn Herbert Tannenbaum nicht weiß, daß es heute, anno 1921, komisch wirkt, wenn jemand immer noch einmal Dürers Wort von dem „Herausreißen aus der Natur" zitiert; wenn er nichts dabei findet, zu drucken, daß wir Thoma „in gewisser Hinsicht als den größten der heute lebenden bildenden Künstler anzusprechen haben"; und wenn er ganz ruhig mit einem Dürer-Zitat schließt und dieses einleitet als den „Ausspruch eines andren deutschen Graphikers, Albrecht Dürer", dann mag er das mit sich selber oder mit einem Feuilleton-Redakteur abmachen. Aber im Rahmen eines künstlerischen Unternehmens, das auf höchste Qualität zielt, geht dergleichen nicht an. Der Menzelband und der Liebermannband der Serie verpflichten den Verlag und die Herausgeber der kommenden Bände haben einen schweren Stand.

R. E. Raspe in der Universitätsbibliothek zu Cambridge (April 1779).

Von

Otto Clemen in Zwickau i. S.

Daß Vasari mit der Behauptung, die Gebrüder Hubert und Jan van Eyck hätten die Ölmalerei erfunden, im Unrecht ist, hat bekanntlich Lessing 1774 in seiner Abhandlung „Über das Alter der Ölmalerei" bewiesen. Er beruft sich hier auf den mittelalterlichen Traktat des Theophilus Presbyter über die Maltechnik, aus dem der Gebrauch der Ölfarben zu allen Arten der Malerei schon Ende des 11. oder im 12. Jahrhundert deutlich hervorgehe. Der von Lessing benutzte, einst Georg Agricola, dann Marquard Gude gehörige Kodex der Wolfenbütteler Bibliothek stammt aus dem 12. Jahrhundert und ist die älteste Handschrift, die uns von dem interessanten Traktat erhalten ist. Lessing plante eine vollständige Ausgabe; die Vorarbeiten dazu nach dem erwähnten Wolfenbütteler Kodex und einer unterdessen bekannt gewordenen, aber erst dem 14. Jahrhundert zugehörigen Handschrift der Leipziger Universitätsbibliothek (wohin sie Ende 1543 aus der Bibliothek des Zisterzienserklosters Altzelle bei Nossen gelangt ist) waren bei seinem Tode großenteils abgeschlossen; in Christian Leiste fand sich ein Vollender, und noch 1781 konnte die Ausgabe erscheinen. In demselben Jahre wurde in London ein Buch veröffentlicht (A critical essay on oil painting), in dem zwei weitere Handschriften des Theophilus-Traktats, beide dem 13. Jahrhundert entstammend, die eine aus der Universitätsbibliothek zu Cambridge, die andere aus der Bibliothek des Trinity College ebenda, ans Licht gezogen wurden. Der Verfasser dieses Buches ist Rudolf Erich Raspe, derselbe, der ein paar Jahre später zum ersten Male, und zwar englisch, den Münchhausen ediert hat (Baron Munchausen's narrative of his mervellous travels and campaigns in Russia). Diese abenteuerlichen Geschichten waren ja besonders eifrig in Hannover weitererzählt worden, wo Raspe 1737 geboren und 1762 erst als Bibliothekschreiber, dann als Bibliotheksekretär angestellt wurde. 1767 wurde er Pro-



fessor am Carolinum, Aufseher des landgräflichen Antiquitäten- und Münzkabinetts sowie zweiter Bibliothekar in Kassel. Einige Jahre danach aber wurde er des Diebstahls von Münzen und Wertsachen aus den ihm anvertrauten Instituten überführt und mußte, steckbrieflich verfolgt, nach England entweichen. Als Schriftsteller und Bergwerkskundiger kam er hier bald wieder zu Ansehen, fand aber doch keine feste Anstellung. Er war Gelegenheitskopfarbeiter. So finden wir ihn als wissenschaftlichen Begleiter zweier jungen Barone aus Kurland, Heinrich von Offenbergs und eines Herrn von Kleist, die im November 1778 aus Holland nach London herübergekommen waren und im April 1779 von da aus eine Rundreise „durch einige Provinzen von England" unternahmen. Ein „Biedermann aus Bern", namens Hartmann, gesellte sich ihnen bei. Vor dem Aufbruch wurden launige Reisegesetze kodifiziert und von allen vier Reiseteilnehmern unterschrieben. Es heißt da in Punkt 4 und 5:

„Ein jeder führt sein eignes Journal. Herr v. Offenberg wird besonders auf Architektur, Gärten und Mahlerei sehen. Baron Kleist wird sich mit dem Ton der Gesellschaft auf Bällen und Assembleen beschäftigen. Herr Hartmann hat das Departement des Handels und der Fabriken, und Herr Raspe das vom Landbau, von Naturhistorie, Alterthümern und Landesverfassung. Diese Journäle werden alle Abende geschlossen. Wer darin saumselig ist, bezahlt 1 Schilling zur Reise-Armen-Kasse. Sie werden alle Abend an Herrn Raspe abgeliefert zur Verfassung einer Reisebeschreibung im Ton der Sachen, die gesehen worden, der Leute, die sie sahen, und der Begebenheiten, die sie erlebten. Zu dem Ende erbittet er sich die Erlaubnis, nicht später als bis 11 Uhr des Abends in Gesellschaft seyn zu dürfen, und wer ihn dazu in Versuchung führt, zahlt 1 Schilling in die Reise-Armen-Kasse."

Das von Raspe auf Grund der Beiträge der drei anderen Reisegenossen zusammengestellte Reisetagebuch befindet sich jetzt auf der Museumsbibliothek in Mitau samt den von Offenberg auf seinen anderen Auslandsreisen eigenhändig geführten Tagebüchern und dem köstlichen Offenbergschen Stammbuch, das kürzlich in einer Faksimileausgabe des Inselverlags seine Wiederauferstehung gefeiert hat. Es wäre sehr erwünscht, die Tagebücher auszugsweise, gut kommentiert, zu veröffentlichen. Hier drucke ich, um den eingangs aufgenommenen Faden weiterzuspinnen, zunächst nur ab, was Raspe über die Theophilushandschrift bemerkt:

„[Montag den 12. April 1779] Professor Green führte uns auf die schöne Bibliothek der Universität, wo ich den Theophilus de arte pingendi unter den Handschriften auffand und mir die Erlaubnis ausmachte, ihn exzerpieren zu dürfen. [Danach begleiten die Reisenden den Professor auf seine Wohnung im Trinity College und treffen dann im Emmanuel College Professor Farmer, der hier liebenswürdigst herumführt.] Meine Gesellschaft eilte nach der Rose, und ich nach der Universitätsbibliothek, um den Theophilus de arte pingendi zu exzerpieren. Er findet sich in dem gedruckten Catalogo der Bibliothek Nr. 437 beschrieben und steht in der Bibliothek Ee 6, 39 in einem Quartbande, welcher enthält Palladium de re rustica, Macrum de viribus herbarum und am Ende Theophilum monachum de arte pingendi, ist auf Pergament geschrieben, dem Scheine nach im XIII. Jahrhundert. [Folgen ausführliche Exzerpte.] Ich folgere aus obigen Fragmenten des Theophilus, daß man im XIII. Jahrhundert schon verstanden, mit Öl Figuren zu malen und mit Firniß zu überziehen, daß also Jan van Eyck im XV. Jahrhundert nicht Erfinder dieser Kunst genannt werden könne, die zu den Zeiten des weit älteren Theophilus, ja dem Schein nach sogar schon den Römern, Griechen und Ägyptern bekannt gewesen ist ..."

Wahrscheinlich gibt Raspe hier als eigene Entdeckung, was er erst bei Lessing gelesen hat. Wir folgen ihm noch einen Schritt weiter.

Eine richtige Erkenntnis der *antiken* Maltechnik haben uns erst die altägyptischen Mumienbildnisse ermöglicht, die durch Graf, Flinders Petrie und andere Ägyptologen aus den Gräberstätten des Fayûm zutage gefördert wurden. Es sind am Kopfteile der Mumien eingefügte Porträts, deren älteste der Ptolemäerzeit, spätestens dem 2. Jahrhundert v. Chr., deren jüngste dem 4. Jahrhundert n. Chr. zugewiesen worden sind. Man kann an ihnen verschiedene Verfahren der Temperamalerei und der Enkaustik unterscheiden (vgl. zuletzt Ernst Berger, Maltechnik des Altertums). Es ist interessant, daß Raspe schon 1779 auf die Idee gekommen ist, die Mumie auf der Cambridger Universitätsbibliothek auf die bei ihrer Bemalung verwandte Technik hin zu untersuchen, wenn er auch zu dem falschen Ergebnis gelangt ist, daß die Farben „mit einem durchsichtigen hellen *Ole* angemacht oder überstrichen" seien.

„Abends dankte ich Dr. Farmer für alle für uns gehabte Attention, teilte ihm meine Observation und Meinung vom Alter der Malerei mit und bat ihn, durch Lavendel- oder andere destillierte spirituöse Wasser die Malerei der Mumie auf der Universitätsbibliothek zu untersuchen und mir gefälligst davon Nachricht zu geben.



[Dienstag den 13. April früh war die Gesellschaft schon fertig zur Weiterreise,] als Dr. Farmer, unser dienstfertiger, gutherziger Freund, zu uns kam, um den Versuch mit der Mumie auf der Universitätsbibliothek mit uns selbst anzustellen, weil er sich besser auf Manuskripte und Bücher als Kunstsachen und Chymie versteht. Er war ausnehmend höflich ... Das Lavendelwasser brachte auf der glänzenden Malerei des Mumiendeckels wie auf dem bemalten Überzuge der Mumie nicht die mindeste Veränderung hervor; nur an einer Stelle am rechten Fuße der Mumie, wo die Malerei gleichsam zu Pulver gerieben war, wusch es die Farbe weg, welches um so leichter geschah, da die Malerei dieser Mumie auf einen Gips- oder Kreidegrund aufgetragen ist. Es erhellt aus diesem Versuche, daß diese Art der ägyptischen Malerei nicht mit Gummi oder Wachs, sondern mit einem durchsichtigen hellen Öl angemacht oder überstrichen ist, ein Umstand, welcher die Ölmalerei in ein sehr hohes Altertum zurückbringt."

Ich kann es mir nicht versagen, auch noch das unmittelbar Folgende aus Raspes Tagebuch wiederzugeben:

„Dr. Farmer war zu gefällig, als daß er uns in der Geschwindigkeit nicht noch einige andere Merkwürdigkeiten dieser vortrefflichen und prächtigen Bibliothek gezeigt haben sollte. Er zeigte uns einige kostbare alte Handschriften:

Evangelia Graeca et Latina — vorzeiten dem berühmten Theodor Beza gehörig, sind auf Pergament geschrieben in quarto fere quadrato und sind, nach der Form der Buchstaben zu urteilen, wo nicht älter, doch eben so alt als der Codex Alexandrinus ...

Eine große Anzahl der ältesten und ersten Ausgaben von Autoribus classicis.

Cic. officia auf Pergament von P. Schöffer. 146 S. Folio.

Einige von Caxton's ältesten Drucken. Der älteste Druck von ihm soll von 1478 sein.

Er gab sich viel Mühe und versprach, das alte angelsächsische Gedicht the Saviour genannt, welches Klopstock der Silbenmaße und Prosodie wegen herauszugeben gewünscht, für mich aufzusuchen. Zu dem Ende legte er mir den Katalog zum Durchblättern vor. Das Gedicht fand ich nicht, wohl aber im Codice Cl. 71. 55 Confessiones Templariorum de quibusdam articulis, pro quibus condemnati fuerunt, und im Codice CXXXVIII Nr. 13 Processum contra Templarios, — quod probe sapientibus notandum . . ."

Daß Raspe sich Akten zur Aufhebung des Templerordens notiert, erklärt sich wohl daraus, daß er, wie Offenberg und Kleist, Freimaurer war. Uns interessiert mehr, daß er außer den ältesten Drucken der Bibliothek den Kodex D des griechischen Neuen Testaments, den Codex Bezae oder Cantabrigiensis (Beza hatte ihn 1581 der Cambridger Universitätsbibliothek geschenkt), als eine Hauptsehenswürdigkeit gezeigt bekommt. Der Kodex enthält nur die vier Evangelien und die Apostelgeschichte und ist der älteste Graecolatinus, den wir haben; so ist die Bezeichnung „Evangelia Graeca et Latina" ganz passend. Er stammt aber erst aus dem 6. Jahrhundert, während der Codex Alexandrinus (A), seit 1753 im Britischen Museum in London, dem 5. Jahrhundert angehört.

Was ist nun aber „das alte angelsächsische Gedicht the Saviour genannt", das Raspe vergeblich gesucht hat? Der Relativsatz: „welches Klopstock . . . herauszugeben gewünscht" führt uns auf die rechte Spur. Klopstock war durch George Hickes auf die Handschrift des *Heliand* im Britischen Museum, den Codex Cottonianus, aufmerksam geworden und hatte eine vollständige Ausgabe des Gedichts ins Auge gefaßt; er erwärmte seinen Gönner, den König Christian VII. von Dänemark, dafür, und dieser ließ während seiner englischen Reise 1768 durch einen seiner Begleiter Stücke daraus abschreiben, die freilich erst 1787 in Kopenhagen gedruckt wurden. Raspe hatte offenbar nur dunkle Kunde von dieser Heliand-Handschrift, weshalb er sie auch fälschlich in Cambridge suchte. Farmer scheint sein gewiß nur mit unklaren Worten vorgebrachtes Desiderium nicht verstanden zu haben. Oder wußte auch er nichts vom Codex Cottonianus?

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G., Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a
Druck von *Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.

Wieland und Clemens Brentano.

Ein unbekannter Brief Wielands, mitgeteilt und erläutert

von

Dr. Eduard Berend in München.

Zu den liebenswürdigsten Zügen im Bilde Wielands gehört die jugendfrische Aufnahmefähigkeit, die er sich bis ins höchste Alter hinein für neue, nicht selten seiner Art völlig entgegengesetzte Erscheinungen im Gebiete der Literatur bewahrte. Bekannt ist z. B. die Begeisterung, mit der er Jean Paul und später namentlich Heinrich von Kleist begrüßte. Allerdings pflegte sich sein rasch auflodernder Enthusiasmus auch bald wieder abzukühlen, ja manchmal ins Gegenteil umzuschlagen.

Ein charakteristisches Zeugnis dieser Fähigkeit ist das Interesse, das er an Brentanos Erstling, dem „verwilderten" Roman *„Godwi"*, genommen hat; und es ist gewiß eine der seltsamsten Tatsachen unserer Literaturgeschichte, daß bei dieser exzentrischsten Ausgeburt der Romantik gerade Wieland, der Apostel der Vernunft, des Maßes, der aurea mediocritas, Geburtshelferdienste geleistet hat. Allerdings gaben hier zunächst persönliche Verhältnisse die Veranlassung. War doch der Verfasser der Enkel von Wielands Jugendgeliebter Sophie von Laroche, die ihn im Sommer 1799 nach langer Trennung wieder besucht hatte, der Bruder der lieblichen Sophie Brentano, die sich während ihres mehrwöchigen Aufenthalts in Osmanstädt tief in das für weibliche Reize immer noch empfängliche Herz des Patriarchen eingenistet hatte. Auch Clemens, der damals in Jena studierte, hatte im Wielandschen Hause freundliche Aufnahme gefunden. Aber er hatte seinerseits wenig dazu beigetragen, sich die Sympathie Vater Wielands zu gewinnen oder zu erhalten. Trieb er doch mit vollen Segeln im rauschenden Fahrwasser der jungen Romantiker, die in ihrem übermütigen Drang nach Umwertung aller Werte sich den gefeierten Dichter des Oberon als eines ihrer ersten Opfer ersehen hatten. Wenn Wieland sich demungeachtet bereit finden ließ, dem jungen Mann den Eintritt in die literarische Laufbahn zu erleichtern, so geschah es gewiß nicht nur aus Rücksicht auf die verwandtschaftlichen Beziehungen, sondern auch in der Erkenntnis, daß hier eine ungewöhnliche dichterische Begabung vorliege. Die Gelegenheit dazu bot sich im Frühjahr 1800. Damals hatte sich der aufstrebende Verleger *Friedrich Wilmans* in Bremen, wie an verschiedene andere bedeutende Schriftsteller, so auch an Wieland mit der Bitte um einen Beitrag zu einem neuen Taschenbuch gewandt; um der Werbung den nötigen Nachdruck zu verleihen, ließ er ihr eine Kiste mit spanischen Weinen folgen.[1] Wieland, ganz in der Arbeit an seinem großen Roman Aristipp, seinem bedeutendsten Alterswerk, aufgehend, mußte die Bitte wenigstens für dieses Jahr abschlagen; um aber des Anspruchs auf die Weinsendung nicht verlustig zu gehen, versuchte er, einen Ersatz zu bieten. In seiner Antwort vom 3. April 1800, die die Hirzelsche Sammlung auf der Leipziger Universitätsbibliothek bewahrt[2], heißt es:

„Ich würde übrigens diesen Beweiß Ihrer Achtung nicht annehmen können, wenn ich nicht grade im Stande wäre, Ihnen dankbar zu sein, indem ich Ihnen etwas vorschlage, was sie für den Gewinn, den Sie von meiner Theilnahme an Ihrem Taschenbuche für dieses Jahr zu erwarten schienen, im vollen Maaße entschädigen [wird]; es ist, der Verleger eines jungen Mannes von vielen Talenten zu werden, der seit einiger Zeit bei mir lebt, von dem ich für die neue Generation der deutschen Kunst viel hoffe, und dessen persönliche Verdienste weiter aus einander zu sezzen, mir seine eigne Bescheidenheit verbietet. — Es ist der erste Theil eines Romans, der mit großer Raschheit der Handlung, viel Genialität, feines Gefühl, Wizz, Geist des Raisonnements, ungetheiltes Interesse der Ansicht, und einen durchaus neuen, scharfen und originellen Umriß der Darstellung verbindet. Der erste Theil endet mit einer ganz eignen Spannung des Lesers auf die Folge, welche bei den Schritten, die mein junger Freund mit seiner großen Liebe zur Kunst sicher erst indeß vorwärts thun wird, den ersten Band noch übertreffen und das ganze in einer schönen Ruhe und Gleichmuth vollenden wird.

---

1 Auch Jean Paul erhielt im März 1800 von Wilmans eine solche Kiste als Anreiz zur Mitarbeit an der Zeitschrift „Ruhestunden".

2 Ich verdanke die Kenntnis dieses Briefes der Güte der Herrn Geheimrat Seuffert in Prag und Professor Witkowski in Leipzig. Ein Stück daraus hat Alfred Kerr in seiner Schrift über „Godwi" mitgeteilt. Der Brief ist von fremder Hand, nur Datum und Unterschrift sind eigenhändig.



Es wäre mir äußerst angenehm, wenn mein junger Freund seine litterarische Laufbahn in dem *Etablissement* eines so rechtschaffenen und kenntnißvollen Verlegers eröffnete, um auf immer, den dem wahren Künstler so kränkenden Hudeleien und Kleinlichkeiten zu entgehen, die leider noch so sehr unter vielen unwürdigen *Subjecten* Ihres Standes herrschen. Auch mögte ich Ihnen zur Bekanntschaft mit einem Kopfe helfen, der Ihnen noch [zu] manchen sehr vortheilhaften schönen Verlagsartikeln helfen wird, die Ihrem Geschäfte Ehre bringen werden. Der Roman trägt den Titel *Godwi*, und erfüllt ein gedrucktes Alphabet. Es sind schöne Lieder hineingemischt, deren Composition sie befördern würden, und zu einem guten Kupfer würde Ihnen der Verfaßer eine äußerst interessante Scene angeben. Daß das ganze zu Michaelis erscheinen müste versteht sich von selbst, und der zweite Band würde Ostern folgen. Das äußerst bescheidene *Honorar* ist Rthl. $6^1/_2$ oder 1 *Carolin*. Der junge Mann den nichts weniger als Armuth zur Kunst führt will nicht mehr für den Bogen, damit er mit Ihnen durch seine Billigkeit gleich anfangs in ein gutes Vernehmen kommen könne. Für den zweiten Band und mögliche 2te Auflage wird er von neuen mit Ihnen *Contrahiren*."

Die Art, wie hier die Bitte um eine Gefälligkeit — wie es die Zumutung, ein so exzentrisches Werk eines Unbekannten zu verlegen, doch war — in die Form der Abtragung einer Dankesschuld gekleidet wird, macht der diplomatischen Begabung Wielands alle Ehre. Aber die Sache nahm eine für ihn etwas unangenehme Wendung. In seiner (nicht erhaltenen) Antwort vom 13. April 1800 erklärte sich Wilmans zum Verlage des Romans bereit, jedoch unter der Bedingung, daß Wieland öffentlich dafür eintrete. Dazu konnte sich dieser nun doch nicht entschließen. So unbefangen er sich in privatem Kreise über neue Erscheinungen lobend oder tadelnd ausließ, so ungern trat er, durch leidige Erfahrungen gewitzigt, mit seiner Kritik an die Öffentlichkeit. Dazu kam, daß eben damals in seiner Beurteilung Brentanos — wohl nicht ohne dessen Verschulden — ein Umschwung eingetreten war; ich komme darauf am Schluß noch zu sprechen. Andererseits konnte und wollte er doch seine Empfehlung nicht widerrufen. Aus diesem Dilemma half er sich durch den folgenden eigenhändigen, vier Quartseiten füllenden, äußerst charakteristischen Brief heraus, den ich hier mit gütiger Erlaubnis des Besitzers, Herrn Generalkonsuls Dr. Theodor Wilmersdörffer in München, wortgetreu wiedergebe.

Osmanstätt bey *Weimar*,
den 4ten May 1800.

Hochgeschätzter Herr,

Ihr Charakter zeigt sich mir in Ihrer Antwort vom 13ten auf meinen Erlaß vom 3ten *paß.* abermahls in einem so schönen Lichte, daß ich mich gedrungen fühle, mich über die Gegenstände unsrer bisherigen Korrespondenz genauer und eigenhändig gegen Sie zu erklären. Was also, fürs Erste, den Roman betrift, den ich Ihnen, *pro redimenda vexa* (wie die Juristen sagen) zum Verlag vorschlug und in sehr nachdrücklichen *terminis* empfahl, so kann ich zwar von Allem dem, was ich Ihnen von dem seltnen Genie des jungen Verfassers und von den Vorzüglichkeiten des Produkts selbst (so weit ich es aus dem 1sten Theil beurtheilen kann) angerühmt habe, mit gutem Gewissen nichts zurücknehmen: aber gleichwohl stehen drey sehr wesentliche Bewegursachen im Wege, warum ich mich zu demjenigen, was Sie zu einer Bedingung der Annahme des bewußten Manuskripts zu machen scheinen, nehmlich (nach Ihrem Ausdruck)

„vermittelst meines günstigen Urtheils dieser Schrift den Weg ins Publikum zu bahnen"

keineswegs verstehen kann. Denn, Erstens, habe ich nur einzelne, wiewohl sehr beträchtliche Bruchstücke aus dem 1sten Theil dieses in Briefen abgefaßten Romans von dem Verfasser selbst lesen gehört, und kann also von dem Ganzen nur aus Präsumzionen urtheilen, welche zwar für mich selbst hinlänglich sind, aber doch nicht in einem so hohen Grade, daß ich so zu sagen, dem Publikum und Ihnen für die Vortrefflichkeit des Ganzen gleichsam die Gewähr leisten könnte. Zweytens ist der Verfasser zwar unstreitig ein ausserordentliches Genie, hat bey vielem natürlichen Verstand, eine äusserst lebhafte Einbildungskraft und unendlich viel von dem was man Witz nennt; aber bey allem dem kann ich doch nicht bergen, daß er mir ein *excent*rischer und durch den Umgang und die Schriften einiger allerneuester Ästhetiker, Dichter und Egoistisch-Idealistischen Filosofen etwas verschrobener Kopf zu seyn scheint, mit welchem ich (zumahl da ich sein Ich inzwischen näher kennen gelernt habe) öffentlich in keinerley Art von Verhältniß zu kommen wünschen kann. Er und einige andere junge Männer seines gleichens haben sich in den Kopf gesetzt, daß mit dem 19ten Jahrhundert eine ganz neue Ordnung der Dinge auch im ästhetischen Fache, d. i. überhaupt in allem was Kunst ist und heißt, angehen müsse; und Sie, Mein Wehrtester Herr, begreifen leicht, daß ich zu alt bin, um in die

neuen Ideen, Grundsätze und Vorstellungsweisen (wiewohl sie, ihrer Meinung nach, die einzigen, die künftig Statt finden können, sind) einzugehen, und mein ganzes inneres Wesen nach diesen neuen Formen umzugestalten. Sie sehen aber auch hieraus, wie es möglich war, daß ich Ihnen als einem Buchhändler und Verleger ein neues und fremdes Genie-Produkt redlicher Weise zum Verlag empfehlen konnte, welches ich dem Publikum keineswegs öffentlich empfehlen möchte. Für wie manche Werke unsrer beliebtesten neuern Schriftsteller bezahlen die Verleger mit Freuden 25, 30 und noch mehr Reichsthaler, und befinden sich wohl dabey, wiewohl ich für meine Person um keinen Preis mich entschließen könnte, diese Werke öffentlich unbedingt gut zu heissen. Kurz, ein Buch, wogegen ich sehr viel einzuwenden habe, kann für einen Verleger ein herrlicher Artikel seyn. Daß dies auch bey dem Roman des Hrn. *Cl. Br.* der Fall seyn werde, ist nicht nur möglich, sondern um so wahrscheinlicher, da er wirklich, bey aller Originalität und Singularität, wodurch er sich meinem eigenen Geschmack nicht immer empfiehlt, sehr vieles, was mir ganz vortrefflich scheint, und besonders eine Menge äusserst schöner Lieder enthält. Indessen kann ich doch auch Ihnen, als Verlegern, für den Erfolg nicht gut seyn. Jedes Buch hat seinen guten oder bösen Genius; das Beste wird oft (wenigstens eine Zeitlang) nichts geachtet, und Andre, deren Titel in 20 Jahren kaum mehr bekannt seyn wird, machen izt, für den Moment, das Glück ihrer Verfasser und Verleger. — Endlich waltet noch ein dritter Umstand vor, der allein schon hinreichend wäre, mir eine solche öffentliche Theilnehmung an dem Werke des Hrn. *B.* wie Sie wünschen, schlechterdings zu verbieten. Der Verfasser nehmlich ist viel zu stolz und sich seiner eigenthümlichen Vorzüge viel zu stark bewußt, als daß er sich jemahls zu einer solchen Erniedrigung (denn das würde meine öffentliche Garantie in seinen Augen seyn) verstehen würde. Wie ich höre, hat er Ihnen nun bereits selbst geschrieben, und — mich dadurch aller weitern Sorge für sein schriftstellerisches Unterkommen überhoben. Auch hat er vollkommen recht, daß er durch sich selbst stehen oder fallen will. Es kommt also nun auch bloß auf Sie Selbst an, ob Sie es mit ihm wagen wollen. Sein Werk gehört, wenn ich nicht sehr irre, in die Klasse der Schlegelschen *Lucinde,* des Prinzen Zerbino's und der andern Produkte des Hrn. Tieck, mit denen es, wiewohl auf eine ihm ganz eigene und originelle Weise, viele Familienähnlichkeit hat. Sein Genius hat mächtige Flügel und schwingt sich oft so hoch, daß wir andern Erdenbewohner ihm weder folgen noch in dem Elemente, worin ihm ganz wohl zu seyn scheint, Athem schöpfen können — Kurz, wenn er nicht vor der Zeit völlig überschnappt, muß noch ein sehr großer Schriftsteller aus ihm werden. Ich sage, wenn p. denn es geht mir mit diesen neuen Genien des 19ten Jahrhunderts, wie ein längstvergeßner Dichter aus den Zeiten meiner Jugend, ein Freyherr v. Gemmingen, von ihresgleichen sagt:

— Vor dem Spotte größrer Narren,
Vor dem Tollhaus und dem Festungs-Karren
Bin ich keinem gut.

Es ist nun Zeit, Lieber Herr Willmans, Ihnen auch noch ein Paar Worte über das, was Sie von mir selbst erwarten, zu sagen. Sie scheinen nicht zu wissen, daß ich im Jahr 1733 auf die Welt gekommen, und also, da nur noch ein Jahr zu meinem 50jährigen Schriftstellerischen Jubileum fehlt, der Mann nicht mehr bin, von dem viel tröstliches zu erwarten ist — wiewohl es mir noch immer an gutem Willen nicht gebricht. Ich werde vielleicht noch ins 19te Jahrhundert hineingucken; aber von denen, die mich einst liebten und denen ich gefiel, sehe ich wenige mehr, und für die jungen Leute, denen dieses neue Jahrhundert zugehört, und die mich als eine alte Trümmer aus der Vorzeit angaffen, beginnt eine neue Ordnung der Dinge, die nichts Altes neben sich leiden kann. Was nicht von selbst fällt, muß eingerissen werden, sagen sie. Aber, wenn dies Alles auch nicht in Betrachtung käme, so ist Ihnen vermuthlich mein Verhältniß mit Herrn *Göschen* nicht unbekannt. Ich glaube zwar, daß er nichts dagegen haben würde, wenn ein kleines Stück von 2 oder 3 Bogen von mir in Ihrem Taschenbuch erschiene; aber doch könnte es nicht ohne seine Einwilligung geschehen. Die Hauptschwierigkeit aber liegt immer darin, daß Niemand, und ich weniger als irgend ein Anderer, nichts in der Welt *invita Minerva* thun soll. Mein Geist muß ganz frey seyn, um etwas, womit Ihnen gedient seyn könnte, hervorzubringen; und das ist er dermahlen nicht. Doch gebe ich Ihnen nochmahls mein Wort, das erste, was mir meine alte Muse vor die Thür legen wird, soll (Hrn. Göschens Genehmigung vorausgesetzt) Ihnen überlassen werden, wenn Sie Sich damit beladen wollen. Inzwischen werden Sie mir erlauben, Ihr in zweyfachem Sinne köstliches Geschenk (welches indessen wohl behalten, wiewohl zuerst durch einen Irrthum, woran Ihr *Commissionär* in Braunschweig, laut des Frachtzettels, unschuldig war, in die Hände eines in Weimar wohnenden Fürstl. Legationsraths *Weyland*, und erst, nachdem dieser das Kistchen erbrechen lassen und seinen Irrthum gewahr worden, in meine Hände gekommen ist) als Etwas zu betrachten, wofür ich mich so lange als Ihren Schuldner erkennen muß, bis ich mich auf die eine oder andre Art *acquitt*iert haben werde. Unter dieser Bedingung sind bereits alle 5 Gattungen dieser Götterweine auf Ihre Gesundheit versucht, und jede in ihrer Art vortrefflich befunden

worden. Besonders hat der *Tinto d'Alicante* bey einem meiner Freunde so großen Beyfall gefunden, daß er mich dringend gebeten hat, mich bey Ihnen zu erkundigen, ob dieser wahre Nektar zu *Bremen* in größerer Quantität zu bekommen sey, und wie hoch die *bouteille* zu stehen kommen würde. Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen durch Erfüllung dieses Auftrags beschwerl. falle, und bleiben der ganz vorzüglichen Hochschätzung versichert, womit ich bin

Dero ergebenster Diener
Wieland.

Nach dem oben Vorausgeschickten bedarf der Brief kaum noch einer Erläuterung. Worauf Wielands Bemerkung, er habe inzwischen Brentanos „*Ich*" (doppelt unterstrichen, natürlich eine Anspielung auf Fichtes Philosophie) näher kennen gelernt, sich bezieht, ist aus den mir zugänglichen Quellen nicht zu entnehmen. Wieland scheint sich aber auch in einem gleichzeitigen Briefe an Sophie Brentano ernstlich über ihren Bruder beklagt zu haben; denn diese schreibt ihm am 9. Mai 1800 aus Frankfurt: „Lieber Vater, ich berühre mit keiner Sylbe den höchst unfröhlichen Inhalt Ihres Briefes. Könnte ich etwas wieder gut machen, so würde ich dieser Angelegenheit mein Leben weihen; aber ich muß diesen wahren Kummer im Stillen mit allem Uebrigen tragen, und kann nur bethen, daß irgend eine gnädige Gottheit sich zu Wundern herablassen möge. Den Gedanken an diese Nachbarschaft trage ich nicht ohne eine gewisse Furcht vor ihren Folgen, und immer noch hoffe ich einen veränderten Standpunkt, ehe ich in die Nähe komme."[1] (Sie war für den Sommer wieder nach Osmanstädt eingeladen.) Schwerlich wird man an jene schlecht verbürgte Anekdote denken dürfen, wonach Clemens einmal den alten Wieland beredet haben soll, sich einen eleganten „Spenser" nach neuester Mode machen zu lassen und damit bei Hof zu paradieren, wo er sich nicht wenig lächerlich gemacht habe.[2] Eher ist zu vermuten, daß Brentano sich eine etwaige öffentliche Empfehlung seines Romans durch Wieland in ungezogener Weise verbeten hat. Es mag daran erinnert sein, daß auch in der damals erschienenen anonymen Spottschrift „Der Turm zu Babel" Wieland durch den jungen Brentano verhöhnt wird. Wie dem auch sei, jedenfalls macht es Wieland alle Ehre, daß er trotz der erlittenen Kränkung das Werk und seinen Verfasser nach wie vor so unbefangen und gerecht beurteilte. Die Literaturgeschichte hat seine Einschätzung in vollem Umfange bestätigt. — Das Zitat aus dem Freiherrn von Gemmingen findet sich in dessen Gedicht „Testament eines Hofmanns".[3]

Ergänzend sei noch bemerkt, daß Wilmans trotz Wielands Weigerung den Verlag des „Godwi" übernahm, auch den zweiten Teil, der statt der „schönen Ruhe", die sich Wieland davon versprochen hatte, den ersten an Verwilderung noch übertrumpfte. Wieland hat dann einige Zeit später seinen Dank an Wilmans dadurch abgetragen, daß er zu dessen „der Liebe und Freundschaft gewidmetem" Taschenbuch auf das Jahr 1804 zwei Erzählungen aus seinem „Pentamerone von Rosenhain" beisteuerte.

1 Reliquien von Sophie Brentano, mitgeteilt von Bernhard Seuffert. Deutsche Rundschau Bd. 52 (1887), S. 208. Seuffert bezieht die Stelle auf Louis Wieland.

2 Rheinischer Antiquarius, 2. Abtlg., 1. Bd., Koblenz 1845, S. 112.

3 Eberhard Friedrich von Gemmingen, Poetische und Prosaische Stücke, Neue Aufl., Braunschweig 1769, S. 61.

Unbekannte Verse Lichtenbergs.

Mitgeteilt von

Professor Dr. Albert Leitzmann in Jena.

Als ich zum Säkulartage seines Todes im Jahre 1899 aus Lichtenbergs Nachlaß unter andern unbekannten Stücken auch eine Anzahl von Gelegenheitsversen veröffentlichte, ließ ich eine Gruppe gereimter Epigramme vorläufig beiseite, die er wohl im Jahre 1771 auf die Kupfer des „Gothaischen Hofkalenders zum Nutzen und Vergnügen eingerichtet auf das Jahr 1772" gedichtet hat (vgl. Aus Lichtenbergs Nachlaß S. 239; ebenda handle ich S. 236 über Lichtenbergs dichterische Betätigung im Zusammenhange). Mir schienen diese Verschen damals aus einer psychologischen Erwägung heraus, die ich heute nicht mehr vertreten würde, nicht recht geeignet, dem Kranze der übrigen eingeflochten zu werden. Kurz darauf erbat sich mein Freund Schüddekopf von mir das Veröffentlichungsrecht, das ich ihm gern überließ, zu dessen Ausübung er aber nicht mehr gekommen ist.

Nach seinem Tode ist das Blatt wieder an mich zurückgelangt und ich mache die etwas derben, aber recht geistreichen Einfälle nun bekannt, leider der allzu hohen Herstellungskosten wegen nicht, wie ich gern gewünscht hätte, mit einer Reproduktion der Kupfer verbunden. Glücklicherweise gehört aber der Hofkalender in den Bibliotheken nicht zu den Seltenheiten, so daß sich Lichtenbergs Forderung, die Bildchen neben die Verse zu halten, leicht erfüllen läßt.

Die zwölf Monatskupfer sind von dem bekannten Zeichner und Kupferstecher Johann Wilhelm Meil (1733—1805) gearbeitet, der unter andern auch Gellerts Fabeln, Nicolais Sebaldus Nothanker und Engels Mimik illustriert hat. Sie schließen sich stark an entsprechende antike Vorbilder an, ohne zu individueller Kraft und Wahrheit des plastischen Ausdrucks zu gelangen; besonders ungeschickt ist die Wiedergabe der Gesichter, die vielfach direkt dumm wirken, so daß sie eine satirische Interpretation förmlich herausfordern. Lichtenbergs Reihenfolge weicht von der des Kalenders (Diana, Prometheus, Higia, Venus, Flora, Leda, Amazon, Euterpe, Erato, Meleager, Baccha, Bacchus) in einigen Fällen ab.

Verse unter die Kupfer des Gothaischen Calenders vom Jahr 1772.
NB. Die Kupferstiche müssen dabey in die Hand genommen werden.

Diana

Dein Mittel wider Unzucht trüget nicht,
Zween Gürtel und ein dumm Gesicht.

Fünfe unter den Prometheus

№ 1

Was so ein Blätchen deckt,
Das reitzet und erschreckt
Das reizbarste der Mädchen
Und furchtsamste der Mädchen
So wenig als das Blättchen.

№ 2

Nimm nur [aus: denn] das [aus: dein] Blättchen weg, zum reitzen oder [aus: und zum] schrecken
Kan sicherlich nichts drunter stecken.

№ 3

Das Feuer zu dem grosen Brand
Zur Fackel, mein ich, in der Hand
Hat er selbst Jupitern entwandt.
Allein die, die er so versteckt
Und gar mit einem Kräutgen deckt,
Die, fürcht ich, hat er sonst wo angesteckt.
[Aus folgender quer durchstrichenen Fassung:
Die Fackel in der lincken Hand
Heißt doch mit Recht ein Götter Brand,



Man siehts er hat sie Jupitern entwandt.
Allein die andre, so versteckt
Und so erbärmlich zugedeckt,
Die hat er sonst wo angesteckt.]

№ 4

Blos Feuer für den Feuerheerd
Zu stehlen war der Müh nicht werth,
Dürft ich Zevs Feuerschatz bestehlen,
Ich wolte mir ein bessres wählen.

№ 5 auf den Erfinder des Feuers

Die Fackel unterm Blatt ist so verschwunden
Als hätt der Mann den Frost erfunden.

Auf Hygeens [gestrichen: beyde] Schälgen

Mit diesem Schälgen kan Hygea alles heilen,
Nur Wunden nicht von Amors Pfeilen:
Denn da muß sie sich offt bequemen,
Ihr andres [aus: Das andre] auch dazu zu nehmen.

Venus und Cupido,
die das Gewand nach entgegen gesezten Richtungen ziehen.

Gleich lös' ich euch dieß Räthsel auf:
Der Mann hinab, die Frau herauf.
(noch 2 andere siehe am Ende.)

Die Amazone

Den alten Amazonen fehlte eine,
Und unsre neuern haben keine.

Leda

Kaum kann das arme Ledchen stehen!
Was alle lieber thun als sehen,
Geschieht ihr, oder ist geschehen.

Flora

Daß so im Hemdgen da zu stehn [aus: stehen],
Nicht eben allen läßt, kann man an Florchen sehn [aus: sehen].

Euterpe

Hier, sagt Euterpe [aus: Euterpchen], liegt [aus: sizt] mein Schmertz,
Und da will ich daß er geheilet werde:
Drum zeigt sie mit der lincken auf ihr Hertz
Und mit der Rechten auf die Erde.

Dieses Sinngedicht könte ein sehr philosophisches Ansehn erhalten wenn man statt Euterpchen, das Mädchen [aus: das Musgen, aus: die Muse] läse, und ihr zeigen auf die Erde vom Tode verstehen wolte. Der Verfasser versteht aber hier unter Erde jede ausgebreitete Decke, einen weichen Rasen pp.

Erato

Bey so viel Heiligkeit und Andacht auf den Wangen
Da denck' ich gleich die Hure will mich fangen.

Meleager

Man hielt dich (hättst du Hosen an)
Fürwahr für einen gantzen Mann.

Bacha

Dein lincker Arm und dein Gesicht
Sind allerdings die schönsten nicht,
Doch kan ich durch die Leinwand schätzen,
Die Mängel liesen sich ersetzen.

Bachus

Diess wär der Gott des Weins? So sieht beym Bauernschmauß
Ja kaum der Gott des Fusels aus. [1]

Auf die mystische Lage der Hände in dieser und der Mediceischen Venus

Der Künstler giebt von innerm [aus: Praxiteles gab von der Liebe] Brand
Und seiner Löschung hier [aus: hierin, aus: aus] geheime [aus: die klarsten, aus: geheime] Wincke,
Dort brennt es zwar, sagt uns die [aus: ihre] rechte Hand,
Allein hier löscht man, sagt die lincke.

An den Amor

Hör Junge quäl mit ziehn die Göttin [aus: Mutter] nicht:
Sie [aus: Die Göttin, aus: Sie] zeigt ja Brust und Seite und Gesicht.
Mit Recht kan̄ sie den Augen dann mißgönnen
Was wir von allen sehen [aus: uns alle dencken] können.
[Gestrichen und fast unleserlich gemacht:
Wie weiß hat Zevs die Mädchen ausgedacht,
Halb für den Tag .... [2] *halb für die Nacht.]*

Friedrich Hebbels Zensurerlebnisse.

Von

Professor Dr. H. H. Houben in Leipzig.

Die Censur.
Haltet die Uhr nur an und denkt, nun werd' es nicht Abend;
Stand die Sonne schon still, weil es ein Küster gebot?
Fr. Hebbel. 1848.

Hebbel hat sich niemals als einen Märtyrer der Zensur hingestellt. Als er im Herbst 1845 nach Wien kam, machte er sich unter den dortigen Schriftstellern, denen die Klage über den Geistesbann im damaligen Österreich zum Morgen- und Abendgebet geworden war, bald unbeliebt durch eine Äußerung, die wie ein Lob der Zensur geklungen hatte. Wir lesen sie in seinem Tagebuch vom 10. November 1846: „Für gewisse Leute ist die Censur das größte Glück. Sie können behaupten, daß nur diese alles Shakespearesche, Schillersche, an ihren Gedanken abschneidet." Wer wie Grillparzer oder Bauernfeld auf die Zensur schimpfte, war natürlich des lärmenden Beifalls des Literaturpöbels sicher, und mit dem wollte sich Hebbel nicht gemein machen. Er selbst hatte damals schon mancherlei Unbill seitens der Zensur erfahren, aber er fühlte noch die Kraft eines Simson in seinen Adern, der es schließlich doch gelingen mußte, dies Staatsgebäude rückständigen Vorurteils zum Einsturz zu bringen.

Aber dazu reichte auch die Kraft eines Hebbel nicht aus. Schon die Erfahrungen, die er bald darauf in Wien selbst machte, belehrten ihn, daß die Zensur ihre artigen und bescheidenen Schützlinge mit demselben Schulmeisterbakel traktierte wie die aufsässigen und widerspenstigen, und daß man seinem dichterischen Können zuliebe gewiß keine Ausnahme von der Regel machte, die Klein und Groß mit anerkennenswerter Unparteilichkeit mißhandelte. Obgleich er dann 1848 keineswegs blindfröhlich und kritiklos in das allgemeine Revolutionshurra mit einstimmte, verschmähte auch er es nicht, an dem Scheiterhaufen, auf dem damals die Zensur gebraten wurde, seine epigrammatischen Lichtlein anzuzünden (vgl. das obige Motto). Und auf der Höhe seines Ruhmes, als er über die Mehrzahl seiner Zeitgenossen so ungeheuer hinausgewachsen war, hatte sich diese gereizte Stimmung keineswegs

---

1 Hier ist eine Namensunterschrift so gestrichen, daß sie nicht mehr lesbar ist; zu erkennen ist nur: G. C. L... Aber es stand nicht „Lichtenberg" da, sondern wohl ein mit L anlautendes Pseudonym.

2 Es hat vielleicht nur ein Gedankenstrich, kein Wort hier gestanden.

verloren, im Gegenteil bedeutend gesteigert. Als er sich nach dem großen Erfolg seiner „Nibelungen" (1862) zu einer Gesamtausgabe seiner Werke rüstete, dachte er daran, sie um eine „Blumenlese" seiner Zensurerfahrungen zu bereichern, „nicht der Piquanterie wegen," wie er an seinen Verleger Campe am 19. Oktober 1863 schrieb, „sondern um gewisse Kritiker, die mir immer das Anklammern an die reale Bühne predigen, mit den Zuständen dieser realen Bühne bekannt zu machen. Ich habe das Theater stets im Auge gehabt und keine Scene geschrieben, die nicht gespielt werden konnte, aber freilich nicht den Polizei-Codex, oder gar die Grillen oder das Hof-Gewissen eines Intendanten. Wie wäre das auch möglich? In jedem Lande, ja in jeder Stadt sind sie verschieden, und wechseln nicht bloß mit den Personen, sondern auch mit ihren Stimmungen."

Zwei Monate, nachdem er dies geschrieben hatte, riß ihm der Tod die Feder aus der Hand. Seine Briefe und Tagebücher nebst den Berichten seiner Zeitgenossen geben aber Stoff genug, jene „Blumenlese" in seinem Sinne nachzuholen.

Aus Hebbels Frühzeit ist nur ein unbedeutender Zusammenstoß mit der Zensur bekannt. Während seines ersten Aufenthaltes in Hamburg schrieb er ein Gedicht „Zum 18. Oktober" (1835), dem Gedenktag der Leipziger Schlacht, das in den von seiner damaligen Gönnerin Amalie Schoppe herausgegebenen „Neuen Pariser Modeblättern" erscheinen sollte. Der Hamburger Zensor Hoffmann aber gab das Manuskript dem Drucker entrüstet zurück mit den Worten: „Wie kann die gute Frau (die Doct: Schoppe) glauben, daß ich *solche* Gedichte passiren lasse!" Dieses Jugendgedicht Hebbels ist verschollen, was nicht der Fall wäre, wenn es hätte gedruckt werden dürfen. Seine Staatsgefährlichkeit ist also nicht mehr nachzuprüfen.

Das ist alles, was sich Hebbel bis zu dem Zeitpunkt hatte zuschulden kommen lassen, da er als Dramatiker aufzutreten begann. Er war also weder politisch verdächtig noch vorbestraft und hatte auch niemals die Aufmerksamkeit der vormärzlichen Polizei auf sich gezogen. Er lebte fast als politisches Neutrum dahin, ganz eingesponnen in seine künstlerische Arbeit. Dennoch gehen seine Erfolge gerade als Dramatiker durchaus parallel mit den politischen Ereignissen.

Von Hebbels bis 1848 vollendeten sechs Dramen haben bis zur Aufhebung der Zensur in eben diesem Jahr nur zwei das Lampenlicht erblickt: „Judith" und „Maria Magdalena"; die Zahl der Aufführungen zusammengenommen erreicht nicht einmal das Dutzend. Von 1848 ab wird das mit einem Schlage anders. Eine der hartnäckigsten Zensurfestungen, das Wiener Burgtheater, kapituliert; es bringt innerhalb zweier Jahre vier Stücke von Hebbel. Allein das Jahr 1849 beschert diesem vier regelrechte Uraufführungen; dazu kam noch die Aufnahme der „Judith" auf dem Burgtheater. Dieser Sturmschritt stockte aber sofort, als die Reaktion über Deutschland und Österreich hereinbrach. Ein Parallelismus der Ereignisse, der sogleich den Schluß aufdrängt: daran wird wohl außer der sprichwörtlichen Gleichgültigkeit der deutschen Theaterdirektoren auch der Zensor stark beteiligt gewesen sein. Eine nähere Untersuchung kann diese Vermutung nur bestätigen.

Im Herbst und Winter 1839/40 hatte Hebbel seine erste Tragödie „Judith" geschrieben. Etwa am 16. Februar 1840 sandte Amalie Schoppe ein Exemplar des eben fertig gewordenen Manuskriptdruckes an die Berliner Schauspielerin Auguste Stich-Crelinger, die bei einer dortigen Aufführung als Darstellerin der Titelrolle allein in Betracht kam.

Schon am 29. Februar antwortete Frau Crelinger, und zwar mit einem Briefe, der ihrer Klugheit und geistigen Empfänglichkeit alle Ehre machte. Sie hatte die „Judith" gleich zweimal gelesen, und was sie über den „eminenten Beruf" des neuen Dichters für das Drama sagt, ist keine Redensart, sondern der Ausdruck ehrlichster Überzeugung und tiefster Ergriffenheit.

Aber — nun kamen die Einwendungen: so wie das Stück geschrieben sei, könne es unmöglich aufgeführt, vielmehr müsse „Vieles und oft das Schönste" gestrichen werden. „Ich empfinde das an mir selbst," versicherte die Dame. „Ich gehöre nicht zu den Prüden und doch möchte ich das Stück, so wie es ist, meinen Töchtern nicht zu lesen geben und möchte es keinem Manne vorlesen oder mir von ihm vorlesen lassen." Frau Stich-Crelinger gehörte allerdings nicht zu den Prüden; „am Knie der Frau Crelinger" (sie wohnte in Charlottenburg am „Knie") war ein beliebtes zweideutiges Berliner Witzwort; es wurzelte in einem Abenteuer der Schauspielerin mit einem Grafen Blücher, das ihren ersten Mann, den Schauspieler Stich, das Leben kostete; der eifersüchtige Ehemann erwischte den Liebhaber im Hause, und der Offizier stach den unbequemen Frager einfach mit dem Dolche nieder. Das war allerdings schon sechzehn Jahre her; unterdes war Frau Crelinger, wie sie seit ihrer zweiten Ehe hieß, älter geworden, sie hatte zwei erwachsene Töchter, und unter diesem

Gesichtspunkt pflegen sich die Begriffe von Sittlichkeit gewöhnlich zu ändern. Frau Stich war jetzt eine tadellos „anständige" Frau.

Sie war aber auch eine praktische Schauspielerin und machte sofort genauere Vorschläge, wie dem sittlichen Übel der Hebbelschen Tragödie abzuhelfen sei. Die „beiweitem zu durchsichtige" Beschreibung der Hochzeitsnacht im 2. Akt müsse ganz geändert werden oder gestrichen werden; übrigens verstehe sie auch den Sinn derselben nicht. Ebenso unmöglich sei verschiedenes im 5. Akt in der Unterhaltung des Holofernes mit dem Hauptmann, „besonders die Stelle: ›Weib ist Weib‹" und in der Szene zwischen Judith und Mirza vor dem Zelt des schlafenden Feldhauptmannes. Das abgehauene Haupt des Holofernes schließlich dürfe „nie, auch nicht verdeckt auf der Bühne erscheinen". Natürlich könne nur der Dichter selbst diese Änderungen vornehmen: „eine fremde Hand kann und darf an diesem Kleinod nicht rühren".

Was Frau Crelinger Gutes über Hebbels Meisterwerk sagte, stammte gewiß von ihr; im übrigen war sie nur das Sprachrohr der Kgl. Intendanz, deren Zensurpraxis sie genau kannte; wahrscheinlich hatte die energische Schauspielerin über „Judith" bereits Rücksprache mit ihr genommen.

Am 6. Juli 1840 fand tatsächlich durch die erfolgreiche Verwendung der einflußreichen Schauspielerin die Uraufführung der „Judith" statt. Wie war das möglich? Hebbel selbst hatte sich dazu bereden lassen, sein Werk „bühnengerecht" zu machen. Wer könnte es einem jungen Dichter verargen, wenn er dieser „Versuchung" erlag, von der seine ganze Zukunft abhängen konnte! Hebbel milderte also das „Colorit" im Sinne der Berliner Zensurwünsche. Nach Emil Kuhs Bericht wurde die Szene zwischen Judith und Mirza vor dem Zelt des schlafenden Holofernes „wegen der allzu grellen Naturlaute des geschlechtlichen Fiebers, die darin erklingen", ganz gestrichen.

Die Berliner Zensur war aber damit nicht zufrieden; sie verlangte einen anderen Schluß. Die letzte Szene, in der Judith den sie preisenden Priestern den Schwur abnimmt, sie zu töten, sobald sie es verlange, und die Schlußworte: „Ich will dem Holofernes keinen Sohn gebären! Bete zu Gott, daß mein Schoß unfruchtbar sei. Vielleicht ist er mir gnädig!" — dieser Gipfelpunkt des seelischen Konfliktes war auf der Berliner Hofbühne unmöglich.

Diesem Wunsch wollte aber Hebbel nicht entsprechen. Der Regisseur oder sonst ein Gehilfe machte sich also selbst an die Arbeit. Wie sie ausfiel, wissen wir nicht, da das alte Regiebuch verschollen ist. Aber der Dichter entsetzte sich über diesen „verrückten, ohne sein Zuthun in Berlin fabrizirten" Schluß, und damit das Hamburger Theater, das ein halbes Jahr später (1. Dezember 1840) ebenfalls die „Judith" aufführte, nicht etwa zur Berliner Bearbeitung greife, lieferte er nun selbst einen Schluß, der sich natürlich im Rahmen der übrigen zensurgerechten Berliner Fassung halten mußte.

Diese Hamburger Theatereinrichtung, Hebbels „eigenes Machwerk", wie er selbst sie bezeichnete, ist vorhanden. Der innerste Kern der Tragödie ist herausgebrochen: „die Verwirrung der Motive in der Heldin und die Ableitung der Tat aus eben dieser Verwirrung". Judith ist dadurch zu einer „heroischen Katze" geworden. Sie handelt nur mehr aus religiös-patriotischen Beweggründen; das sexuelle Moment ist völlig ausgeschaltet; sie schaudert vor dem Mord an Holofernes zurück, weil sie ihn als eine riesenhafte, dämonische Natur wie einen Gott verehrt. Während sie ihm dann das Haupt abschlägt, brechen die Juden unter Kriegsmusik in das Lager der Assyrier ein, und Judith wird von ihnen als Heldin und Retterin begrüßt. Sie aber tritt, „wie aus Erstarrung geweckt, mit ihrem Schwerte unter sie" und verweist sie auf Gott, den Herrn, der das Große vollbracht habe. „Jauchze Volk des Verheißung!" jubelt der oberste Priester der Israeliten, und unter „Heil! Judith Heil!" fällt der Vorhang.

Diese Fassung verblieb der „Judith" fast ein halbes Jahrhundert, als ob das Originalwerk des Dichters gar nicht existierte. So kam sie 1849 in Wien, 1851 bei einem Gastspiel der Frau Hebbel in Berlin auch dort zur Darstellung, und so wurde sie auf fast allen deutschen Bühnen heimisch, die sich überhaupt zu einer Aufführung des Werkes entschlossen.

Erst 1896, also nach sechsundvierzig Jahren, hat es Max Grube als Regisseur des Kgl. Schauspielhauses in Berlin gewagt, die alte, von der Zensur diktierte Verballhornung beiseite zu werfen und das Literaturwerk selbst („mit verständnisvollen Strichen", wie der Hebbelforscher Richard Maria Werner sagt) endlich in sein Recht einzusetzen.

Im Winter 1842/43 hielt sich Hebbel in Kopenhagen auf, und König Christian VIII. von Dänemark gewährte ihm auf zwei Jahre ein Reisestipendium, so daß er Paris und Italien besuchen konnte. Am 13. Dezember 1842 hatte Hebbel eine Audienz bei dem König. Dabei kam die Rede auf „Judith", die der Dichter nebst seinen übrigen Werken dem König vorher geschickt hatte. Nach seinen Aufzeichnungen lautete das Gespräch folgendermaßen:

König: (ohne Übergang fortfahrend): „Ihre ‚Judith‘ kann aber nicht gespielt werden. Ich habe mit dem Theaterdirektor darüber gesprochen. Es geht nicht an.“

Hebbel: „Ich bitte Ew. Majestät um Vergebung, aber dieser Ausspruch ist längst durch die Tat widerlegt worden, die ‚Judith‘ wurde in Berlin und in Hamburg gespielt.“

König: „Es stehen aber doch gräuliche Sachen darin.“

Hebbel: „Ew. Majestät meinen, es stehen starke, ungewöhnliche Dinge darin, solche die man im conventionellen Sinn indecente nennt.“

König: „Ja, ja!“

Hebbel: „Die sind bei der Aufführung weggeblieben.“

König: „Sehen Sie, die sind weggeblieben, das konnte ich als Leser aber nicht wissen.“

Hebbel: „Freilich nicht.“

König: „Es ist überhaupt wohl zweierlei, ein Stück zum Lesen und ein Stück zum Spielen zu schreiben.“

Hebbel: „Eigentlich nicht, aber so wie die Zeiten sind, allerdings.“

Eine Pause entstand, und um der bekannten Handbewegung zuvorzukommen, verbeugte sich Hebbel und ging.

Nachdem sich Hebbel zwei Jahre in Paris und Italien aufgehalten hatte, kam er im November 1845 nach Wien. Eigentlich wollte er nur kurze Zeit dort bleiben. Aber ein märchenhafter Glückszufall hielt ihn in der Kaiserstadt fest, die dann seine zweite Heimat wurde. Obendrein hatte er in den dortigen Schauspielern Ludwig Löwe und Heinrich Anschütz, besonders aber in Christine Enghaus, die der Dichter bald nachher zur Gattin gewann, begeisterte Verehrer seines Genius gefunden. Was lag näher, als daß sich diese Begeisterung in lebhafte Fürsprache der Schauspieler für den anwesenden Dichter bei der Leitung des Burgtheaters umsetzte?

Sie bestürmten also den Oberstkämmerer Grafen Dietrichstein, zunächst die „Judith“ zu erlauben. Aber das mehr als ein halbes Jahrhundert alte Schema F besagte: auf dem K. K. Burgtheater ist kein biblischer Stoff zulässig! Und den hätte schließlich keine noch so weitgehende Zensurbearbeitung, an der sich bereits der Wiener Schriftsteller Otto Prechtler versuchte, aus diesem Werk beseitigen können.

Mit „Genoveva“ stand es ebenso: eine Kalenderheilige auf der Bühne des katholischen Hofes? — Ausgeschlossen. Der Wiener Dichter Friedrich Halm (v. Münch-Bellinghausen) riet zwar, die „Genoveva“ nach den dort geltenden Zensurvorschriften zurechtzumachen, aber das erforderte Änderungen, bei denen Hebbel die Haare zu Berge stiegen. „Er hat neulich Abends einige Akte mit mir durchgegangen,“ schrieb Hebbel am 18. Dezember 1845 an Elise Lensing, „ich schauderte! . . . Wer sollte es denken, daß z. B. die Ausdrücke Heilige, Crucifix usw. nicht auf dem Theater vorkommen dürfen? Und doch darf es nicht geschehen, vielleicht nicht einmal, wenn Metternich selbst ein Stück schriebe.“

Und mit dem „Diamant“ war in Wien erst recht nichts anzufangen. Wie hätten die adeligen Fräulein in den Logen bei einem so undelikaten Stoff die Nasen gerümpft! Hebbel hat dieses sein erstes Lustspiel, das zu seinen Lebzeiten nur einmal in Kremsier in Mähren gespielt wurde, überhaupt nie auf der Bühne gesehen. 1853 sollte es auf dem Carltheater in Wien gespielt werden; die Zensur hatte auch die Erlaubnis gegeben, aber Hebbel selbst zog sein Stück wieder zurück, da ihm die dortigen Schauspielkräfte zu miserabel erschienen. Auch eine Aufführung seines „Trauerspiels in Sizilien“ hat er nicht erlebt, wofür jedoch der Zensur keine Schuld beizumessen ist.

Hebbels „Maria Magdalena“ hatte auch so einen biblisch anmutenden Titel, vor dem sich der Oberstkämmerer der Hofburg bekreuzigte, und der Konflikt mußte den Hofmann mit noch größerem Entsetzen erfüllen. Dennoch wagte es Hebbel bald nach seiner Ankunft in Wien auf den Rat seiner dortigen Freunde, sogar des ehemaligen Burgtheaterdirektors und jetzigen Buchzensors Deinhardstein, sein Werk dem damaligen Direktor Holbein einzureichen. Unmittelbar darauf besuchte er auch den Schauspieler Heinrich Anschütz, für den die Rolle des Meisters Anton wie geschaffen war. Anschütz selbst hat die mit Hebbel damals geführte Unterhaltung, die sich natürlich hauptsächlich um die Zensurfrage drehte, aufgezeichnet.

„In hohem Grade eingenommen von dem geistig überlegenen Wesen meines Gastes,“ erzählt Anschütz, „versicherte ich ihm, daß es bei einem so bedeutenden schauspielerischen Vorwurfe keiner Anempfehlung bedürfe, daß vielmehr der Schauspieler dem Dichter für die prachtvolle Aufgabe verpflichtet sei.

„Ich fürchte nur, verehrter Herr Doktor," bemerkte ich, „daß ich mich zu früh auf den Besitz dieser Rolle freue."

„Wie meinen Sie das, Herr Anschütz?"

„Ich glaube nicht, daß Ihr Trauerspiel von der Zensur zugelassen wird."

„Warum nicht? man gibt ja ‚Kabale und Liebe'."

„Das wohl, aber für's Erste genießt ‚Kabale und Liebe', als ein altes Schiller'sches Stück, das nicht mehr gefährlich ist, das Bürgerrecht, und zweitens ist der Grundton Ihres Dramas ein weit herberer, die Conflicte sind unversöhnlicher Natur, die Charaktere rauh bis zur Wildheit, und ich zweifle sehr, daß die Zensur für die Handwerker-Philosophie des Tischlers Anton, für den Buben Carl, für das Verhältniß zwischen Clara, Leonhard und dem Secretär das *admittitur* erteilt."

„Wenn sie es wagen, das Stück nicht zu geben, so mögen sie auch die Verantwortung vor der Öffentlichkeit übernehmen."

„Bester Doctor," erwiderte ich, „unsere Censur ist in diesem Punkte sehr verwegen. Wenn sie nein sagen will, so malt sie ihr ‚*non admittitur*' so groß, dick und und schwarz hin, daß man es auf zehn Schritte lesen kann."

„Ich werde den kürzesten Weg gehen und mich gleich an den Herrn Oberstkämmerer wenden."

„Ich wünschte ihm den besten Erfolg von seinem Gange, hoffte aber bei dem entschiedenen Wesen Hebbel's nur wenig von dieser *entre-vue*. Hebbel mochte beim Grafen Dietrichstein ähnliche Äußerungen gethan haben, denn wie mir erzählt wurde, soll dieser sonst so zugängliche Theaterfreund, ganz erschreckt und entrüstet von Hebbel's categorischem Auftreten, seinem Kanzleipersonal aufgetragen haben, den ‚rothen' Dichter nicht mehr vorzulassen."

„Und die Censur verbot ‚Maria Magalena' wirklich."

Nebenbei ergab sich bei dieser Audienz Hebbel's, daß Graf Dietrichstein noch nicht einmal den Namen des Dichters kannte. Das gehörte zum guten Ton dieser Kavalierdirektionen. Vor nicht langer Zeit hatte der Stuttgarter Indendant Graf Leutrum, als ihm der Schauspieler Seydelmann meldete, Karl Immermann sei angekommen, einem etwa drohenden Besuche mit der Bemerkung vorgebeugt, er könne ihn „nicht spielen lassen". Er hielt den berühmten Dichter und Theaterdirektor für einen um ein Gastspiel nachsuchenden Komödianten!

Außerhalb des Theaters war für einen Schriftsteller wie Hebbel zu jener Zeit in Wien noch weniger zu erzielen. Die dortigen Buchhandlungen mußte er, wie er am 26. November 1846 seinem Freunde Gurlitt klagt, „aus Censur-Rücksichten als nicht vorhanden betrachten", und die Zeitungen und Zeitschriften unterlagen demselben Zwang. Daher erhoben sich auch die wenigsten über das flache Niveau der Unterhaltungsliteratur. Um ein ernsthaftes literarisches Organ zu schaffen, gründete Hebbels Freund Siegmund Engländer 1847 eine Monatsschrift „Der Salon". An Beiträgen Hebbels sollte unter andern dessen Gedicht „Der Jude an den Christen', darin erscheinen, das, wie der Dichter am 1. September 1847 an Felix Bamberg schreibt, „in meiner Weise, also ohne alles Spitzen- und Stachelwesen den einfachen Humanitätsgedanken des Jahrhunderts" aussprach. Der Zensor strich es weg; die Judenfrage durfte auch im versöhnlichsten Sinne in Wien nicht Gegenstand der Dichtung sein.

Das 3. Heft des „Salon" brachte Hebbels Novellenfragment „Die beiden Vagabonden". Dieses Heft war aber auch schon das letzte; die Zensurquälereien, berichtet Emil Kuh, welche schon die Gründung der Zeitschrift erschwert hatten, machten ihr wieder ein Ende. Wie sollte es eine eigenartige, in vielen Punkten befremdende Dichterindividualität wie die Hebbels unter solchen Umständen anfangen, sich einem weiteren Leserkreis zu vermitteln?

Charakteristisch für die damaligen Wiener Zensurzustände ist noch eine Erfahrung, die Hebbel bald nach seiner Ankunft in Wien machte. Er hoffte sich durch kritische Mitarbeit an den Wiener „Jahrbüchern der Literatur" notdürftig über Wasser halten zu können, und der Herausgeber Deinhardstein gab ihm auch gleich den Auftrag, die letzten Bände der Literaturgeschichte von Gervinus zu besprechen.

Damals warfen die Verleger noch nicht so freigebig mit Rezensionsexemplaren um sich wie heutzutage, und einem armen Teufel blieb daher nichts anderes übrig, als sich ein Buch, das er rezensieren wollte, auf einer Bibliothek zu beschaffen. Als Hebbel aber auf der Wiener Hofbibliothek das Werk von Gervinus forderte, wurde ihm die Auskunft: das Buch sei verboten und dürfe daher nicht ausgeliehen werden. Das schloß aber wunderlicher weise nicht aus, daß dieses verbotene Werk in jenen Jahrbüchern besprochen wurde, die auf Kosten der österreichischen Regierung gedruckt wurden!



Der Kampf Hebbels um seinen Platz an der Sonne war also ziemlich aussichtlos. Erst das revolutionäre Gedränge des Jahres 1848 schob auch ihn in den Vordergrund. Das zeigt am besten die Bühnengeschichte der „Maria Magdalene".

Gleich nach Vollendung dieses neuen Werkes im Dezember 1843 hatte Hebbel es von Paris aus in gläubigem Vertrauen wieder an Frau Crelinger geschickt, es aber im Mai 1844 von Berlin mit einer „lithographierten Zuschrift der Intendanz" als „unaufführbar" zurückerhalten.

Seit zwei Jahren schwang dort ein neuer Mann das Direktionszepter, Karl Theodor von Küstner, der sonst nicht so übel war, aber die Aufführung dieses Stückes sehr entschieden verweigerte. Ein „gefallenes Mädchen" wie diese Klara auf der Hofbühne erschien ihm ganz unmöglich. „Er war in diesem Punkte auch gar nicht weiß zu waschen," schrieb später der Berliner Kritiker H. Th. Rötscher an den Dichter, „weil er sich natürlich nicht zur Bedeutung der ganzen Aufgabe und ihrer dramatischen Motivirung erheben kann."

Nach dieser Ablehnung hatte Hebbel an dem Erfolg seiner Bemühungen geweifelt. Er hatte deshalb sein Werk mit einer Widmung an den König Christian VIII. herausgegeben und seinem Schicksal überlassen, während er selbst nach Italien gereist war.

Eine preußische Provinzbühne, die Königsberger, war es dann, die am 13. März 1846 mit der Uraufführung des Stückes voranging. Leipzig folgte am 19. Oktober desselben Jahres.

Nun begannen sich auch die Berliner Verehrer Hebbels zu rühren, und am 27. Februar 1847 konnte ihm Rötscher mitteilen, daß man „zum Besten der bei dem Pesther Brande Verunglückten im Lokal des Königstädter Theaters aber mit den Kräften der Königlichen Bühne" die „Maria Magdalene" geben wolle. Ob freilich die Zensur die Erlaubnis dazu gebe, sei sehr unwahrscheinlich.

Das Unerwartete trat ein: die Zensur drückte ein Auge zu und erklärte sich einverstanden. Rötscher selbst richtete das Stück ein, rückte aber, wie er versicherte, „keinen Stein aus seinen Fugen". Nur mußte die Bezeichnung „bürgerliches Trauerspiel" in „bürgerliches Drama" verändert werden, denn das Königliche Theater besaß für Berlin das alleinige Recht auf die gesamte deutsche Trauerspielproduktion, und dieses Privileg durfte wenigstens äußerlich nicht angetastet werden.

Schon sollten die Proben beginnen, als zuletzt alles an der „gränzenlosen Bornirtheit" der Direktion, der Kommissionsrätin Cerf, scheiterte. Da sie sich von dem Stück keinen Kassenerfolg versprach, versteifte sie sich plötzlich darauf, es sei „unsittlich", und setzte es wieder ab.

Rötscher aber gab keine Ruhe, und die Märzrevolution kam ihm zu Hilfe. Er drohte jetzt der ängstlichen Direktion, öffentlich erklären zu wollen: früher habe man das Stück angenommen, jetzt verweigere man die Aufführung, verschließe sich also „geflissentlich dem Fortschritt". „Fortschritt" war aber damals Trumpf in Berlin, mit dem durfte es niemand verderben, am wenigsten ein Theater, das von seiner Popularität lebte. Aus Furcht gab endlich Frau Cerf nach, und am 17. April 1848 durfte sich „Maria Magdalene" den Berlinern zeigen.

Nachdem ihre Aufführbarkeit damit nachgewiesen war, wurde sie am 22. Februar 1850 endlich auch vom Kgl. Schauspielhaus übernommen. Die dortigen Anschauungen über Sittlichkeit hatten sich offenbar mittlerweile wesentlich gewandelt.

Für Hebbel bedeutete der Umschwung, den die revolutionären Ereignisse herbeiführten, eine Erlösung aus langjähriger Knechtschaft. Selbst die Hoftheater mußten nun dem frischen Sturmwind Türen und Fenster öffnen, und schon im April 1848 begann der ebenso buntscheckige wie lärmvolle Triumphzug des jungen vormärzlichen Dramas über alle königlichen und kaiserlichen Schauspielhäuser.

In den heiligen Hallen des Wiener Burgtheaters mußte sich diese zum Teil etwas saloppe Gesellschaft am sonderbarsten ausnehmen. Hier eröffneten Heinrich Laubes „Karlsschüler" den Reigen am 24. April. Gleich darauf setzte Holbein Hebbels „Maria Magdalene" aufs Repertoire, die früher ihres biblischen Titels, vor allem aber ihres unsittlich erscheinenden Konfliktes und ihres proletarischen Milieus wegen auf der Hofburg unmöglich gewesen war.

Am 8. Mai fand die Wiener Uraufführung statt, und fast kein Wort wurde an dem Urtext des Werkes gestrichen: „Nur die Flöhe, die der Teufel aus dem Ärmel schüttet, sind weggeblieben',, schrieb der Dichter am 17. Mai an Rötscher in Berlin, „aber nicht einmal Evas Feigenblatt, obgleich ich es von Herzen gern preis gegeben hätte. Wenn man weiß, wie es hier vor dem 13ten März stand und wie unmöglich es damals gewesen wäre, auch nur den an die Bibel erinnernden Titel des Stücks durch die Censur zu bringen, so hat man schon darin einen schlagenden Beweis, um wie viel weiter wir vorwärts gekommen sind."



Im Anfang traute Hebbel der neuen Freiheit nicht sehr und wagte sich nicht darüber zu freuen. „Die großen Welt-Ereignisse greifen auch in meinen kleinen Privatkreis hinein," schreibt er am 28. März in sein Tagebuch. „Das Hofburgtheater wird meine Stücke spielen, Julia ist angenommen, Holbein zeigte es mir heute morgen persönlich an. Wer Kind genug wäre, sich darüber freuen zu können! Mir schmeckt das Ei nicht, das der Weltbrand geröstet hat."

Aber der Ausblick auf ein weniger gehemmtes Wirken als Dramatiker regte ihn doch mächtig an. „Ein ganz neues Stück habe ich, gleich nachdem ich das letzte Plakat des Kaisers vernahm, erfunden," meldet am 15. März 1848 bei Verleihung der Preßfreiheit sein Tagebuch. „Herodes und Marianne" entstand in diesem Jahr und erlebte schon am 19. April 1849 seine Wiener Uraufführung, der letzte Akt wurde während der Wiener Oktoberrevolution teils auf der Straße gedichtet, und Hebbel war so voll neuer Ideen, Pläne und Entwürfe, daß er sie nicht alle niederschreiben konnte.

Am 1. Februar war „Judith" mit starker Wirkung auf dem Burgtheater erschienen, zu einer Zeit also, wo in der von der kaiserlichen Armee am 31. Oktober unter Windisch-Grätz eroberten Hauptstadt das Standrecht herrschte. Holbein hätte die Zulassung dieses Stückes seitens der Militarzensur nicht erreicht, wenn er nicht den genialen Einfall gehabt hätte, dem Gouverneur Graf Welden allen Ernstes zu versichern, „der Holofernes sei zu Ehren des Fürsten Windisch-Grätz gedichtet und die Belagerung Bethulias bedeute die Belagerung Wiens". Die Anekdote sei „buchstäblich" wahr, versicherte Hebbel seinem Verleger Campe.

Der Winter 1848/49 hatte sogar die erste Aufführung des Lustspiels „Der Diamant" gebracht und zwar in der mährischen Stadt Kremsier, wo nach Einnahme Wiens der österreichische Reichstag vom 15. November 1848 bis zum 7. März 1849 tagte.

Ebenfalls 1849 kam Hebbels Lustspiels „Der Rubin" am 21. November auf dem Wiener Burgtheater zur Darstellung, und in Prag durfte man am 13. Mai seine „Genoveva" in tschechischer Übersetzung spielen. Das Jahr 1849 bedeutete daher den Höhepunkt der Uraufführungen Hebbelscher Stücke zu Lebzeiten des Dichters.

Die Herrlichkeit dauerte aber nicht lange. Das Schicksal der Hebbelschen „Julia" kennzeichnet diese neue Wendung am besten. „Julia" war schon 1848 im ersten Übermut der neuen Zensurfreiheit vom Burgtheaterdirektor Holbein angenommen worden. Der Dichter konnte ein vorher für die Zensur zurechtgemachtes „niederträchtiges" Manuskript des Stückes jetzt vernichten. Die Aufführung wurde aber hinausgeschoben, um seinen älteren Werken den Vortritt zu lassen, und kam schließlich gar nicht zustande. Ende 1849 schied Holbein aus seinem Amte und sein Nachfolger wurde Heinrich Laube. Seit dem 9. Mai war auch ein neuer Oberstkämmerer, ein polnischer Magnat, Graf Lanckoronski, an die Spitze des Hoftheaters getreten, und da dieser in den „ästhetischen und moralischen Wert" des Werkes Zweifel setzte, wurde die Zusage der früheren Leitung nicht eingehalten. Da der neue Direktor Laube außerdem gegen Hebbels Stücke einen instinktiven Widerwillen hatte, fühlte er keinen Beruf, sein junges Ansehen durch bedingungsloses Eintreten für das auch ihm unsympathische Stück aufs Spiel zu setzen.

In Berlin ging es Hebbel fast ebenso. Gleich nach Vollendung der „Julia" hatte Hebbel sie Rötscher in Berlin mitgeteilt und dieser sie dem Intendanten von Küstner eingereicht. „Nach einigem Zögern und einem auf einem merkwürdigen Umweg unternommenen, übrigens wohlgemeinten Durchbringungsversuch" hatte dieser zuletzt doch das neue Drama Hebbels „aus Scheu vor Anstoß" abgelehnt.

Dann kam die Revolution, und als plötzlich das Burgtheater die „Julia" annahm, bat auch Küstner den Dichter um das Stück, da er „jetzt freieren Richtungen folgen könne". Die Rollen wurden ausgeschrieben und verteilt, aber dann verlautete nichts mehr davon.

Nach anderthalb Jahren mahnte Hebbel an die Einlösung des gegebenen Wortes, erhielt aber nun die Antwort, „daß der Geist der Zeit sich inzwischen wieder verändert hätte, und daß das Stück sich zu sehr von den gewöhnlichen Formen und hergebrachten Ansichten entfernte, um nicht höheren Orts und bei dem jetzt wieder den Ton angebenden conservativen Publikum Anstoß zu erregen." Das angebotene Abfindungshonorar wies Hebbel zurück, erklärte sich dann aber mit der Aufführung der „Maria Magdalene" an Stelle der „Julia" einverstanden.

Daraufhin ließ nun Hebbel sein Werk im Druck erscheinen und leitete es mit einer geharnischten Vorrede ein. Er erzählte hier die Geschichte dieser Nichtaufführungen, da sie „für unsere gegenwärtigen Zustände nicht ohne Bedeutung" seien, und setzte sich im Anschluß an das Problem dieses Stückes einmal gründlich mit dem Vorwurf der Unsittlichkeit

auseinander, der von den „Schergen des Absolutismus“ gegen die meisten seiner Dramen erhoben worden war, so daß er in „notgedrungener Resignation“ auf die Darstellung seiner Werke meist habe verzichten müssen, da er „im Polizei-Reglement keinen Commentar zum Aristoteles erblicken“ könne.

Nach dem Amtsantritt des Grafen Lanckoronski durfte auch Hebbels „Maria Magdalene“ in Wien nicht mehr aufgeführt werden. Gegen dieses Stück, versichert Laube, sei der oberste Leiter des Burgtheaters „von entschlossenster Feindseligkeit“ gewesen. Er hätte eher das „politisch mißliebigste“ Stück erlaubt als „diesen Gräuel“, so tief war sein Abscheu davor. Auch Laube hatte eine unüberwindliche Abneigung dagegen, und es wurde erst 1869, nach seinem Scheiden vom Burgtheater, wieder aufgenommen. Von den älteren Stücken Hebbels behauptete sich dort nur „Judith“.

Im Dezember 1851 vollendete Hebbel sein deutsches Trauerspiel „Agnes Bernauer“. Der damalige Münchener Intendant Franz Dingelstedt nahm es sofort zur Aufführung an, die am 25. März 1852 in Gegenwart des Dichters stattfand. Hebbel wurde von dem überfüllten Hause dreimal gerufen, nur am Schluß des 3. Aktes, wo Herzog Ernst seinen Sohn wegen seiner Ehe mit Agnes der Thronfolge für verlustig erklärt, Albrecht aus den Turnierschranken gewiesen wird und gegen seinen Vater und den Adel das Volk zu Hilfe ruft („Die Ritterschaft verläßt mich! Bürger und Bauern heran“), entstand „großes Getümmel“ nicht nur auf der Szene, sondern auch im Zuschauerraum: wütender Applaus von den oberen Rängen und heftiges Zischen aus den Logen, wo der bayrische Adel seine Plätze hatte.

Die Folge dieser Demostration war, daß, wie es in der Theatersprache heißt, durch ein „plötzliches Unwohlsein“ eines Schauspielers die Wiederholung unmöglich wurde; auf Deutsch: ein Verbot von oben entfernte das Stück vom Spielplan, obgleich König Maximilian II. vorher gegen jenen dritten Aktschluß nichts zu erinnern gefunden hatte. Im Gegenteil, er hatte dem Dichter einige Wochen vor der Aufführung eine sehr gütige Audienz gewährt und, offenbar gut unterrichtet, mit ihm über seine Stücke geplaudert. Hebbel hatte dabei die Bemerkung gewagt, daß die dramatische Kunst jetzt überall wieder durch die überstrengen politischen Maßregeln in ihrer Entwicklung gehemmt sei und daher mit doppelter Zuversicht auf München blicke. Worauf der König antwortete: „Mein Vater hat die bildenden Künste zu heben versucht, ich wünsche für die Literatur das Gleiche zu tun, das scheint mir noch wichtiger. Vor allem aber ist das Drama meine Passion.“

Nach der Münchener Uraufführung reichte Hebbel auf Laubes Wunsch seine „Agnes Bernauer“ auch dem Burgtheater ein. Da zu jener Zeit auf dem Theater an der Wien Babos „Otto von Wittelsbach“ gespielt wurde und der Pöbel dort sogar nach dem Kaisermord „Da capo“! rufen durfte, was, wie Hebbel entrüstet meinte, „die strengste Censur“, ja den fünfzigjährigen Schluß aller Volkstheater rechtfertigte“, so konnte er nicht annehmen, daß die selbst in München geduldeten Wittelsbacher Fürsten *seiner* Tragödie auf der Wiener Hofburg irgend welche Bedenken erwecken sollten. Nach einigen Wochen erhielt er aber sein Stück mit zahlreichen Zensurstrichen und Anmerkungen des Grafen Lanckoronski zurück.

Der Dichter ließ sich die Mühe nicht verdrießen, über die oft sehr geheimnisvollen NB. des Oberstkämmerers nachzugrübeln, alles, was irgendwie als anstößig aufgefaßt worden war, zu streichen oder zu ändern, und am 12. November 1852 sandte er diese Zensurbearbeitung ein. Aber schon am 18. erhielt er das Manuskript von Laube zurück mit der Erklärung, die Exzellenz lehne die Aufführung bestimmt ab, da ihr der Gegenstand des Stückes überhaupt „für ein Hoftheater mißlich“ erscheine. Das hinderte die Exzellenz aber nicht, eine andere „Agnes Bernauerin“ von Melchior Meyr trotz des „mißlichen“ Gegenstandes zu erlauben.

Hebbel war natürlich über diese Rücksichtslosigkeit empört; fast noch mehr aber über die Zensurstriche selbst, die Graf Lanckoronski für nötig gehalten hatte, und er ging einige Zeit mit dem Gedanken um, öffentlich darüber mit dem Oberstkämmerer anzubinden.

Es verlohnt der Mühe, sich aus dem Lesartenapparat der Wernerschen Hebbelausgabe diese Zensurstriche des Grafen Lanckoronski in Hebbels „Agnes Bernauer“ im Jahre des Heils 1852 zu vergegenwärtigen. Daß Bayern „in drei Teile zerrissen sei, wie ein Pfannkuchen, um den drei Hungrige sich schlugen“, daß Herzog Albrecht nicht einsehen will, warum er wegen seiner Ehe mit einer Bürgerlichen dem Throne entsagen soll, daß der Adel früher einmal gegen den Kaiser aufstand und ähnliche historische Erinnerungen und Redewendungen, die sich aus dem Vorwurf des Stücks mit Notwendigkeit ergaben — neben alles dies setzte der Graf seine NB., oft sogar drei N. B.! Sein Begriff von hoher Politik wollte natürlich auch nicht dulden, daß Herzog Albrecht am Schluß des 3. Aktes die Bürger und Bauern gegen



seinen Vater und den Adel aufruft. Ebenso anstößig war ihm die ernste Mahnung Preisings an Herzog Albrecht, daß seine fürstliche Stellung ihm Opfer auferlege („Ihr seid ein Fürst" usw. 3. Akt, 10. Szene), und selbst eine harmlose Erwähnung Rudolphs von Habsburg sollte gestrichen werden.

Die N. B. des Grafen hatten aber auch ihre religiöse Seite. Von Christi Geburt (als Datum!), von den zehn Geboten, von den „Hauptstücken unseres allerheiligsten Glaubens", von Gott und Paradies, von Rosenkranz und sonstigen heiligen Dingen durfte nicht die Rede sein, ebensowenig von Priestern oder dem Pater Franziskaner, von Bischöfen oder dem Papst. Und im Punkte des Wohlanstandes war Exzellenz so peinlich, daß sie keinerlei scherzhafte Anspielung auf das Verhältnis des jungen Herzogs zu Agnes vor ihrer Ehe hatte passieren lassen.

Kurz, es war noch immer der alte Hägelinsche Zensurkatechismus aus dem Jahre 1795 mit den Hauptparagraphen „Politik", „Religion" und „gute Sitten", der hier eine neue, aber durch keine Zeitentwicklung revidierte, unveränderte Auflage erlebte!

Hebbels Biograph Emil Kuh (II 509) berichtet zwar, das Stück sei, nachdem Laube „zwei und drei Male Abänderungen verlangt" habe, der Erzherzogin Sophie vorgelegt und „am Ende, *nicht* in Folge höherer Weisung, sondern aus eigener Machtvollkommenheit des Direktors abgelehnt worden". Als der Dichter diesen Bescheid erhielt, habe er „das Buch auf den Boden geworfen, es mit Füßen getreten — und tags darauf sei er rotgelb wie eine Orange aufgestanden". Aber Kuh verwechselt hier offenbar die „Agnes Bernauer" mit der „Genoveva", denn deren Theaterbearbeitung wurde der Anlaß zu Hebbels Erkrankung an Gelbsucht, und Hebbel selbst hat niemals Laube, gegen den er im übrigen sehr „geladen" war, für das Schicksal der „Agnes Bernauer" verantwortlich gemacht.

Im Vormärz war Hebbels „Genoveva" der „Kalenderheiligen" wegen völlig unmöglich gewesen. Das gleichnamige Stück Raupachs hatte man 1830 bei der Aufführung auf dem Burgtheater in „Schuld und Buße" und den Golo in einen Boso umgetauft; auch Tiecks „Genoveva" wanderte in der Vertonung von L. Huth als „Bellarosa" über deutsche Bühnen.

Schon 1849 hatte sich Hebbel an eine Bearbeitung seiner „Genoveva" gemacht, war aber nicht damit zustande gekommen, da er die schneidende Dissonanz des Schlusses, Golos Selbstmord, nicht beseitigen konnte. Im Januar 1851 fand er die versöhnende Lösung in dem „Nachspiel zur Genoveva", und am 31. Januar reichte er Laube das so ergänzte Stück ein. Aber Laube lehnte ab.

Im September 1851 verlangte Dingelstedt in München eine Bearbeitung. Hebbel machte sich aufs neue daran und legte diese Umformung wieder Laube vor. Dieser wünschte noch stärkere Kürzung und die Beseitigung alles „Kirchlichen", da er wußte, daß er damit bei der Zensurbehörde nicht durchkam. Hebbel befolgte seine Ratschläge und beseitigte auch das Kirchliche „bis auf den letzten Ausdruck". Aber Laube war noch immer nicht zufrieden, und Hebbel verstand sich zu einer weiteren Bearbeitung. Die psychologisch so wichtige Judenepisode und die anschließende Beichtszene mußten ganz fort, so daß vom zweiten Akt fast nichts mehr übrig blieb. Die Heilige reduzierte er ganz auf die Pfalzgräfin, so „daß ihr von der Himmelskrone nicht eine Perle" blieb und ein blut- und markloser Schemen an die Stelle eines Menschen trat.

So reichte er sein Werk zum vierten Male ein. Am 11. Dezember wurden die Rollen ausgeteilt, aber die Leseprobe ließ auf sich warten. Am 29. mahnte Hebbel. Da erließ das Oberstkämmerer-Amt und zwar „auf ausdrückliche Reklamation der Geistlichkeit" ein Verbot der Aufführung. Der alte Zensurkodex galt also noch immer!

Daran schloß sich der Ärger mit der „Agnes Bernauer". Laube hatte wohl das Bedürfnis, den Dichter für deren Ablehnung zu entschädigen, und im Herbst 1853 verabredete er mit ihm eine abermalige Neubearbeitung der „Genoveva". Die Titelheldin wurde in Magellona umgetauft, Golo in Bruno, der Pfalzgraf Friedrich in einen Rheingrafen Sigurd, alles, was sonst noch den Theaterbesuchern auf die Nerven gehen konnte, beseitigt, und als „Magellona" vermummt konnte das Werk endlich am 20. Januar 1854 auf dem Burgtheater erscheinen, während auf dem Theater an der Wien Raupachs „Genoveva" ohne Anstoß gegeben werden durfte.

Diese Quälerei griff Hebbel so an, daß er an Gelbsucht erkrankte und graue Haare bekam! Obendrein wurde das Stück nach sechs erfolgreichen Aufführungen wieder abgesetzt. Die kirchliche Opposition dagegen ruhte nicht, und Laube mußte sie gelten lassen, nachdem der Reiz der Neuheit zu versagen begann.

Was durch die mehrfachen Bearbeitungen, denen Hebbel der Zensur wegen seine „Genoveva" unterwerfen mußte, aus dem ursprünglichen Werk geworden war, beleuchtet am besten die von Kuh erzählte Anekdote: Als Hebbel einige Wochen vor der Aufführung bei dem Oberstkämmerer Grafen Lanckoronski sich einfand, da bemerkte dieser in höflicher, halb entschuldigender Weise gegen den Dichter: es wolle ihn bedünken, als ob die „Magellona" mit dem vor anderthalb Jahren ihm eingereichten Stücke Hebbels (nämlich der „Genoveva") einige Ähnlichkeit habe. „Allerdings nur hie und da, Herr Doctor!"

Selbst Hebbels größtes Werk, seine „Nibelungen", entgingen der Zensurschere nicht ganz. Als sie 1863 auf dem Burgtheater erschienen, erregte der Kaplan im zweiten Teil der Trilogie „gewaltigen Anstoß"; er durfte zwar auftreten, aber nicht die wundervollen Worte sprechen, mit denen er in der grandiosen Schlußszene Krimhild auf den Erlöser verweist, des die Rache sei, Worte wie sie schöner zur Verherrlichung des Christentums und seines Stifters kaum je in einer Dichtung erklungen sind. —

Bedarf diese „Blumenlese" aus Hebbels Zensurerlebnissen noch einer Nutzanwendung? Sie spricht wohl eindringlich genug für sich selbst. Nicht die sprichwörtliche Gleichgültigkeit der Theaterdirektoren oder die Stumpfheit des Publikums allein waren es, die es Hebbels Werken unmöglich machten, zu ihrer Zeit zur vollen Wirkung zu kommen. Die Beschränktheit der damaligen Zensur trägt mindestens die gleiche Schuld daran, daß die Erkenntnis seiner Bedeutung erst einem nachgeborenen Geschlecht vorbehalten bleiben mußte. Seine Dichterkraft zu brechen, wie die Grillparzers, hat sie nicht vermocht; dazu war jene von zu überlegener Stärke. Hebbel selbst hat im Übermut seiner Kraft das selbst einmal sehr hübsch zum Ausdruck gebracht. Als er im Jahre 1847 seine Komödie „Der Diamant" herausgab, setzte er ihr folgendes Vorwort voran:

„Man hat mich oft befragt, warum ich mir nicht Mühe gebe, meine Stücke auf die Bühne zu bringen. Zur Antwort darauf ein Märchen, das ich in der Kindheit von meinem verstorbenen Vater hörte.

Ein Ritter kam an einen Palast, in dem er eine verzauberte Princessin zu finden hoffte, und wollte hinein. An dem ersten Thor verlangte der Wächter, zwar noch etwas zaghaft und mit zitternder Stimme, er solle seine Waffen zurücklassen, sonst dürfe er nicht weiter. Er gehorchte. An dem zweiten verlangte ein Anderer, schon kecker und trotziger, er solle seine Rüstung ablegen. Er that's. An dem dritten trat ihm ein noch frecherer Gesell in den Weg und wollte ihm ohne weiteres die Arme auf den Rücken binden. Da aber war sein Langmuth zu Ende. ‚Wenn das so fort geht — rief er aus — so wird man drinnen von mir fordern, daß ich mich mit eigener Hand erhänge, und wie ich die Princessin dann noch erlösen und eine tüchtige Nachkommenschaft mit ihr erzeugen soll, sehe ich nicht ein.' Damit kehrte er um.

Ob er es that, um für immer abzuziehen, oder bloß, um die Rüstung wieder anzulegen, die Waffen aufzunehmen und geharnischt und gewappnet zurückkehren, weiß ich nicht."

Wer mit dem „noch frecheren Gesell" gemeint war, bedarf wohl keiner Aufklärung.

Hebbel war in Wirklichkeit der Märchenprinz, der sich auch durch die gröbsten Gesellen nicht abschrecken ließ, neu geharnischt und gewappnet wiederzukehren, und dessen Ausdauer es schließlich, wenn auch spät gelang, die Prinzessin zu erlösen und ihre Hand zu gewinnen. Aber er hat Zeit seines Lebens anderer Prüfungen wahrlich so unendlich viele bestanden, daß ihm das lange Fegefeuer der Zensur billig hätte erspart bleiben sollen. Zu seiner Läuterung hat es gewiß nicht beigetragen.

Von raren Büchern.

Von

Dr. Heinrich Klenz in Berlin-Steglitz.

1. Zur Begriffsbestimmung.

Das Fremdwort „rar", dessen Grundbedeutung im Lateinischen „vereinzelt" ist und das kurz mit „selten" verdeutscht wird, bezeichnet etwas, das in nur wenigen Exemplaren vorhanden ist, sei es daß überhaupt nicht mehr als eine geringe Anzahl davon vorhanden gewesen ist, oder daß sich erst später (durch allmählichen Verbrauch oder durch ein plötzliches Ereignis) die Anzahl so verringert hat; im letzteren Falle wäre „selten geworden" die genauere Wiedergabe. Bei den Büchern kommt meistens noch eine gewisse „Kuriosität" hinzu, das heißt das rare Buch pflegt irgend etwas Merkwürdiges in sich oder an sich zu haben: es pflegt sonderbare Nachrichten oder Ansichten zu enthalten, beziehungsweise seltsame Schicksale erfahren zu haben, indem z. B. die ganze erreichbare Auflage durch einen gerichtlichen Beschluß den Flammen überliefert wurde.

Es dürfte von Interesse sein, zu hören, was hervorragende Bücherkenner aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter einem raren Buche verstanden haben. *Johann Adam Bernhard* (1688—1771), Archivar seiner Vaterstadt Hanau, spricht sich in seiner 1718 erschienenen „Curieusen Historie derer Gelehrten" und zwar in einem besonderen Kapitel („Von raren Büchern", S. 659 ff.), in welchem man auch die einige Jahre vorher von dem Leipziger Magister H. Aug. Groschuff aufgestellte Einteilung findet, folgendermaßen aus:

„Wenn ein Buch rar ist, so ist es nicht sogleich ein Merkmal, daß es auch gut sein müsse. *Die Rarität besteht zuweilen ganz allein darin, daß man es nicht haben kann.* Weil aber die Bibliothek eines gelehrten Mannes nicht allein aus guten Büchern bestehen kann, so werden dergleichen Schriften doch oftmals um viel Geld erkauft; also ist es mit Mandosius'[1] Bibliotheca romana und Otto Heurnius'[2] Barbaricae philosophiae antiquitates beschaffen. Die Rarität verliert sich bald, wenn ein Buch wieder aufgelegt wird. Vormals wurden des Gerard de Roo[3] Annales austriaci in den wenigsten Bibliotheken erblickt, da sie nun ein jeder haben kann, nachdem sie in der Rengerschen Buchhandlung zu Halle wieder aufgelegt worden. . . .

„Groschuff hat in seiner Nova librorum Collectio[4] lauter rare Bücher zum Teil ganz, zum Teil auch weitläuftig exzerpieret zusammengelesen. In seinem ersten Faszikel handelt er in der Präfation de libris rarioribus insgemein, welche er in verschiedene Klassen absondert. Der Magister Johann Christoph Wendler hat in Jena die Variae raritatis librorum impressorum causae[5] 1711 in einer Dissertation untersucht. *Diejenigen Bücher sind unstreitig für die raresten zu halten, von denen noch gestritten wird, ob sie jemals in der Welt gewesen oder nicht.* Zu wie vielen Schriften hat nicht das einzige beschrieene Buch de tribus impostoribus[6] Gelegenheit gegeben? Man hat um den Autor gestritten und ist noch nicht versichert gewesen, ob diese Lästerschrift jemals ausgegangen. Erst im Jahre 1716 kamen einige Bogen in 12 heraus,

---

1 Römischer Gelehrter, erste Hälfte des 18. Jahrhunderts.

2 Professor der Medizin in Leiden, erste Hälfte des 17. Jahrhunderts.

3 Dieser aus Oudewater in Südholland gebürtige Geschichtschreiber lebte als Bibliothekar des Erzherzogs Ferdinand zu Innsbruck und starb um 1590. Die erst nach seinem Tode von Conradus Decius herausgegebenen Annales rerum bello domique gestarum ab austriacis Habspurgicae gentis principibus wurden, nach Jöchers Gelehrten-Lexikon 1733, in nur 100 Exemplaren gedruckt und waren deswegen „sehr rar", bis sie 1709 in Halle wieder aufgelegt wurden.

4 Genauer: Nova Collectio librorum rariorum, 5 Teile, Halle 1709.

5 D. h.: die verschiedenen Ursachen der Rarität gedruckter Bücher.

6 D. h.: von den drei (großen) Betrügern, nämlich Moses, Christus und Mohammed, nach einem von Papst Gregor IX. 1239 dem Kaiser Friedrich II. zugeschriebenen Ausspruch (s. Webers Papsttum 1834 II, S. 80). Von dieser lange umstrittenen Schrift behauptete z. B. der Jenaer Professor der Geschichte Burchard Gotthelf Struve in seiner Dissertation „de doctis impostoribus" 1703, daß sie nie geschrieben, viel weniger gedruckt worden sei; wenn sich aber unter jenem Titel ein Buch fände, so müsse es zu den untergeschobenen gerechnet werden. Das Gegenteil behauptete Wilhelm Ernst Tentzel in der „Curieusen Bibliothec" 1704, S. 425. Struve wurde zwar dadurch nicht überzeugt, forschte aber weiter und fand in Thomas Campanella's Vorrede zu seinem Atheismus triumphatus dessen Klage, daß man ihn zum Autor jenes Buches habe machen wollen, welches doch ungefähr 30 Jahre vor seiner Geburt, also ca. 1538, herausgekommen sei. Nunmehr fühlte sich Struve bewogen, seine Meinung in der neuen Ausgabe der Dissertation, die er seiner Introductio ad notitiam rei litterariae et usum bibliothecarum (1704, 5. Aufl. 1729) einverleibte, zu ändern. (Göttens Gelehrtes Europa II 1736, S. 639.) — Außer Campanella wurde auch der Humanist Marcus Antonius Muretus (1526—85) von einigen für den Verfasser des beregten Buches gehalten. (Jöchers Gelehrten-



deren Titel dieser ist: Response à la dissertation de Mr. de la Monnoye sur le traité de tribus impostoribus; darin der Autor die Welt überreden will, daß an der Gewißheit dieses Buchs nun nicht mehr zu zweifeln sei. Zu dieser Art von raren Büchern setzt Groschuff auch S. 17 des Johann Lichtenberger Postilla, wenn er davon schreibt, daß einige diese sibyllinischen Blätter für recht rar hielten, während nicht wenige das Gegenteil behaupteten. Ich habe weiter nichts von diesem Buch gesehen als einen kurzen Extrakt, den ein gemeiner Mann, was mich die Orthographie und schlechte Handschrift versichert, daraus will gezogen haben. Er gibt den wenigen Blättern diesen Titel: Extrakt aus Joh. Lichtenberger's Postilla, gedruckt zu Wittenberg A. 1512. Wenn die Weissagungen in dem Buch selbst stehen, so sind sie gewiß remarquabel, was aber kaum zu glauben ist. Er exzerpiert z. B. folgende Worte: ... [die Prophezeiung von Österreichs Niederlage durch die Türken 1682 und die von der Ausbreitung des Evangeliums über ganz Europa 1690]. In der Collectio bibliothecarum Maderiana [1] findet man S. 37 ff. einige Bogen von Michael Neander [2], welche de bibliothecis deperditis ac noviter instructis [3] handeln. Der Magister Jos. Henr. Opitius hat Anno 1704 seine Dissertatio I. de libris apparenter deperditis [4] zu Leipzig herausgegeben; der Autor ist nachdem Prediger zu Tönning geworden, und finde ich nicht, daß dieser Dissertation andere gefolgt sind. Er bekümmert sich darin allein um die hebräische Literatur und untersucht folgende vier Kapitel: 1. de Libro memoriali deletionis Amalek, 2. de Libro foederis, 3. de Libro rationis regni, 4. de Proverbiis et Canticis Salomonis.[5] Von dergleichen Büchern trifft man vieles in Fabricius' Pseudepigrapha Veteris et Novi Testamenti an.[6] Die Impostoren [7] vermehren die Zahl der raren Bücher auch sehr, weil sie ganze Bände unterdrücken. Des Spaniers Sanctius Procensis Minerva — schreibt der Autor der Bibliographia curiosa V —, ein zweifelsohne sehr gelehrtes Werk, ist von Scioppius [8] unterdrückt, der das meiste daraus entnahm.

„Unter die raren Bücher, welche jedoch noch, wiewohl sparsam, zu haben sind, setzet *Groschuff* a. a. O. 1. diejenigen, *welche in den ersten Buchdruckereien verfertigt worden.* Dahin gehören vornehmlich die Bücher, welche Johann Gutenberg, Peter Schöffer, Conrad Schweinheim [9] und Arnoldus Pannarzius unter den Händen gehabt. 2. *Von denen nur wenige Exemplare gedruckt worden,* wohin des [Grafen] Franz Christoph Khevenhüller Annales Ferdinandei gerechnet werden, deren Bayle in seinem Dictionnaire keine Meldung tut, was aber von den Autoren der Deutschen Acta Eruditorum Bd. II [1713] S. 186 weitläuftig geschieht. Es wird dieses Buch für das rarste in deutscher Sprache gehalten, indem für gewiß erzählt wird, daß nur 40 oder, wie einige sagen, 25 Exemplare gedruckt worden, auch ein Sekretär sich beständig in der Druckerei aufgehalten, welcher Achtung geben müssen, daß nicht mehr nachgeschossen würde, und, sobald der Abdruck geschehen, die Formen untereinander geschmissen habe. Als das ganze Werk fertig war, brachte man alle Exemplare nach Wien, und sind

Lexikon.) — Im Jahre 1753 brachten dann die Hamburgischen Berichte von gelehrten Sachen in ihrem 75. Stück die Nachricht, daß jemand die Schrift de tribus impostoribus in einem Druck von 1598 auf 48 Oktavblättern besitze. Vgl. zum Ganzen die Schriften von Genthe (De impostura religionum breve compendium, 1833), Weller (2. Aufl. 1876) und Philomneste junior d. i. Gustave Brunet (Paris 1861).

Die Epistola de tribus impostoribus (Paris 1654) des Vincentius Panurgus — Pseudonym des Pariser Mathematikers Jean-Baptiste Morin — handelt von Gassendi, Bernier und Nevre. (Mencke, Charlatanerie 1716, S. 52 Anm. und Jöcher s. v. Morinus.) Die Historia de tribus huius seculi famosis impostoribus (aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt 1669) bezieht sich auf P. Ottomann, Mahomed Bei oder Joh. Mich. Cigala, und Sabatai Sevi. (Dunkels Hist.-Crit. Nachrichten von Gelehrten II 2) 1756, S. 247.) — Des Kieler Theologie-Professors Christian Kortholt Schrift de tribus impostoribus magnis (1680, neue Ausg. 1700) betrifft Spinoza, Lord Herbert of Cherbury und Hobbes. (Göttens Gelehrtes Europa I 1735, S. 209.) — Über den Inhalt eines 1776 zu Amsterdam erschienenen Traité des trois imposteurs vermag ich nichts anzugeben.

1 Joachim Johann Mader lebte 1626—80 und war Rektor in Schöningen.

2 Welcher dieses Namens?

3 D. h. von zugrunde gegangenen und neu eingerichteten Bibliotheken.

4 D. h. von anscheinend verlorengegangenen Büchern.

5 D. h.: 1. über das Gedenkbuch der Vertilgung Amaleks, 2. über das Bundesbuch, 3. über das Buch vom Reichswesen, 4. über die Sprichwörter und Lieder Salomos.

6 Der Hamburger Professor Joh. Albert Fabricius gab, nach Göttens Gelehrtem Europa I, 1735, S. 56 bzw. 49 heraus: Codex Pseudepigraphus Veteris Testamenti in 2 Bänden 1713 u. 1723, und Codex Apocryphus Novi Testamenti in 2 Bänden 1703 u. 1720. — „Pseudepigraphen" und „Apokryphen" sind falsch überschriebene, untergeschobene Schriften.

7 D. h. Betrüger.

8 Der scharfsinnige, aber streitsüchtige Philologe Caspar Scioppius (eigtl. Schoppe, aus der Oberpfalz, 1576—1649, † in Padua) wird auch anderer Plagiate beschuldigt.

9 Sweynheym und Pannartz errichteten 1464 im Kloster Subiaco bei Rom die erste italienische Druckerei.



wenige nur davon an die vornehmsten Minister anderer Höfe verschenkt worden.[1] 3. Werden diejenigen hierher gezählt, *welche nur aus wenigen Bogen bestehen und gar leicht verlorengehen können.* Zu dem Ende hat Johannes Cinellus auf Einraten des Magliabecchi[2] diese raren Piecen zusammengesucht und Anno 1677 zu Florenz unter dem Titel: Della biblioteca volante[3] zu edieren angefangen. Des seligen Morhof[4] Bibliothek soll großenteils aus Duodezbänden und in andern Form[at]en herausgegebenen wenigen Bogen bestanden haben, weil er dafür hielt, daß sich ein geringer Band eher unsichtbar machen könnte, als ein großer Foliant, der in öffentlichen Bibliotheken leicht anzutreffen ist. 4. Finden diejenigen Bücher hier eine Stelle, *die oft nachgedruckt*[5] *worden, davon die erste Edition allzeit die rareste bleibt.* Des Thuanus Opus historicum[6] ist neunmal ediert, aber in jeder Auflage ist allzeit was verändert worden; bald hat man etwas gar ausgemustert und was anderes dafür inseriert.

„Über diese bringt man auch diejenigen Bücher hierher, *welche die Autoren selber verlegt, welche konfisziert und verbrannt worden,* davon aber weiter unten.[7] Struve[8] tut in Introductio p. 235 die hinzu, *welche als ein Verlag den Buchführern*[9] *vom Feuer verzehrt worden.* Der Atlas major ist deswegen so pretiös, weil die Typographia Blaeviana mit allen Kupfertafeln verbrannt; und so steht es auch mit der Londoner Edition der Biblia Critica. Unter vielen andern gedenke ich noch dieser Art rarer Schriften, *welche durch die Kupfer kostbar gemacht werden.* Solange die Platten noch vorhanden sind, geschieht es ohne sondere Mühe, ein Buch in seiner vorigen Nettigkeit wieder aufzulegen; wo sich aber selbige verloren, so geht es schwer her, bis ein so kostbares Werk wieder zum Stand kommt. Von Joh. Ludw. Gotfrids historischer Chronik erzählt Tentzel in seinen Monatlichen Unterredungen 1693 S. 503, man sagte, die Königin Christina[10] hätte sich in die Kupfer dieses Buchs so sehr verliebt, daß sie die Platten erkauft und vergolden lassen; daher könne das Buch mit diesem Zierat nicht wieder aufgelegt werden."

Sechzehn Jahre nach dem Erscheinen von Bernhards Gelehrtenhistorie brachte der hannöversche Prediger *Ernst Ludewig Rathlef* (1709—68, zuletzt Superintendent zu Nienburg an der Weser), der spätere Fortsetzer von Göttens Gelehrtem Europa, in der Theologischen Bibliothek, Band VII, S. 1081 ff. einen Auszug aus August Beier's Verzeichnis von raren Büchern und fügte einige allgemeine Bemerkungen über letztere hinzu; den ganzen Aufsatz ließ er dann 1742 in seiner „Geschichte Jeztlebender Gelehrten", Teil V, S. 173 ff. wieder abdrucken. Uns interessieren hier daraus folgende Ausführungen (S. 187 ff.):

„Was ist denn ein rares Buch? und worin bestehet der Nutzen desselben? Man könnte ungemein vieles antworten, wenn man alles sagen wollte. *Ein rares* und seltenes *Buch ist dasjenige Buch, das man nicht allezeit haben kann.* Die Ursachen, warum man ein Buch nicht allezeit haben kann, sind sehr ungleich. Wie man erst anfing Bücher zu drucken, so druckte man von einem jeden, weil jeder Anfang schwer ist, nur einige Stücke. Von diesen einigen Stücken sind viele durch viele Schicksale verlorengegangen, und also sind *die ersten gedruckten Bücher* selten. Oft ist es geschehen, daß das größte Teil eines Werkes, noch ehe es unter die Leute gekommen, *von den Flammen verzehrt* worden. Man führt Bücher übers *Meer,* und dieses hat dieselben oft verschlungen. Und daher sind auch diese Bücher rar. So ist der

1 Diese Annales behandeln die Zeit „von der Geburt bis zum Tode Ferdinands II., das ist von 1578—1637, in zwölf Teilen, davon aber nur 1640—46 neun Teile, wiewohl der neunte nicht komplett, zu Regensburg und Wien in Folio herausgegeben worden. Die übrigen drei Teile haben in der Wiener Bibliothek im Manuskript gelegen, sind aber nunmehr [1716—26] alle nebst dem ganzen Werke zu Leipzig von Weidmann herausgegeben." (Jöchers Gelehrten-Lexikon.)

2 Antonio Magliabecchi (1633—1714) vermachte seine große Bibliothek dem Großherzog von Toskana und legte damit den Grund zu der Nationalbibliothek in Florenz.

3 D. i. „fliegende", aus Flugschriften (Broschüren) bestehende Bibliothek.

4 Daniel Georg Morhof (1639—91) aus Wismar, Professor in Rostock, dann in Kiel, der erste deutsche Literarhistoriker von einiger Bedeutung, besaß eine berühmte Bibliothek.

5 Hier nicht im Sinne eines unbefugten, sondern eines rechtmäßigen neuen Abdrucks und zwar in der ungewöhnlichen Bedeutung einer *veränderten* neuen Auflage (vgl. meine „Deutsche Druckersprache" 1900, S. 77).

6 Des französischen Staatsmannes Jacques Auguste de Thou Geschichtswerk, Historia mei temporis (d. h. Geschichte meiner Zeit) betitelt, erschien zuerst 1604 in 18 Büchern, dann 1606 in 49 und 1614 in 80 Büchern, und wurde nach seinem Tode von anderen fortgesetzt.

7 Bernhard handelt in besonderen Kapiteln S. 689 ff. „Von verbotenen und konfiszierten Büchern" und S. 693 ff. „Von Büchern, welche durch den Henker oder sonst zum Schimpf verbrannt worden."

8 Siehe die frühere Anm. 6 auf Seite 141/142.

9 So nannte man früher die Buchhändler.

10 Die gelehrte und kunstliebende schwedische Königin, Gustav Adolfs Tochter, die als Katholikin 1689 in Rom starb.

zweite Band der Machina coelestis des Johann Hevel[1] sehr selten. Denn er hatte denselben auf seine Kosten drucken lassen und hatte das Unglück, daß seine Wohnung und zugleich dies Buch im Feuer aufging. Doch hatte er bereits einige Stücke ausgeteilt, von welchen auch eines in die prächtige Bülauische Bibliothek gekommen, die nächstens von Hannover nach Göttingen soll abgeführt werden. Das größte Teil eines Buchs pflegt in dem Lande zu bleiben, wo es gedruckt ist, und wenig Stücke desselben kommen in weit entlegene Länder, und so sind die italienischen, portugiesischen, spanischen, englischen und andere *fremde Bücher* selten, vornehmlich wenn sie bereits alt sind. Von vielen Büchern sind *nur wenig Stücke gedruckt*, und diese *dazu noch verboten* worden. Staaten pflegen von den Ausführungen ihrer Rechte nur wenig Stücke drucken zu lassen. Andere pflegen wohl gar darum ihre Schrift nur einigemal drucken zu lassen, damit sie dieselbe und zugleich sich selbst mögen teuer und ansehnlich machen. Oft werden auch einige Stücke von einem Buche *auf eine besondere Art gedruckt.* Also sind von der englischen Bibel, die 1717 in England in Folio herausgekommen, nur ganz wenige Stücke *auf Pergament* gedruckt, von welchen das [eine] in der Königlichen Handbibliothek, das andere zu Oxford, das dritte zu Cambridge und [wieder] ein anderes auf der Königl. Bibliothek zu Hannover ist. Dr. Brückman[2] ließ von seiner Geschichte des Asbestes vier Stücke *auf unverbrennlich Papier* drucken, von denen die Herzoge August Wilhelm, Ludwig Rudolf und Ferdinand Albrecht [von Braunschweig] drei und das vierte der Rat Burckhard[3] bekommen haben (s. Göttens Gelehrtes Europa I 1735, S. 658). Dies sind nur einige Ursachen der Seltenheit einiger Bücher."

Rathlef wirft dann die Frage auf: *„Aber ist denn auch so viel daran gelegen, daß man die raren Bücher kenne?* Hält auch der Nutzen derselben mit der Bemühung, dieselben zu kennen, die Wage?" und beantwortet sie mit diesen Worten: „Kaum wird man sich entschließen können, sogleich ja oder nein zu sagen. Weil die Absicht aller unserer Bemühungen diese sein soll, daß wir uns und andere glücklich machen, so wird man den Zusammenhang der Wissenschaft von raren Büchern mit unserer oder unserer Brüder Glückseligkeit sogleich nicht einsehen. Hält man aber beides wohl gegeneinander, so zeigt es sich, daß ein jedes rares Buch auf gewisse Art die Glückseligkeit der Menschen befördere.... Man verachte nicht sogleich das Buch und seine Seltenheit, weil man es nicht gebrauchen kann. Es sind wohl andere, die es gebrauchen können. Sucht jemand in der Liebe zu Jesu sich dadurch fester zu setzen, wenn er diejenigen betrachtet, die ihn gehasset haben, so kann er zu raren deistischen Schriften gehen. Muß jemand die Geschichte dieser oder jener Sache wissen, so nehme er die seltenen Bücher in die Hand, die in diese Sache schlagen, und lasse die andern liegen. Ein Arzt wähle die raren Bücher seiner Kunst. Muß jemand die Rechte des Landes aus alten Zeiten behaupten, so forsche er in den raren Büchern, die von diesen alten Zeiten handeln. Mit wenigem: ein jeder gebrauche diejenigen raren Bücher, die er seinen Umständen nach gebraucht. Und so werden wenige und wohl keines übrigbleiben, das nicht gebraucht worden."

Hierauf spricht Rathlef von der „guten Einrichtung der Nachrichten von seltenen Büchern" und von dem, „was man bei einem jeden derselben billig sagen muß". Beides wird weiter unten zu Anfang des zweiten Abschnittes seinen gehörigen Platz finden.

Endlich beschreibt Rathlef in seiner Gelehrten-Geschichte V, S. 194 ff. als Zusatz zur Wiedergabe seines in der Theologischen Bibliothek veröffentlichten Aufsatzes ein Buch, „das bei uns fremd und selbst in dem Lande, wo es gedruckt worden, eine Seltenheit ist", nämlich einen Oktavband von XVI + 672 Seiten mit dem langen Titel: „Een bloemhof van allerley lieflykheyd sonder verdriet, geplant door *Vreederyk Waarmond*, ondersoeker der waarheyd, tot nut en dienst van al diegeen, die der nut en dienst uyt trekken wil. Of een vertaaling en uytlegging van al de hebreusche, griecksche, latynse, franse en andere vreemde bastaartwoorden en wysen van spreeken, die ('t welk te beklaagen is) soo in de godsgeleertheyd, regtsgeleertheyd, geneeskonst, als in andere konsten en weetenschappen, en ook in het dagelyks gebruyk van spreeken, in de nederduytse taal gebruykt worden, gedaen door mr. *Adr. Koerbagh*,

1 Astronom in Danzig, lebte 1611—87; der Brand ereignete sich 1679.

2 Franciscus Ernst Brückmann war Arzt in Braunschweig, seit 1728 in Wolfenbüttel. Seine Geschichte des Asbestes, die 1727 erschienen ist, hat nach Götten den Titel: Historia naturalis curiosa lapidis τοῦ *'Ασβέστου* eiusque praeparatorum, chartae nempe, lini, lintei et ellychniorum incombustibilium. „Er wird für den ersten gehalten, der die Kunst erfunden, durch nochmalige Planierung zu machen, daß dieses unverbrennliche Papier gedruckte Schrift annimmt." Derselbe erfand auch eine Flohfalle sowie eine Fliegenfalle.

3 Jakob Burckhard (1681—1752, aus Sulzbach in der Oberpfalz) war seit 1727 herzoglicher Rat und seit 1738 Bibliothekar in Wolfenbüttel. Er besaß auch eine eigene wertvolle Bibliothek sowie eine Münzsammlung. (Dunkels Hist.-Crit. Nachrichten III 4) 1760, S. 670.)

regtsgel. en geneesmr. t'Amsterdam, gedrukt voor den Schryver. In't iaer 1668." Über den Inhalt dieses holländischen Fremdwörterbuches macht Rathlef folgende Angaben: „In der Vorrede wird gesagt, daß die Holländer aus fremden Sprachen gar viele Wörter angenommen, die die wenigsten unter ihnen verstünden; daher denn die Wahrheit sowohl bei Geistlichen, Rechtsgelehrten und Ärzten, als auch bei andern Leuten aufgehalten würde. Man müsse also, wenn man für die Wahrheit sorgen wolle, alle fremden Wörter nach ihrem wahren Verstande in die holländische Sprache übersetzen. Er wolle diesen Dienst der Wahrheit und zugleich seinen Landsleuten erzeigen. Er geht daher nach der Ordnung der Buchstaben alle fremden Wörter durch und übersetzt sie in rein Holländisch. Oft trifft er es recht wohl, aber auch oft sind seine Übersetzungen dunkel und drücken den Verstand des fremden Worts nicht genug aus. Allein der Mann bleibt nicht bei seinen Übersetzungen, sondern geht oft weiter und sagt uns, was er von der Sache, die sein Wort anzeigt, gedenke. Und da finden wir, daß er insonderheit bei den Wörtern, die zur Religion gehören, stehenbleibe. Er tadelt bei denselben allenthalben, und die Stellen, da er dies tut, machen dieses Buch merkwürdig." Darum glaubt Rathlef jene Stellen anführen zu müssen, worin z. B. die Gottheit Christi bestritten, der Teufel geleugnet und jedes Wunder verworfen wird. „Eben wegen dieser bösen Stellen wurde dies Buch zeitig unterdrückt, und weil der Verfasser zugleich frei von seiner Obrigkeit geschrieben, so wurde er in Verwahrung gebracht, in der er auch sein Leben geendigt hat. Dies macht das Buch selten und" — so berichtigt Rathlef nunmehr seine obige Meinung von der Merkwürdigkeit — „gar nicht der Inhalt desselben, der gar elend ist. Mehr Nachrichten von diesem Buche finden wir in den Unschuldigen Nachrichten von 1714 S. 232 ff. und in Lilienthals Bibliothek II [1741], S. 1129 ff."

2. Die Rarobibliographie im 18. Jahrhundert.

„Wir haben bereits viele solcher Nachrichten," — schrieb Rathlef 1734 bezüglich der Verzeichnisse rarer Bücher — „die Johann Christoph Krüsike erzählt (in der Vorrede zum II. Teile seiner Bibliotheca parentis[1]), und die Verfasser derselben sind größtenteils Meister in dieser Wissenschaft. Was diese gesammelt haben, hat vor ein paar Jahren Vogt[2] in ein Buch zusammengebracht. Aber man könnte noch *eine nützlichere Sammlung* machen. Man müßte die raren Bücher der Rechte, der Arzneikunst, der Gottesgelehrtheit, der Weltweisheit trennen. Ein Mann, der ein geschickter Kenner der Welt und ihrer Rechte, könnte von denjenigen seltenen Schriften, die in seine Wissenschaft schlagen, in einem besondern Buche alles zusammenbringen, was andere von denselben zerstreut erzählen, und dasjenige hinzutun, was er selbst bemerkt hat. So hätte ein Rechtsgelehrter die Nachricht von raren Büchern in einer Folge beieinander. Und ebenso könnte es ein Arzt, ein Gottesgelehrter, ein Weltweiser mit den Nachrichten von den seltenen Büchern ihrer Wissenschaft machen. Es ist keine geringe Ursache der Verachtung seltener Schriften, daß man in den Nachrichten von denselben unter 20 oft kaum zwei antrifft, die eine jede Art von Gelehrten gebrauchen kann. Die beste *Einrichtung* einer solchen Nachricht ist wohl diese, wenn man den Teilen einer jeden Hauptwissenschaft folgt. Die Gottesgelehrtheit besteht aus vielen Wissenschaften, und diese muß man in einer gewissen Ordnung lernen. Wer die Nachrichten von raren Büchern, die ein Gottesgelehrter gebrauchen kann, in einem Buche zusammenbringen wollte, der würde den richtigsten Weg gehen, wenn er der Ordnung dieser Wissenschaften folgte. So könnte derjenige, der sich der Gottesgelehrtheit widmet, bei Erlernung einer jeden Wissenschaft zugleich aus diesem Buche die raren Bücher derselben kennenlernen. — Es wäre gut, wenn man bei einem jeden raren Buche auf viererlei sehe. Zuerst müßte man die *Geschichte* desselben ausführen. Hernach müßte man den *Inhalt* erzählen. Weil die Seltenheit eines Buchs sich bald auf die Geschichte, bald auf den Inhalt desselben gründet, so könnte man zum dritten die *Ursachen der Seltenheit* anzeigen. Zuletzt würde das cui bono [,wem zum Nutzen?'] fordern, den *Einfluß in das Wohl der Menschen* anzuweisen."

Die Buchung und Beschreibung rarer Schriften, die Rarobibliographie (wenn ich dies Wort bilden darf) scheint vor dem 18. Jahrhundert noch nicht im Schwange gewesen zu sein. Aber gleich im Jahre 1700 versprach D. *Valentin Ernst Löscher* (geb. 1673 in Sonders-

1 D. h. Bibliothek des Vaters. Krüsike, der Prediger zu St. Petri in Hamburg war, besaß nach Götten I, S. 72 eine von seinem Vater gesammelte und nachher von ihm selbst vermehrte kostbare Bibliothek, und verfaßte u. a.: Vindemiarum litterariarum (d. i. etwa: Schriftenlese) Specimen I. et II. 1727 und 1731.

2 Siehe weiter unten.

hausen, † 1749 als Superintendent, sowie Kirchen- und Ober-Konsistorialrat in Dresden) in seiner Promulsis de Arcanis litterariis et aliis XXX libris edendis (d. h. Vorläufiges von den literarischen Geheimnissen und anderen 30 Büchern, die herausgegeben werden sollen), ein Verzeichnis der „rarsten" und kaum dem zehnten Gelehrten bekannten oder von ihm gesehenen Bücher nebst kurzer Beurteilung anzufertigen. Zwar kam es ebensowenig wie die meisten der übrigen von ihm angekündigten Schriften zustande und Löscher mußte sich deswegen von Joachim Lange Ruhmredigkeit vorwerfen lassen, während Bernhard ihn damit entschuldigt, daß er „seine Zeit auf andere Geschäfte anwenden müssen"; doch hat sein Bruder Johann Kaspar (1677—1751, Superintendent in Rochlitz, dann in Leisnig) in seinen Observationes selectae I 4 „etwas davon berühret". (Bernhard, S. 659 u. 666; J. J. Mosers Theologen-Lexikon 1740, S. 416 u. 431; Dunkel I 2) 1753, S. 249 f.)

Das erste rarobibliographische Werk von Bedeutung dürfte die schon oben erwähnte Nova Collectio librorum rariorum (in 5 Teilen, Halle 1709) des Leipziger Magisters *H. Aug. Groschuff* († um 1719) gewesen sein, wenn nicht schon eine Collectio l. r. vorausgegangen ist.

Bernhard erwähnt S. 659 f. aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts noch einen Katalog der raren atheistischen Bücher, der im „Büchersaal" Bd. II, S. 323 enthalten sein soll; zweier aus der Feder Reimmanns, worauf ich sogleich eingehen werde; einen zu Amsterdam gedruckten Catalogus rariorum et insignium librorum von *Christoph Bekker*, dessen im II. Bande der Bibliothecae Ittigianae p. 50 gedacht sei; und verweist für noch andere auf den „Ausführlichen Bericht" (1708 ff.) S. 710.

Der Literarhistoriker *Jakob Friedrich Reimmann* (geb. 1668 zu Gröningen bei Halberstadt, † 1743 als Superintendent zu Hildesheim) soll nach Bernhard einmal (1710) eine commentatio de libris genealogicis vulgatioribus et rarioribus, also eine Abhandlung über ziemlich verbreitete wie auch seltenere Schriften zur Geschlechterkunde, herausgegeben haben. Davon habe ich aber anderswo nichts finden können. Dagegen wird Bernhards weitere Angabe, Reimmann habe in den Observationes [selectae] Hallenses, Bd. X, obs. 8 u. 9 „von den raren Büchern insgemein" gehandelt, durch J. J. Mosers Theologen-Lexikon 1740 bestätigt, wo S. 832 der Titel „Observationes de libris raris" und dazu S. 842 aus Gottlieb Stolle's Historie der Gelahrtheit die Notiz mitgeteilt ist, daß Reimmann „diese Materie gar gelehrt abgehandelt, auch unterschiedene Exempel solcher Bücher angeführet, die man fälschlich für seltsam ausgegeben". Ob eine nach Götten I 1735, S. 799 „zum Druck bereite" Manuductio nova ad notitiam librorum, worin u. a. die libri rarissimi aus jeder Wissenschaft angezeigt sein sollen, später auch erschienen ist, dürfte fraglich sein, zumal sie noch Moser den unveröffentlichten Schriften Reimmanns beifügt.

Im Jahre 1719 gab der Jenaer Professor der Geschichte *Burchard Gotthelf Struve* (1671 bis 1738) eine „Bibliotheca librorum rariorum, Theca I. et II." heraus, worüber es bei Götten II 1736, S. 646 heißt: „Er hat sonderlich kleine Schriften darin sammeln wollen, die sich sonst leicht verlieren."

Von 1725—31 ließ *Johann Georg Schelhorn*, Prediger und Stadtbibliothekar zu Memmingen († 1773), „Amoenitates literariae, quibus variae observationes, scripta item quaedam anecdota et rariora opuscula exhibentur" zu Frankfurt und Leipzig in 14 Teilen erscheinen, von denen die ersten vier neu aufgelegt wurden. Diese „Annehmlichkeiten" sollen mit vollem Recht ihren Namen führen, und nach Stolle erwies sich der Herausgeber als ein „Mann des guten Geschmacks". (Mosers Theologen-Lexikon S. 932 f.)

Im Jahre 1726 gab der aus Rom gebürtige, aber in England lebende Altertumsforscher *Nicolò Francesco Haym* (1679—1729) eine „Biblioteca italiana" oder „Notizia de'libri rari italiani" zu London heraus. Sie ist von David Clement (s. weiter unten) benutzt worden. Eine berichtigte und vermehrte Ausgabe in zwei Bänden veranstaltete F. Giandonati 1771 f. zu Mailand.

Im Jahre 1731 begannen zwei Gelehrte ihre Sammlungen zu veröffentlichen. Der Leipziger Arzt *Friedrich Boerner* (1723—61) gab zu Wolfenbüttel „Bibliothecae librorum physico-medicorum rariorum specimen I. et II." 1731 bzw. 1753 sowie „Relationes de libris physico-medicis rarioribus" in zwei Stücken 1756 heraus. Unter dem Namen eines *Theophilus Sincerus* erschienen: „Nachrichten von lauter alten und raren Büchern" in 6 Stücken, Frankfurt und Leipzig 1731 f.; „Neue Sammlung von lauter alten und raren Büchern" in 6 Stücken, ebenda 1733 f.; „Bibliotheca historico-critica librorum opusculorumque variorum et rariorum, oder Analecta literaria von lauter alten und raren Büchern und Schrifften", Nürnberg 1736; Neue Nachrichten von lauter alten Büchern, Frankfurt 1748. Der richtige Name des Autors ist Georg Jacob Schwindel. Derselbe war nach Mosers Theologen-Lexikon 1740, S. 961 f. Senior an der Kirche zum Heiligen Geist im Neuen Spital zu Nürnberg (geb. 1684), wurde aber 1739 abgesetzt und in

Untersuchungshaft genommen auf Grund der „Aussage einer einzigen Person, gegen welche mancherlei Einwendungen stattfinden" usw. Er sollte sich des Ehebruchs, der Gotteslästerung und Zauberei schuldig gemacht haben und erreichte erst nach mehreren Jahren in Wien seine Freisprechung, worauf er 1752 nach Nürnberg zurückkehrte und noch in demselben Jahre dort starb (s. Allg. Deutsche Biographie).

Das Jahr 1732 brachte einen „Catalogus manuscriptorum membranaceorum, librorum ab inventa typographia usque ad annum MD. impressorum rarissimorum, pro adsignato pretio venalium apud *Joh. Ludolph. Bünemann*, Mindae". Der Herausgeber dieses Kataloges „sehr rarer" Pergamenthandschriften und Bücher seit Erfindung der Buchdruckerkunst bis 1500 besaß also dieselben und stellte sie nun selbst unter Ansetzung der Preise zum Verkauf. Er war Bibliothekar in Minden (geb. 1687 zu Kalbe an der Saale, † 1759 zu Hannover).

Im folgenden Jahre gab *Johann Vogt*, Pastor am Dom zu Bremen (geb. 1695 zu Berstatt, † 1764) einen „Catalogus historico-criticus librorum rariorum, sive ad scripta hujus argumenti spicilegium, index et accessiones" zu Hamburg heraus. Schon 1737 erschien davon eine neue, bedeutend vermehrte Auflage („editio nova, priori vel quadruplex auctior, et tam ex propriis ejusdem auctoris adnotationibus suppleta, quam plurimis aliorum doctissimorum virorum observationibus insigniter locupletata"), auch mit einem Anhang von den „axiomata [Grundsätzen] historico-critica de raritate librorum" versehen. Dieser sogenannte historisch-kritische Katalog wurde damals sehr beifällig aufgenommen: den Verfasser nannten die Hamburgischen Berichte von gelehrten Sachen 1737, S. 575 einen „ungemeinen Kenner, unermüdeten Nachforscher und geschickten Beurteiler rarer Bücher", und die Frankfurtischen gelehrten Anzeigen von 1737 brachten S. 419 ff. die angehängten Axiomata ungekürzt zum Abdruck. (Mosers Theologen-Lexikon 1740, S. 715 f.) Später urteilte man nicht so günstig über Vogt (s. Eberts Allg. bibliograph. Lexikon 1830). Es erschienen noch zwei Ausgaben von der Hand des Verfassers, 1747 und 1753; eine fünfte besorgte 1793 Michael Truckenbrot.

Im Jahre 1734 erschienen zu Dresden und Leipzig *August Beier's* „Memoriae historico-criticae librorum rariorum", mit dem Nachträge zu Menckes Charlatanerie bietenden Anhange 20 Bogen stark. Der Verfasser, 1707 zu Bertholsdorn bei Freiberg in Sachsen geboren, war damals Lehrer an der Kreuzschule und Hilfsprediger in Dresden; 1738 wurde er Prediger in Zörbich bei Dresden. Seine „Denkwürdigkeiten" enthalten nach J. F. Reimmann (Catalogus bibliothecae theologicae systematico-criticus II 1739, p. 531) ein Verzeichnis von 100 selteneren Büchern, die er selbst gesehen und durchgelesen hatte, sowie eine deutliche Erklärung derselben. Von ebendemselben mit Vogt (s. oben) verglichen, so stützte er sich bei seinen Angaben auf die eigene Glaubwürdigkeit, Vogt dagegen auf die anderer; ferner hat Beier mehr fremdländische Autoren, Vogt mehr einheimische; jener bindet sich an keine Ordnung, dieser an die alphabetische. Beier hatte die reichhaltige Büchersammlung des Herrn Johann Dieterich von Schönberg während dreier Jahre eingerichtet und auch eine Zeitlang die Aufsicht über die Bücherei des Geh. Rats v. Bünau gehabt. Über Rathlefs Auszug aus Beiers Katalog siehe oben im ersten Abschnitt. Nach Rathlef V, S. 172 wollte Beier sein Buch „mit Zusätzen wiederum herausgeben und den zweiten Teil hinzutun", doch scheint er darüber gestorben zu sein.

Allerhand Zusätze zu früheren Verzeichnissen gab der damalige Lingener Rektor und Professor *Ferdinand Stosch* (geb. 1717 zu Liebenberg i. d. Mittelmark als ein Sohn des gleichnamigen späteren Potsdamer Hofpredigers, 1761—71 Konrektor am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, gest. 1780 als Generalsuperintendent in Detmold) 1747 unter dem Titel: Appendicula ad librorum rariorum catalogos; er führte später Strodtmanns Neues gelehrtes Europa fort. (Dunkels Hist.-Crit. Nachrichten III 4) 1760, S. 876 u. 850, und Allg. Deutsche Biographie.)

Die von 1750 an zu Göttingen erscheinende großangelegte und wertvolle „Bibliothèque curieuse historique et critique, ou Catalogue raisonné de livres difficiles à trouver" (man beachte die Umschreibung „schwer zu finden" für „rar"!) von *David Clement* kam wegen des Todes des Verfassers leider nicht über den 9. Band hinaus und mußte mit dem Artikel Hessus schließen. Clement war der Sohn eines infolge der Aufhebung des Edikts von Nantes (1685) mit anderen Hugenotten aus Frankreich nach Hessen eingewanderten Geistlichen und wurde selbst französischer Prediger der reformierten Gemeinde in Braunschweig, später in Hannover, wo er 1760 starb (geboren war er 1701 in Hofgeismar). Er wird in gewisser Beziehung als Nachfolger des französischen Bibliographen Michel Maittaire angesehen, der 1719—25 die „Annales typographici" (mit den Titeln der bis 1664 gedruckten Bücher) veröffentlicht hatte, die 1789 von Denis ergänzt und 1793 ff. von Panzer neu bearbeitet wurden. (Vgl. die Allg. Deutsche Biographie.)

Im Jahre 1750 gab auch der Leipziger Advokat *Friedrich Gotthilf Freytag* (1723—76), Sohn des gleichnamigen Pfortenser Rektors, „Analecta literaria de libris rarioribus" heraus, denen er 1752—55 einen „Apparatus literarius, ubi libri partim antiqui partim rari recensentur" in drei Teilen und (Gotha) 1776 „Nachrichten von seltenen und merkwürdigen Büchern" folgen ließ. Der Verfasser dieser gründlichen Schriften, der zuletzt Bürgermeister von Naumburg war, wurde durch den Tod daran gehindert, die seinen Neigungen und Kenntnissen besser entsprechende Stellung eines Stadtbibliothekars in Hamburg anzutreten. (W. Pökel schreibt im Philologischen Schriftsteller-Lexikon 1882 jene Arbeiten auffallenderweise dem Vater zu.)

Von 1752—57 veröffentlichte der Hallesche Theologieprofessor *Siegmund Jakob Baumgarten* (1706—57, aus Wolmirstädt) „Nachrichten von merkwürdigen Büchern" in zwölf Teilen.

In den Jahren 1753 und 1766 lieferte ein Magister *Jakob Wilhelm Blaufus* zu Jena „Vermischte Beyträge zur Erweiterung der Kenntniß seltener und merkwürdiger Bücher" (2 Bände).

Im Jahre 1753 begann auch ein „Ausführliches Verzeichnis von raren Büchern" zu erscheinen, mit historischen und kritischen Anmerkungen in alphabetischer Ordnung verfaßt von dem Berliner reformierten Prediger *Melchior Ludewig Widekind* (1715—56, aus Kolberg). Es kamen davon aber nur vier Stücke heraus, das letzte 1755. Man findet in dem durch des Verfassers Tod abgebrochenen Werk sowohl Auszüge aus Clements Bibliothèque curieuse, als auch Zusätze und neue Nachrichten. (Dunkels Hist.-Crit. Nachrichten III 4) 1760, S. 875.)

Von dem 1755 zu Venedig erschienenen Katalog der *Jos. Smith*'schen Bibliothek wurde einige Jahre danach zu Padua ein Auszug veranstaltet unter dem Titel: Catalogus librorum rarissimorum ab artis typographicae inventoribus ante annum MD. excusorum, wovon auch eine zweite Auflage herauskam (s. Eberts Allg. bibliograph. Lexikon).

Aus den Jahren 1769—76 liegen des Mecklenburg-Strelitzschen Konsistorialrats und Hofpredigers *Andreas Gottlieb Masch* (1724—1807, aus Beseritz) „Beyträge zur Geschichte merkwürdiger Bücher" in 9 Stücken mit dem Druckorte Bützow vor. Dem Verfasser, der 1771 durch seine Schrift über „die gottesdienstlichen Altertümer der Obotriten" einen lebhaften literarischen Streit hervorrief, ist die Neustrelitzer Bibelsammlung zu verdanken.

Die von einem Buchhändler namens *Johann Jakob Bauer* 1770—74 zu Nürnberg herausgegebene „Bibliotheca librorum rariorum universalis, od. vollständiges Verzeichniß rarer Bücher, aus den besten Schriftstellern zusammen getragen und aus eigner Erfahrung vermehrt" (IV Teile und 2 Supplemente) ist trotz des vielverheißenden Titels recht unvollständig.

Mehr als die Hälfte (11) der besprochenen Schriften über rare Bücher ist von protestantischen Geistlichen verfaßt, was wohl hervorgehoben zu werden verdient.

Es sind im obigen nur diejenigen Schriften aufgeführt worden, welche auf dem Titel ausdrücklich als solche bezeichnet sind, die von „raren" (oder verdeutscht: seltenen, merkwürdigen; einmal umschrieben: difficiles à trouver) Büchern handeln, weil ein Überblick über die Rarobibliographie des 18. Jahrhunderts *im allgemeinen* gegeben werden sollte. Damit waren die Schriften, die sich speziell z. B. mit den ältesten gedruckten Büchern beschäftigen, ausgeschlossen, wofern sie nicht jenen Titelvermerk tragen; doch sind die wichtigsten von jenen gelegentlich bei David Clement erwähnt. Im 19. Jahrhundert gab J. G. Th. Grässe noch einen „Trésor de livres *rares* et précieux" 1859—69 zu Dresden in 7 Bänden heraus, während sein französisches Vorbild, das von Duclos begründete und von J. Ch. Brunet herausgegebene Werk, den Titel „Manuel du libraire et de l'amateur de livres" (zuerst 1810 in 3 Bdn., 5. Ausg. 1860—80 in 6 Bdn. u. 3 Suppl.) führt.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G., Ehrensteinstr. 20. Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a
Druck von *Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a





BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE
NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

XIII. Jahrgang | Januar-Februar 1921 | Heft 1

Wiener Brief.

„Dem deutschen Volke" widmet *Nivard Schlögl*, der Orientalist der Wiener katholisch-theologischen Fakultät, seine Übersetzung der „Heiligen Schriften des Neuen Bundes" mit Erläuterungen und einer Einführung (Wien, Burgverlag Richter & Zöllner). Schlögl will statt der bisher üblichen wörtlichen Übersetzung der Vulgata eine wissenschaftlich richtige, vollständig sinngetreue herstellen mit Berücksichtigung des neuen Begriffsinhaltes, den die hebräischen Worte und deren griechische und lateinische Wiedergabe durch das Christentum empfangen haben; er will den Text aber auch durch Beseitigung der aus dem Hebräischen übernommenen, ihn überflüssig beschwerenden Partikeln und Breitspurigkeiten dem deutschen Sprachgeiste anpassen und jedermann verständlich machen. Nicht ohne Zögern haben, wie das Nachwort erwähnt, die kirchlichen Behörden den Druck einer Übersetzung erlaubt, die „an manchen Stellen sehr von den gewöhnlichen Übersetzungen abweicht und scheinbar nicht die Vulgata übersetzt, sondern ihr widerspricht." Das Werk, die Frucht eines 36jährigen Schriftstudiums, verdient die größte Beachtung aller für die Bibel interessierter Kreise.

Durch Weininger ist *Wilhelm Müller-Walbaum* auf einen Neu-Schellingianismus geführt worden („Die Welt als Schuld und Gleichnis"), der, scharf gegen den Monismus in allen seinen Spielarten und gegen die Alleinherrschaft der evolutionistisch-historischen Methode gewandt, die gesamte Wirklichkeit in eine Stufenfolge von einzelnen Sphären zerlegt, die wohl qualitativ getrennt sind, aber doch eine Analogie zueinander aufweisen, eine „Entsprechung" bis in alle Einzelheiten ihrer Struktur. Der Weiningerverlag Wilhelm Braumüller in Wien hat es für seine Pflicht angesehen, die Drucklegung dieser sehr umfangreichen Arbeit (671 S.) zu ermöglichen.

Ein aufschlußreiches Werk über „Das österreichische Staats- und Reichsproblem" seit 1848 hat *Joseph Redlich* mit Benutzung der einst ängstlich gehüteten Ministerratsprotokolle zustande gebracht. Der Preis des im „Neuen Geist"-Verlag zu Leipzig erschienenen stattlichen Bandes beträgt in Wien 1400 Kronen! Man mag daraus ermessen, wie viele größere Büchereien — von den privaten Forschern ganz zu geschweigen — überhaupt diese grundstürzende und grundlegende Publikation zur Geschichte der österreichischen Verfassung werden anschaffen können.

Ebenfalls auf früheren Geheimakten des Haus-, Hof- und Staatsarchivs beruhen *Hans Schlitters* wertvolle Veröffentlichungen in der Amalthea-Bücherei (Wien, Amalthea-Verlag) „Aus Österreichs Vormärz" (1. Galizien und Krakau, 2. Böhmen, 3. Ungarn, 4. Niederösterreich) und „Versäumte Gelegenheiten. Die oktroyierte Verfassung vom 4. März 1849", die den Ursprung alles Übels in Österreich seit Felix Schwarzenberg in der Zentralisierungs- und Germanisierungssucht der Regierungen suchen.

Dem „Billeten-Protokoll" Josephs II., früher in der Kabinettskanzlei, jetzt im Haus-, Hof- und Staatsarchiv verwahrt, entnimmt *Rudolf Payer von Thurn* ungedruckte Briefe (hauptsächlich an des Kaisers Vertrauten, den Oberstkämmerer Grafen Rosenberg) und Aktenstücke aus den Kinderjahren des Burgtheaters („Joseph II. als Theaterdirektor", Wien, Leopold Heidrich), eine hochwillkommene Ergänzung zu Weilens „Geschichte des Burgtheaters". Dem trefflich ausgestatteten Band sind sechs interessante Bilder nach alten Stichen aus dem Besitz der nun wirklich zum Untergang verurteilten Familien-Fideikommiß-Bibliothek beigegeben.

Endlich sind auch *Jakob Minors* Schauspielercharakteristiken „Aus dem alten und neuen Burgtheater" (von Josef Wagner bis Josef Kainz), herausgegeben von Stephan Hock, in Buchform erschienen (Amalthea-Bücherei, Wien, Amalthea-Verlag), meines Erachtens das Bleibendste, Dauerndste, was Minor geschaffen hat; denn hier spricht ein Augenzeuge, den man immer wird hören und einvernehmen müssen; ein Mann, der nicht nur zu den besten Kennern der dramatischen Literatur gehörte, sondern der auch das Schau-

spielerhandwerk selbst erlernt hatte und dessen Entwicklung von seiner Jugend bis an sein Lebensende mit nie erlahmendem Interesse und eindringendem Verständnis an einer der ersten Kunststätten verfolgte.

Hermann Bahrs wie immer geistreiche Geschichtskonstruktionen über das „Burgtheater" („Theater und Kultur", herausgegeben von Richard Smekal, Band 1, Wien, Wiener Literarische Anstalt) überraschen und blenden eigentlich doch nur ein Publikum, dem die grundlegenden Arbeiten über barocke Theaterkultur von Trautmann, Zeidler und Weilen unbekannt geblieben sind.

Zwei verdiente Lokalforscher *Emil Karl Blümml* und *Gustav Gugitz* haben bei Ed. Strache in Wien einen Sammelband „Altwienerisches, Bilder und Gestalten" herausgebracht, der eine Menge bibliophiler Curiosa in steter Verbindung mit archivalischen Forschungen verwertet und bespricht. Dasselbe gilt von *Gugitz'* Beitrag zur Theater- und Sittengeschichte Altwiens „Der weiland Kasperl (Johann La Roche)" im gleichen Verlag, die erste quellenmäßige Einzelschrift über diesen Schauspieler mit Neudruck von Gelegenheitsschriften, die sich auf ihn beziehen. Beiden Bänden kommt eine über Wien hinausgehende Bedeutung zu. — *Richard Smekals* „Altwiener Theaterlieder vom Hanswurst bis Nestroy" (Wien, Wiener Literarische Anstalt) hätten nicht ohne die dazu gehörigen Melodien für den Gesang und Klavierbegleitung herausgegeben werden sollen. In einem schmucken Bande „Grillparzer und Raimund" sammelt *Smekal* gelegentliche Funde und Studien (Wien, G. Barth), Bedeutendes und Minderbedeutendes, an dem die Spezialforschung jedoch nicht achtlos vorbeigehen kann.

Zwei Künstlerinnenbücher legt uns die Wiener Literarische Anstalt vor: *Rose Silberers* etwas preziöse Kunstbriefe aus Rom „An einen Pagen" und die auffallend gut geschriebenen „Erinnerungen" von *Anna Bahr-Mildenburg*. Die Skizzenbände von *Egon Dietrichstein* „Die Berühmten", Gestalten aus der lebendigsten Gegenwart, und *Ludwig Hirschfeld*, „Wo sind die Zeiten ..." (im gleichen Verlag) werden dem späteren Geschichtsschreiber des untergehenden Wien noch manches schätzbare Material bieten.

Zahlreiche belletristische Neuerscheinungen, die mir vorliegen, muß ich diesmal übergehen, um noch auf ein paar große Verlagsunternehmungen aufmerksam zu machen.

Die Österreichische Verlagsgesellschaft Ed. Hölzel & Co. in Wien hat den Verlag der „Österreichischen Kunstbücher", amtliche Ausgabe der Staatlichen Lichtbildstelle in Wien, übernommen, die den Kunstschatz Österreichs, das einzige Besitztum, das uns noch verblieben ist, zum erstenmal einem breiteren Publikum erschließen; 22 Bändchen mit einem von unseren besten Kunstgelehrten bearbeiteten Text und ausgezeichnetem Bildermaterial liegen bereits vor, das Bändchen zu 8 M. Der Verlag hofft auf das Interesse aller kunstliebenden Kreise. Als Parallelunternehmungen werden vorbereitet „Süddeutsche Kunstbücher" (das Bändchen zu 6 M.) und die „Kunst in Holland" (das Bändchen zu 10 M. = 80 cts). — Zwölf Kunstblätter „Vertumnus und Pomona" nach der gleichnamigen Bildteppichfolge der Wiener Gobelinsammlung, einbegleitet mit Ovids Dichtung und kunstgeschichtlich erläutert von *Max Dvořák*, erscheinen in einer bibliophilen einmaligen Ausgabe von 400 numerierten Exemplaren mit künstlerischer Buchdecke aus dem Atelier Prof. Larisch (Preis ungefähr 100 M.).

Der Kunstverlag Anton Schroll & Co. in Wien bringt *Julius Schlossers* beschreibendes Verzeichnis der ganz einzigartigen „Sammlung alter Musikinstrumente" des 16. und 17. Jahrhunderts in der Neuen Hofburg, die auf die Sammlung des Erzherzogs Ferdinand von Tirol auf Schloß Ambras und des Marchese Obizzi auf Schloß Catajo bei Padua, durch Erbschaft in Estensischen Besitz gelangt, zurückgehen (143 Seiten gr. 4°. mit 44 Abbildungen im Text, 57 Lichtdrucktafeln und einer Notenbeilage, broschiert 175 M., gebunden 200 M.). — *E. Tietze-Conrat* veröffentlicht 97 Bildertafeln mit Text über „Österreichische Barockplastik", *Lili Fröhlich-Bum* einen Sammelband der Bilder, Radierungen und Handzeichnungen von „Parmigianino". *Withs* „Buddhistische Plastik in Japan" erscheint bereits in zweiter Auflage. Die Anzengruber-Ausgabe des Verlages ist schon an anderer Stelle dieser Zeitschrift angezeigt worden.

Eine Mappe „Handzeichnungen alter Meister aus der Sammlung Dr. Benno Geiger" mit Vorwort von *Hugo von Hofmannsthal*, Text von *Leo Planiscig* und *Hermann Voss*, bietet der Amalthea-Verlag an (300 numerierte Exemplare, Subskriptionspreis 1200 M.). Derselbe Verlag hat einen Faksimiledruck des überaus seltenen „Taschenbuches der alten und neuen Masken", Frankfurt a. M. 1793, mit dem Nachdruck von Goethes „Römischem Carneval", nach dem Exemplar in der Familien-Fideikommiß-Bibliothek mit einem Nachwort von *Rudolf Payer von Thurn* herstellen lassen (750 numerierte Exemplare).

Eine Reihe „Meisterwerke deutscher Prosa" mit farbigen Bildern nach Aquarellen und in ganz aparter Buchausstattung zu einem relativ mäßigen Preise eröffnet der Buch- und Kunstverlag Gerlach & Wiedling in Wien mit Grillparzers Novelle „Der arme Spielmann", E. T. A. Hoffmanns Märchen „Der goldene Topf", Mörikes „Mozart auf der Reise nach Prag" (alle mit Vorwort von *August Sauer*).

Als bemerkenswerte Erscheinung auf dem Gebiete der Jugendschriften sei auf die künstlerisch ausgestatteten „Jugendhefte für Literatur und Kunst", ausgewählt und herausgegeben vom nieder-

österreichischen Landes-Jugendamte (Wien, Konegen) aufmerksam gemacht (Preis des Heftes 8 Kronen).

Außerordentlich schön sind die neuen Liebhaberausgaben der Österreichischen Staatsdruckerei unter der künstlerischen Leitung des bestbekannten Wiener Graphikers *Dr. Rudolf Junk:* die erste bibliophile Ausgabe eines Werkes von *L. Anzengruber*, „Die Märchen des Steinklopferhanns", in Junkschrift mit Zeichnungen für den Einband, den Vorsatz, die Initialen und Buchschmuck von *Junk* (12 Exemplare auf Japan-Dokumentenpapier in Ganzledereinband 2000 M., bereits vergriffen, 200 Exemplare auf bestem altem Büttenpapier in feinstem Pappband 400 M.) und *Johann Nestroy* „Zu ebener Erde und erster Stock" mit Zeichnungen für den Einband, den Vorsatz und reicher Ausschmückung des in drei Farben gedruckten Buches vom Maler *Oskar Laske* (12 Exemplare in feinstem Ganzledereinband zu 2000 M., 200 Exemplare in feinstem Pappband 1000 M.).

Bei aller emsigen Arbeit auf dem Gebiete des Buchgewerbes darf man doch eines nicht übersehen: kein österreichischer Verlag getraut sich derzeit eine größere strengwissenschaftliche Arbeit zu übernehmen. Auch die Akademie der Wissenschaften war bereits entschlossen, die Drucklegung ihrer Sitzungsberichte einzustellen, als Hilfe von privater Seite geleistet wurde, durch die es möglich ist, über ein paar Monate hinwegzukommen. So haben wir denn auch hier die Notgemeinschaft mit dem Deutschen Reiche — wir brauchen aber auch schleunigst die Nothilfe, sollen wir nicht ganz verderben und untergehn!

Wien, Weihnachten 1920.

Prof. Dr. Eduard Castle.

Neue Bücher und Bilder.

Michael Babits, Der Storchkalif. Roman. Einzig berechtigte Übertragung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein. *München, Kurt Wolff*, 1920. 310 Seiten.

Ich verstehe die Aufnahme dieses Bandes in die Sammlung „Der neue Roman" nicht. Ungarn ist gewiß darin: der Zivilisationsfirnis über etwas ganz Analphabetischem, die leichte Unanständigkeit, das ritterliche Kostüm; aber brauchen wir Ungarn in einer Sammlung, die den europäischen Roman, vom Deutschen ausgehend, umfassen will? „Und ich betrachtete den Strand, den vibrierenden, wimmelnden Strand, wo herrliche Frauen in anliegenden feuchten Trikots in der Sonne liegen, ihre güldenen (sic!) Körper zur Hälfte in den güldnen Sand eingrabend. Es war wie ein Ufer im alten Griechenland, mit nackten Göttinnen, und es fiel mir Tintorettos Sonnenlichtspiel auf dem nackten Frauenkörper ein, es fiel mir Veronese ein." Ist das erlaubt? Ich meine keineswegs von wegen der Sittenpolizei, sondern von wegen des guten Geschmacks, himmelkreuzdonnerwetter! Der Mensch, dem griechische Göttinnen, Tintoretto und Veronese bei feuchten Trikots einfallen, ist die bessere Hälfte, die aristokratische und auf ungarisch feingebildete Hälfte eines Jünglings, der zugleich auch einen verprügelten Proleten in sich hat und in dem diese zwei Seelen nun so lange umeinander herumgehen bis er nicht mehr weiß, welche welche ist und infolgedessen nur noch übrig bleibt, daß zur Lösung des Konfliktes eine die andere umbringt. Ich kann mir nicht denken, daß die Übersetzung hier etwas verdorben haben sollte, was im Original gut ist. M. B.

Walter Behrend, Ein Dichter der Zeit. Ein literarisch-kulturpolitischer Essay über Hermann Kesser. *Heidelberg, Hermann Meister.* 46 Seiten.

Hermann Kesser, 1880 in München geboren, hat sich 1912 durch seine Novelle „Lukas Langkofler", die sich neben deutschen Meisternovellen hören lassen darf, einen Namen gemacht. Im Krieg ist seine politische Tragikomödie „Summa summarum" entstanden und mit Erfolg auf deutschen Bühnen aufgeführt worden. Dazwischen liegt, wie Behrend sagt, seine Entwicklung vom „Nur-Dichtertum" zum politischen Idealismus, vom „reinen Dichter zum bewußten Weltverbesserer". Die Hauptstationen dieser Entwicklung sind der Vorkriegsroman „Die Stunde des Martin Jochner" und die vier programmatischen Schriften „Vorbereitung". Weltverbesserer, ein Wort, bisher mit spöttisch überlegener Gebärde oder mild verzeihendem Lächeln für unklare Phantasten gebraucht, ist im Jahrzehnt (vielleicht auch nur Jahrfünft!) des politischen Dichters Ruhmestitel geworden. Aber ich glaube, daß Kesser selbst schon wieder vom politischen Kampffeld in die reineren Sphären der Kunst strebt: die Erzählung „Die Peitsche" ist Zeugnis des Dichters, nicht des Politikers. Allerdings wäre dieses Stück revolutionierendes Rom gewiß nicht ohne unsere Gegenwart mit so glühenden Farben, so leidenschaftlichem Rhythmus gestaltet worden. Aber diese Zeitbedingtheit des Dichters ist ja selbstverständlich, und wenn man damit die Welt verbessert, daß man einen Sklavenaufstand zur Poesie veredelt, mögen die Weltverbesserer willkommen sein. Behrends Analyse der einzelnen Werke ist eindringlich und überzeugend. Sein überschwenglicher Dithyrambus aber, der von „letzter Reife" spricht, findet uns skeptisch. Denn Hermann Kesser — wenn wir ihm auch eine Reihe schöner Werke verdanken — ist uns doch vorerst noch mehr Hoffnung als Erfüllung, und der Vierzigjährige selbst wird letzte Reife noch nicht erreicht haben wollen. F. M.

Paul Bennemann, Musik und Musiker im alten Leipzig. Ein Beitrag zur Pflege der Hausmusik. Mit vier Abbildungen. *Leipzig, Ludwig Fries*, 1920.

Der gut unterrichtende und anregende Vortrag Bennemanns hat zunächst einem Hauskonzert des Verfassers als Einleitung gedient. Er darf um seines Inhalts willen an dieser Stelle erwähnt werden; stehen doch im Mittelpunkte Gestalten wie Schein und Bach, deren musikgeschichtliche Bedeutung weit über die Leipziger Lokalgeschichte hinausreicht. Daneben mag das Büchlein mit seinen reichen Literaturangaben so manchem gute Dienste leisten und anderwärts zu ähnlicher musikalischer Belustigung anregen. Sie ist, wie der Verfasser richtig sagt, in unserer Zeit als Ersatz prunkender Geselligkeit und zur Erheiterung der Seele besonders am Platze. G. W.

Anton Bergschmid, Sonnenstieg. Eine Lebensdichtung. *München, Musarion-Verlag.*

Die Ekstatikmode treibt immer seltsamere Blüten. Sie verwirrt die Köpfe und macht kindisch. Auch in den Köpfen der Musarion-Leiter scheint sie Verwirrung angerichtet zu haben. Denn anders kann man sich's kaum erklären, daß sie dieses Buch unter dem hochtrabenden Untertitel einer „Lebensdichtung" herausbrachten. Man kann nicht scharf genug dagegen Front machen, daß Verleger, die ernst genommen sein wollen, uns solche kindischen Dilettantereien als Kunst vorsetzen. Wir sind schließlich Männer — ihr in Münchfen anscheinend nicht? —, und wir werden uns dagegen wehren, daß die Kunst zur ausschließlichen Angelegenheit von Jünglingen gemacht wird, die ihre Aufsätze aus Sekunda in „poetische" Prosa umschreiben.

In einer fürchterlichen Stilverwirrung tischt Anton Bergschmid seine „Lebensdichtung" auf: halb Erzählung, halb Rhapsodie, halb Feuilleton und knäbisches Essai. Mit „Ha!" und „Oh!" und „So's" und „Wie's" geht es über 120 Seiten in Gefühls- und Naturschwärmerei, wie sie zur Zeit der Anakreontiker beliebt war. Bergschmid möchte gern ein Hölderlinchen sein, bringt's aber noch nicht einmal zu einem Höltychen. Aus dem einfachen Grunde, weil er nichts zu sagen hat. Diese „Lebensdichtung" will die Entwicklung eines Jünglings zum Manne darstellen. Und dieser Jüngling wird zum Mann, indem er eine Bergpartie macht und eine kleine Weile Bäume fällt und Holz hackt. Das soll natürlich symbolisch sein, und die Symbolik wird fortgesetzt dick aufgetragen. Dieser Jüngling nimmt sich Bilder von Napoleon, dem „Tatenmenschen", und Goethe, dem „griechischen Geiste", mit; denn: „Wie leicht wird das Leben, wenn man solche Sterne vor Augen hat!" Solche Erkenntnisse gibt es viele. „Auf rauhen Lagern müssen wir Jünglinge schlafen, fern von den Menschen, den Lieben. So nur wachsen wir zu Männern heran. Du, Mädchen, bleibst zu Hause." Und so auf jeder Seite — erschütternd! Und die Schlußerkenntnis, sozusagen die Idee des Buches: „Einen Freund braucht jedermann in seiner ersten Jugendzeit zum Überwinden der schweren Jahre. Wenn er dann größer wird, braucht er eine Frau, daß er ein ganzer sein kann. So ist der Lauf der Welt." Das ist kein Witz des Rezensenten, das ist wörtlich und orthographisch genau zitiert.

Noch mehr Beispiele? Noch mehr Blütenlesen? „In diesem Freudenweben bat ich mein Mädchen um ihre Huld. Und schüchtern neigte sie ihr Haupt zu mir. Ihre Lippen nahten mir und ihre dunklen Augen. In Götterwonne reichte ich ihr meinen Kuß, und heiße Feuer flossen durcheinander." So auf jeder Seite! Es rauscht von „höchster Schönheit", „reicher Pracht", „Andachtsschauern", „Feuerströmen", „Starkmut" und ähnlichen Neuprägungen. Ja, Anton Bergschmid ist ein Tichter. Bei ihm gibt's noch „Knechte" und „Buben"; die Zigarre heißt bei ihm „ein aufgerollter Stamm von Tabaksblättern"; das „hochsinnige Mädchen" zieht nicht seine Kleider aus, sondern wirft seine „Schleier" ab, und die Mundharmonika wird zur „Taschenorgel."

Man könnte sich köstlich unterhalten, wenn das Buch nicht als Symptom so unendlich traurig stimmte. Diesen jungen Anton Bergschmid trifft keine Schuld; im Gegenteil: hin und wieder stößt man in dem Buche auf ein Bild, bei dem man erkennt, daß es wirklich gesehen, auf ein Erlebnis, bei dem man fühlt, daß es wirklich erlebt ist, und das hoffen läßt, daß dieser Jüngling vielleicht einmal wirklich etwas schaffen wird. Die Schuld trifft den Verlag, der von dem Ekstatikrummel so benebelt ist, daß er Knäbischkeiten und Lächerlichkeiten für Kunst hält, nur weil sie hingeseufzt und hingeschrien sind und auf jeden intellektuellen Anspruch verzichten. Wenn dies die neue Geistigkeit sein soll, dann ist das Ende der Kunst gekommen. Man kann von keinem ausgewachsenen Menschen verlangen, daß er solche schauderöse Pseudoromantik ernst nehme. O. E. H.

Joseph Bernhart, Der Kaplan. *München, Musarion-Verlag*, 1919. 217 S. 6 M., geb. 8 M.

Seit Hans Grimms afrikanischen Novellen habe ich kein Erstlingsbuch mit mehr Freude und stärkerer Hoffnung für die Zukunft hier angezeigt als dieses Buch. Es paßt in keine Kategorie, das ist schon das erste Gute. Man merkt wohl, daß es in der Gegend zwischen Peter Dörflers schwäbischem Himmelreich und Auguste Suppers Heimatboden gewachsen ist, aber dann kommen auch Stellen, an denen die Verwandtschaft in die Weite geht, zu den großen Land- und Leute-Schilderungen der Weltliteratur. Ich möchte noch keinen Vergleich mit

Gotthelf ziehen, dazu ist Bernharts Schritt noch nicht wuchtig, seine Muskel noch nicht hart genug. Aber er hat, was sonst den meisten Jungen heute fehlt, den Mut zur Sittlichkeit; seine Sprache steht, wie seine Gedanken, in guter, gesunder Zucht. Das ist bei einem Lyriker, der in ein paar eingestreuten Gedichten die stille Überschwenglichkeit religiöser Romantik, Eichendorffsche Laute mit einem schwäbischen Mörikeklang dabei, aufs schönste zeigt, hoch zu loben. Am nächsten Buch des Verfassers möchte man nun noch größere Kraft und Klarheit des Baus haben, ein völliges Herr werden über die an sich beim Süddeutschen wohl begreifliche Freude am lässig Beschaulichen. Denn ich sehe den langsamen Gang der Erzählung, die — musikalisch gesprochen — ungenaue Takteinteilung nicht für eine Schwäche im innern Wesen des Dichters an, sondern als ein Zeichen dafür, daß er noch in den Wachs- und Wanderjahren ist, in denen man mit sich selbst und andern Verschwendung treibt. Das wird die Zeit heilen. M. B.

Kurt Bock, Der große Pan. Ein Schauspiel. *Buchenbach-Baden, Felsen-Verlag*, 1920. 71 S. 6 M.

Weil Worte vom Gut- und Hilfreichsein nichts halfen, soll nun ein ernster Kampf einsetzen, bis das „Stichwort siegt: die Menschenliebe!", bis man dem „Führer unter den Brüdern und Schwestern", dem „Verkünder wahrer, lauterer Menschlichkeit" wirklich folgt. Wir hören Gedanken und Idee immer wieder auf diesen Ton gestimmt. Seine besondere Note bekommt dieser Dreiakter einmal dadurch, daß sein Held zunächst blind ist, sodann dadurch, daß ihm, dem in eigener Ehe Kinder versagt sind, ein Weib Maria geschenkt wird, die selbstlos genug ist, das ersehnte Kind für ihn und seine Ehe in die Welt zu setzen: „Lachend gebe ich mein Kind in die Hände einer Frau, die mir aus deinen Worten schon Freundin ist." Ewigkeitsgefühl entschädigt, und dem Vater entsteht die Verpflichtung, an der kommenden Generation seine Ideale zu verwirklichen: „dies ist der wahre Dank: daß wir die Pflicht lernen der Gemeinschaftlichkeit, — daß aus Mutterliebe, Weiberliebe, Kindesliebe die Liebe zur Menschheit werde, die verlangenden Arme weit ausdehne und Güte aussäe." Der Umweg ist hier erheblich. Wir sind nachgerade daran gewöhnt, daß die Dramatiker der Jugend auf die Form des Dramas nicht eben viel halten, und so wundert man sich nicht darüber, abermals Lyrik für Schauspiel, für Drama ausgegeben zu finden.

Hans Knudsen.

Max von Boehn, Rokoko. Frankreich im XVIII. Jahrhundert. Berlin, *Askanischer Verlag*, 1919.

Nachdem Boehn unter dem Titel „Vom Kaiserreich zur Republik" das Frankreich des 19. Jahrhunderts geschildert hat, beschenkt er uns nun mit einer ähnlich umfangreichen und gleich vortrefflichen Darstellung der unmittelbar vorhergehenden, mit dem Tode Louis XIV. beginnenden Epoche. Der Titel „Rokoko" ist insofern dafür zu eng, als ja eigentlich nur dem Stil der Régence und allenfalls noch des Louis XV. dieser Name gebührt, während mit dem Regierungsantritt Louis XVI. schon der erneute Klassizismus einsetzt. Indessen repräsentiert freilich den Frankreich im 18. Jahrhundert beherrschende Geist keine Formenwelt so vollkommen, wie die des Rokokos und da das Werk Boehns nicht nach der Zeitfolge sondern nach den Lebensgebieten angeordnet ist, tritt in jedem Kapitel der spielende, alle festen Elemente auflösende Stil in den Mittelpunkt. Diese Kapitel, zwölf an der Zahl, heißen: Die Regentschaft — Der König und der Hof — Der Adel und die Armee — Der Klerus und die Kirche — Das Bürgertum — Das Volk — Regierung und Verwaltung — Die geistige Bewegung — Die Bureaux d'esprit — Der Stil des Lebens — Die Kunst. Das Theater — Die Kleidung. Ausgeschlossen bleibt demnach die politische Geschichte im engeren Sinne, die Musik und — leider — die Literatur, abgesehen von ihren für die allgemeine Geistesverfassung, die Philosophie und die Bühne wichtigen Erscheinungen. Aber daß so die pikante petite poësie, die sentimentale Lyrik, der Roman und die nichtdichterische Prosa bis auf verstreute gelegentliche Zitate fehlt, bedeutet eine Einbuße für die Erfüllung der gestellten Aufgaben, wenn die Gründe Boehns auch leicht zu erraten sind. Diesem Einwand gesellt sich der weniger erhebliche, daß zwar ein Verzeichnis der Kapitel und der Beilagen vorhanden ist, aber kein Register der Textbilder und der zahllosen Namen, höchst erwünschte und eigentlich unentbehrliche Hilfen für jeden, auch den nur auf belehrende Unterhaltung bedachten Leser. Gerade solche Leser werden dies Werk, gleich den früheren Max von Boehns, mit Freude begrüßen. Von neuem breitet er eine fast unübersehbare Fülle von Stoff in sorgsamer Anordnung so aus, daß das Erdrückende des Materials kaum fühlbar wird. Die geschmackvolle Sprache, die sichere Wahl der Belege, das sparsame Aufsetzen anekdotischer Glanzlichter und vor allem die selbständige Verarbeitung und das unabhängige Urteil geben dem Werke einen Wert, der weit über eine Zusammenstellung von Tatsachen hinausreicht. Man liest jedes dieser gut gerundeten Kapitel mit nie ermattender Teilnahme und bedauert immer am Schlusse, daß nicht noch mehr über den besonderen Gegenstand gesagt ist. Dabei bleibt Boehn nicht auf der Oberfläche; er geht überall den Ursachen nach und weiß mit sicherem Blick auch dort, wo die Quellen spärlich fließen, wie z. B. für die Lage der unteren Stände, aus ihnen das

Notwendige zu erschließen. Die Bilder sind wieder ebenso gut gewählt wie zahlreich und schmücken das Buch, indem sie zugleich den Wortlaut aufs beste erläutern. Die Wiedergabe, zumal der zahlreichen Farbendrucke, genügt hohen Ansprüchen und läßt, gleich der sonstigen Ausstattung — Papier, Druck, Einband — nichts von der Not der Zeit spüren. Autor und Verlag dürfen auf diese Leistung stolz sein. Hoffentlich gesellen sich ihr bald die in Aussicht gestellten Nachfolger: England und Deutschland im 18. Jahrhundert. G. W.

Erich Brandenburg, Die materialistische Geschichtsauffassung. Ihr Wesen und ihre Wandlungen. *Leipzig, Quelle & Meyer*, 1920.

Die von Marx und Engels aufgestellte Theorie der geschichtlichen Entwicklung läßt als ausschlaggebenden Faktor nur die Produktivkräfte gelten und demgemäß den juristisch-politischen und den ideologischen Oberbau von unten her, durch die jeweiligen Produktionsverhältnisse bestimmt werden. In klarer Darstellung zeigt Brandenburgs überaus gehaltvolle Schrift die Schwächen dieser Lehre und der mit ihr zusammenhängenden von dem Fortschreiten durch Revolutionen, zeigt, daß die Geschichtstheorie von Marx überhaupt nicht materialistisch im philosophischen Sinne des Wortes ist, nicht einmal streng mechanistisch, weist auf die wichtigsten, unberechtigten und berechtigten Einwände hin, erörtert die Wirkungen des psychischen Faktors, der Naturfaktoren und der Lebensnotdurft für das von Marx behauptete, aber unbeweisbare fortwährende Wachstum und für die Richtung der Produktivkräfte, und zeigt in den besonders anziehenden Schlußabschnitten die bisher unternommenen Versuche zur Weiterbildung der Theorie, unter denen der Max Adlers als der interessanteste erscheint. G. W.

Prof. D. Dr. Otto Clemen, Beiträge zur Deutschen Kulturgeschichte aus Riga, Reval und Mitau. *Berlin-Riga-Leipzig, Fritz Würtz.* Brosch. 10 M., geb. 13 M.

Ein tüchtiger deutscher Gelehrter, den der Krieg in das Baltenland verschlagen hatte, reiht in diesem Buch eine stattliche Anzahl von Fünden und Fündlein aneinander, die er an der äußersten Ostmark deutscher Kultur machen konnte, und die ihm nicht der bloße Zufall in die Hände gespielt hat. Mit unermüdlichem Forschungseifer ist er vielmehr selber, wo er irgend konnte, den Spuren deutschen Geisteslebens nachgegangen, und die Ergebnisse haben die Mühe reichlich gelohnt. Überraschend vielseitig ist der Inhalt des 281 Seiten starken Bandes: wir hören von einer geplanten Berufung Kants nach Mitau, von einem Livländer als Verehrer Gellerts, von Erinnerungen an Goethe und Friedrich den Großen im Mitauschen Museum, von Alexander v. Humboldts Aufenthalt in Kurland, von Beethovens kurländischem Freunde K. F. Amenda usw. usw. Und aus all diesen Skizzen und Schilderungen erkennen wir von neuem, wie deutsch die Kultur jenes Ostlandes ist und wie innig die Beziehungen zwischen dem Baltenland und dem übrigen Deutschland bis zum Jahre 1870 waren. Die Entfremdung begann erst seit der Gründung des Deutschen Reiches, dessen *politische* Grenzen von einem siegesstolzen Geschlecht sehr zum Schaden der deutschen Gesamtkultur auch für nationale gehalten wurden. Vor hundert Jahren wäre es niemandem eingefallen, einen Livländer für einen „Russen" zu halten und sich über seine vorzügliche Kenntnis der deutschen Sprache zu wundern. *Arthur Luther.*

Bernhard Dörries, Mittelalter. Acht Steinzeichnungen. *Hannover, Paul Steegemann.*

Es handelt sich in diesem Heftchen um Reproduktionen in Umdruckverfahren der in gleichem Verlage erschienenen Lithographien von Bernhard Dörries, mystisch angehauchte Visionen „mittelalterlichen" Seelenlebens; religiöse Stimmungen der Anbetung, Hexenglauben und ähnliches in primitiv gewollter Darstellung, mitgeteilt in harten Schwarz-Weiß-Effekten, härter wohl als sie die Originale geben mögen, in denen ohne Zweifel eine starke künstlerische Anschauung sich ausgesprochen hat. R. G.

Max Dreyer, Die Insel. Geschichten aus dem Winkel. *Leipzig, L. Staackmann*, 1920. 204 Seiten. Geb. 11 M.

Wenn Dreyer seiner Geschichten-Sammlung den Titel nach der zweiten Erzählung gab, so hat er damit richtig sie als die wertvollste herausgehoben; denn wie sich hier Mann und Weib wiederfinden, nachdem ihre Ehe durch eine Fremde gestört wurde, gerade über dem Kind der fremden Line, das ist mit viel feinem Reiz dargestellt. Insel-Leute, in ihrer kleinen Welt Eingeschlossene, irgendwie aus dem Winkel Kommende, sind sie fast alle, die in den sieben Geschichten des Bandes leben: der Altpensionär Martin Overbeck, der noch das Hundert seiner Lieben abschließen kann, oder der Hirtenjunge Müte mit seiner Liebe zum Vogel in den Lüften, oder der Musikus Fritz Micheels, der mit der fliehenden Braut eines andern Turmhochzeit macht. Eine besinnliche Welt, still und nicht ohne Humor, schlichte, aber nicht leidenschaftlose Menschen, die mit ihren Wesensmöglichkeiten ganz an die norddeutsche Küstenheimat gebunden sind; so daß sich ein ehrliches, gutes, stilles und willkommenes Buch ergibt.

Hans Knudsen.

Jakob Fingermann, Menschen im Abgrund. Roman. *Wien und Berlin, R. Löwit*, 1920. Geh. 8 M., geb. 12 M.

Schon das Motto, den Klageliedern Jeremiä entlehnt, bezeugt, daß es dem Verfasser um mehr zu tun war, als die vielen Schilderungen aus der Welt des russisch-polnischen Judentums um eine weitere zu mehren. Schmerz und Zorn haben ihm die Feder geführt, seinem durch den Weltkrieg entarteten Volke will er den Spiegel vorhalten. Die einfache, wohl nur zum kleinsten Teil erdichtete Fabel dient diesem Zwecke, indem sie die Entsittlichung des jüdischen Familienlebens in oberen und niederen Schichten an drastischen Beispielen schildert. Daß dabei die Farben derb, die Striche oft überkräftig auf die Leinwand geworfen werden, muß man mit in Kauf nehmen. Das künstlerische Können Fingermanns ist wohl größer — das lassen einige zart gezeichnete Partien vermuten —, als es hier im Eifer gekränkter Liebe sich offenbart; aber auf diese Weise entstand ein Buch, das dem Durchschnittsleser als spannender Stoff, dem Kulturhistoriker als Wahrheit atmendes Denkmal einer verkommenden Welt um so anziehender sein dürfte. A—s.

Svend Fleuron, Strix. Die Geschichte eines Uhus. *Jena, Eugen, Diederichs*, 1920. 189 Seiten. 8 M., geb. 12 M.

Oskar Walzel hat im Hauptblatt dieser Zeitschrift 1918 die Bücher Svend Fleurons „Winter im Jägerhof" und „Wie Kalb erzogen wurde" in ihrer besonderen Stellung zu anderer neuer „Dichtung vom Tiere" betrachtet und das „ungewöhnlich tiefe und echte Nacherleben der Natur" als die wesentliche Fähigkeit des Dichters bezeichnet. Sie zeigt sich in noch stärkerem Maße in dem neuen Werke des Dänen. Während die Geschichte des Hirschkalbs in den Rahmen des Tierparks von Kopenhagen gestellt war, durchreisen wir mit dem Uhu, der vor der ständig fortschreitenden Zivilisation flieht, die dänische Landschaft, sehen mit den großen Feueraugen des Nachtvogels in die Dunkelheiten des Waldes und fahren auf den meterbreiten Schwingen des gefürchteten Kampffliegers über die dämmernde Heide. Strix Bubo, die große Horneule, das „Ohr des Waldes", ist ein dickes, kräftiges Uhuweibchen, dessen Liebesfreuden, Nahrungssorgen und Daseinskämpfe mit einer Plastik dargestellt sind, die bei jedem für das Tierleben empfänglichen Leser schlechthin Bewunderung wecken wird. Packend wie ein Abenteuerroman sind die Kapitel der Kämpfe mit der Schlange und mit dem Adler, und besonders das Ringen des großen heldenhaften Königs der Tagvögel, der sich mutig, offen und ohne Tücke zum Kampfe stellt, mit der hinterlistigen Teufelin der Finsternis, die hinterrücks ihre Fänge in ihr Opfer schlägt, dieser Kampf, in dem die Nachteule siegt, wächst zu einer fast symbolischen Dichtung. Rührend, doch frei von aller Sentimentalität und falschen Vermenschlichung des Tieres, ist das langsame Altern und Sterben des großen Vogels. Der Mensch, der dem Tier gegenübertritt, erscheint hier ebenso wie früher in dem „Erziehungsroman" vom Kalb als das geringere Wesen. Er ist das „stinkende Tier", das schon weither kenntlich ist und blind und stumpf auf hinkendem Fuß durch den Wald „kladatscht", während die Tiere mit ihren feineren Sinnen, kaum einen Schritt von ihm entfernt, über den Tölpel spotten. Trotzdem ist er der gefährlichste Feind, dem auch Strix nicht immer gewachsen ist, der in der Sucht, die Natur sich zu erobern, die Natur zerstört. — Die Übersetzung Mathilde Manns liest sich wie eine deutsche Originaldichtung. Hoffentlich gibt sie uns bald auch die Übertragung der vielleicht noch fesselnderen Geschichte eines Hechtes, die bisher nur dänisch vorliegt.

F. M.

Theodor Fontane, Gesammelte Werke. Zweite Reihe in fünf Bänden. *Berlin, S. Fischer*. In Pappband 80 M., in Halbleinen 100 M.

Die erste Reihe dieser Fontane-Ausgabe, erschienen 1915, zeigte den Dichter in seinen höchsten Leistungen und wurde ergänzt durch die große Einleitung Schlenthers, damals das Beste, was neben der verwandten, von Erich Schmidt stammenden Charakteristik über Fontane gesagt worden war, während nun das Werk Wandreys freilich ganz anders in der Tiefe und Weite der Künstlerpersönlichkeit des Märkers hineingeleuchtet hat. Wenn ein Ergebnis dieser ausgezeichneten Analyse vor allen anderen strahlt, so ist es die Bedeutung des Erlebens für das Verständnis der Menschlichkeit und des Schaffens Fontanes. Nach dieser Seite hin ergänzt die neue Reihe der Gesammelten Werke die erste aufs vollkommenste. Sie bringt die autobiographischen Schriften, darunter „Meine Kinderjahre" und „Von Zwanzig bis Dreißig" vollständig, von den übrigen eine genügende Auslese und vor allem die erste Zusammenstellung der Briefe, die bisher in verschiedenen Sammlungen verstreut waren, nach der Zeitfolge. Eine schöne neue Einleitung aus der Feder Ernst Heilborns, betitelt „Fontanes Persönlichkeit" ergänzt würdig Schlenthers biographisch-literarhistorischen Essay. Einband, Papier, Druck, Preis rufen die Sehnsucht nach den besseren Kriegsjahren wach. G. W.

Gustav Adolf Gerbrecht, Heimwege. Dichtungen. *Wilhelmshaven, Friesen-Verlag Ad. Heine*, 1920.

Ein kleines Mischgericht von hübschen Liebesversen, kleinen Prosaerzählungen (mit Vorliebe in Form kurzer Briefreihen und Dialogen), etwa

auf der Fläche von 1885, als die Jugend eben begann, ihr Fühlen und Begehren ehrlich zu bekennen und noch nicht von den überlieferten Formen loskommen konnte. Heute erscheinen uns diese Formen gar nicht mehr so schlimm wie vor zehn Jahren, und deshalb kann auch der, der sie gewandt zu handhaben weiß, auf Dank rechnen. So einer ist Gerbrecht. Was er zu sagen hat, klingt nicht nur gut, es ist auch erlebt und zeugt von kräftiger Persönlichkeit. Die Ausstattung des kleinen Quartbandes läßt nichts von der Not der Zeit verspüren. Die ungenannte Druckerei und der Buchbinder haben mit Hilfe guten Materials eine sehr ansprechende Gabe dargeboten. G. W.

Johannes von Guenther, Der Erzzauberer Cagliostro. Die Dokumente über ihn nebst zwölf Bildbeigaben. *München, Georg Müller,* 1919. Geh. 15 M., geb. 18 M.

Des alten Doktors Faust Beiname „der Erzzauberer" paßt nicht so recht für den geheimnisvollen Sizilianer, der im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts von dem Wunderglauben, dem notwendigen Gegenspiel der Aufklärung, begeistert begrüßt und von den Gegnern, Freigeistern und Kirche, als Schwindler ebenso entschieden bekämpft wurde. Diese zweiseitigen, niemals unparteiischen Urteile haben bis zur Gegenwart eine klare Erkenntnis des Charakters und der eigentlichen Absichten Cagliostros verhindert, so viele Mühe auch an diesen Zweck verschwendet worden ist. Guenther tut deshalb recht, wenn er uns in dem stattlichen Bande von mehr als fünfhundert Seiten vier umfangreiche zeitgenössische Berichte vorlegt, ergänzt durch das Lustspiel der Kaiserin Katharina von Rußland „Der Betrüger", Carlyles romanhaft vorgetragenen Aufsatz „Das Diamantenhalsband" und die bekannte Erzählung Goethes von seinem Besuch bei Cagliostros Familie. Die erläuternden Bemerkungen des Herausgebers zeugen von Sachkenntnis und selbständigem Urteil; nur das kleine Vorwort zu dem Carlyleschen Stück greift den Ton etwas zu tief. Die Auswahl bietet die bekannten Stücke der deutschen Cagliostro-Literatur, wir vermissen darunter die Schriften Mirabeaus und Lavaters, sowie die von Bertuch 1786 aus dem Französischen übersetzte „Cagliostro in Warschau". Nachgebildete Drucke und Bilder ergänzen die literarischen Zeugnisse und sind auch für die Geschichte der Freimaurerei von Wert, stammen allerdings zum Teil aus wesentlich späterer Zeit. Den Liebhabern der Nachtseiten der Menschennatur und der Kulturgeschichte wird das Buch sehr willkommen sein. Der von Preetorius gezeichnete Umschlag stellt eher den Doctor Minxit aus Tilliers „Mein Onkel Benjamin" als Cagliostro dar. P—e.

Victor Curt Habicht, Die selige Welt. Der Psalm vom Menschensohne. *Hannover, Paul Steegemann.*

Ein Psalm von einem Dutzend Seiten über ein Jesus-Erlebnis: ethische und aktivistische Sätze, Aufrufungen: man kennt das langsam zur Genüge. Diese Worte sind nicht anders und nicht schlechter als die, die wir seit einem Jahrzehnt nun bereits in Massen vorgesetzt bekommen; aber auch sie sind ebensowenig Kunst wie alle diese Aufrufe zu „Menschlichkeit" und ähnlichen inhaltlosen Phrasen. Auch dieser Victor Curt Habicht ist in diesem Irrtum einer Generation befangen: daß ein Aufruf suggestiver wirke als eine Gestaltung, daß der Imperativ eine stärkere ästhetische Funktion habe als der Indikativ. Unsere Ohren sind abgestumpft; wir hören nur noch Worte, die keinen Inhalt mehr haben. O. E. H.

Oskar Hagen, Deutsches Sehen. Mit 64 Tafeln. *München, R. Piper & Co.,* 1920.

Ausgehend von Schnaases Wort: „Kunstwerke sind das gewisseste Bewußtsein der Völker, ihr verkörpertes Urteil über den Wert der Dinge. Was im Leben als geistig anerkannt ist, gestaltet sich in ihnen", versucht Hagen an Hand zahlreicher Beispiele und Gegenüberstellungen zu definieren, was in unserer Kunst deutsch ist und was sie von romanischer Art unterscheidet. So gut wie Weltanschauungen sind Stile Fragen des Blutes; nur jene Wirklichkeit, die man im Kopf und Herzen trägt, vermag man als Bild zu gestalten und als Schönheit aus der Natur in Dürers Sinn „herauszureißen". Die Wesensart der romanisch-gallischen Rasse läßt sich durch den Begriff des „Korrekten" umschreiben; der nordische Mensch strebt in Goethes Sinn nach dem „Konsequenten", das er als eingeborene Form der Natur ahnend erfaßt. Germanische Phantasie verlangt nach überwirklichem Ausdruck. In monumentalen Fresken hat italienisches Wollen seine erschöpfendste Verwirklichung gefunden; in Dürers und Holbeins Graphik hat Deutschland einen seinem Umfang nach sehr viel bescheideneren Schatz, an Fülle innerer Gesichte ist er nicht ärmer.

Das Naturgefühl eines Volkes findet in seiner Landschaftsmalerei seinen deutlichsten Niederschlag. „Der Verleiblichung aller Erscheinungsformen, die den Griechen und Lateiner charakterisiert, steht beim Nordländer eine Beseelung gegenüber." Die deutsche Phantasie klammert sich nicht an die Einzelform in der Natur, sie gilt ihr nur als Teil des Gesamtorganismus, dem sie zugehört. Dem Südländer erscheint der Baum in der Landschaft als etwas Unveränderliches, er begreift, daß man die Landschaft beseelen könne, „daß man sie aber als das Antlitz eines einzigen Willenscharakters auffassen, dieselbe Gesamtheit heute der, morgen der Formgebärde unterordnen dürfe — das wird er weder verstehen noch für ernsthaft

diskutabel halten". Mit dem Problem der Landschaftsmalerei setzt sich Hagen eingehend auseinander.

Historische Vollständigkeit konnte nicht das Ziel einer Arbeit sein, der es auf Synthese ankam. Trotzdem erscheint der Sprung von Dürer, Holbein, Grünewald und Altdorfer zu Böcklin, Thoma, Cézanne und Marées gar zu plötzlich und unvermittelt. Auch wenn man dem Verfasser darin zustimmt, daß es eine Gedankenlosigkeit ist, van Gogh den Franzosen zuzuzählen, so ist es doch sehr gewagt, diesen Künstler, in dessen „expressiver Gestaltungskraft" Hagens Auffassung gemäß „die deutsche Großmalerei des 19. Jahrhunderts nicht nur gipfelt, sondern einzig und allein den Anspruch erheben darf, Frankreich ein Paroli zu bieten", zum Germanen zu stempeln, und ein Buch, das sich „Deutsches Sehen" nennt, in einer Verherrlichung von van Goghs lodernden Zypressenlandschaften ausklingen zu lassen. *Rosa Schapire.*

Max Halbe, Gesammelte Werke. Zweiter Band: Liebesstücke. *München, Albert Langen.* Geh. 7,50 M., geb. 10,50 M.

Neben der „Jugend" und der „Mutter Erde", den Begründern der Reputation des Dramatikers Halbe, bringt der zweite Band seiner Werke zwei verschollene Stücke, „Freie Liebe" und „Die Heimatlosen", die beide gute Einblicke in das Werden seiner Dichtung eröffnen und schon deshalb die Erneuerung verdienen. Fraglicher erscheint dies in bezug auf den an der Spitze stehenden Prolog „Weihe des Hauses", der nicht über sein Tagesdasein hinaus fortzuleben brauchte. Die vielen Freunde Halbes werden indessen in der Folge der sieben geplanten Bände auch solche Gaben von minderem Gewicht gern empfangen. G. W.

G. F. Hartlaub, Kunst und Religion. Ein Versuch über die Möglichkeit neuer religiöser Kunst. (Zweiter Band der Serie „Das neue Bild".) 112 Seiten mit 76 Bildtafeln. *München, Kurt Wolff*, 1919. Geb. 22,50 Mark.

Das weitgespannte Ethos der neuen Kunstbestrebungen, die sich als „Expressionismus" ankündigen und dem von der Nacht der Verzweiflung umfangenen und doch von den grellen Fanalen leidenschaftlicher Empörung geblendeten Seelentum europäischer Menschheit eine neue Weltanschauung heraufführen möchten, will, wie es nicht anders sein kann, auch das religiöse Problem der Zeit in sich einbegreifen. Allen Künsten voran suchen expressionistische Malerei und Plastik hier wieder zu bestimmten Inhalten und festen Formen zu gelangen, während in Dichtung und Musik, wie auch in der ganzen geistigen Bewegtheit des um dieses Problem kreisenden Schrifttums zwar ebenfalls alle Energien aufs höchste angespannt, die Inhalte aber, Ideen, Bekenntnisse, Forderungen und Sehnsüchte, vom Drange kühnster und alle Grenzen des religiösen Erlebens und Erfassens weit hinausrückender Freiheit bestimmt erscheinen.

Wer im Wesen der Religion eine feste Bindung sucht von seelenberuhigender Kraft, eine unverlöschliche wegbahnende Leuchte in dem unserer Erkenntnis undurchdringlichen Dunkel des Lebens, wem Erlösung durch die göttliche Gnade zugleich Erfüllung bedeutet unserer Sendung in die Welt, wird es den Künstlern danken, wenn sie dieser in sich geschlossenen und inhaltlich unbezweifelbaren Gefühlsgewißheit in Kunstformen von kultischer Weihe den Ausdruck suchen, darüber hinaus aber das schmerzhafte Erleben der letzten Vergangenheit und der Gegenwart diesem Ausdruck zu vermählen anstreben, um so die schreiende Qual des Menschen von heute mit einem neuen Hoffen und mit gläubiger Zuversicht zu schwichtigen.

Es sind unter den expressionistischen Malern sicherlich die reifsten Talente und auch bisher die erfolgreichsten, die diese Apostelmission, wie man es nennen könnte, auf sich genommen haben. Mit ihren religiös bestimmten Werken haben sich die Namen von Dietz Ezard, Josef Eberz, Karl Caspar, Max Beckmann, hat sich besonders die Gruppe: Erich Heckel, Emil Nolde und Schmidt-Rottluff breite Bahn gebrochen ins religiöse Empfinden unserer Zeit. Hartlaub verkennt in seinem glänzend geschriebenen Buche nun zwar nicht, daß auch hier eine Vorläuferschaft, durch einige dreißig Jahre etwa, das Heraufkommen der neuen Kunst angekündigt hat, er sieht aber doch — oder er möchte in der ausgesprochen expressionistischen Malerei der Letztzeit schon eine Erfüllung nach einem ganz bestimmten Ziele hin erblicken und so einen Wendepunkt feststellen, der nach Form und Inhalt nun nicht nur eine Grenze setzt zwischen zwei Stilperioden, zwischen zwei Weltanschauungen, von denen die jüngere vielmehr ausgesprochen wieder in den Kreis der Heilswahrheiten des Christentums zu beschränken sich anschicke. Er geht dabei von der Forderung aus, daß nur die mythisch beglaubigte Persönlichkeit, der mythische Gegenstand selbst auch wieder Gegenstand, das heißt Objekt der Kunstausübung sein dürfe, daß nur eine solche Kunst als religiöse im eigentlichen Sinne anzusprechen sei. Wie seine Sympathie für die neue Ausdrucksgewalt des Expressionismus dieses Gesetz aber sofort selbst wieder durchbricht, zeigt sich durch seine Aufnahme von Künstlern wie Ludwig Meidner und den fast alle bisher erlebte Ausdrucksfähigkeit überragenden Kokoschka in jenen Kreis der religiös bestimmten Schaffenden. Seine liebe- wie lichtvolle Analyse auch dieser und ähnlich gerichteter Persönlichkeiten — hier wäre vor allem der religiös unterwühlte van Gogh zu nennen und die großartige

Symbolik Hodlers — spricht es ja aus, daß, ganz entgegengesetzt der Begrenzung auf das eigentliche Stoffgebiet des religiösen Mythus, der Geist oder die treibende Kraft der Seele in der modernen Kunst nach weit mannigfaltigeren Ausdrucksmöglichkeiten trachtet, ja daß eigentlich keines der künstlerischen Elemente sich rein im Ästhetischen beschränken will, daß in jedem Rhythmus, jedem Raumklang, jeder koloristischen Melodie schon ein transzendentes Empfinden vorzuherrschen strebt. Hartlaub möchte dies alles nun aber doch als eine in den letzten Generationen herangewachsene Bereitschaft kennzeichnen, als ein Vorläuferwerk; wie gesagt, das dem leidvoll geläuterten Seelentum unserer Zeit im religiösen Schaffen des Expressionismus die Erlösungskraft und Heilswahrheit des letzten „Herabfließens" göttlichen Geistes in die Welt neu offenbare, und daß dieses im Gestaltenkreise des christlichen Mythus einen schon vollendeten symbolischen Ausdruck fände.

Hieraus ergibt sich nun eine unverkennbare Zwiespältigkeit im Bestreben des Verfassers, das Divergierende, weit Auseinanderstrahlende der künstlerischen Emanationen der Zeit, wie es aus einer Quelle entsprungen erscheint, auch von allen Umwegen wieder zurück zu dieser Quelle fließen zu sehen — fließen zu *machen*, dem künstlerischen Genius diesen Weg als den einzigen zum Heile führenden zu zeigen. Diese Zwiespältigkeit verleiht jedoch dem Buche einen ganz besonderen Reiz: was mehr oder weniger heute alle Menschen bewegt, die dieser Zeiten- und Geisteswende nicht mit der brutalen Wappnung eines nihilistischen Zynismus gegenüberstehen, die vielmehr aus der Zerrissenheit ihrer seelischen Gewißheiten und Hoffnungen wie aus der ihrer Wertungen der ethischen und künstlerischen Anläufe des heutigen Menschentums nach einer Zielsetzung ausspähen, die ihnen Befreiung und Selbstbefestigung der Seele verspricht: dieses Ringen um eine neue Orientierung der geistigen, mehr aber noch der Kräfte der Glaubenssphäre ist hier aus der Fülle umsichtigster Betrachtung eines ebenso feinfühligen wie sicher geschulten Ästhetikers, der sich philosophisch befestigen, vor allem aber als religiöser Bekenner aussprechen möchte, die Formulierung einer Weltanschauung geschaffen. Eben jener Weltanschauung, die, nach des Verfassers Überzeugung, durch ein klärendes Zusammenfassen der jetzt noch oszillierenden Kräfte Weltmission des Expressionismus werden soll und kann. Das verleiht dem Buche, selbst wenn man den dogmatisierenden Ergebnissen der Betrachtung sich nicht unterwerfen kann und will, eine tief bewegende Kraft: es ist ein Genuß, sich mit dem Verfasser in geistiger Zwiesprache auseinanderzusetzen über das Thema probandum aller seelischen und künstlerischen Kultur unserer Zeit.

Als Ausgangspunkt freilich für Analyse und Synthese der ins Religiöse fließenden künstlerischen Strebungen kann das Bekenntnis Hartlaubs, weil es durchaus der Region des Glaubens angehört, keine bindende Kraft beanspruchen, keine logisch überzeugende: nach wie vor wird im Bereich des Erkennens wie in dem der schaffenden Phantasie hier das „Mysterium" zu respektieren sein, das ebenso der logischen Ausdeutung spottet, wie die aus ihm fließende Befruchtung der seelischen Anlagen dem künstlerischen Genius des Menschen noch ungeahnte Möglichkeiten der Entfaltung verheißt und gefühlsmäßig enthüllt. Ist Hartlaub des Glaubens, daß im Schaffensprozeß des religiös bewegten Künstlers ein „Erinnern" auflebe an eine Urheimat und einen Urzustand der Seele in einem geistigen Jenseits, aus dem wir in die Welt entlassen seien, daß ein „Es", daß der „Logos" seine „bildlos geistigen Vorgänge" in die Erscheinungswelt hinabträume, wo sie vom Künstler wahrgenommen und rückgedeutet würden in symbolischen Ausdrücken seiner von der Phantasie bedienten Seele — so steht diesem Glauben der andere gegenüber, daß alles religiöse Erleben der Seele, also auch ihr Schaffen in Symbolen der Erscheinung, nicht durch ein *Herabfließen göttlichen Geistes* bewirkt werde, nicht durch Erinnerung, sondern durch *Entfaltung keimhaft eingeborener seelischer Wirklichkeit.* Das sittlich-religiöse Erfassen der Welt wird hier nicht empfunden als ein „Abstieg vom Geistigen ins Physische", sondern umgekehrt: als ein Aufstieg vom Physischen ins Geistige . . . in Gott, zu Gott empor . . . wohl zuweilen auch zu dem erst werdenden, dem zu erlösenden Gotte, der zu seiner Selbsterfüllung und Freiheit überall erst da gelangt, wo er als geistige Wesenheit der Welt zum Bewußtsein seiner selbst gelangt in der Entfaltung der seelischen Anlagen. Es wird immer nur Sache des Glaubens und keine der Erkenntnis sein, welcher dieser Erlebensmöglichkeiten der Seele man den Vorzug gibt. Viel aber wäre für die religiöse Grundlage der erstrebten Weltanschauung errungen, wenn angesichts dieser wahrscheinlich noch lange sich behauptenden Verschiedenheit — wie man es nennen könnte: induktiver und deduktiver Religiosität — auf *Werturteile* verzichtet würde. *Max Martersteig.*

Wilhelm Hausenstein, Zeiten und Bilder. Gesammelte Aufsätze. 1. Folge. *München, Verlag „Der Neue Merkur"*. 1920.

Dieser Band vereinigt 16 Aufsätze historischen, tagespolitischen, literarischen und künstlerischen Inhaltes in sich. Bei ihrer Lektüre stieg mir die Frage auf: für wen eigentlich werden diese Zeitungs- und Zeitschriftenaufsätze nochmals gesammelt herausgegeben? Für den Wissenschaftler sind sie unbefriedigend, der geistesverwandte Literat oder Journalist wird sie vielleicht anblättern, aber viel

zu sehr sich selbst darin wiederfinden, als daß er sie zu Ende läse. Bleibt also das große Publikum.

In unseren Tagen, die um die Seele der breiten Massen ringen, die ihnen nicht nur das Gedankenfeuerwerk unverständlicher Aufsätze und für den Augenblick begeisternder Reden, sondern ihren Sinn und Geschmack bildendes Geistesgut zu geben wünschen — in solcher Zeit hat die Journalistik eine große Aufgabe. Sie muß den Weg zur Seele des einfachen Mannes finden und, wenn sie ihn gepackt, ihn allmählich emporführen zu der ihm entsprechenden Geistigkeit. Das kann nicht ruckartig, brutal, durch eine Unsumme verwirrender Fremdwörter und trügerischer Dialektik geschehen, sondern nur mit geistiger Einfachheit, Wirklichkeitsnähe und dem unbeugsamen Willen, dem anderen verständlich und klar zu sein, ihn an seinem Wesenskern zu packen und zu seiner bescheidenen, aber, so hoffen wir, beglückenden, oder wenigstens befreienden Selbstentfaltung zu führen.

Um es im vorhinein zu sagen: Journalistik im Hausensteinschen Stil vermag das nicht. Ich habe früher einmal, noch vor dem Kriege, bei Gelegenheit der Besprechung von Simmels „Goethe" in den Spalten dieser Zeitschrift auf die beiden Typen neudeutscher Geistigkeit hingewiesen, die beide keine Einheit von Welt und eigner Persönlichkeit finden konnten: den in die große Kulturmaschine als ein Rädchen eingeschraubten mechanistischen Berufsmenschen und den in hoffnungsloser Opposition zu dem ungeheuren Zwang der objektiven Kultur befindlichen Ästheten, der in krassester Subjektivität sich neben der Wirklichkeit eine eigne phantasievolle Welt mit angeblich eigner Gesetzmäßigkeit, ja eigner Sprache aufbaute. Der erstere Menschentypus hat draußen und in der Heimat die Kriegsmaschine bedient, der letztere spielt sich seit der Revolution im öffentlichen Leben als der Retter der deutschen Kultur auf. Es muß mit aller Deutlichkeit darauf hingewiesen werden, daß er dazu gänzlich ungeeignet ist. Wer eine für das Volk so unverständliche Sprache schreibt wie Hausenstein, wer so großen Wert auf subjektivstes Urteil legt, ist nicht in der Lage, ein Volk, das den Sinn seines Daseins verloren hat, zu sich selbst zurückzubringen, ihm eine neue Idee einzupflanzen. Die verantwortungsvolle Journalistik unsrer Tage muß einsehen, daß es nicht angeht, Variationen der alten Melodie aus der Vorkriegszeit zu spielen, daß es nicht mehr auf den Einzelnen und das Blendende seiner Einfälle ankommt, sondern aufs Ganze, und daß es dieses nicht nur artitistisch, in der Idee, sondern praktisch durch geistige Hingabe und Einfachheit zu organisieren gilt. Die Journalisten müssen, wenn sie Erzieher sein wollen (und das sind sie im höchsten Grade), aufhören, sich in ihren Arbeiten immer nur selbst zu bespiegeln, sondern für Klarheit, Einfachheit und Wirklichkeitsnähe sorgen, wenn ihr Beruf und ihre Arbeiten nicht zweifelhaften Wert bekommen sollten. Auch sie müssen zur Synthese von Welt und Ich fortschreiten.

Diese hat Hausenstein noch nicht erreicht, und unter diesem Betracht kann man die Notwendigkeit seiner Veröffentlichung überhaupt bestreiten.

F. K.

Leopold Hirschberg, Die Kriegsmusik der deutschen Klassiker und Romantiker. *Berlin-Lichterfelde, Chr. Fr. Vieweg*, 1919. Geh. 17,50 M., geb. 20 Mark.

Die Mehrzahl dieser in luxuriösem Bande vereinigten Kriegsaufsätze hätte in der Tagespresse, wo sie ehemals ihren Zweck erfüllten, begraben bleiben können. Denn zu einer Meisterung des an sich schönen und ergiebigen Themas in größerem Rahmen geht dem Verfasser schriftstellerische Kraft und wissenschaftlicher Weitblick ab. Einzelnes (z. B. das Kapitel „Bach und der Krieg") streift das übelste ehemalige Gartenlaubenfeuilleton, anderes ist an den Haaren herbeigezogen (Beethovens „Ritterballet" hat mit dem Kriege nicht das geringste zu tun) oder schießt über das Ziel hinaus (Chopin, Cherubini). Dürftigen Humor bringt die Haydn-Caprice. Mit bloß „reinem, vaterländischem Herzen", das die Kenntnis der Kriegslieder Arndts, Methfessels, Abts, Lindpaintners still in seinem Innern verschließt, läßt sich eben heute kein Buch mehr schreiben, sei es auch noch so treffend mit Faustzitaten ausstaffiert. Wir gönnen aber dem Verfasser gern den Ruhm, einzelne unbekannte Beiträge zur Kriegslyrik von Weber, Loewe, Meyerbeer und Schumann aus dem Dunkel gezogen und zum Teil im Erstdruck vorgelegt zu haben. Daß Schumanns bekanntes „Ach wenn es der König doch wüßt" auffällig an Meyerbeers „Soldatenlied" (S. 124) anklingt und jedenfalls von ihm beeinflußt worden ist, hätte bei dieser Gelegenheit nicht unbemerkt bleiben sollen.

A. Schering.

Albert von Hofmann, Stil und Behaglichkeit. Gedanken und Vorschläge zur Wohnungskultur. *Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin.* 120 Seiten.

Als Vorbild eines Wohnungsstiles, der ebenso durch seine Zweckdienlichkeit wie durch Erfüllung der ästhetischen und Materialgesetze volle Behaglichkeit bewirkt, stellt der Verfasser uns das deutsche Bürgerhaus vor Augen, wie es, namentlich in Niederdeutschland, zur Zeit unserer Städteblüte entstanden ist und als Kleinod deutscher Baukultur heute noch verehrt wird. Das aus einem Vortrag entstandene Büchlein wird freilich unzählig vielen, die zu lebenslänglicher Zinsknecht-

schaft an den Ungeschmack moderner Großstädte mit ihren Mietskasernen verurteilt sind, nur zu Gemüte führen, wie bis auf den letzten Rest alles das vom modernen Unternehmertum über den Haufen geworfen worden ist, was im fünfzehnten und im sechzehnten Jahrhundert noch als gesunder Instinkt in jedem Handwerker lebte. Wer dagegen in der glücklichen Lage ist, auf eigener Scholle ein Heim sich zu errichten, dem sollte das Buch der Katechismus sein und seine Gebote ihm unverbrüchliche Gesetze, wie er bauen und dekorieren soll. Auch die sollten es beherzigen, die irgendwie mitberufen sind, bei der hoffentlich bald möglichen Beseitigung jetziger Wohnungsnot organisierend oder tätig einzugreifen. Denn nicht davon ist die Gesundung unserer Wohnungskultur zu erhoffen, daß das Haus des Reichen Stil und Behaglichkeit aufweist, vielmehr sollte gerade am künftigen Einzelhaus der Arbeiterbevölkerung gezeigt werden, wie einfache aber gesetzmäßige Bauformen, wie ebensolcher mit den billigsten Mitteln zu beschaffender Schmuck Grundlagen des Behagens werden. Eine ästhetisch gesunde Umgebung schafft allein schon ein gutes Teil der Vorbedingungen für die Entwicklung geistiger und seelischer Kräfte, deren wir so sehr bedürfen zur Wiederaufrichtung unserer Volkskultur — nun freilich auf einer unendlich breiteren Basis, als sie zur Zeit der Spätgotik in Frage kam. M. M.

Jahrbuch der angewandten Naturwissenschaften 1914—1919. 30. Jahrgang. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Joseph Plaßmann. Mit 253 Bildern auf 33 Tafeln und im Text. *Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung,* 1920. 22 M., geb. 26 M.

Fast alle praktischen Anwendungsgebiete der Naturwissenschaften haben sich in den Kriegsjahren im Zwange der Ereignisse und unter dem glücklichen Stern reichster staatlicher Geldmittel so außergewöhnlich schnell weiterentwickelt, daß es sich wohl lohnt, einen Gesamtüberblick anzustellen, wie ihn das nach fünfjähriger Unterbrechung wiedererschienene Herdersche Jahrbuch trefflich bietet. Die Beschränkung des Stoffgebietes auf die angewandten Naturwissenschaften läßt zwar die theoretischen Gebiete fast völlig verschwinden, gibt aber dafür die Möglichkeit, um so eingehender die bedeutenden Fortschritte der Technik zu behandeln. Das Kapitel „Chemische Technologie" gibt einen guten Überblick über das, was während der Kriegszeit auf dem Gebiete der Ersatzmittel geleistet worden ist. Wenn man auch mit geteilten Gefühlen diese lange Reihe der vielgehaßten Ersatzstoffe liest, so wird man doch nicht verkennen, welche gewaltige Bedeutung in solcher Beschränkung auf einfachere Mittel auch für die Zukunft liegt. Auch das Kapitel „Kriegstechnik" ist besonders hervorzuheben als eine gute zusammenfassende Darstellung der während des Krieges verwerteten und neu dazuerfundenen Kampfmittel aller Völker. Zwar sind illustrierte Zeitschriften dem Interesse des Publikums in den letzten Jahren schon viel mit einzelnen Abbildungen und Erläuterungen von Kriegsmaterial entgegengekommen, doch erst die allgemeine Zusammenfassung läßt erkennen, mit welchem Eifer sich die Technik auf das Vernichtungsgebiet geworfen hatte, und wie von allen Völkern jahrelang die raffiniertesten Maschinen und Apparate zum Töten und Kulturzertrümmern statt zum Kulturaufbau ersonnen wurden. Aber nicht nur diese trüberen Seiten der menschlichen Erfindergaben läßt das Buch erkennen. Aus den übrigen Kapiteln ersieht man, daß auch in der friedlicheren Technik, wie in der Medizin, in Forst- und Landwirtschaft und auf den Forschungsgebieten der Geographie, Astronomie und Ethnologie Fortschritte erzielt worden sind, die allem Rückschlag zum Trotz dennoch vorwärts führen. *Werner Bondi.*

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, herausgegeben von Karl Glossy. 26. Jahrgang. *Wien-Zürich-Leipzig, Amalthea-Verlag* 1920.

Nach einer Pause von fünf Jahren erscheint das alte, treffliche Grillparzer-Jahrbuch von neuem. Wir begrüßen es mit besonderer Freude als Symbol der geistigen, allen Jammer überwindenden Lebenskraft unserer österreichischen Volksgenossen, daneben auch um seinen Inhalts willen. Denn wir empfangen die Fortsetzung jener für die Theatergeschichte höchst wertvollen Auszüge aus den Wiener Akten, die das Leben der Bühne und die dramatische Dichtung betreffen. Diesmal behandelt Glossy mit einer ausgezeichneten Einleitung den Beginn der eigentlichen Blütezeit des Wiener Theaterlebens, die Jahre 1821—1830, und eine Fülle interessanter, bisher unbekannter Tatsachen ergibt sich aus seinen sorgsamen Regesten und erläuternden Anmerkungen. Der angehängte Bericht Emil Reichs über das Dasein der Grillparzer-Gesellschaft von 1914 bis 1917 zeugt von ununterbrochener Tätigkeit. Möge es so bleiben! G. W.

Hamburger Kalender 1920. Herausgegeben vom Kunstverein in Hamburg. *Hamburg, Paul Hartung.*

Die Kunst hat in Hamburg lange Zeit ein Sonderdasein geführt, man merkte draußen nichts von Hamburger Kunst. Jetzt hat sie Anschluß an die großen Bewegungen unserer Zeit gefunden, ohne ihre Bodenständigkeit zu verlieren. Dessen ist man sich in Hamburg bewußt geworden und will drinnen und draußen zeigen, wer man ist. Der Hamburger Kalender wendet sich nicht nur an die Hamburger,

sondern an alle, die an dem kulturellen Leben unserer Zeit Anteil nehmen. Und mit Recht. Er ist etwas und er hat etwas zu sagen. Seine Erscheinung ist würdig, solide und doch nach der neuesten Mode. Der Druck ist musterhaft, wirkt nur durch sich selbst, an einer einzigen bevorzugten Stelle wird eine besondere Type gewählt, die aber dem Texte gegenüber, den sie wiedergibt, zu spielerisch wirkt. Was an Zeichnungen für den Band geschaffen wurde, ist neueste Ausdruckskunst; zum Text gehörige Bilder führen von alten Zeiten bis zu Nölken, Barlach und Nolde. Im Hintergrund werden die Paten Hamburger Kunst beleuchtet: Justus Brinkmann und Alfred Lichtwark. Es reden Männer, die etwas zu sagen haben, Siegmund v. Hausegger der Musiker, der nun Hamburg verlassen hat, Gustav Frenssen, der wohlberühmte, Richard Dehmel den ersten, vorwärts tröstenden Monatsspruch, Fritz Schumacher der Architekt, der schreiben kann, um nur einige Namen zu nennen, die auch außerhalb Hamburgs Klang haben. Die neue Universität wird gewürdigt, Hamburger Kirchenräume werden nachgedichtet, Proben jüngster Gestaltungskunst werden gegeben und ein Rückblick auf das, womit Hamburgs Größe bis zum Versailler Raubfrieden verbunden war, unser Kolonialreich. Ein reicher Inhalt, der hier nicht erschöpft werden kann, aber in gewählter Form geboten. Ein Buch für die Wenigen, drum sollten es die Vielen kaufen. H. S.

Theodor Klaiber, Friedrich Theodor Vischer. Eine Darstellung seiner Persönlichkeit und eine Auswahl aus seinen Werken. Mit 6 Tafeln. *Stuttgart, Strecker & Schröder*, 1920. 368 Seiten. 14 M., in Halbpergament 18 M.

Vischer beginnt Mode zu werden. Die Mode braucht ja nicht notwendig etwas Unvernünftiges zu sein. In diesem Fall ist sie sogar höchst vernünftig. Denn Charaktere von solcher Ehrlichkeit und Unerschrockenheit, von so viel straffer Sittlichkeit und Kämpfermut wie der Vischers tun unserer schlaffen Zeit als Vorbilder und Lehrmeister not. Und je tiefer man in das gesamte Wesen dieses Ästhetikers, der viel mehr als bloß Ästhetiker gewesen ist, eindringt, um so mehr staunt man über seine Modernität. Wahrscheinlich hätten wir heute, nachdem Vischer am 1. Januar 1918 „freigeworden" ist, bei günstigeren Verhältnissen im Buchgewerbe schon eine stattliche Anzahl von Vischer-Ausgaben. Doch auch so deckt sich langsam der Bedarf. Fast gleichzeitig mit der umfassenden Auswahl bei Hesse & Becker ist die bescheidenere von Klaiber erschienen. Eine Lebensbeschreibung von 131 Seiten geht voraus. Es ist nicht *die* Vischer-Biographie schlechtweg, will es auch gar nicht sein. Eine solche im Stil der Zieglerschen Strauß-Biographie, die auch aus den verborgensten Quellen schöpfen müßte, bleibt der Zukunft vorbehalten. Aber Klaibers für weite Kreise bestimmte Darstellung, die Vischer häufig selbst zu Wort kommen läßt, ist zuverlässig und liest sich angenehm; der Autor hat die kernige Ausdrucksweise seines Helden stellenweise auf den eigenen Stil abfärben lassen. Mit den vier Hauptabschnitten der Lebensbeschreibung „Der Ästhetiker und Kritiker", „Der Politiker und Erzieher", „Der Dichter und Humorist", „Der Denker und Mensch" korrespondiert nun die Auswahl aus den Werken, die Vischers Poesie und Prosa gleichermaßen umfaßt, bald größere, bald kleinere Proben aus dem gesamten Schaffensgebiet und zum Teil auch aus entlegenen Quellen darbietend. Die Zusammenstellung „Denker und Mensch" ist nicht glücklich; denn der Mensch, die Persönlichkeit Vischers schwebt sozusagen über dem Ganzen und sollte als Grundlage oder Schlußstein einen Abschnitt für sich bilden; „Der Denker" hätte dann beim Ästhetiker und Kritiker seinen Platz gefunden. Die Politik, die doch in Vischers Leben und Lebenswerk eine besonders wichtige Rolle gespielt hat, ist bei Klaiber zu kurz gekommen; wie wenig Vischer sich als *praktischer* Politiker bewährt hat, sind doch gerade heute seine *Ideen* über Staats-, Verfassungs- und Völkerleben höchst beachtens- und beherzigenswert. Da Klaiber einen besonderen Abschnitt „Der Dichter" ausgesondert hat, hätte auch in diesem alles Dichterische vereinigt werden müssen. Indessen können diese kleinen Bemängelungen dem verdienstvollen Buch keinen wesentlichen Abbruch tun, und es wird seinen Weg machen, zumal da es auf holzfreiem Papier gut gedruckt und in Halbpergament solid gebunden ist.

R. Krauß.

Wilhelm Lobsien. Ebba Enevolds Liebe. Roman. Hamburg, Richard Hermes, 1919. (72. Band der Niederdeutschen Bücherei.)

Wilhelm Lobsien hat das Zeug zu einem guten Heimatdichter. Er hat Gefühl für seine niederdeutsche Erde und für die Dramatik des Meeres; er ist zu Hause in den Gassen und Winkeln unserer kleinen Küstenstädte mit ihren eingesessenen Philistern und den alten Seefahrern, die sich zwischen ihnen zur Ruhe begeben. Eine Welt voller Absonderlichkeit, voller Humor, voller Idyllen und voller Neid und festgefahrenem Haß.

Lobsien versteht auch zu schreiben. Sein Schützenfest am Eingang des Buches ist köstlich.

Um so bedauerlicher ist es, daß er sich eine Fabel zusammensucht, die mit Künsteleien und schmierenhaften Unwahrscheinlichkeiten zum Niederbrechen überladen ist.

Haß und Liebe zweier Familien bildet den Kern der Handlung. Die Väter hassen sich, die Kinder lieben sich — wie das in Schauspielen und

Erzählungen von großen Meistern schon manchesmal dargestellt worden ist. Lobsien bauscht nun das Motiv künstlich auf: tolle Geschäftsspekulationen, Seestürme mit obligaten Lebensrettungen, Ehekonflikte und menschliche Gemeinheiten müssen die Kleinstadtnovelle zum Roman erweitern, und dem Werke geht vor lauter Trara die Seele flöten.

Wir wollen uns den Sinn für die Dramatik des Daseins nicht durch Ängstlichkeit verderben lassen und es Lobsien zugestehen, daß er nicht nur um der lieben Leser willen, sondern aus einem eingeborenen Hang nach großen Spannungen zu seiner Fabel gekommen ist. Aber wenn ich — bei den Meeresdichter Lobsien liegt ja der Vergleich nahe — die Spannung in „Ebba Enevolds Liebe" mit der Dramatik eines unserer alten nordischen Epen vergleiche, dann kommt es mir vor, als stellte man ein neumodisches Theaterrequisit, das einen Baum darstellen soll, neben eine jener alten verwogenen Buchen, die auf der Insel Rügen wachsen. Dort Mache und hier Wuchs — das ist der Unterschied. *H. Robert Ulich.*

Matthias Mieses, Die Gesetze der Schriftgeschichte. Konfession und Schrift im Leben der Völker. Ein Versuch. Wien und Leipzig, 1919. *Wilhelm Braumüller*. 506 Seiten. Geh. 28 M.

Daß durch die 506 Seiten Antiqua dieses Bandes sehr viele jemals sich hindurcharbeiten werden, ist schwerlich anzunehmen. Je weiter man sich in das Buch hineinblättert, desto schritthemmender sperren die Stacheldrahthindernisse eines wirklich unmöglichen, zu allem Überfluß auch noch „weiblich" interpungierten Deutsch dem Vorwärtsdringenden den Weg. Und fehlt es auch in Ansehung des Inhalts nicht an (oft recht stattlichen) Steinen, ja wahren Felsblöcken des Anstoßes in Gestalt von Einzelaufstellungen und Urteilen des Autors, die den Leser, wenn er selber besser unterrichtet ist, stutzen machen, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß er bald ermattend die Drahtschere sinken läßt oder, ohne Bild gesprochen, den Wälzer zuklappt und beiseite legt für immer. Auch ein näherer Blick auf die angezogene Literatur schon — so, wenn man als Quelle und Autorität für die Ausführungen über das moderne japanische Unterrichtswesen, und das als einzige Quelle und Autorität, auf S. 458 Baumanns „Japaner-Mädel" namhaft gemacht finden muß — möchte manchem „genügen". Mit alledem sind pflichtschuldig Mängel des vorliegenden Werkes hervorgehoben, die seiner Schätzung ganz gewiß abträglich sind. Man wird *doch* gut tun, im eigenen Interesse gut tun, über sie hinwegzusehen. Ich habe jedenfalls den Eindruck, daß uns in dem Buch von Mieses eine in ihrem Kern gesunde, wirklich der Beachtung sehr werte Gabe geworden ist. „Ein Versuch" nennt bescheiden sich die Arbeit. Der aber diesen Versuch unternimmt, ist unverkennbar auf dem von seiner komparativen Studie umspannten weltweiten Gebiete ein souveräner Stoffbeherrscher, und mir will scheinen — mögen andere nachprüfen! — es gelingt ihm wirklich, zu erweisen, was zu erweisen er sich in seiner reich dokumentierten, methodisch vorgehenden, scharfsinnig und umsichtig kombinierenden Untersuchung vorgesetzt. *Was* das ist, darf ich bei aller der Buchanzeige gebotenen Kürze doch nicht unterlassen, hier noch zu skizzieren.

Eine wirklich leistungsfähige Druckoffizin, die Bücherschreibern aus allerlei Volk, das unter dem Himmel wohnt, wollte dienen können, müßte eine erkleckliche Buntheit verschiedener Schrifttypen in ihren Setzerkästen haben: Latein oder Antiqua und Gotisch oder Fraktur und Kyrillitza, griechische, arabische, hebräische, glagolitische Schrift, Pali, Dewanagari, uiguromongolische Lettern verschiedener Abwandlung, chinesische Charaktere, japanische Kata- und Hiragana u. a. m. Was ist es doch eigentlich, das den Schriftentypus der Völker der Kulturmenschheit bestimmt, das unbekannte machtvolle X, das für das Buchäußere da und dort so eigenartige Bedeutung hat? Die Antwort, die Mieses auf diese Frage hat, lautet dahin etwa: Nicht die allgemeine profane Kulturzusammengehörigkeit ist es, nicht auch die ethnische Gesellheit oder der Rassenfaktor, und ebensowenig die nationale oder sprachliche Gemeinschaft; sondern: die graphische Sonderung geht analog der Mannigfaltigkeit der Konfessionen, stellt den Reflex religionswissenschaftlicher Gegensätze dar. *Tot ritus*, will ich einmal kürzest formulieren, was der Autor sagen will, *tot literarum diversitates*. So daß also die Karte, die die Verteilung der Religionssysteme zur Anschauung bringt, zugleich auch den anderen Dienst zu tun taugsam ist, ein Bild der Schriftgeographie zu geben. Mit der Propagation eines Credos geht Hand in Hand die Expansion seines Alphabets, und ein Glaubenswechsel, wo er eintritt, erzeugt — es entspringt das einer inneren Notwendigkeit — auch einen Wechsel der Schrift. So weit geht dieses ubiquitäre Junctim, daß, wie im Glaubensgebiet des Christentums so auch sonst, selbst sekundäre Sektenspaltungen dazu ausschlagen, irgendwie Schriftdifferenzierungen auszuprägen.

Der Belege für diese These ist Legion. Einwände gegen sie, die These, wird jeder meinen, parat zu haben. Sei denn bemerkt, daß unter diesen Einwänden schwerlich einer ist, den nicht schon Mieses selbst vorausgesehen und im Buch erledigt hätte, wie er natürlich auch nicht verabsäumt, in einem besonderen Abschnitt die Frage zu erörtern, *warum* die Religion die Schriftgeschichte normiert. Nenne ich zum Schlusse noch Kapitelüberschriften wie „Kulturpolitik und Schrift", „Die Richtung der Schrift", „Sakrale Schriftarchaisierung", „Der

mystische Charakter der Schrift", so weiß der Leser nun wohl zur Genüge, was aus dem Werke, einer in mehr als einem Betracht respektablen Leistung, zu erholen ist. *Hans Haas.*

Friedrich Neumann, Geschichte des neuhochdeutschen Reimes von Opitz bis Wieland. Studien zur Lautgeschichte der neuhochdeutschen Gemeinsprache. *Berlin, Weidmannsche Buchhandlung*, 1920. XVI, 394 Seiten.

Diese ungewöhnlich umfangreiche Untersuchung dient der Erkenntnis des Werdens der heutigen relativen deutschen Spracheinheit, in erster Linie auf dem Gebiete dichterischen Schaffens. Gute Abgrenzung, sorgsame Beobachtung und sicheres Urteil wirken zusammen, um überall sichere Einzelergebnisse und am Schlusse ein erfreulich klares Gesamtresultat zu erzielen. Das Streben nach reinen Reimen, seit Opitz vorhanden, führt doch nur selten zur Reinheit im heutigen Sinne, und zwar finden sich solche Reime nicht, wie man meinen möchte, auf meißnischem Gebiet. Der Sprachnorm nähern sich nur wenige Dichter, am ehesten Zesen und Hagedorn, keineswegs aber überall die jüngeren eher als die älteren. Der ganze im Titel umschriebene Zeitraum strebt nach Sicherheit der Form und der Inhalte; aber die ist den Deutschen, kaum im klassischen Zeitalter errungen, immer wieder entglitten. Und heutzutage? — Aber jetzt wissen wir wenigstens ungefähr, was ein reiner Reim ist. Wie mit mannigfachen Vor- und Rückschritten dieser bescheidene Sieg und seine Voraussetzung, die Spracheinheit, erkämpft wurde, lehrt die schöne Leistung Neumanns, Im einzelnen kann wohl noch ergänzt werden, die letzten von ihm selbst am Schlusse zusammengefaßten Gesichtspunkte werden als fester Gewinn für immer zu betrachten sein. Außer den schon bemerkten Druckfehlern ist S. 364, Anm. 1, zu bessern 1663 und 1664 in 1763 und 1764. P—e.

Viktor Panin, Die schwere Stunde. Roman. *Berlin, Paul Cassirer*. Geh. 12 M., geb. 15 M.

Panins Buch ist weniger als Kunstwerk, denn als Zeitdokument zu bewerten. Es gibt uns in tagebuchartigen, lose aneinandergereihten Aufzeichnungen Kunde von den Zuständen im bolschewistischen Rußland und schildert das Chaos der Gegenwart mit einer Eindringlichkeit, wie wir sie aus Zeitungsberichten kaum zu gewinnen vermögen. Ein gefeierter Dichter kehrt aus dem Kriege zurück und findet nach fünfjähriger Abwesenheit die Heimat als einen Trümmerhaufen vor. Die Gärung, in der sich die gesamte Öffentlichkeit befindet, greift auch auf sein Haus über. Er verliert die Frau; seine halbwüchsige Tochter wird auf die Straße getrieben; und sein Knabe fällt dem Hunger zur Beute. Aber gegenüber den unsäglichen Leiden eines untergehenden Volksganzen erscheint das Schicksal des Einzelnen belanglos. Mit echt russischem Fatalismus, der in selbstquälerischer Feinnervigkeit den Kelch der Leiden bis zur Neige auskostet, sieht Panin dem unaufhaltsamen Untergang einer Welt zu. Als eine begreifliche Reaktion auf die Greuel des Krieges und die Verbrechen der Revolution ringt sich auch bei ihm, ganz ähnlich wie bei den westlichen Pazifisten, der Schrei nach Brüderlichkeit und Nächstenliebe durch. Der ehrliche Glaube an den endlichen Sieg des Guten im Menschen ist Panin nicht abzusprechen. Dennoch mutet es seltsam an, daß derselbe Mann, der Gefängnisse öffnet, um deren Insassen von der Liebe zum Nächsten zu überzeugen, sein eignes Kind hinsterben sieht, ohne auch nur den Versuch zu machen, ihm durch Arbeit welcher Art immer die Möglichkeit zu verschaffen, seinen Hunger zu stillen. *Julius Berstl.*

Kurt Pfister, Rembrandt. Mit 50 Abbildungen. *München, Delphin-Verlag*, 1920.

Was Pfister anstrebt, steht jenseits von Biographie und Katalog. Er geht Rembrandts Bildgestaltung nach und sucht aufzudecken, „wie das seelische Substrat sich weitet und vertieft und zugleich immer lauterer in der Form verwirklicht". Bildnis, Landschaft und religiöse Komposition werden unter diesem Gesichtspunkt betrachtet. An Stelle der äußerlichen, gelegentlich lauten Geste des jungen Rembrandt tritt die Fähigkeit, das Symbol und Gleichnis, das hinter allen Dingen schlummert, zu erfassen, die Verklärung der Erscheinung, tiefe Inbrunst und Religiosität.

Rosa Schapire.

Bô Yin Râ, Das Buch vom Jenseits. *Verlag der weißen Bücher, München* 1920. 86 Seiten. Gebunden 9 M.

Weit weg von jenen religiösen Wegen, die in Hartlaubs oben besprochenem Kunstbuch und in Verkades „Unruhe zu Gott" dargelegt sind, weist hier die seherische Geste eines Okkultisten in das geheimnisvolle Geisterreich, das — wohl in der Ätherhülle unseres Erdenballes — Heimat der irdisch Abgestorbenen wird. Die theosophischen Voraussetzungen und Unterstellungen beiseite lassend, wird man aus diesen Offenbarungen die Befriedigung darüber zurückbehalten, daß auch dieser Spiritismus den ethischen Kern unseres geistigen Wesens als den Wert aller Werte anerkennt. Auch hier bleibt die alte Forderung an menschliche Tapferkeit erhoben, sein Schicksal mit all seiner Mühsal und den Wunden, die es uns schlägt, so zu lieben, als ob man es *so* gewollt hätte.

M. M.

Moritz Stübel, Chodowiecki in Dresden und Leipzig. Das Reisetagebuch des Künstlers vom 27. Oktober bis 15. November 1773. Zweite Auflage. *Dresden, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung,* 1920. 12 M.

Die Tagebücher Chodowieckis sind eine wichtige Quelle der Kunst- und Kulturgeschichte Deutschlands in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Oettingen hat sie für die bekannte Biographie benutzt; aber im Wortlaut liegen gedruckt bis jetzt nur die Aufzeichnungen von den beiden Reisen des Jahres 1773, nach Danzig und nach Sachsen, vor, den einzigen, außer einer zweiten Fahrt nach Dresden, die der seßhafte, unaufhörlich arbeitende Künstler unertnommen hat. Die Publikation Stübels hat schnell die zweite Auflage erlebt — und das nach Verdienst; denn mit außerordentlicher Sorgfalt und Liebe bringt sie alles zum Verständnis Erwünschte bei und erweitert sich zu einer Gesamtschilderung des regen Kunstlebens der sächsischen Residenz und der Leipziger literarischen Zustände zur Zeit des Besuchs Chodowieckis. Immerhin bleiben ein paar Kleinigkeiten anzumerken. Bretzner hat nicht, wie S. 36 zu lesen ist, den Text zu Mozarts „Entführung" verfaßt, sondern lebhaft gegen die Benutzung eines seiner Lustspiele für den Text Mozarts protestiert. Die alte, falsche Behauptung, die Zeichnungen zum „Blaise Gaulard" seien schon 1752 entstanden, sollte nicht (S. 41 Anm.) wiederholt werden. Richter (S. 77) ist kein Schreibfehler, sondern der Name eines sehr bekannten Leipziger Gemäldesammlers, der gerade im Jahre 1773 gestorben war. Vermutlich sind seine Bilder dem Winklerschen Kabinett einverleibt worden. „Sorcileges" (auf derselben Seite weiter oben) entspricht dem spätlateinischen sorcilegium und bedeutet Zaubereien, also Bilder mit Darstellungen von Zauber- oder Hexenszenen. — Die gesamte Ausstattung — Druck, Papier, zwei treffliche Autotypien — ist den höchsten Ansprüchen der Friedenszeit gemäß und macht das hübsche Buch zu einer Freude für das Auge. G. W.

Arnold Ulitz, Der Arme und das Abenteuer. Gedichte. *München, Albert Langen.* 125 Seiten. 3,50 M., geb. 6,50 M.

„Landkarten" heißt ein Gedicht von Arnold Ulitz. Es erzählt wie die Sehnsucht und Liebe des Knaben zur Erde in dem tintigen finsteren Bureau des Vaters vor den Karten an den Wänden groß wurde und wie er sich schließlich auf die als Teppich gebreiteten Landkarten niederlegte und in sie einhüllte: „Und ich war ganz tief in der Erde, fern von der Sonne zuhaus". Dieser Vorgang ist symbolisch für die Art, wie Ulitz in vielen Gedichten sich nur äußerlich „in die Welt einwickelt". Der Erde wirklich nahe ist er nicht, wenn er in Balladen Lissauerscher Prägung seine Abenteuer in aller Herren Länder erzählt, sondern wenn er ganz schlicht und liedhaft von Frühling und Liebe singt. „Heimweh im Sommer" ist solch ein dem Volkslied nahes Gedicht, dessen Ton lange in uns weiterschwingt, die „Lieder eines Soldaten an sein Kind" sind solche ungezwungenen Herzensergießungen, frei von aller Sentimentalität, fern jeder ekstatischen Verzerrung. Hier klingt der echte Ton eines Dichters, aber die Vielheit der Gedichte erhöht den Klang nicht, sondern schwächt ihn ab. Doch enthält das Buch das Versprechen eines künftigen, einheitlichen Dichterwerkes.

F. M.

Kleine Mitteilungen.

Der bibliophile Conrad Ferdinand Meyer und anderes. Eigensinn der Erben eines unserer größten Lyriker und Erzähler hat bisher, allem guten Willen des Verlegers trotzend, seinen Geisteskindern die würdige Gewandung vorenthalten. Die Rechtsnachfolger C. F. Meyers bestehen darauf, die Werke in der Vereinzelung und in der dürftigen Gestalt ihrer Zeit fortleben zu lassen, so lange bis das Eigentum dann der Allgemeinheit anheimfällt (was erst 1929 geschehen wird). Solchem schrullenhaften Beharren gegenüber gibt es keine Appellation an eine höhere Instanz. Wohl aber kann dort, wo der Eigensinn seine Macht verliert, bei der Hülle des Buches, der Wille zum Guten und Schönen einsetzen. Das hat nun der Verlag *H. Haessel* in *Leipzig,* der C. F. Meyers Nachlaß betreut, getan. Er ließ von Luise Rudolph die Werke in vier wundervolle Halbpergamentbände mit der Hand binden, überzogen mit einem festlichen blausilbernen Kleistermarmor, die Rückentitel in meisterhaften Zügen von Prof. Rudolf Delitzsch, dem Schriftmeister der Leipziger Akademie. So entstanden Bände von wahrhaft festlichem, technisch und künstlerisch vollendetem Charakter, fern allem Prunken mit Gold und anderer gesuchten Kostbarkeit des Materials und an beste Muster aller Zeit gemahnend. Gleich erfreulich und reich wirken C. F. Meyers Gedichte in einem zierlichen, von Luise Rudolph handbemalten Ganzpergamentband, die beiden Bücher der Ricarda Huch über die Romantik, ihre Gedichte und Erzählungen in ähnlicher Ausstattung wie die beschriebene Meyer-Ausgabe und Max Seligers letzte Schrift „Kunstbetrachtung und Naturgenuß" in Buntpapier mit Pergamenteinlage, alle von der gleichen Künstlerin mit voller Herrschaft über die technischen und ästhetischen Bedingungen angefertigt. Selbstverständlich handelt es sich hier nur um Einzelexemplare, die aber für Liebhaber zu mäßig erscheinenden Preisen wiederholt werden können.

G. W.

Reinigung alter Drucke. In der jetzigen Zeit, in der alte Drucke sich einer fortgesetzt steigenden Wertschätzung erfreuen, ist es dem Kunsthändler ebenso wie dem Sammler recht häufig erwünscht, möglichst einfache Mittel zu wissen, durch deren Anwendung es möglich ist, derartige alte Drucke von Flecken zu reinigen. Es kommt dabei natürlich immer auf die Art dieser Flecke an. Handelt es sich um Fettflecke, so sind diese mit Benzin oder mit Chloroform, manche, z. B. solche von Stearin, auch mit Alkohol zu entfernen, Rost und Tinte mit Oxalsäure und nachträglichem gründlichen Waschen, Blut mit Chlorkalk und folgender Behandlung mit einer schwachen Säure, Vergilbungs- und Feuchtigkeitsflecke mittels unterchlorigsaurem Kali, schwachem Chlorwasser, evtl. schwacher Salzsäure. Kleisterflecke sind mit heißem reinem Wasser zu entfernen, alles also mit Lösungs- oder Bleichungsmitteln. Am häufigsten handelt es sich jedoch darum, Stockflecke zu entfernen und hierzu dient im allgemeinen eine Behandlung durch Weinsäure oder Zitronensäure.

Es gibt aber gerade für die Behandlung von Stockflecken eine ganze Anzahl Vorschriften, von denen hier einige wiedergegeben seien, damit Interessenten sie je nach Lage des einzelnen Falles anwenden können. So geht eine Vorschrift dahin, die Flecke zu beseitigen, indem man die Blätter etwa 1—2 Stunden in Chlorwasser legt. Hierauf wird mit reinem Wasser nachgespült und getrocknet, am besten in der Sonne. Ein anderes Rezept zur Reinigung von Kupfer- und Stahlstichen ist das folgende:

Das Kupferstichblatt wird beiderseits mit weichem feuchtem Schwamm abgewischt und hierauf mit folgender Lösung reichlich benetzt:

Wasser . . . . . . 1 Liter
Kohlensaures Ammoniak 40 g.

Dies wiederholt man einige Male, stets abwechselnd mit Wasser abspülend. Zuletzt kommt die Behandlung mit Essigwasser und schließlich spült man mit Wasser, dem ein wenig Chlorkalk zugefügt wurde, ab. Der Bogen, in der Sonne getrocknet, wird vollkommen klar und rein, ohne daß der Druck Schaden nimmt.

Oder: Das Bild wird auf einem ebenen Brett befestigt, dünn mit fein gepulvertem Salz bestreut und Zitronensaft darauf gedrückt, wodurch ein beträchtlicher Teil des Salzes aufgelöst wird. Dann wird das eine Ende des Brettchens etwas emporgehoben, so daß es eine geneigte Fläche von etwa 45 Grad bildet, und siedendes Wasser auf das Bild gegossen, bis Salz und Zitronensaft abgewaschen sind. Das gereinigte Bild wird auf dem Brett langsam getrocknet. Geschieht dies aber am warmen Ofen oder in der Sonne, so erhält das Bild eine gelbe Farbe. *Fritz Hansen*-Berlin.

Friedrich Benjamin Osiander als Epigrammatiker und seine Necrologe für Girtanner, Lichtenberg und Pfeffel. In Osianders Epigrammata in diversas res musei sui anatomici et pinacothecae. Gottingae 1814 heißt es von *Girtanner*:

Turbas Gallorum, Venerem, nova Chemica quaeque,
Infantum ac morbos hic Polyscriba stitit.

Es ist merkwürdig, daß *Lichtenberg* in einem Brief an Kästner vom 25. Januar 1792 ebenfalls schrieb: „Herr Dr. Girtanner schreibt über lauter französche desordres, erst schrieb er über venerische Kranckheiten, dann über die Revolution und nun über die französische Chymie." — *Lichtenberg* sind folgende Verse gewidmet:

Naturam excutiens explanat physica mira,
Et salibus gratis scripta replere solet.

Der Fabeldichter *Pfeffel* erhält folgendes Epigramm:

Dum caret hic vates oculis, purissima mentem
Lumina collustrant, et sua scripta nitent.

Als Dank für den Genuß nach der Lectüre der ersten (Göttingen 1807) erschienenen Ausgabe hat *Beireis* „vir multi nominis, multae eruditionis et singularitatis multarumque collectionum pretiosarum" auf Osiander am 19. November 1807 folgendes Epigramm gemacht:

Fetûm servator praestans felixque Osiander
Hic fetus pulcros ingenii peperit.

E. Ebstein.

Bibliophilie und hohes Alter. Büchersammeln und hohes Alter sind schon so oft zusammengetroffen, daß man die Bibliophilie sogar schon als eine Ursache langen Lebens hat hinstellen wollen. Zu unseren Zeiten ein kostspieliger Spaß! In der Tat ist das Büchersammeln öfter eine Leidenschaft gereiften Alters als der Jugend; denn um es mit Enthusiasmus zu verfolgen, bedarf es der Muße und der Mittel und vor allem eines Temperamentes, das durch die Zeit und die Erfahrung erzogen ist. Eine lange Liste von 80jährigen Büchersammlern könnte aufgestellt werden. (Times Litterary Supplement, dem wir dieses entnehmen, führt fast nur Engländer und Amerikaner auf). Gladstone und Graf Borromeo erreichten das patriarchale Alter von 89 Jahren; William Backford folgt mit 85, George Hibbert mit 83 Jahren. Dr. Mead, der 4. Lord Ashburnham, Sir John Thorold, James Lenox von Newyork und noch eine gute Anzahl anderer bekannter Bibliophilen gelangten in ihr neuntes Dezennium. Unter den lebenden Büchersammlern sind eine große Anzahl über 80 Jahre alt, ohne eine Spur abnehmender Geisteskraft und verringerter Energie zu zeigen, wie sie sonst Begleiterscheinungen höheren Alters sind. Zur Zeit scheint kein 90jähriger angelsächsischer Bücher-

sammler zu leben, aber aus Newyork wird der Tod eines bekannten Buchhändlers und Bücherfreundes, Mr. Osborn Walford, im 92. Lebensjahre gemeldet. Alle genannten und wahrscheinlich alle überhaupt lebenden Bibliophilen übertrifft aber weit an Alter Dr. Jesse C. Green in West Chester, Pennsylvania, mit 102 Jahren. Dieser hat jüngst seine Sammlung durch die Firma Stan V. Henkels in Philadelphia versteigern lassen und schrieb an seinen verehrten Freund Henkels zu dieser Gelegenheit: Ich habe mich in diesen hohen Lebensjahren, da ich das 102. Jahr erreicht habe, entschlossen, mein eigener literarischer Testamentsexekutor zu werden und, da ich Dich nunmehr seit fünzig Jahren kenne und dem Größerwerden und dem Aufstieg Deines Geschäfts Schritt vor Schritt folgen konnte, so habe ich mich entschlossen, meine Sammlung in Deine Hand zu legen, damit Du sie auf die best mögliche Weise verwertest." Dr. Greens Sammlung ist hauptsächlich von Interesse für amerikanische Sammler; sie schließt u. a. eine vollständige Sammlung von Autographischen Briefen der Präsidenten der Vereinigten Staaten ein, von Washington bis zu „unserm jetzigen großen Präsidenten" (eine Stimme für Wilson!) M.

Schlesische Gesellschaft der Bücherfreunde. Im November 1920 wurde in Breslau eine neue Gesellschaft zur Pflege der Bücherkunde und Buchkunst, sowie zur gegenseitigen Förderung der Interessen der Bücherfreunde unter besonderer Berücksichtigung des schlesischen Buchwesens begründet. Die Gesellschaft hielt am 26. Januar ihre erste Generalversammlung ab. Nach Annahme der von einem Ausschuß ausgearbeiteten Satzungen erfolgte die Wahl des Vorstandes. Es wurden gewählt die Herren *Dr. Kurt Riesenfeld*, 1. Vorsitzender; *Sanitätsrat Dr. Ollendorf*, 2. Vorsitzender; *Martin Keiler*, 1. Schriftführer; Fräulein *Steffi Mamlock*, 2. Schriftführer; Buchhändler *Maximilian Avenarius*, Kassenwart; sowie Rechtsanwalt *J. Riesenfeld* und Redakteur *Dr. Oscar Wilda* zu Beisitzern. Es wurde ferner ein fünfgliedriger Ausschuß gewählt, der die Vorarbeiten für eine in den nächsten Monaten zu veranstaltende Ausstellung alsbald in Angriff nehmen soll. Endlich wurde der Beitritt der Gesellschaft zur Weimarer Gesellschaft der Bibliophilen beschlossen. Die nächste Sitzung der Gesellschaft, die bereits gegen 60 Mitglieder zählt und auch Auswärtige aufnimmt, wird im März stattfinden. Das Eintrittsgeld ist auf 25 M., der Vierteljahrsbeitag auf 15 M. festgesetzt. Die Geschäftsstelle befindet sich bei Herrn Buchhändler *Maximilian Avenarius, Breslau, Münzstraße 14.*

Ungarische Gesellschaft der Bibliophilen (Magyar Bibliophil Társaság). Im Oktober 1920 fand die konstituierende Versammlung der ungarischen Bibliophilen statt. Ehrenpräsident der Gesellschaft wurde *Graf Alexander Apponyi*, ein im Ausland sehr bekannter Sammler und Bibliograph (Hungarica). Die Leitung besteht aus: *Julius Végh*, Direktor des Kunstgewerbe-Museums; Präsident *Paul Majovszky*, Ministerialrat; *Zoltán Ferenczi*, Direktor der Universitätsbibliothek, *Dr. Michael Josef Eisler*, *Rudolf Gergely* und *Ladislaus Reiter*. — Der Verein, der bereits über 150 Mitglieder zählt, wird zunächst durch Ausstellungen und Vorträge das Interesse für edle Buchkunst zu fördern suchen; die bibliophile Verlagstätigkeit in Ungarn wird mit Aufmerksamkeit verfolgt; eigene Publikationen sind geplant. — Die erste Ausstellung umfaßt typographische Meisterstücke des 20. Jahrhunderts aus ungarischem Privatbesitz (illustrierte Werke folgen später). Die nächste soll die berühmten „Corvinen" — die Handschriften des Königs Matthias Corvinus — vorführen.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Joseph Baer & Co. in *Frankfurt a. M.* Nr. 668. Luxusdrucke, Vorzugsausgaben, Privatdrucke. 340 Nrn.

Martin Breslauer in *Berlin W 8.* Nr. 34. Vermischtes. 2115 Nrn.

Verlag der Bücherfreunde in *Charlottenburg.* Bücher des XVIII. und XIX. Jahrhunderts, Deutsche Vorzugsdrucke, Englische Pressen, Vergriffene und gesuchte Bücher in guten Einbänden. 586 Nummern.

Alexander von Burgdorff in *Rottweil.* Nr. 2. Alte Mathematik, Astronomie, Physik, Architektur, Technik, Jagd, Holzschnitt- und Kupferwerke. Seltenheiten. Mit Schlagwörter-Register. 700 Nummern.

Ernst Dannappel in *Dresden-Blasewitz.* Nr. 14. Vermischtes. 2218 Nrn.

Fraenkel & Co. (Josef Altmann) in *Berlin W 10.* Nr. 20. Frauen, Liebe, Ehe. 557 Nrn.

F. Frank (Ludwig Lazarus) in *Würzburg.* Nr. 35. Deutsche Literatur, Geschichte und Kulturgeschichte, Alte Drucke. 1170 Nrn.

Oskar Gerschel in *Stuttgart.* Der Bücherkasten. Nr. 5 und 6. Nr. 3557—5297.

Max Götz in *München.* Nr. 994. Vermischtes. 1032 Nummern.

Paul Graupe in *Berlin W. 35.* Nr. 94. Moderne Bücher, Luxusdrucke. 419 Nrn. — Nr. 95. Moderne Graphik. 318 Nrn. — Nr. 96. Geschichte, Geographie, Genealogie, Kostüme, Almanache. 974 Nrn.

Max Harrwitz in *Berlin-Nikolassee.* Nr. 112. Humor und Satire, Witz und Parodien. 500 Nrn.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig.* Nr. 482. Rechtswissenschaft. 687 Nrn. — Nr. 483. Südamerika. 1069 Nrn.

Rudolph Hönisch in *Leipzig*. Nr. 15. Musik. 2028 Nummern.
Max Hörhold in *Leipzig-R.* Ganzlederbände und numerierte Werke, Schöne Literatur, Architektur, Kunst und illustrierte Bücher. 1353 Nrn.
Koebner'sche Buchhandlung in *Breslau I.* Nr. 299. Deutsche und fremde Sprachen und Literaturen, Kunst, Musik, Theater, Geschichte, Schlesien. 1187 Nrn.
Heinz Lafaire in *Hannover*. Nr. 6. Vermischtes. 631 Nrn.
Leo Liepmannssohn in *Berlin SW 11*. Nr. 206. Seltene Bücher und graphische Blätter. 282 Nrn.
Lipsius & Tischer in *Kiel*. Nr. 51. Vermischtes. 2340 Nrn.
Alfred Lorentz in *Leipzig*. Nr. 253. Das schöne Buch. 667 Nrn.
Edmund Meyer in *Berlin W 35*. Nr. 55. Neuerwerbungen. 284 Nrn.
Friedrich Meyer in *Leipzig*. Nr. 158. Kulturgeschichte, Volkskunde, Philosophie und Kunst, Deutsche Literatur. 1774 Nrn.
Ed. Nahr in *Kiel*. Nr. 1. Vermischtes. 2397 Nrn.
Martinus Nijhoff im *Haag*. Nr. 457. Schöne Künste. 667 Nrn. — Nr. 460. Geographie, Ethnographie. Geschichte. 873 Nrn. — Nr. 461. Rechtswissenschaft. 941 Nrn.
Wilhelm Rahn in *Stettin*. Nr. 58. Vermischtes. 1059 Nrn.
Oscar Roder in *Leipzig-R.* Nr. 20. Kunst, Archäologie, Kunstgewerbe, Architektur. 842 Nrn.
Heinrich Rosenberg in *Berlin W 15*. Nr. 1. Deutsche Literatur, Illustrierte Bücher des 18. u. 19. Jahrhunderts, Holzschnitt- und Kupferstichwerke, Handzeichnungen, Radierungen. 500 Nrn.
Roßberg'sche Buchhandlung in *Leipzig*. Nr. 17. Ausländische Literatur. 1611 Nrn.
Ferdinand Schöningh in *Osnabrück*. Nr. 196. Vermischtes. 1001 Nrn.
Paul Stern in *Wien I.* Nr. 1. Luxusausgaben, Illustrierte Bücher, Erstausgaben und bibliophile Seltenheiten. 1021 Nrn.
Horst Stobbe in *München*. Nr. 59. Illustrierte Bücher, Pressen, Handeinbände, Mappenwerke. 300 Nrn.
Hermann Treichel in *Jena*. Nr. 10. Bibliothek Rudolf Schlösser: Deutsche und fremde Literatur, Theater, Kunst, Musik. 2241 Nr.
Adolf Weigel in *Leipzig*. Mitteilungen. Nr. 6. Nr. 574—730.



v. Zahn & Jaensch

Buch- und Kunst-Antiquariat

Neue Kataloge:

Nr. 290:
Bibliothekswerke, Handzeichnungen
Graphik. Ca. 1500 Nummern

Nr. 289:
Länder- u. Völkerkunde, Geographie
Ethnographie – Reisen. 2392 Nrn.

Nr. 288:
Deutsche Kunst im 19. Jahrhundert.
(Vergriffen)

Nr. 287:
Geschichte und deren Hilfswissenschaften, Kulturgeschichte, Militaria.
2954 Nummern.

Zusendung kostenlos

Dresden-A., Waisenhausstraße 10
neben dem Centraltheater

Karl Ebert

München

Amalienstraße 37

Werkstatt für Handbinderei. Gepflegte Arbeiten für Buchblock und Decke. Herstellung von Liebhaber-Bänden nach eigenen u. fremden Entwürfen. Verwendung von nur sumachgegerbten, farb- u. lichtechten Ledern u. einwandfreien Pergamenten. Spezialität in Mosaik und Intarsien-Arbeiten.

Missale Moguntinum

Mainz, Schöffer, 1507 (Ricci, S. 71) im ursprüngl. Schweinspergambd., gut erhalten, aus Privathand a. Meistbietenden **zu verkaufen.**

Angebote unter **458** an die Exped. der Zeitschrift für Bücherfreunde erb.

Seltene Bücher

(Holzschnitt-, Kupferstich-Werke, Erstdrucke, ant. Luxusdrucke usw.) bieten laufend an und legen in ANSICHTSSENDUNGEN bei Kostenübernahme durch den Empfänger vor

Wallisfurth & Co., Essen

Buddhistischer Weltspiegel

Monatsschrift für Buddhismus u. religiöse Kultur auf buddhistischer Grundlage. Herausgegeben von Dr. K. Seidenstücker und Dr. G. Grimm.
Jahresbezugspreis M. 20.–. Probeheft M. 1.50.
Die Zeitschrift bringt Originalübersetzungen, sowie Aufsätze religionspsychologischen u. religionshistorischen Charakters, Erzählungen, literarische Revuen usw.

Max Altmann, Verlagsbuchhandlung, Leipzig

Direkt aus Privathand

gebe ab folgende längst vergriffene Bücher:

Wilh. Busch, Hernach. Numeriert. **Faksimiliert,** Ganzleder. **Busch,** Schein und Sein. Nachgel. Gedichte. Nr. 1—1200 Ganzleder. **Clara Viebig,** Kreuz i. Venn, Bütten, Ganzleder Nr. 1—50 mit Autogramm. **Goethe,** Gedichte. Ausgabe letzter Hand. Cotta 1828. **Schiller,** Gedichte. 1848 bei Vogel u. Cotta. **G. Hauptmann,** Griech. Frühling. Nr. 1—100 Bütten Ganzperg. **E. Allan Poe,** Schwatzende Herz mit Bildern v. **Kubin.** Nr. 1—1000 Halbperg. **Lootse Tao Te King,** übersetzt von **Josef Kohler** (indisch), Nr. 1—500. Inselalmanach 1906—1914. Berliner Kalender v. **Barlösius** u. a. m.

Angebote nur mit Preis-Angaben an
E. Werner, Berlin-Charlottenbg., Leibnizstr. 20

Kupferstiche :: Alte Bücher

Katalog Nr. 35 gratis!

J. Frank's Antiquariat, Würzburg, Bayern

BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE
NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

XIII. Jahrgang **März-April 1921** **Heft 2**

Neue Bücher und Bilder.

Bauernfeld, Die Republik der Thiere und Die Elfen-Constitution. Mit Bildern von Matthias Ranftl. Neu herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Dr. Gustav Wilhelm. *Wien* und *Leipzig*, *Ed. Strache*, 1919. 261 Seiten.

Im Gegensatz zu den mancherlei Nichtigkeiten des Verlages Strache ist die vorliegende Publikation wissenschaftlichen Charakters als Beitrag zur politischen Dichtung Österreichs willkommen. Einer Anregung August Sauers folgend hat Wilhelm das phantastische Drama „Die Republik der Thiere" von Bauernfeld getreu nach der Originalausgabe mit deren Bildern herausgegeben und ihr das bisher nicht gedruckte politisch-phantastische Zauberspiel „Die Elfen-Constitution oder Sie verlangen's sich nicht" nach Bauernfelds Handschrift in der Bibliothek der Stadt Wien beigefügt. Beide Werke entstanden im Zusammenhang mit der Wiener Revolution von 1848. Schon vier Jahre vorher hatte der politisch stark interessierte Dichter einen kleinen Dialog „Die Reichsversammlung der Thiere" geschrieben, der hier ebenfalls wieder abgedruckt ist. In der „Republik der Thiere" suchte Bauernfeld sich von der bedrückenden Gegenwart zu befreien. Parteilos spottet er aller Parteien, deren Vertreter in Tiergestalt erscheinen. Er nimmt die Entwicklung der Revolution vorweg und läßt dem Freiheitsrausch bald die Militärdiktatur folgen. Aber der Drache, der als Diktator eingesetzt wird, ist der letzte seines Geschlechts, und der Adler verbietet dem Maulwurf den Spott auf die Welt als Possenspiel mit der Prophezeiung: „Der Gedanke hat seine Märtyrer. Die Blume der Freiheit wird aus ihrem quellenden Blut emporsprießen." Das ganze Werk ist voll von politischen Spötteleien, die auch für uns heute wieder recht gut verständlich sind. Das andere Stück, während der beginnenden Reaktion 1849 entstanden, verspottet besonders das willenlose Volk, das den Machthabern alles nachschreit, das im Elfenreich dem Minister Puck autoritätsgläubig ergeben auf sein „Wir verlangen's uns nicht" echot. Dr. Gustav Wilhelm hat beide Stücke in einem ausführlichen Nachwort im Rahmen von Bauernfelds Gesamtschaffen und aus den politischen Zeitverhältnissen heraus erklärt und Bauernfelds Stellung zur Revolution eingehend dargestellt. Der Verlag hat dem Buch eine recht würdige Ausstattung gegeben und die teilweise sehr charaktervollen Bilder von Ranftl gut reproduzieren lassen, so daß der Neudruck auch über den Kreis der wissenschaftlich Interessierten hinaus Freunde verdient. F. M.

Die Bilderhandschrift des Hamburgischen Stadtrechts von 1497 im Hamburgischen Staatsarchiv. Herausgegeben von der *Gesellschaft der Bücherfreunde zu Hamburg*, 1917. Folio. Subskriptionspreis 100 M.

Von der stadt- und rechtsgeschichtlichen Bedeutung der Prachthandschrift, die den Gegenstand der vorliegenden Publikation bildet, ist an dieser Stelle nicht zu sprechen, und ebensowenig soll ihr Wert für die allgemeine deutsche Kultur und Kunst des ausgehenden Mittelalters eingeschätzt werden, so schwer auch alles das zugunsten dieses ungewöhnlichen Denkmals alter Buchkunst ins Gewicht fällt. Wer sich darüber unterrichten will, findet beste Auskunft in der sechzig Folioseiten füllenden Einleitung des Herausgebers Heinrich Reincke, ergänzt durch das textkritische und die Bilder erläuternde Nachwort des gleichen Gelehrten sowie das Beiheft mit dem von Conrad Borchling gelieferten Wörterverzeichnis von 50 Seiten. Die Handschrift, 30 Blatt Folio auf Pergament, geschrieben im ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts, ist geschmückt mit 18 seitengroßen Miniaturen, deren Stifter vermutlich der Bürgermeister Hermann Langenbeck, der Verfasser des Stadtrechts, gewesen ist. Diese künstlerisch schwachen Bilder erscheinen sämtlich in ausgezeichnetem Farbenlichtdruck von Knackstädt & Co. in Hamburg, außerdem im gleichen Verfahren das Bild des jüngsten Gerichts aus dem roten Stadtbuch von 1301, aus dem auch vier der sechs Schriftproben-Tafeln entnommen sind. Den Druck des

Textes besorgten Lütcke & Wulff (in einer von Gentzsch & Heyse neu geschnittenen, kraftvoll anmutigen Type), so daß dieses Denkmal neuer deutscher Buchkunst unter die besten seiner Art eingereiht werden muß. Nur scheint mir der obere und der innere Rand des Satzspiegels im Verhältnis zu schmal, der Stand wirkt gegenüber dem gewohnten etwas fremdartig. Als Ganzes gereicht die schöne Gabe der Gesellschaft der Bücherfreunde und dem Senat Hamburgs, dessen Unterstützung den hohem Aufwand ermöglichte, zur Ehre.

G. W.

Briefe an Elisa von der Recke. Aus den Originalen in der Museumsbibliothek in Mitau, herausgegeben von Professor D. Dr. Otto Clemen. — Aus kurländischen Reisetagebüchern. Herausgegeben von Professor D. Dr. Otto Clemen. — (Kurland in der Vergangenheit und Gegenwart. Bd. 3 und 7.) *Berlin-Steglitz, Fritz Würtz.*

Professor Clemen ist in Kurland unermüdlich im Forschen und Suchen gewesen und ebenso unermüdlich ist er jetzt dabei, die Ergebnisse seiner Forschungen weiteren Kreisen bekanntzugeben. In den beiden vorliegenden Bändchen stellt er Neuentdecktes und schon Gedrucktes aber so gut wie Verschollenes geschickt zusammen, und auch das Unbedeutende wird wertvoll durch den Rahmen, in den es gefügt ist. Die Briefe an Elisa geben ein hübsches und lebendiges Bild sowohl von den reichen Beziehungen der kurländischen Sappho, als auch von dem ganzen Geist der damaligen Zeit. Von dem alten Gleim bis zum jungen Theodor Körner erstreckt sich der Freundeskreis Elisas. Sehr interessant ist der Bericht des kurländischen Propstes Neander über die Begeisterung, mit der Goethe Wielands Oberon aufnahm, ein entzückendes Genrebild die Erzählung des Leipziger Professors Clodius von der Geburtstagsüberraschung, die er seinem „Lottchen" bereitete. Die Aufzeichnungen reisender Kurländer sind wieder ein neuer Beweis für die engen kulturellen Beziehungen, die früher zwischen dem Baltikum und dem übrigen Deutschland bestanden. Hier fesseln vor allem die Schilderungen von Carl Augusts Weimar aus dem Tagebuch von Sophie Becker, der Freundin Elisas von der Recke, daneben die allerdings schon an anderem Ort (in der „Baltischen Monatsschrift" und in Thayers Beethovenbiographie) veröffentlichten Berichte des Arztes Dr. Karl Bursy über seine Besuche bei Jean Paul und Beethoven (1816); mit großem Vergnügen liest man auch in den Aufzeichnungen des Zoologen Karl Eduard Eichwald (1795—1876) die Beschreibung seiner ersten Fahrt auf der ersten deutschen Eisenbahn Nürnberg—Fürth im Jahre 1836. *Arthur Luther.*

Bogdan D. Filow, Die altbulgarische Kunst. Mit 58 Tafeln und 72 Abbildungen im Text. *Bern, Paul Haupt, Akademische Buchhandlung, vorm. Max Drechsel,* 1919.

Der Direktor des Nationalmuseums in Sofia, Filow, breitet in dem stattlichen und vorzüglich ausgestatteten Bande eine Fülle von Werken aus, deren bulgarische Eigenart er im Verhältnis zu den Einwirkungen byzantinischer und türkischer Kunst hervorzuheben bemüht ist. Die älteren Werke der Architektur und dekorativen Skulptur aus der Zeit des ersten bulgarischen Reiches (9. und 10. Jahrhundert) sind bei weitem die bedeutendsten und so eng verwandt mit der byzantinischen Kunst Dalmatiens und Italiens, daß der Nachweis einer spezifisch bulgarischen Gestaltung nicht recht faßbar scheint. Die Kunst des zweiten, großbulgarischen Reiches (12. bis 14. Jahrhundert), weniger monumental gerichtet als die ältere, bietet viel des Interessanten besonders in den Werken der Malerei, Wandbilder und Ikonen; auch hier sind die Zusammenhänge mit der allgemeinen Entwicklung der Kunst slawischer Kultur größer als die bulgarischen Besonderheiten. Jedenfalls sollten die stilgeschichtlichen Fragen, die hier teilweise zum erstenmal gestellt werden, eingehender erörtert werden als in diesem Werke, das vor allem ein Sammelwerk darstellt, in dem uns ein bisher zu wenig beachtetes Studienmaterial in vorzüglicher Weise vorgelegt wird. Auch in der Zeit der türkischen Herrschaft sind stattliche Bauten und Malereien archaisierenden Stils entstanden und die kunstgewerblichen Arbeiten — Holzschnitzereien, Schmuck und Gerät mit Filigran in üppig wuchernder Ornamentik — gehören zu den kennzeichnendsten Arbeiten bulgarischen Kunstfleißes. Von alle dem geben die Tafeln, darunter eine Anzahl farbige, zureichende Vorstellungen; sie werden nicht verfehlen, die kunstgeschichtliche Forschung zu näherer Beschäftigung anzuregen. Alles in allem ist das Werk Filows wohl geeignet, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Kunstschätze seines Vaterlandes und auf die Sorgfalt zu lenken, mit der sich der Verfasser ihrer Erhaltung und Erklärung gewidmet hat. R. G.

Johannes Fischart, Das alte und das neue System. Neue Folge: Die Männer der Übergangszeit. *Berlin, Oesterheld & Co.,* 1920. Geh. 12 M.

Die neue Folge politischer Charakterköpfe steht der ersten nicht nach. In den mannigfachsten Formen schildert Fischart die Männer, die heute auf der politischen Bühne die ersten Rollen innehaben, Männer der Übergangszeit, wie er sagt, aber Übergang wohin —? Keiner der 38 Köpfe trägt Züge, die einen künftigen Führer prophezeien, von keinem läßt sich sagen, ob ihn die Wellen aufwärts oder ins Dunkel des Vergessens hinab-

führen werden. Und mag unser Wünschen dem einen oder andern das Schicksal vorausbestimmen wollen, so belehren gerade die scharfen, unterhaltenden Skizzen Fischarts, wie seltsam es mit den meisten Mitarbeitern an der deutschen Gegenwart schon gespielt hat. Man schreitet durch diese Bildergalerie mit dem Empfinden, von einem sehr kundigen, vor und hinter den Kulissen der politischen Bühne heimischen Manne geführt zu werden, der zugleich ein ungewöhnliches Plaudertalent sein eigen nennt. Grund genug, von ihm auch noch weitere Führungen durch die Welt zu erhoffen, in der ein guter Teil unserer Zukunft geboren wird.

A—s.

Bruno Golz, Wandlungen literarischer Motive. (Arbeiten zur Entwicklungspsychologie, herausgegeben von Felix Krueger, 4. Heft.) *Leipzig, Wilhelm Engelmann*, 1920. Geh. 6 M.

Studien zur Entwicklungsgeschichte des deutschen Geisteslebens haben die beiden hier vereinigten größeren Aufsätze gezeitigt. Der erste geht den Einflüssen nach, die Hebbels „Agnes Bernauer" von Vorgängern erfuhr: von dem ersten, hier etwas zu hoch eingeschätzten Bernauer-Drama des Reichsgrafen von Törring, von Kleists „Käthchen von Heilbronn" und dem „Prinzen von Homburg", dessen Tragik in wirksamen Gegensatz zu dem Hebbelschen Drama gestellt ist. Die zweite, noch ertragreichere Studie heißt „Die Legenden von der Altvätern". Sie schildert, nicht ohne Humor, wie die Verherrlichungen des Eremitentums in den „vitae patrum" auf die spätere Dichtung eingewirkt haben oder durch abweichende, das Leben bejahende Auffassung widerlegt wurden. Wandlungen des Zeitgeistes vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart ziehen in diesen Abbildern aus einer begrenzten Vorstellungssphäre vorüber. Vollständigkeit ist hier weder zu erwarten noch zu fordern, aber immerhin wundert man sich, daß der Verfasser sich bei seiner reichen Belesenheit manche naheliegende Erscheinungen entgehen ließ, so die Eremitagen des 18. Jahrhunderts, die „Thaïs" von Anatole France und den wundervollen „Ewigen Juden" Vermeylens, der so viel für neueste Lebensgefühle Bezeichnendes enthält.

G. W.

Friedrich K. L. Hartmann, Nur ein kleines Stück Himmelsblau. Neue Gedichte. *Leipzig, Fritzsche & Schmidt*, o. J.

Man hat noch keine sechs Gedichte dieses Buches gelesen, wenn vor dieses „Kleine Stück Himmelsblau" eine dicke Wolke des Unmuts gezogen ist. Es ist das alte Leid: so etwas wird gedruckt, und für ernsthafte literarische oder gar wissenschaftliche Werke finden wir keine Verleger. Es ist unnötig, Kritik zu üben. Diese „Gedichte" stehen außerhalb aller kritischen Möglichkeiten, vor allem auch, da es ja „neue Gedichte" sind, also nicht von einem Anfänger herrühren, dem man vielleicht doch noch nützen könnte.

O. E. H.

Ludo M. Hartmann, Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung. Bd. 1: Einleitung und Geschichte des alten Orients von (L. M. Hartmann), E. Hanslik, E. Kohn und E. G. Klauber. — Bd. 2: Griechische Geschichte von E. Ciccotti. — Bd. 3: Römische Geschichte von L. M. Hartmann und J. Kromayer. *Gotha, Friedr. Andr. Perthes*, 1919, 1920.

Weber-Rieß, Allgemeine Weltgeschichte, 3. Aufl. Bd. 1: Die ägyptisch-mesopotamische Kulturgemeinschaft und die Herausarbeitung des Gegensatzes von Europa und Asien. *Leipzig, Wilh. Engelmann*, 1919.

Von diesen beiden Weltgeschichten lehnt *Hartmann* sowohl eine rein chronologische wie eine geographische Anordnung des geschichtlichen Stoffes ab. Er vergleicht den weltgeschichtlichen Prozeß mit dem Zusammenfließen von kleineren und größeren Bächen und Flüssen zu einem großen Strom, und der weltgeschichtliche Moment der Gegenwart findet nach ihm seine Bedeutung in dem Zusammenschluß der beiden, allein noch selbständigen Kulturkreise: des ostasiatischen (zu dem auch Indien gerechnet wird) mit dem abendländisch-antiken-vorderasiatischen, nachdem schon im 18. und 19. Jahrhundert dieser mit dem amerikanischen in Verbindung getreten ist. Auch für Hartmann ist also die Gegenwart eine Erfüllung, ein Höhepunkt, die Schöpferin der „planetarischen" Situation in der Weltgeschichte, auf die sich bisher alles zuentwickelt hat. An der geistigen Einheit der Menschengeschichte kommt ihm nicht der geringste Zweifel; ja diese kulminiert in der alles verbindenden, verschmelzenden gegenwärtigen Lage. Darnach richtet sich auch die äußere Einteilung seiner auf 12 Bände berechneten Weltgeschichte. Band 1—8 soll dem vorderasiatisch-europäischen Kulturkreis, Band 9—11 dem ostasiatischen, Band 12 dem amerikanischen gewidmet sein.

Von den vorliegenden drei ersten Bänden bietet der erste außer Hartmanns Einleitung von seinen Mitarbeitern eine kurze historisch-geographische Gesamtbetrachtung des vorderasiatisch-europäischen Kulturkreises mit einzelnen sehr feinen Beobachtungen, einen Abriß der Prähistorie dieses Kulturkreises und die Geschichte Vorderasiens bis herab zum Perserreich. Die an sich sehr erfreuliche Schilderung der kultur-historischen Verhältnisse Babyloniens, Ägyptens und der kleineren vorderasiatischen Reiche leidet sehr unter dem Fehlen von Illustrationsmaterial, wodurch diese Weltgeschichte anderen aus früherer Zeit (der Helmoltschen, der Ullsteinschen) entschieden unterlegen ist. Dieser

Mangel macht sich besonders empfindlich auch im 2. Band bemerkbar, der sich durch eine äußerst feinsinnige Analyse der ältesten griechischen Geschichte auszeichnet, dagegen für die Zeit der Diadochen und des Hellenismus fast vollkommen versagt. Dem 3. Band kommt dadurch eine besondere Bedeutung zu, daß er der Zeit bis Augustus nur die eine Hälfte der Darstellung einräumt, während in der anderen die ausführliche Schilderung des Untergangs der Antike und das allmähliche Heraufkommen der mittelalterlichen Zustände geboten wird. Es ist unmöglich, an dieser Stelle zu den Einzelheiten gerade dieses Kapitals Stellung zu nehmen. —

Einen anderen Charakter trägt die 3. Auflage der Weberschen Weltgeschichte, die *L. Rieß* besorgen will. Zunächst lehnt dieser die Verteilung der Gesamtdarstellung unter eine Mehrzahl von Historikern ab, sondern will das Ganze selbst schreiben. Sodann bestreitet er, daß der Gegenstand der Weltgeschichte das zu gleicher Zeit in verschiedenen Gegenden der Erdoberfläche unabhängig sprießende Kulturleben sei, sondern „die unerläßliche Voraussetzung einer wissenschaftlichen Behandlung der Weltgeschichte ist.., daß es ein historisches Leben gibt, das im Laufe der Jahrhunderte von einem Völkerkreis zum andern ununterbrochen fortschreitet und in seinem inneren Zusammenhang als gemeinsamer Besitz aller gegenwärtig daran beteiligten Nationen empfunden wird" (S. 7). Zwar kennt er sechs Urstätten der Kultur: Ägypten, Babylonien, Indien, China, das Hochland von Mexiko und das von Peru (also nicht Griechenland und das Abendland!). Die Weltgeschichte hat nach ihm aber nicht das selbständige Leben der einzelnen Kulturen in diesen Ländern zum Gegenstande, sondern die Verschmelzung der einzelnen Kulturkreise untereinander, oder besser: die Aufsaugung verschiedener anderer Kulturkreise (des indischen, des chinesischen) durch den vorderasiatischen, der sich in der Antike, im Abendland und Nordamerika fortsetzte und dessen Errungenschaften nach R. bestimmt sind, eine Weltherrschaft (namentlich auch über Ostasien) anzutreten. Da die Kulturen von Mexiko und Peru starben, ehe sie mit der durch die Verschmelzung der ägyptischen mit der babylonischen Kultur „in Schwung gebrachten" (S. 53) vorderasiatisch-europäischen Kulturentwicklung in Beziehung traten, so entfallen sie überhaupt für eine weltgeschichtliche Darstellung. Unter diesen Gesichtspunkten behandelt Rieß die vorderasiatische Geschichte bis 494 v. Chr. in dem vorliegenden 1. Band, der wissenschaftlich noch dadurch einen besonderen Wert erhält, daß ihm ein sehr großer Abschnitt „Erläuterungen" beigefügt ist, in dem der Leser über den neuesten Stand der Forschung unterrichtet ist.

Die Grundanschauung vom einmaligen, linienförmigen Verlauf der Weltgeschichte, auch wenn er zum Expansionsprozeß der vorderasiatisch-europäischen Kultur umgedeutet wird, ist dem modernen Bewußtsein schwer zugänglich. Dem stehen da die Hartmannschen Anschauungen bei weitem näher. Aber auch ihnen gegenüber bleiben noch Fragezeichen. Bilden Alter Orient, Antike und Abendland auf der einen, und Indien, China, Japan auf der anderen Seite wirklich nur je *einen* Kulturkreis? Gehören wirklich Azteken, Inkas und das moderne Amerika kulturell zusammen? Und gehen wir in der Tat einer Welt-*kultur* entgegen, die eine organische Synthese aller bisherigen Kulturen darstellt? Man darf außerordentlich gespannt sein, wie Rieß und Hartmanns Mitarbeiter ihre Grundanschauungen in den folgenden Bänden zur Darstellung bringen werden. *Fritz Kaphahn.*

Wilhelm Hauff, Die Geschichte von dem kleinen Muck. Kalif Storch. Mit Zeichnungen von Karl Walser. *Berlin, Bruno Cassirer*, 1920. (Das Märchenbuch, 8. Buch.)

Dieser Band der früher bereits von uns gerühmten Sammlung vermehrt sie um einen sehr liebenswürdigen, sehr künstlerischen Genossen. Walser trifft den Ton der Hauffschen Märchen ausgezeichnet: die leichte Theatralik seiner dreifarbigen Bilder hat zu der Wesenheit der Märchen „für Söhne und Töchter gebildeter Stände" nahe Verwandtschaft. Der Druck (von F. Bruckmann in München) und die Friedensausstattung erfreuen das Auge des Bücherfreundes, das heute so viel Schmerzliches zu erdulden hat. G. W.

Henry Heiseler, Die Magische Laterne. Ein märchenhaftes Lustpiel von der magischen Laterne, vom Zaren Joann, vom Bojaren Andrej und von der schönen Axinja. *München, Musarion-Verlag*, 1919. 106 Seiten. 11,50 M., geb. 14,50 M.

Ist man nach der Lektüre dieses Lustspiels nur darum enttäuscht, weil es nicht das gehalten hat, was die entzückende Umschlagzeichnung Rolf von Hoerschelmanns versprach? Es ist nicht lustig, dieses märchenhafte Lustspiel, es ist auch nicht märchenhaft, wenigstens nicht in der Art, wie es die bunten Figuren und Arabesken Hoerschelmanns sind. Es ist die viel zu breit ausgesponnene Geschichte von einem Bojaren, der mit einem armen schönen Mädchen an den Zarenhof kommt, dem Zaren, der das Mädchen begehrt, Trotz bietet und nach allerlei Fährlichkeiten mit der Geliebten heimkehrt. Märchenhaft unwirklich ist das Erblinden des Mädchens und seine Heilung durch den Glauben an die Güte Gottes und der Welt. „Sing in die Welt den rechten Klang hinein, so kann das Echo nichts Falsches widertönen" — das ist die wenig originelle Weisheit des Bojaren.

Die magische Laterne, die laterna magica des englischen Gesandten am Zarenhof, spielt als eine „Moralität in Bildern" mutatis mutandis die Rolle der Schauspielergesellschaft Hamlets; aber auch diese Szene ist schwach und gibt nur Anlaß zu einigen schönen Versen des Bilderklärers. Die Schönheit einiger Verse: das ist schließlich alles, was durch diese trübe Laterne leuchtet. F. M.

Eduard Hitschmann, Gottfried Keller. Psychoanalyse des Dichters, seiner Gestalten und Motive. *Leipzig-Wien-Zürich London New-York, Internationaler Psychoanalytischer Verlag G. m. b. H.* 1919.

Für alle wissenschaftliche Forschung gilt das Gesetz des voraussetzungslosen Wertens der Tatsachen. Aber fast so selten wie die reine Farbe des Spektrums findet sich in der Wirklichkeit die ideale Forderung erfüllt, am wenigsten dort, wo neue Theorien irgendeines Lehrers von seinen Schülern angewandt werden. Besonders auffallend erscheint diese Einstellung auf von vornherein gewollte Ergebnisse bei den Psychoanalytikern. Sie stehen unter der suggestiven Zwangsvorstellung von der Bedingtheit künstlerischen Schaffens durch die Antriebe aus der Sexualregion, vornehmlich im frühesten Alter erwachendes Verlangen nach dem andern Geschlecht, das im Knaben inzestuöse Mutterliebe und Vaterhaß weckt. Allenthalben sollen und müssen Beweise für diese angeblich naturgesetzlichen Vorgänge gefunden werden. So kommt es zu jener, mehr agitatorischen als wissenschaftlichen Haltung, die Hitschmann einnimmt, wenn er (S. 69) sagt: „Der Psychoanalytiker, der sich mit Gottfried Kellers Dichtungen beschäftigt, wird sehr angenehm berührt durch die Tatsache, daß der Dichter die Behauptung der Psychoanalyse von der Regelmäßigkeit und Bedeutsamkeit infantilen Liebens durch zahlreiche Beispiele bestätigt." Gibt es denn in den Schriften der Psychoanalytiker oder in ihrer Zeitschrift „Imago" eine Stelle, wo die Behauptungen der Psychoanalyse nicht bestätigt worden wären? Mir ist in dem beträchtlichen Teil dieser Literatur, den ich kenne, eine solche Stelle noch nicht vor Augen gekommen. So stimmt denn auch hier wieder alles. Aber freilich — auf welche Weise! Die Judith des „Grünen Heinrichs" muß Abbild der Mutter sein, u. a. weil sie den Heinrich mit den Worten „Trinkt doch" mit Milch labt und — wie eine Mutter dem kleinen Kind — das Gefäß an den Mund hält. Hagestolz und alte Jungfer wählen keineswegs bewußt und freiwillig den ledigen Stand; die wahre Ursache ist die infantile und nachwirkende Fixierung an Eltern (oder Geschwister), wo nicht hysterische Angst und Abneigung vor der Sexualität, oder Homosexualität (sublimierte gleichgeschlechtliche Neigung hat auch an Gottfried Kellers Wirtshausbesuchen ihren Anteil), Perversionen, Impotenzangst (auch diese beiden sucht Hitschmann bei Keller nachzuweisen) aus anderen Motiven vorliegen. An den Knollen einer Kartoffelstaude sucht der Vater dem grünen Heinrich Erkenntnis und Dankbarkeit gegen den Schöpfer zu erwecken. „Die Wurzelknollen bedeuten vielleicht symbolisch die vom (damals dreijährigen!) Sohne vermißte Aufklärung über Zeugung oder Abstammung." Hitschmann spricht von der „besonders veranlagten Mundzone des Kindes (Keller), das an der Mutterbrust Trinklust kennenlernte und nie mehr vergaß", und führt des Dichters Genuß am Beschauen nackter Frauenbrüste ebenfalls auf die Freude an der Mutterbrust zurück. Diese wenigen Beispiele sollen nur bezeugen, daß hier die Absicht, allenthalben Wirkungen des mütterlichen Einflusses zu entdecken, gefährlich gewaltet hat. Nun kommt Keller ja durch sein ganz enges und lange Jahre sein Dasein beherrschendes Verhältnis zur Mutter solcher Absicht besonders weit entgegen; aber durch das ausschließliche Zurückführen der dokumentierten Selbstzeugnisse auf bewußte oder (viel häufiger) unbewußte Äußerungen infantiler Sexualität wird den einfachen Geständnissen der Kindesliebe ein nach meiner Überzeugung falscher Sinn untergelegt. Und ebenso geht es mit der Art, wie der Einfluß der Mutter als ausschlaggebend für Kellers späteres Liebesleben hingestellt wird. Dagegen findet man überall, wo diese „idée fixe" nicht waltet, vortreffliche, feinsinnige und fördernde Nachweise, so in den Abschnitten „Das Motiv der halben Familie", „Kinderliebschaften" und zum Teil in dem, was über die Vorliebe Kellers für entblößte weibliche Gestalten gesagt wird. Hier wird allerdings wieder der Bogen überspannt, wenn der Dichter mit dem Typus des „Voyeurs" zusammengebracht ist, und es bestätigt sich besonders drastisch, daß die Vorstellungswelt der Freudianer in einer sexuell überreizten, großstädtisch degenerierten Atmosphäre erwachsen ist, in dem Wien des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts. Wer diese Atmosphäre als Gast kennengelernt hat, versteht es, wie hier — und auf deutschem Boden *nur* hier — der Einfall, aus der Sexualität alles menschliche Gefühlsleben und alles Künstlerschaffen abzuleiten, keimen und sich zu einer von begeisterten Adepten verkündeten Glaubenslehre entfalten konnte. Aber Wissenschaft ist das nicht, sondern — gleich den ehemaligen Unnumerierten, den süßen Mädeln, dem Sperrsechser und anderen, mehr oder weniger angenehmen Dingen — eine Wiener Spezialität. G. W.

A. von Hofmann, **Das deutsche Land und die deutsche Geschichte.** ***Stuttgart* und *Berlin*, *Deutsche Verlagsanstalt*, 1920. Geh. 20 M., geb. 24 M.**

Unter den großen Geographen der Vergangenheit ist es vor allem Friedrich Ratzel gewesen, der

die Bedeutung des Bodens für die Gestaltung der historischen Schicksale der Völker hervorgehoben hat. In unserer Zeit ist es namentlich der schwedische Staatsrechtslehrer und Historiker Rudolf Kjellén, der in einem neuen Zweig der Staatslehre: der „Geopolitik" die Ratzelschen Gedanken systematisch auszubauen sucht (vgl. namentlich sein letztes Werk: „Der Staat als Lebensform").

Der Verfasser des vorliegenden Buches kennt anscheinend beide Forscher nicht, wenigstens hält er es nicht für wert, sie zu erwähnen. Er erklärt nur, daß er „einen tieferen Zusammenhang zwischen Gelände und Geschichte ahnte, als er ihn irgendwo in einem historischen (!) Werke dargestellt fand". Er will ihn nachweisen, indem er die Entstehung der historischen Landschaften Deutschlands, d. h. die durch Natur und Geschichte in gleicher Weise hervorgebrachten geographisch-historischen Einheiten unseres Vaterlandes dem Leser vor Augen führt. In 9 Kapiteln werden so: Westfalen, Hessen, Thüringen, das Harzgebiet, das nordwestdeutsche Heide-, Marsch- und Sumpfland, das Land jenseits der Elbe, das Rheinland, Südwestdeutschland (Schwaben und Elsaß), Bayern und Franken abgehandelt. Es muß zugegeben werden, daß diese Ausführungen eine ganze Anzahl sehr interessanter Beobachtungen enthalten. Dennoch befriedigt das Buch im ganzen und als wissenschaftliche Leistung nicht. Es fehlt dem Inhalt der straffe Aufbau und die klare Gliederung. Es ist ein Hinhuschen von einem Gedanken zum anderen und von einer historischen Örtlichkeit zur anderen. Oft wird der Grundgedanke des Buches: die Abhängigkeit der Geschichte vom Boden ganz vergessen, und die Darstellung verliert sich in der Mitteilung historischer Einzelheiten (so z. B. bei der Schilderung der 50 Rheinburgen). Dem Buch kommt daher wohl auch weniger wissenschaftlicher, als unterhaltender Wert zu. Vor oder auf einer Reise durch die eine oder andere der neun historischen Landschaften wird man es vielleicht ganz gern zur Hand nehmen. F. K.

Franz Kafka, In der Strafkolonie. Erzählung. *München, Kurt Wolff*, 1919.

Die Absonderlichkeit der Erfindungsgabe Kafkas zeigt sich auch in dieser seiner neuesten Erzählung. Einem Reisenden wird in einer „Strafkolonie" von einem Offizier ein Folterapparat vorgeführt. Der vorführende Offizier will die Technik des Marterinstrumentes, das nach einem scheußlich-raffinierten System dem Opfer das Urteil mit Nadeln in den Leib schreibt, bis es stirbt, an sich selbst zeigen und kommt dabei, da die Maschine schon alt geworden ist, selbst ums Leben. Mit dieser Scheußlichkeit, die bis ins feinste Detail ausgemalt wird, steht die Art der Darstellung, absolut objektiver, fast trockener Bericht, in starkem Gegensatz, aus dem die künstlerische Wirkung der Erzählung entspringt. Trotzdem bleibt ein übler Nachgeschmack von etwas Rohem und Nurstofflichem. Die Gemeinheit des Menschentiers, die sich an derartigen Quälereien erlustiert und aufgeilt, als Selbstverständlichkeit berichtet, kann nur Ekel erzeugen. Gewiß läßt der Dichter im Hintergrunde ganz leise die Kritik des Reisenden aufgehen, und man geht wohl nicht fehl, diese ganze gräßliche Erfindung überhaupt für eine Symbolisierung der Machtlust zu halten: aber es ist zu sehr Nervenkunst, was Kafka gibt, Kunst, die nicht tiefer dringen kann, weil sie letzten Endes auf Sensation gestellt ist. Das ist sehr bedauerlich, weil auch hier wieder offenbar wird, daß Kafka eine starke erzählerische Begabung ist, ein Epiker, der über das Wesen des Erzählens nachgedacht hat und weiß, was epischer Stil heißt. Hoffentlich zeigt er bald seine Kunst an einer weniger sensationellen Fabel. O. E. H.

Adolf Kestenberg, Die Venus von Pharat. Drama in fünf Aufzügen. *Berlin, Paul Cassirer*, 1919. 4 M.

Wir sind nachgerade daran gewöhnt worden, daß die jungen Dichter von heute mit ihren „Dramen" die dramatische Form auflösen; oft weichen sie selbst in rechter Erkenntnis der Bezeichnung „Drama" von vornherein aus. Diesem Drama hat Arno Nadel ein werbendes Vorwort geschrieben und darin die Frage, ob die fünf Akte ein Drama seien, verneint. Es ist wirklich nicht mehr als „ein dramatisierter Dialog". Meint man auf Seiten der schöpferischen Dichter, daß die bestehende Form des Dramas nicht ausreiche, nun gut: so werden wir hinnehmend folgen, wenn eine neue Form entsteht; nur muß sie künstlerisch und stark sein. Kestenbergs fünf Akte sind weder das eine noch das andere. Sie bekommen ihre besondere Note durch eine groteske Mischung von Zeitgebundenheit und Zeitlosigkeit; der Gott Enoch wird am Ende als Gesang- und Literaturlehrer Enoch Adler vom Gerichtspräsidenten wegen Gotteslästerung verurteilt, weil er sich als der einzige wahre Gott ausgegeben hat. Das Ziel dieser vermengenden Einfälle ist — wir hören das bis zum Überdruß immer wieder — das Menschentum, die Begründung eines Zustandes „schön und gut", in dem die Menschen „gesund leben, ohne Gold". Weil Vernunft und Geist, Seele und Gemüt, „die wahre Menschlichkeit, das Erhabenste in der Menschheit", eine Niederlage erlitten haben, soll Wandlung und Besserung von Urzuständen herkommen, von dem zur Gottähnlichkeit prädestinierten Volke, von Juden; denn der „wahre göttliche Mensch" und der „wirklich lautere Jude" werden hier gleichgesetzt; mit anmaßender Einseitigkeit, die nur dann ohne Verstimmung ließe, wenn dieses jüdische Stück wirklich ein gekonntes Drama wäre. Aber es hat keinen Schwung, ist lehrhaft-trocken, ohne Überlegenheit, ja im letzten ohne Notwendigkeit; und das ist das Entscheidende. *Hans Knudsen.*

Karl Kobald, Alt-Wiener Musikstätten. Amalthea-Bücherei, 6. Bd. — *Amalthea-Verlag, Zürich-Leipzig-Wien*, 1919.

Das Büchlein sollte in Reichsdeutschland Nachfolger finden. Die Art, wie Kobald den Spuren der großen Musiker in Wien nachgeht und durch Wort und Bild ihre Beziehungen zu Stadt, Land, Gebäuden und Örtlichkeiten festhält, würde, auf die Vergangenheit Berlins, Leipzigs, Hamburgs, Dresdens, Münchens angewandt, in erfreulichem Maße der Unkenntnis unserer Stadtgemeinden in Sachen ihrer musikalischen Vergangenheit steuern. Mit Wien freilich und seinem an Erinnerungen überreichen Boden wird keine unserer großen Musikstädte konkurrieren können. Die Seßhaftigkeit Glucks, Haydns, Mozarts, Beethovens, Schuberts, die beispiellose Musikliebe des Adels, vom Kaiserhause angefangen, das ausgebreitete vornehme Dilettantentum brachten es mit sich, daß wir heute nicht hundert Schritt weit gehen können, ohne denkwürdigen Musikstätten oder deren Resten zu begegnen. Kobald registriert sie nicht nur und erzählt von ihren Schicksalen, sondern unternimmt geradezu — um den *genius loci* jedesmal ins rechte Licht zu stellen — kleine musikgeschichtliche Exkurse, deren geschickte Einkleidung alles Lob verdient. Für alle, die mit unsern Wiener Klassikern umgehen, hat das Büchlein den Wert eines zuverlässigen geistigen Wegweisers. *A. Schering.*

Fritz Körner, Das Zeitungswesen in Weimar (1734—1849.) Ein Beitrag zur Zeitungsgeschichte. (Abhandlungen aus dem Institut für Zeitungskunde an der Universität Leipzig, Band 1, Heft 2.) *Leipzig, Emmanuel Reinicke*, 1920.

Weimar, wie Bethlehem in Juda klein und groß, hat drei periodische Organe besessen, die über den bescheidenen Umkreis seiner Mauern hinaus ins Weite der deutschen Welt wirkten: den „Teutschen Merkur" Wielands, dem Hans Wahl bereits eine gute Monographie gewidmet hat, Bertuchs „Journal des Luxus und der Moden" und das von demselben weitsichtigen und mutigen Unternehmer begründete „Oppositionsblatt". Das übrige journalistische Leben der kleinen Residenz erhält seine besondere Note nur durch den in ihr waltenden liberalen Geist, den allerdings der größte Weimarer nicht billigte, wie seine scharfen Worte gegen die „heilige Preßfreiheit" bezeugen. Wie diese Tatsache, so hat der Verfasser der vorliegenden Schrift auch sonst die Zusammenhänge mit der großen literarischen Produktion, die Weimars Ruhm begründete, unbeachtet gelassen. Aber er gibt dafür eine sorgsame Schilderung des Heranwachsens der Ortspresse von dem bescheidenen Intelligenzblatt bis zur vollentwickelten politischen Zeitung, namentlich die Abspiegelungen des wirtschaftlichen Lebens beachtend. Unebenheiten der Schreibweise und eine Anzahl Druckfehler stören den günstigen Eindruck der fördersamen Arbeit nicht erheblich. G. W.

Georg Kulka, Der Stiefbruder. Aufzeichnung und Lyrik. 73 Seiten. — *Hugo Sonnenschein*, Erde auf Erden. 31 Seiten. — *Martina Wied*, Bewegung. Gedichte. 87 Seiten. *Wien-Prag-Leipzig, Ed. Strache*, 1919.

Der Verlag Ed. Strache in Wien bemuttert gern wild gewordene Literaturjünglinge und verschwendet an ihre kindliche Poetennotdurft sehr viel kostbares Papier. So kann sich Georg Kulka seines Werkes in schönster Ausstattung erfreuen. Das Buch eignet sich mit seinem breiten leeren Rand vortrefflich zu Aufzeichnungen, die, was immer man hineinschreiben möge, wertvoller sein dürften, als die des — ich hätte beinahe gesagt: Dichters. — Eine gewisse stilistische Verwilderung Sonnenscheins könnte dazu führen, ihn mit Kulka zusammen zu nennen. Das wäre ungerecht, denn ihm muß man die Zerrissenheit des Jünglings wirklich glauben, die in den zerhackten Versen natürlichen Ausdruck finden. Das Grauen des Krieges ist mit Worten und Rhythmen eingefangen von einem Entsetzten, der zurückschaudert vor den Mordgesichtern der Männer und Gott um Blindheit anfleht vor dieser ewigen Erde auf Erden. Und unser aller schmerzlichstes Erlebnis: daß die harte Welt der Dinge sich mit unentrinnbarer Gewalt in unser seelisches Leben drängt, hat er in dem schönsten Gedicht des Heftes „Ein Dichter stirbt im Kriege" vollkommen zum Ausdruck gebracht. — Martina Wied, weiblich sanfter, formal konservativer als die jugendlichen Stürmer, gibt ihr Bestes in einigen Impressionen aus dem Alltag der großen Stadt. Wo sie über den irdischen Horizont zu Gedanklichem aufstrebt, fehlt ihr die Kraft zur Konzentration und zur Umschmelzung des Abstrakten in das Lyrisch-bildhafte.

F. M.

Ferdinand Kürnberger. Briefe eines politischen Flüchtlings. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Otto Erich Deutsch. *Leipzig* und *Wien, E. P. Tal*, 1920.

In diesen Briefen ist sehr viel von Kummer, Not und Geldsorge eines österreichischen Sozialisten die Rede, der nach dem Scheitern der 1848er Revolution gezwungen war, sein Vaterland zu verlassen und wie ein gehetztes Wild nirgends im übrigen Deutschland vor der Staatspolizei sicher war. Es ist erschütternd zu lesen, wie Kürnberger mitunter die Haft als die einzige Möglichkeit seiner weiteren Existenz erkennt, weil er, auf freien Fuß gesetzt, aus Geldmangel verhungern müsse. Es ist menschlich großartig, wie er nach seiner Entlassung aus dem Dresdner Gefängnis, in das er wegen

Verdachts der Teilnahme an den Maiunruhen geraten war, sofort seinen eingesperrten Freunden zur Flucht zu verhelfen sucht und sich von neuem durch die Staatspolizei verfolgt sieht. Aber es wird an ihm, als an einem auch heute nicht unbekannten Typus von Revolutionshelden, offenbar, wie im Grunde rein „literarisch", praktisch-politisch unfruchtbar seine politischen Bestrebungen waren und bleiben mußten. Es ist großartig und tief empfunden, was er in dem wohl wertvollsten Briefe der Sammlung (Hamburg, den 8. März 1850) über den Sozialismus schreibt, als einer „Gesellschaftsform, deren Gesetze allen Menschen gleiche Rechte und Pflichten zuerkennen und deren *organische* Einrichtungen wenigstens eine wesentliche Ungleichheit des äußeren Besitzstandes unmöglich machen". Aber nun alles von einer Revolution von unten her, von einem Aufstand des edelmütigen, allein sozial empfindenden Proletariats zu erwarten, das kennzeichnet ihn als den sozialen Utopisten, der an der Wirklichkeit stets scheitern muß.

Der Herausgeber hat sich die Publikation der Briefe ziemlich leicht gemacht. Sie sind fortlaufend abgedruckt, ohne daß wir durch kurze Regesten am Kopf der Briefe rasch über den Inhalt unterrichtet würden. Zum besseren Verständnis hat der Editor einige erläuternde Bemerkungen zu jedem Briefe angefügt. F. K.

Nikolaus Leskow, Die Klerisei. Roman. Deutsche Übersetzung von Arthur Luther. *München, Kurt Wolff*, 1919. 416 S. Geh. 6 M., geb. 10 M.

Mit wenig Worten läßt sich Leskows Hauptroman nicht beurteilen. Man muß dieses in Deutschland noch fast unbekannte Buch, das mit Balzac's Vetter Pons, Flauberts November und drei Alterswerken von Anatole France in der sonderbaren „Sammlung zeitgenössischer (!) Erzähler" Der neue Roman sich zwischen Brod, Heinrich Mann und Meyrink gestellt sieht, sicherlich zu den Meisterwerken der Weltliteratur zählen; denn so Herrliches wie die Gestalten der drei Geistlichen von Stargorod, vor allem des alten Probstes Sawelij, gelingt auch dem größten Dichter nur in Stunden des Pfingstwunders. Aber anderes ist dann wieder russische Durchschnittserzählung, Dostojewskij in seinen schwächsten Kleinstadtgeschichten. Darin ist Leskow ganz seinem Volk zugehörig: er ist gewaltig, wo er liebt; er ist klein im Haß, im Spott, in der Verhöhnung. Deshalb ist Tolstoi in seinen größten Werken so gleichmäßig groß, in „Krieg und Frieden" besonders: er liebt alle Menschen seiner Handlung gleichmäßig. Leskow versucht die Gegenspieler zu seinen schlichten Helden, die beiden Regierungsabgesandten aus Petersburg, die liberalisierenden Kleinbeamten, den aufgeklärten Lehrer aus Haß zu gestalten, und dabei kommt nichts Besseres heraus, als es jeder gewandte Schriftsteller geben kann. Termosesow ist eine verzerrte Karikatur, wie Beckmesser etwa, nur daß dieser wenigstens dem Bühnenkomiker etwas zu verdienen gibt. Aber es ist eigentlich unrecht, davon zu sprechen, denn diese Unreinheiten lösen sich auf in einer unendlich großen Flut innerlicher Güte und lebendigster Heiligkeit, sobald Leskow von den Bewohnern der Dompfarrei von Stargorod spricht oder von Nikolai Afanasjewitsch, dem Zwerg.

Die Übersetzung scheint gut, nur ist die Sprache der Personen oft ein wenig gewaltsam auf den heutigen Marktton gestimmt, der so schlecht zur Zeit der Postkutschen passen will. M. B.

E. K. Ludhard. Ostern, ein Mysterium in drei Aufzügen. Manuskriptdruck der Gesellschaft Hessischer Bücherfreunde. *Darmstadt* 1920. 80 Seiten.

„Gestalt und Gehalt, der beid' ich walt'". So heißt der Wahlspruch der in erstaunlich kurzer Zeit lebensfähig gewordenen Gesellschaft Hessischer Bücherfreunde. Es wäre hier zu prüfen, ob auch bei ihrer neuesten Veröffentlichung dem Wort die Tat folgte.

Also Gestalt, das Äußere: „Ostern" wurde gedruckt in Kleukens-Antiqua durch die L. C. Wittichsche Hofbuchdruckerei in Darmstadt, 25 Abdrücke auf bestem Büttenpapier und numeriert, der Einband in Minna-Weber-Papier mit aufgesetzter Ovalettikette in Golddruck, oben Goldschnitt, Preis 40 M., sodann 25 Exemplare auf gutem, holzfreiem Papier, ebenfalls in Minna-Weber-Papier mit der gleichen Etikette, aber Blauschnitt, Preis 25 M., endlich broschierte Abdrücke, weißes Papier mit gelbem Titel, 15 M. Die Ausstattung in allen drei Formen genügt den höchsten Anforderungen vollkommen.

Auch vom Gehalt des Büchleins ist Rühmendes zu sagen. Der prüfende Blick des Bücherfreundes mag getrost vom Äußeren zum Inhalt übergehen. Des Verfassers Name gibt ihm zu raten. E. K. Ludhard findet sich weder in einem Literaturkalender, noch weist ihn ein Decknamenlexikon auf. Wir sind in der Lage, dem wißbegierigen Leser auf die Spur zu helfen, nachdem sich in Darmstadt das Dunkel über der Autorschaft längst gelichtet hat. Der Dichter ist der seitherige Großherzog von Hessen. Ist auch an sich gleichgültig, wer Verfasser eines Werkes ist, wenn nur gut ist, was er schuf, so erhöht doch hier die Verfasserschaft des auch anderweit künstlerisch anregend, fördernd und selbstschaffend hervorgetretenen Fürsten zweifellos den Reiz des Buches. Daß der literarisch und künstlerisch nicht minder bewanderte Graf Hardenberg seinem Herrn bei der Drucklegung wertvolle Marschalldienste leistete, ist den Mitgliedern der Gesellschaft Hessischer Bücherfreunde natürlich auch kein Geheimnis mehr. Bei in erster Linie bibliophilen Veröffentlichungen ist hoher

literarischer Wert nicht immer und ausschließlich Vorbedingung. Um so besser für solche Gaben aus Kreisen von Bücherfreunden, die nach Form und Inhalt sich als eine erfreuliche Neuerscheinung empfehlen. Das aber ist bei dem Mysterium „Ostern" der Fall.

Die Bezeichnung des Spiels als „Mysterium" ist nicht ohne Grund gewählt; ebensowenig ist es Zufall, daß die fesselnde Gestalt des Herrn Mittler im Stück nach der Spielanweisung „beinahe mystisch" gespielt werden soll und muß. Übrigens ist auch der Name „Mittler", an sich vielleicht wenig klangvoll, mit Absicht gewählt, um schon in sich Hinweis auf die Art der Rolle zu sein, über die die Spielanweisung nähere Auskunft gibt und bei der das Stück den Spieler vor eine wundervolle Aufgabe stellt. Die Regiebemerkungen überzeugen den Leser in erfreulichster Weise von der beherrschenden Sachkenntnis der Verfasser vom Bühnenbild und dem äußeren Ablauf der Handlung. Das Stück selbst nun möchte man sich am liebsten, da es nicht nur Lesestoff sein und bleiben soll, vor einer intimen Zuhörerschaft gespielt wünschen, die ohne Voraussetzungen sonstiger Art lediglich mit Aufnahmefreude der Handlung folgt.

Zweifellos steht das Mysterium auf dem Boden einer mystischen Auffassung, und theosophische Ideen, wie sie eben der Nachkriegszeit eignen, sind auch an dem Verfasser nicht ohne tiefe Wirkung vorübergegangen. Diese vermögen sich aber recht gut auch auf die Leser oder Hörer zu übertragen, die die Auffassung von Tod und Leben, von den Beziehungen zwischen Lebendigen und Verstorbenen, wie sie in „Ostern" vorgetragen werden, nicht zu teilen vermögen. Jeder tiefer Empfindende wird ergriffen sein von dem Gegenstand, der hier aus einem furchtbaren Erlebnis unserer Zeit nach künstlerischer Form gerungen und sie gefunden hat. „Ostern" will einmal ernst und unerbittlich das unnennbare Leid aller derer vorführen, denen der unselige Weltkrieg Liebes und Liebstes geraubt hat. Zugleich aber wird hier auch der Weg gezeigt, „wenn die blaugrauen Schleier sich über Frau Sonne breiten wollen", das Wunder zu erleben eines durch die rechte Auffassung der Trauer veredelten Schmerzes. In dieser Beleuchtung des zeitgemäßen Gegenstandes gehört das Buch in die sehnenden Hände aller der Tausende, denen das Völkermorden tiefe, nie oder doch sehr langsam vernarbende Wunden geschlagen hat. Hier klingen Quellen des Trostes, werden beherzigenswerte Lehren vorgetragen, wie man mit seinen Verstorbenen vereint werden und bleiben kann, zum Teil in köstlichem Gegensatz zu der engen, vom Hergebrachten nicht loskommenden Art des Schmerzes und der Trauer und ihrer Bekundung, wie sie noch in weiten Kreisen üblich ist.

„Ostern" versetzt uns in den Weltkrieg. Wir erleben den Karfreitag in einer Familie, auf der die bange Qual der Ungewißheit über das Schicksal des vor dem Feind stehenden Sohnes und Bruders lastet. Es führt uns dann den Schmerz vor, in dem die Herzen der Mutter und der Schwestern zusammenzucken, als die Nachricht vom Tod des Sohnes eintrifft. Aus allen den Nöten vermag auch der wohlgemeinte, aber konventionell befangene Anteil von Freunden und Verwandten nicht zu befreien, weil die selbst nicht über dem Schmerz stehen. Da greift der wahre Freund des Hauses ein: Mittler. Mit seiner sieghaften Auffassung der Dinge versteht er dem bitteren Leid seine Qual zu nehmen. Er weist der Mutter und den Töchtern den Weg, zu glauben, zu beten, zu rufen. Dieser Ruf aber trifft den sich nach Einlaß sehnenden und darum das Elternhaus umschwebenden Sohn und er folgt ihm selig. So zieht er ein in die Herzen der Seinen, in ein Haus, darin Sonne, Glaube, Liebe und Auferstehungsfreude — Ostern! — herrschen, die zu starrem Totenkranz gewundenen Blumen blühen köstlich auf, duften und erfreuen wie ein Gruß zum Willkomm statt zum Abschied.

Das deutsche Volk harrt mit gehaltenem Atem des großen Dichtwerkes, in dem alles gesagt wird, das uns eben bewegt, wo das einmal klingt, was schon völlig in uns erstorben schien und scheint. „Ostern" ist ein kleines, bescheidenes Vorspiel dazu. Das gibt ihm seinen künstlerischen Wert und seine literarische Berechtigung.

Dr. Karl Bader.

Fürstin Pauline Metternich-Sándor, Geschehenes, Gesehenes, Erlebtes. *Wien, Wiener Literarische Anstalt, G. m. b. H.*, 1920. Vorzugsausgabe: Nr. I bis XXX auf bestem italienischen Hadernbütten mit eigenhändiger Widmung der Verfasserin; Nr. 1 bis 300 auf feinstem Bücherstoff (!) mit eigenhändiger Unterschrift der Verfasserin, mit der Hand gebunden bei Carl Scheibe in Wien.

Die Fürstin Pauline Metternich, die Enkelin des Staatskanzlers, hat unter den Frauen des österreichischen Hochadels in ihrem Zeitalter den regsten Geist, die stärkste Willenskraft und das wärmste Herz bewährt. Wo es galt, für Kunst und Künstler einzutreten, stand sie an der Spitze, und unvergessen bleibt die große Internationale Theater- und Musikausstellung von 1892, die in jeder Hinsicht das Werk der Fürstin Pauline heißen durfte und bis in die vielen, ungemein liebenswürdigen Einzelzüge hinein den Stempel ihres Wesens trug. Aus ihren reichen Erinnerungen hat die nun Dreiundachtzigjährige schon früher anmutig geplaudert. Nun vereinigt sie jene Skizzen mit neuen zu einem sehr gefälligen, unterhaltenden und für die Kulturgeschichte nicht bedeutungslosen Buche. Sie erzählt von dem Großvater und zeigt uns den gefürchteten Staatskanzler en robe de chambre, von dem Vater Graf Sándor, dem berühmtesten Fahrer

und Reiter aller Zeiten, von den Jahren, da ihr Stiefonkel und Gatte als österreichischer Gesandter in Dresden und Paris wirkte, von dem feinfühligen Franz Liszt und dem eitlen, undankbaren Richard Wagner, dem sie zu der Pariser Aufführung seiner „Tannhäuser" verhalf. Hier und in den kleineren mit Humor vorgetragenen Geschichtchen erweist sie sich überall als die Aristokratin des ancien régime, die gern in der Zeit August des Starken gelebt hätte (S. 61), die das höfische Zeremoniell als etwas Wertvolles schätzt — und seiner zugleich mit überlegenem Witz zu spotten weiß. Gerade dadurch wird das Buch zu einem Dokument nun vergangener Tage, das man mit Vergnügen und mannigfacher Belehrung genießt. G. W.

Alfred Richard Meyer-Presse. 1. Druck: Luther, Die Deudsche Litaney. 2. Druck: Klopstock, Über die ernsthaften Vergnügungen des Landlebens. Folio. Je 8 Blatt in Pappband. 245 numerierte Exemplare, Preis etwa 80 M. *Verlag Alfred Richard Meyer, Berlin-Wilmersdorf Kaiserplatz 13.*

Die neue Privatpresse A. R. Meyers führt sich mit ihren beiden ersten Erzeugnissen sehr stattlich ein. Beide Drucke genügen in Material und Ausführung allen Ansprüchen des ernsthaften Bücherfreundes. Der Handdruck steht in den Textgraden der Fust-Schöffer-Gotisch und einer alten Schwabacher prächtig gleichmäßig und tiefschwarz auf dem starken Bütten-Karton, die von Hans Heimbeck gezeichneten Titel sind stilgerecht; freilich ließe sich bei der Luther-Schrift noch kräftigere Umrahmung, bei dem Gedicht Klopstocks eine vorteilhaftere Gestaltung des Dichternamens denken. Warum dieses Gedicht mit dem abgeschmackten Titel des Erstdrucks und nicht mit dem allbekannten späteren „Die Frühlingsfeier" benannt wird, verstehe ich nicht, ebensowenig, weshalb die Form der Ode aus dem „Nordischen Aufseher" wiedergegeben ist. Denn soll ein Prunkdruck veranstaltet werden, so gebührt diese Ehre gewiß nur der vollkommensten Gestalt. An sich ist es dankbar zu begrüßen, daß die neue Presse mit weniger bekannten Texten beginnt und nicht, wie üblich, mit dem „Tagebuch" oder einer anderen Schöpfung Goethes. Für später sind in Aussicht genommen: Goethe, Ossian-Gesänge; Jean Paul, Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei; Hölderlin, Der Rhein; Nietzsche, Aus hohen Bergen. G. W.

Georg Hermann Müller, Richard Wagner in der Mai-Revolution 1849. *Dresden, Oscar Laube*, 1919.

Mannigfache Sagen haben Wagners Teilnahme an dem erfolglosen Dresdener Aufstand im Mai 1849 umsponnen: soll er doch sogar selbst den Brand seiner Wirkungsstätte, des Opernhauses, verschuldet haben. Die Selbstbiographie des Meisters sucht seine Betätigung als Revolutionär soweit als möglich zu verhüllen, und die sonstigen Nachrichten widersprechen einander mehrfach. Da ist es verdienstlich, daß ein genauer Kenner der Dresdener Ortsgeschichte das Tatsächliche mit allen erreichbaren Hilfsmitteln und vorsichtiger Kritik feststellt und uns Wagners Tun und Lassen in jenen für ihn so verhängnisvollen Tagen zum ersten Male vollständig, sine ira et studio, überblicken läßt. Das Ergebnis ist wie überall, wo die moralische Seite seiner Persönlichkeit sachlich beleuchtet wird, für Wagner nicht ganz vorteilhaft, und in Bayreuth wird man der Schrift schwerlich sehr gewogen sein, gerade weil sie einen unparteiischen Beitrag zur Wagner-Literatur bedeutet. Der gute Druck wird durch die Schrulle, das Anfangswort jedes Absatzes in Versalien zu setzen, in seiner Wirkung beeinträchtigt.

G. W.

Hermann Oncken, Lassalle. Eine politische Biographie. 3., völlig durchgearbeitete und erweiterte Auflage. *Stuttgart* und *Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt*, 1920. Geh. 20 M., geb. 24 M.

Heute, da wir jäh den Endpunkt einer nach außen hin großartigen Epoche deutscher Geschichte überschritten haben, ziehen unsere Gedanken zu den großen Wendepunkten in dieser Zeit, den entscheidenden Ereignissen, die diese Epoche unserer Vergangenheit gerade so werden ließen, wie sie wurde. Die zahlreichen Veröffentlichungen von Staatsmännern des kaiserlichen Deutschlands lassen immer deutlicher die verhängnisvollen Entschlüsse erkennen, die seit der Jahrhundertwende unsere diplomatische Niederlage bei Beginn des Weltkrieges vorbereiteten, die aber nur eine Komponente des viel tiefer verwurzelten Ursachenkomplexes unseres schließlichen Zusammenbruches bilden. In letzter Zeit sind außerdem eine Anzahl Bücher und Artikel erschienen, die die auseinanderklaffende, den sozialen Machtverschiebungen keine Rechnung tragende innere Politik des alten Preußen und des neuen Deutschland belegen. *Gustav Meyer* hat (Hist. Ztschr. Bd. 121, S. 421 ff.) in einem Aufsatz über „die Junghegelianer und der preußische Staat" die interessante Mitteilung gemacht, daß die Radikalen um 1840, die Ruge, Marx usw., für sich noch alles vom preußischen Staat erwarteten, ihn zur Wiederaufnahme seines großen Reformwerks unter dem Freiherrn von Stein aufriefen und ihm erst den Rücken kehrten und ins internationale Lager übergingen, als die orthodoxe Reaktion unter Friedrich Wilhelm IV. Anfang der 40er Jahre (Berufung Schellings!) sie um alle ihre Hoffnungen betrog. Wie es schon damals in ihren Ursprüngen nicht gelang, die neu aufkommende soziale Frage

mit dem Gedanken des preußischen Staates zu verschmelzen, so scheiterte auch der zweite Versuch, den Ferdinand Lassalle einleitete, aber nicht zu Ende führte.

Oncken hat uns diese entscheidende Zeit unserer Geschichte mit großer Darstellungskraft geschildert: mit ruhiger Objektivität die Jahre der Vorbereitung (1842—1862), mit steigender Spannung die kurze Zeit der Aktion (1862—1864); der Höhepunkt liegt wohl in der Schilderung der Beziehungen zwischen Lassalle und Bismarck. Dann aber folgt die Chamade, der stillose Tod Lassalles um einer Frau willen, die ihn nicht mehr liebte. Kurz zuvor hatte er geschrieben: „Nur das eine weiß ich: ich muß Helene haben, Arbeiterverein, Politik, Wissenschaft, Gefängnis, alles ist mir absolut verblaßt in meinem Innern bei dem Gedanken, Helene wiederzuerobern" (S. 467).

Lassalle hat den Versuch gemacht, die Arbeiterbewegung, die er als politische Macht größtenteils erst entfachte, mit dem preußischen Königtum zu verschmelzen, es zu einem sozialdemokratischen Königtum zu machen. Das war ganz gewiß kein von vornherein aussichtsloser Versuch, namentlich wenn als Führer auf der anderen Seite Bismarcks souveräner Geist stand. Ob aber Lassalle der Mann war, diese ungeheure Synthese bis zur Vollendung durchzuführen? Er ist zu früh gestorben, als daß wir diese Frage auf Grund von Tatsächlichkeiten beurteilen könnten. Aber läßt die geistige Verfassung seiner letzten Zeit nicht große Zweifel aufkommen? Man vergesse doch nicht, welch ungeheuren Kampf er mit dem republikanischen Internationalismus hätte führen müssen. Gehörte dazu nicht ein Mann, der allein für seine Idee lebte und starb? Ich kann mir nicht helfen: auf mich wirkt Lassalle in seiner Mischung von eitlem Liebhaber-Lebemann und grandiosem Redner und Agitator bei aller Arbeitskraft und allen geistigen Fähigkeiten zu — französisch, als daß ich mir ihn bei längerem Leben als den großen Partner Bismarcks vorstellen könnte. Es scheint doch so, daß weltgeschichtliche Ideen Träger finden können, denen der Charakter und die sittliche Kraft fehlen, um diese Ideen im Kampf der Geister zur Herrschaft zu bringen. Wenn es das Schicksal gut mit ihnen meint, beschert es ihnen einen frühen Tod, sonst müssen sie noch ein langes unglückliches und zweckloses Dasein führen.

Oncken hat in der 3. Auflage seines Werkes der eigentlichen Biographie einen Abschnitt „Historische Perspektiven" angefügt, in dem er der Wirkung der Ideen Lassalles von 1864 bis zur Gegenwart nachgeht. Hier zeigt sich noch mehr als in den früheren Abschnitten des Buches sein Hauptmangel: es fehlt ihm das Bild der großen wirtschaftlichen und kulturellen Wandlungen, die die Geschichte des 19. Jahrhunderts erfüllen. Wie die politischen Probleme der Zeit in dem trefflichen Kapitel „Liberalismus und Demokratie" zur Darstellung gelangten, so hätte der Biographie auch angefügt werden müssen eine Schilderung der großen Umformung Deutschlands aus einem Agrar- zu einem Industriestaat, der damit verbundenen Mechanisierung des Geisteslebens: der Auflösung der Hegelschen Philosophie, des zunehmenden destruktiven Radikalismus der Junghegelianer, der zahlreichen vergeblichen Versuche neuer Zusammenfassungen, bis schließlich die deutsche Kultur in das erschütternde Bild geistiger Ziel- und Planlosigkeit ausmündete, unter deren Wirkung wir heute noch stehen. Dann wäre auch noch klarer geworden, warum die ersten hoffnungsvolleren Synthesen kurz vor 1914, auf politischem Gebiete der „Neulassalleanismus", zunächst scheitern mußten, und warum wir bei klarer Erkenntnis unserer geistig wie materiell trostlosen Lage vielleicht doch noch auf eine bessere Zukunft hoffen dürfen. *Fritz Kaphahn.*

Josef Friedrich Perkonig, Maria am Rain. Novellen. *Berlin, Egon Fleischel & Co.*, 1919. 299 S. 8 Mark.

Dies ist eins von den genießerischen Büchern, die auch heute noch trotz aller Elendstatistik, aus den alten Herzen Österreichs kommen. Nirgends sonst könnte Herr Angel, der verführerische Held der „Maria am Rain", seine Erlebnisse mit dem Bauernmädchen, der Lehrerin, der verwitweten Frau Magistratssekretärin und dem Kind der Modenbranche haben und aus den Früchten dieser Erlebnisse ein so lustiges Dorfmirakel entstehen wie in dieser Grenzlandschaft ob der Drau, und gerade wenn der Stoff und gelegentlich auch eine angenommene Wendung der Sprache die Erinnerung an Gottfried Keller unbezwingbar aufgerufen hat, merkt man, wie völlig eigen und anders doch dieses österreichische Wesen ist als das der andern deutschen Stämme. Noch dazu ist Perkonig ein Musiker im Österreicher, eines das andere verstärkend. Das zeigt sich in den drei kleinen Geschichten von Mozart, Beethoven und Schubert, deren erste ein wenig zu graziös ist — wir haben ja des Wolfgang Amadeus Briefe und die sind doch helltöniger, mehr Salzburg als Wien oder gar Graz — während die zweite und dritte den rechten Klang haben, am schönsten wohl in der Schilderung der sechs Tage Natur-Versunkenheit des taubwerdenden Beethoven. Nach dem guten Anfang der „stillen Königreiche", mit dem sich Perkonig in die erste Reihe der jungen Österreicher stellte, ist das neue Buch nicht ein starker Aufstieg, aber ein guter Fortgang, der alle geweckte Hoffnung lebendig erhält.

M. B.

Hans Rose. Tagebuch des Herrn von Chantelou über die Reise des Cavaliere Bernini nach Frankreich. *München, F. Bruckmann A.-G.*, 1919.

Das Tagebuch, das Paul Fréart Sieur de Chantelou über den Aufenthalt Berninis 1665 in Paris niedergeschrieben hat, war 1875—1884 sehr unbequem in einer langen Reihe von Bänden der Gazette des beaux arts veröffentlicht worden. Es ist auch von der neueren Forschung über Bernini und den Ausbau des Louvre nicht nach seinem vollen Werte ausgebeutet worden und es verdiente in vollem Maße die sorgfältige Bearbeitung, die ihm Hans Rose hat zuteil werden lassen. Bei aller Skizzenhaftigkeit der Niederschrift stellt es einen überaus wertvollen Beitrag dar nicht nur zur Charakteristik Berninis und seiner Kunst, zur Geschichte des Streites um den Louvre-Ausbau, sondern es gibt auch ein lebendiges Bild von dem Treiben der Künstler und der hohen Herren um den König Ludwig XIV. Chantelou, der dem Künstler als Attaché zugeteilt war, ist ein wahrheitsliebender und wohl orientierter Beobachter, fähig, auf das künstlerische Wesen, auf die Genialität Berninis einzugehen, und dennoch hält er mit seiner eigenen Meinung nicht zurück. Der kunstgeschichtliche Wert dieses Tagebuches ist ebenso groß wie der kulturgeschichtliche, er öffnet den Blick auf eine große künstlerische Begebenheit in großer Zeit und macht uns vertraut mit den künstlerischen Fragen, die die Gesellschaft — la cour et la ville — beschäftigen. Der deutsche Bearbeiter des Tagebuchs hat sich seine Arbeit nicht leicht gemacht. Seine Übertragung ist sorgfältig und zeigt überall das Bemühen, den oft undeutlichen Sinn des Schreibers klar herauszuarbeiten. In dieser heiklen Arbeit hat der Verfasser, wie einige Stichproben ergeben, viel Takt und Kenntnisse bewiesen. Seine Verdeutschung liest sich mitunter besser als das Original. In sehr dankenswerter Weise ist dem gut gedruckten Bande ein ausführliches Register beigegeben; zehn Abbildungen bringen Bildnisse Berninis, Ludwigs XIV., Colberts und Reproduktionen nach Marots Stichen der Louvre-Projekte. R. G.

Hugo Salus, Das neue Buch. Neue Gedichte. *München, Albert Langen.*

Jede Generation hat ihren lyrischen Jargon. Aus Erlebnisgemeinsamkeiten entsteht eine gemeinsame Ausdrucksweise, die schließlich erstarrt. Die Bilder verlieren ihren Anschauungs- und Intensitätswert, werden zu metaphorischen Klischees, die keine Metaphern mehr sind. Die jüngere Generation vermag meist nur dies Floskelhafte bei der älteren Generation zu sehen, da für sie abgegriffene Münze ist, was den Älteren noch Gold der Kunst war. Dem, der sich viel mit der Lyrik der „Jüngsten" befaßt, wird so ein Gedichtbuch wie das „Neue Buch" von Salus zur Aufgabe. Er möchte es nach den ersten Seiten gelangweilt aus der Hand legen. Das ist alles zum so und so vielten Male gesagt, ist alles schon besser gesagt, ist allbekannte Poesie in Anführungsstrichen. Dann aber zwingt man sich aus dem Jargon der „Jüngsten" heraus — denn auch die Ausdrucksweise unserer Generation wird einmal, wenn noch „Jüngstere" da sein werden, ein Jargon sein; und — wer weiß? — vielleicht ein noch viel unerträglicherer — und sucht, in Achtung vor einem Alternden, das Wesentliche dieser Wortkunst zu erfassen. Und es geht einigermaßen. Die alten Worte und alten Strophenformen werden wieder lebendig, die alten Bilder bekommen wieder etwas von ihrer Erregungsweite und hie und da klingt sogar etwas auf, was über den Tag hinausgeht. Ein alternder Sinnierer bringt seine großen und kleineren Stunden, ja seine Tagtäglichkeit in Verse und Reime, ziemlich unbekümmert, oft geschwätzig, im ganzen ohne die Fähigkeit, Energien aufzusparen, damit statt eines Dutzends mäßiger Gedichte eine gute Strophe, vielleicht ein klingendes Lied entstünde. Man hat das Gefühl, daß dieses „Dichten" unaufhaltsam ist; man schlägt nach und stellt fest, daß es etwa der achte oder gar der zehnte Gedichtband ist, den dieser Lyriker erscheinen läßt. Damit ist eigentlich alles gesagt. Besäße Salus die Kraft, zu konzentrieren, könnte er vielleicht ein paar „ewige" Gedichte hinterlassen. So aber kommt er nie zur letzten Prägnanz. Man sieht hie und da eine Strophe, die wie eine Urzelle zu einem solchen ewigen Gedichte inmitten von zum Teil unglaublichen Trivialitäten steht, und behält sie im Ohr. Es fehlt dem Dichter letzten Endes an einem wirklich eigenen elementaren Weltgefühl, das diese Mannigfaltigkeit zusammenbindet. Diese Lyrik erhebt sich ganz selten über das Konventionelle. In diesem Bezirke aber gelingt dem Dichter manches Liebenswerte, Lyrisches und Balladeskes, an dem man jedoch nur allzu oft die Urbilder auf der Stelle erkennt. Der Dichter weiß diese Beschränkung. In einem Gedichte „Persönliches" fühlt er vor Goethe, wie sein „ganzes Gedicht in sich zusammenstürzt". Solche Selbstkritik versöhnt, und man blättert gern weiter.

O. E. H.

Erich Scheurmann, Das Papalagie. Die Reden des Südseehäuptlings Tuiavii aus Tivea. *Reichenbach i. H.* 1920, *Felsenverlag.*

Der Papalagie, sprich Papalangi, bedeutet — so behauptet Erich Scheurmann — der Weiße, der Herr. Über die weiße Rasse hat der Südseehäuptling Tuiavii aus Tivea — behauptet Erich Scheurmann — eine Reihe von Aufzeichnungen gemacht, die seinen Stammesgenossen beweisen sollten: „wir Wilden sind doch bessere Menschen!" Tuiavii, der ursprünglich als ein freundlicher Riese mit der milden Stimme eines Weibes auf Upolu, einer Insel der

Samoagruppe, lebte, schloß sich — behauptet Erich Scheurmann — einer Völkerschaugruppe an und lernte so alle Staaten Europas auf das Genaueste kennen. Die Übersetzung der Niederschrift seiner europäischen Eindrücke geschieht „ohne sein Wissen und sicherlich gegen seinen Willen", „obwohl er" — so behauptet Erich Scheurmann, Seite 11 auf den Kopf stellend, was er Seite 7 schrieb — „obwohl er eine Übersetzung ins Deutsche gewährte." Bei dem letzten Zusammensein des Übersetzers und des Autors sagte — so behauptet Erich Scheurmann — der Südseehäuptling Tuiavii aus Tivea von den Europäern mit der Stimme der Wehmut, die bezeugte, daß sein Missionseifer der Menschenliebe, nicht der Gehässigkeit entspringt: „Ihr glaubtet, uns das Licht zu bringen, in Wirklichkeit möchtet Ihr uns mit in eure Dunkelheit hineinziehen."

Soviel über die Herkunft dieses Buches. Und sein Inhalt? Es ist heute à la mode, die Europäer herabzusetzen und östliche, südliche, nördliche Erdbewohner bessere Menschen sein zu lassen. Nun kann man uns gewiß nicht oft genug den Spiegel vorhalten. Was dieser Südseehäuptling indessen vorbringt, über das Fleischbedecken des Papalagie, seine vielen Lendentücher und Matten, über steinerne Truhen und steinerne Inseln, über Metalle und Papier, über die Armut des Papalagie durch seinen Reichtum, über seine Zeitlosigkeit und dergleichen mehr — was in diesem Buch sich als Naivität breit macht, das ist auf den ersten fünf Seiten ganz amüsant, auf weiteren zehn langweilig und schließlich schlechthin albern. Weil es die Dinge von außen statt von innen packt. Weil es ohne Niveau (des Erlebens, des Empfindens) ist. „Die Füße endlich bekommen noch eine weiche und eine ganz feste Haut. Die weiche ist zumeist dehnbar und paßt sich dem Fuße schön an, um so weniger die feste. Sie ist aus dem Felle eines starken Tieres, welches solange in Wasser getaucht, mit Messern geschabt, geschlagen und an die Sonne gehalten wird, bis es ganz hart ist. Hieraus baut der Papalagie dann eine Art hochrandiges Canoe, gerade groß genug, um einen Fuß aufzunehmen. Ein Canoe für den linken und eines für den rechten Fuß. Diese Fußschiffe werden mit Stricken und Widerhaken..." Genügts? Ein Kulturtraktätchen für solche, die nicht alle werden. Es gibt wahrlich Worte, Taten, Bücher und Werke antieuropäischen Geistes genug, die uns richten. Der „Papalagie" gehört nicht dazu. *Hans Franck.*

Augustus Schmehl, Die Bekehrung der Äbte. Preziöse Geschichten. *München, Kurt Wolff.*

Augustus träumt sich in die Rokokowelt zurück. Er möchte Anmut, überlegene hofmännische Geste, Esprit zeigen und erfindet zu diesem Zwecke drei Geschichtchen. Kurt Wolff bietet sie als Drugulin-Druck, den dritten der neuen Folge, dar. G. W.

Wilhelm Schmidtbonn, Die Passion. Das Misterienspiel der Brüder Arnoul und Simon Greban. Aus dem Französischen des Jahres 1452 frei übertragen. *Berlin, Egon Fleischel & Co.,* 1919. Geh. 4 M.

Wer nach diesem Titel erwartet, dieses berühmteste unter den französischen Misterienspielen doch wenigstens im ganzen nachklingend wiederzuerleben, wird sich seltsam irregeführt fühlen. Ich muß gestehen, daß mir diese Enttäuschung willkommen war — wenn man nämlich die fast restlose Auswechslung eines, wenn auch noch so berechtigten kulturhistorischen Interesses gegen einen seltenen dichterischen Genuß als einen Gewinn betrachten darf. Tatsächlioh ist von der mittelalterlichen Dichtung, ihrer Weitläufigkeit und ihrem riesenhaften Umfang (34577 Zeilen), von ihrem chronikartigen Aufbau des Heilandslebens und Erlösungstodes, von der schier unübersehbaren Fülle der Begebenheiten in allegorischer und historischer Einkleidung von der Fahrt durch Himmel, Erde und Hölle hier nichts übrig geblieben, als der innerste Kern des Nazarenischen Seelendramas. Und auch dieser klingt nur in vereinzelten und ganz verstreuten Stellen, in der deutschen Umgestaltung fremdländischer Namen und in einigen wenigen dramatischen Höhepunkten an das französische Spiel an. Die schönsten Partien dieser wundersamen Passion, der Empfang des Heilands in Jerusalem, das Zwiegespräch zwischen Maria und dem todgeweihten Sohn in seiner fortschreitenden psychologischen Entwicklung, die Abendmahls- und Erlösungsrede Christi u. a. m., sind mit dem allerpersönlichsten Zeichen Schmidtbonnscher Gestaltungskunst versehen. Klänge, Wort und Bild sind unirdiseh, die Sprache atmet eine Potenz religiösen Schauens und ist erfüllt von einer inbrünstig hingerissenen Beseeltheit, die der naiven Schlichtheit und dem kühleren Gefühlston des Originals ganz fremd sind. Das Geheimnis des Opfers, der blutende Schmerz der Liebe, der wunderselige Schrei göttlicher Offenbarung wird hier Ereignis. Aus überströmendem Herzen spricht ein zeitgenössischer Dichter in Klängen, die, wenn sie überhaupt als historisch inspiriert gelten sollten, sich nur der deutschen Mystik geistesverwandt zeigen, jenen unfaßbaren Gesichten in strömenden Bächen und schäumenden Visionen, wie sie dem Mund Suses und Eckarts entflossen. Man lese nur einmal das unter schmerzlicher Musikbegleitung gedachte Gebet Jesu auf dem Ölberg, und man wird sich scheu-verstummend neigen vor der quellenden Schönheit der hier offenbarten Leidenstiefe. Die Bescheidenheit Schmidtbonns, womit er dieses, vielleicht schönste unter seinen dramatischen Werken unter fremdes Namenszeichen stellt, wird uns hier besonders rührend laben. Sie bedeutet aber auch ein ernstes Mahnen, diesem noch lange nicht genug gewürdigten Dichter mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden. *Magda Janssen.*

Oskar Wiener, Das Haupt der Medusa. Novellen. *Wien, Ed. Strache*, 1919. 187 Seiten. Geh. 6 M., geb. 7.50 M.

Oskar Wiener, Im Prager Dunstkreis. Roman. *Wien, Ed. Strache*, 1919. 161 Seiten. Geh. 5.50 M,, geb. 7 M.

Die Vorliebe für Artisten- und Halbweltleben ist beiden Bänden gemeinsam, sie steht dem anspruchsvolleren Roman schlechter an als den kurzen Geschichten des ersten Bandes; auch diese freilich, die im Simplizissimus ihren Platz gut füllen würden, ertragen es nicht recht, zu sechsen aneinandergereiht zu sein. Will man das Beste haben, so lasse man es bei der „Schanzenhanne" bewenden, die freilich auch zu den „wandernden Themen" der Literatur gehört. Sie ist wenigstens gar nicht kitschig, und das kann man von den übrigen Beiträgen nicht immer sagen; um die Gefahr, die hier in der Geschmacklosigkeit des Variétéstofflichen liegt, könnte wohl nur ein großer Zyniker, Wedekind oder gar Strindberg, herumkommen; die aber bringen so etwas wohl auf Schaubretter, doch nicht aufs Lesepapier. Auch die Gegend — von Böhmen bis Ungarn — ist der Reinlichkeit des Werkes nicht gesund. Vielleicht steht hier eine Erzählerbegabung, die sich an andere Stoffe in anderer Umgebung und für einen besseren Leserkreis zu guter Leistung anspannen ließe, noch im Bann des bequem Naheliegenden. M. B.

Zeitschriften.

„*Die Gefährten*" ist der Titel des dritten Jahrgangs des „*Neuen Daimon*", den *Albert Ehrenstein* leiten wird. *Genossenschaftsverlag Wien VII.* Sechs im Laufe des Jahres 1920 erscheinende Hefte kosten 25 Kronen = 15 Mark.

Das erste Heft bringt Auszüge aus den „Reden Gotamo Buddhos" in der Übertragung des vor fünf Jahren gestorbenen Buddha-Verdeutschers und Religionsphilosophen *Karl Eugen Neumann*. Daß die getroffene Auswahl eine besonders günstige wäre, wird man kaum sagen können. Es ist auffällig, daß der expressionistische Herausgeber fast nur solche buddhistische Weisheit uns zu Gemüte führen will, die über die Bescheidung in einen friedsamen Utilitarismus des Lebens kaum hinausreicht und gegen den himmelstürmenden Subjektivismus des expressionistischen Bekenntnisses recht zahm erscheint. M. M.

Nyland. Vierteljahrsschrift des Bundes für schöpferische Arbeit. *Jena, Eugen Diederichs.* Zweiter Jahrgang, erstes Heft; Herbst 1919. Broschiert 4 M.

In diesem Hefte der von Wilhelm Vershofen redigierten Zeitschrift erscheint als bemerkenswertester Beitrag eine dramatische Dichtung von *Josef Winckler*: Die Sirenen. Tragödie der Unfruchtbarkeit. Es ist als ein Charakterzug der neuerwachten Hinneigung zum Mythos zu bezeichnen, daß unsere jüngeren Dichter Probleme, die aus den sozialen Nöten dieser Zeiten geboren sind, in alten Fabelgewändern behandeln. Es lockt dabei die Freiheit, den elementarsten Ausdruck für geknechtete oder pervertierte Instinkte gebrauchen zu können. So scheint mir die krasse Schilderung eines Geschlechtskampfes zwischen einem an das Sireneneiland geworfenen Griechenjüngling und einer der vogelkralligen Bewohnerinnen desselben das tragische Geschick des zur Unfruchtbarkeit verurteilten Weibes symbolisch abwandeln zu sollen. Mit dichterischer Kraft ist der Eingang gestaltet, da Odysseus, an den Mast gebunden, der Insel vorüberfährt; und mit nicht minderer auch die nun sich zwischen Lynkeus und der Sirene abspielende Verführungszene, in der die Urgründe sinnlicher Triebkräfte zum, man darf sagen erschöpfenden physiologischen Ausdruck gelangen; ebenso aber auch die Qual des zwischen Erregung und unüberwindlicher Abkehr der Natur sich zerquälenden Mannes. Trotzdem jedoch: ein Versuch mit untauglichen Mitteln, der uns kaum etwas anderes mitempfinden läßt als eben diese Abwendung von der pervertierten Natur. Es wäre schade um die vertane Kraft, doch hat sich Josef Winckler schon als reich genug erwiesen, um sich einmal verschwenden zu dürfen; und zudem erweckt dieser Versuch den Wunsch, diese nicht geringe Kraft bald einmal an ein der Schaubühne zum Gewinn reichendes Drama gewendet zu erleben.

M. M.

Kleine Mitteilungen.

Schmierentheater-Zettel. Die „kleinen Direktionen" (vulgo Schmieren), deren Kampf ums Dasein jetzt in den „fliegenden" Kinematographentheatern einen harten Konkurrenten ihrer „Kunstpflege" hat, waren von jeher darauf angewiesen, ihren Spielplan mit dem Geschmack des Publikums und den beschränkten Mitteln einer wandernden Truppe in Einklang zu bringen. Dabei ging es dann nicht ohne allerlei Gewaltsamkeiten ab, und besonders die Einrichtung der Klassikervorstellungen mußte Dekorationen und Personal derart auf einen strengen Stil bringen, daß der Torso eines berühmten Bühnenwerkes an Vereinfachung seiner Linien nichts mehr zu wünschen übrig ließ. (Daß auch dazu keine geringe Geschicklichkeit gehört, bewies der Massenherrscher Reinhardt, als er im Anfange dieses Jahrhunderts in einer Berliner Schall- und Rauchvorführung seine Don Carlos-Parodie zeigte.) Als einzige Zeugnisse der Tätigkeit der kleinen Direktionen, denen kein Kritiker

zum Ruhmverwahrer wurde, sind uns gelegentliche Theaterzettel hinterblieben, deren Komik dafür Empfänglichen einen erwünschten Stoff für mancherlei Betrachtungen bot. So war Gotthilf Weisstein ein eifriger Sammler solcher Theaterzettel und er hat gelegentlich auch einiges über sie veröffentlicht. („Heitere Episoden aus der Geschichte des Theaterzettels" in: Striese. Ein lustiges Theaterbuch. [I.]. Charlottenburg, [1899]). Aber dergleichen Zettel haben auch einige literaturwissenschaftliche Bedeutung, sie zeigen die Rückwandlung der hohen Kunst in Volkskunst oder geben doch wenigstens Belege, wie da und dort in deutschen Landen die Klassiker durch das Medium des Theaters zu ihrem Volke kamen. Das mag den Abdruck eines solchen „Originaltheaterzettels", der nach dem „Boten von der Eger" im „Anekdotenjäger". Achter Band. Nordhausen: 1852, Seite 176 (anscheinend mit einigen orthographischen Pointierungen) wiedergegeben wurde, an dieser Stelle rechtfertigen.

Gasthaus in Neustadtl vis à vis von Platz
m.[it] h.[oher] o.[brigkeitlicher] b.[ewilligung.]

Die Verschwörung des Fiasko Doggen von Genua und Venedig.

Vatterländisches Helden — großes berühmtetes Ritterschauspiel mit ei'm wirklichen Brand zum beschluß.

bearbeitet von
Julius von Wellenau in Sachsen in 5 Anzüge.

Personen:

Fiasko der Doggen . . . . . Direktor Gabler.
Eleonohre seine Gemahlin . . Madam Gabler.
Doria Fürst von Genua . . . Herr Rossipal.
Julie dessen Schwester . . . Dem. Rossipal.
Verrina ein Geschworener,
Häuptling aus Genua . . . *** (Theaterfreind)
Hussah ein Mohr . . . . . . Kleinee Gabler.

Geschworene, Masken, Mordbrenner, wällische Bandisten.

am Schluß ein wirklicher Mordbrand von rothen Feier.

Gehrte herrschaft, Gähner und Kunstfreinde!

Dieses berühmte Stück emppielt sich wo keine Kostenersparung nicht gescheid und überall bereits mit größten Beifall aufgenommen, weil wir in der hierortigen Gegent nur eine kurze Zeit verhalten können, bitten wir doch recht sehr um Ihrige Gnade und Beistand. *Unterthänigste.*

Preise der Plätze:

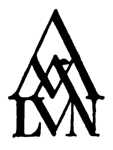
Erster Platz nach Belieben hoher Gähner.
Zweiter Platz 20 kr. W. W.
Dritter Platz oder Kinderbilljet wird eingesamelt.
Anfang gegen 8 Uhr wegen Schnit. [d. h. der Ernte wegen.]

Auch sind an der Caßa vorzüglichste wohlrichente Seifen und in den größten Städten abgegangene Fleckkugeln, wo man selbe sich sogleich

von der Prob überzeigen kann um billigste Preise zu haben, so auch wohlrichente Vidibus in Etwi.

bitte um zahlreiche Verehrung
Josepha Gabler.

Morgen Sonntag
wird nach Gottesdienst bekannt gemacht.
G. A. E. B.



ZUR SUBSKRIPTION:

SECHSTER AVALUN-DRUCK

JAKOB BÖHME:

VOM ÜBERSINNLICHEN LEBEN

Dieses hier zur Subskription gestellte Werk wird als der VI. Avalun-Druck in der um 1800 geschnittenen Walbaum-Antiqua bei Jakob Hegner in Hellerau gesetzt und auf seiner Handpresse in nur 245 numerierten Exemplaren auf Pergament, sowie auf altertümlichem Büttenpapier in Folio-Format zweifarbig gedruckt. Jedes einzelne Exemplar wird von P. A. Demeter in Hellerau mit der Hand gebunden.

Nr. 1—2 auf Pergament, in schwarzem Kalbleder-Handband mit Handvergoldung . . . . (vergeben)
Nr. 3—25 auf Bütten, in gleichem schwarzen Kalbleder-Handband mit Handvergoldung . . . . M. 1800.—
Nr. 26—55 auf Bütten, in schwerem Silberbrokat-Handband M. 1200.—
Nr. 56—245 ebenso, handgearbeiteter Pappband mit Japan-Überzug . . . . M. 280.—

Die Subskriptionspreise erlöschen mit dem Erscheinen des Druckes

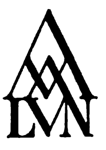
Prospekt mit Satzprobe nur unter Berufung
auf die Ankündigung in der Zeitschrift für
Bücherfreunde, Leipzig, kostenlos



AVALUN-VERLAG

WIEN IX, PEREGRINGASSE 1 / LEIPZIG, KÖNIGSTRASSE 35





ZUR SUBSKRIPTION:

SIEBENTER AVALUN-DRUCK

CONRAD FERDINAND MEYER

DIE HOCHZEIT DES MÖNCHS

Mit 13 Original-Radierungen von ALOIS KOLB

Textdruck der Offizin Poeschel & Trepte in Leipzig in der alten Göschen-Antiqua auf schwerem Kupferdruckbütten. / Druck der Radierungen unter Aufsicht des Künstlers auf der Handpresse in der staatlichen Akademie für graphische Künste u. Buchgewerbe in Leipzig.

Die Exemplare Nr. 1—100, Radierungen auf Japanbütten, jede handschriftlich signiert, in Ganzpergament mit der Hand gebunden. Subskriptionspreis . . . . M. 950.—
Nr. 101—375, vom Künstler einmal signiert, Radierungen auf dem Kupferdruckbütten des Textes, in Halbpergament mit der Hand gebunden. Subskriptionspreis . . . . M. 650.—

Die Subskriptionspreise erlöschen mit dem Erscheinen des Druckes

Prospekt mit Satzprobe nur unter Berufung
auf die Ankündigung in der Zeitschrift für
Bücherfreunde, Leipzig, kostenlos



AVALUN-VERLAG

WIEN IX, PEREGRINGASSE 1 / LEIPZIG, KÖNIGSTRASSE 35



BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

XIII. Jahrgang | Mai-Juni 1921 | Heft 3

Pariser Brief.

Seitdem ich das letztemal hier über das französische Geistesleben berichtete, sind einige Monate vergangen. Die französische Situation ist inzwischen ein wenig klarer geworden. Frankreichs Weg führt immer entschiedener dem Ziele zu, das schon vor dem großen Kriege den Einsichtigen als eine Notwendigkeit erschien. Auch in diesen Blättern ist schon vor 1914 mehrfach darauf hingewiesen worden, daß ein neuer Klassizismus sich herauszubilden begann, daß die Führer der lebendigen Jugend nach einer Neuprägung des Klassizismus verlangten. Dieser Klassizismus gibt heute dem französischen Geistesleben den Charakter. André Gide, der der Wegbereiter dieser neuen Gesinnung war, ist heute Frankreichs geistiger Führer. Er hat die Besten seines Landes an sich gezogen und um sich geschart: Georges Duhamel, Jean Richard Bloch, Jules Romains, Charles Vildrac, Emile Mazaud, Jacques Rivière, Antoine Proust und Paul Claudel. Seine Zeitschrift La nouvelle revue française ist tonangebend. Die Zeitschriften La Renaissance, La revue critique des idées et des livres u. a. variieren Gides kulturpolitische Gedanken, lassen sich aber von der magnetischen Kraft des gleichen Ziels anziehen. Dieses Ziel ist so weit und groß, daß ebensowohl Maurice Barrès, L. Dimier und Jacques Bainville in ihm Raum haben als auch die menschlich weiteren, weltbürgerlich gesinnten Duhamel, Romains und Vildrac, die, ohne es zu merken, in die allgemeine politische Ideologie Frankreichs einbezogen werden. Nur Henri Barbusse und Romain Rolland sind sich bewußt, daß Gides Weltbürgertum sich unmerklich und sanft in eine Weltbeherrschungsideologie des französischen Geistes wendet. Ihnen aber fehlt die Kraft der Auflehnung, der Aufrüttelung ihrer Landsleute. Das ist ihnen nicht als persönliche Schwäche anzurechnen, sondern das, was Außenstehende als Schwäche zu erkennen vermeinen, ist nichts anderes als die Unzulänglichkeit der menschlichen Natur, die immer und überall ihre Grenzen hat. Barbusse und Rolland sind nicht Europäer, sondern Franzosen mit dem Verlangen nach überstaatlicher Geistesgemeinschaft. Das erweist sich immer deutlicher aus dem, was beide tun und schreiben, wie auch aus dem, was beide nicht tun und nicht schreiben.

Durch den Kampf der Intellektuellen für die Erneuerung des Imperium romanum und durch die tragische Rolle einzelner Frondeure ist das französische Geistesleben von hohem Interesse. Gespannt verfolgt man die in großer Linie steil aufwärtssteigende Entwicklung und fragt sich, wohin diese Entwicklung führen wird.

In letzter Zeit wurden in Frankreich mehrere Umfragen über Bedeutung und Wert von Klassizismus und Romantik veranstaltet. Das letzte und entscheidende Wort sprach auch hier André Gide. Jacques Rivière hat in einer geistvollen, mit Ironie durchsetzten Abhandlung den Ursprung des Dadaismus auf die antiklassizistische Romantik zurückgeführt und damit ein vernichtendes Urteil über alles Romantische ausgesprochen. Von allen künstlerischen Bestrebungen hat unter den jüngeren Malern allein noch der Kubismus Geltung. Die ihm innewohnenden methodischen und pedantischen Tendenzen werden zum Teil in den Klassizismus einbezogen. Die neueste Kunstrichtung — der sogenannte Purismus — fügt sich in seiner Darstellung typischer Formen ausgezeichnet in das Prinzip des Klassizismus ein.

Für die geistige Bewegung in diesem Sinne sind folgende Neuerscheinungen von Bedeutung: Paul Claudel, Le père humilié; Jules d'Aurinc, La véritable Jeanne d'Arc; Albert Thibaudet, La vie de Maurice Barrès; G. Blondel, La Rhénanie; Paul Bourget, L'écuyère; Pierre Lasserre, Le romantisme français; Louis Madelin, Le chemin de la victoire; Charles Maurras, Le conseil de Dante; Romain Rolland, Clérambault, Pierre et Luce; Georges Duhamel, Elégies.

La Démocratie nouvelle hat im Februar eine Umfrage veranstaltet, ob ein Schriftsteller gegenwärtig durch seine Arbeiten seinen Lebensunterhalt verdienen kann. Im allgemeinen geht aus den Antworten hervor, daß sich die wirtschaftliche

Lage der Schriftsteller von Jahr zu Jahr verschlechtert.

Von Edmond Rostand ist ein nachgelassenes Werk: „La dernière nuit de Don Juan" erschienen.

Die Preise für alle Bücher sind in Paris in stetigem Steigen begriffen. Kürzlich wurden im Hotel Drouot für eines der zehn Exemplare der ersten Auflage von *Baudelaires* Fleurs du mal 11 000 Francs bezahlt. Für Werke von *Anatole France* wurden am 14. Februar folgende Preise gezahlt: Les désirs de Jean Serrien. Originalausgabe mit Einband von Canaple 215 Francs (Februar 1919 100 Francs); L'anneau améthyste auf holländischem Papier 750 Francs; Pierre Nozière auf Japanpapier 960 Francs; Histoire contemporaine 550 Francs. Am 14. Februar wurde die Bibliothek von Jules Renard versteigert: La ville von *Paul Claudel* auf Japanpapier 800 Francs; *Pelletan*, L'affaire Crainquebille mit 62 Zeichnungen von Steinlen 1100 Francs; *Guérin*, Le coeur solitaire 220 Francs; Jules Romains, La vie unanime 86 Francs. Im ganzen wurden 41 700 Francs erzielt. Die verschiedenen Versteigerungen der Bibliothek des Grafen Bearn erbrachten nahezu zwei Millionen Francs; darunter einzeln *Videl*, Histoire de la vie du connétable de Lestignières in einem schönen Einband des 17. Jahrhunderts von Gascon 21 000 Francs; L'histoire de Louis XV. par les médailles mit mehreren Stichen von Cochin, Lagrenée, Boucher und Hallé 10 100 Francs; Extraits des mémoires de Saint Simon, Manuskript mit dem Wappen der Marquise de Sarline 6000 Francs.

La revue internationale de l'Ex-libris ist wieder erschienen; vorläufig aber gelangt sie nur zweimal jährlich zur Ausgabe. An Neuerscheinungen sind weiter hervorzuheben: Maurice Busset, Paris bombardé mit zwei Originalradierungen und 13 farbigen Holzschnitten in 325 Exemplaren. Jean Faber, La Seine à travers Paris, Radierungen in 150 Exemplaren; Steinlen, Album de remarques in 115 Exemplaren; Francis Carco, Maman Petit doigt, Kindheitserinnerungen, zehn Holzschnitte von A. Deslignères in 550 Exemplaren.

Berlin. *Dr. Otto Grautoff.*

Wiener Brief.

Von Altwiener Bücherfreunden und Büchernarren hat Friedrich Schlögl 1882 in seinem noch heute lesenswerten Heftchen „Das kuriose Buch" geplaudert. Er gehörte selber zu den „Bibliomanen" und nahm sich gern Vater Haydinger zum Vorbild, wenn er, der kleine Beamte, dem ehrsamen Wirt und Hausherrn vom Grund auch nur mit bescheidenen Mitteln nachzufolgen vermochte. Was er in etwa fünfzigjähriger Sammeltätigkeit an Bücherschätzen kreuzer- und guldenweise erstanden hat, das ist nun, nachdem schon sein Sohn in den letzten Jahren vieles unter der Hand verkauft hat, seitens der Seidelschen Buchhandlung (Inhaber O. E. Deutsch) und des Antiquariats Dr. Ignatz Schwarz am 21. Februar und den folgenden Tagen unter den Hammer gekommen, und es sind Preise in Hunderten und Tausenden von Kronen erzielt worden. Allerdings das eigentliche Altwiener Sensationsstück der Versteigerung versagte: Schlögl besaß von dem *Johann Heinrich Friedrich Müller* zugeschriebenen Vorspiel in einem Aufzug „Vier Narren in einer Person", Wien, gedruckt bey Johann Thomas Edlen von Trattnern, 1770 (Goedeke V, 312), dessen Auflage durch den Brand des Trattnerschen Magazins bis auf wenige Exemplare zugrunde gegangen sein soll, zwei Stücke (nur je ein anderes sind in der Hofbibliothek und im Wiener Privatbesitz nachweisbar). Die Auktionatoren spendeten das eine Exemplar der Wiener Stadtbibliothek und boten das andere um 1000 K aus. Das unansehnliche broschierte Heftchen von 38 Seiten erzielte knapp 2000 K, also ungefähr 170 M.! Nicht besser erging es einem anderen Rarissimum. Der Erstdruck von *Anzengrubers* Novelle „Die zürnende Diana" erschien in einer besonderen Romanbeilage zum Abendblatt des „Wanderers" 1868. Keine unserer öffentlichen Bibliotheken besitzt ein Exemplar des „Wanderers" mit dieser Romanbeilage. Nur in Anzengrubers Schriftenkasten in der Wiener Stadtbibliothek finden sich die Druckbogen der Novelle, von dem Dichter eigenhändig geheftet und handschriftlich durchgearbeitet. Schlögls Exemplar mit Titelblatt wurde mit 500 K ausgerufen und mit 1600 K zugeschlagen, also ungefähr um denselben Betrag wie andere Erstausgaben Anzengrubers, die ich noch vor ein paar Jahren um wenige Kronen erstanden habe. Die höchsten Preise erzielten: ein bis auf den Jahrgang 1811 vollständiges Exemplar der *Wiener Theaterzeitung* (15 500 Kronen), die Erstausgabe von *Lavaters* „Physiognomischen Fragmenten" ohne Band III (13 500 Kronen), *Clemens Brentanos* Kinderbuch „Rothkehlchens, Liebseelchens Ermordung und Begräbniß". Mit 16 farbigen Lithographien und lithographiertem Text. Zürich, J. Veith, 1843. 16 Seiten kl. 8°, angeblich noch niemals im Handel vorgekommen (10 400 K), *Nicolais* „Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781" (9000 K), *Heines* „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo" (8200 K) und Erstausgaben von *Clemens Brentano* („Godwi" 8200 K, „Märchen" 7000 K, „Ponce de Leon" 6000 K).

Bei einer anschließenden Versteigerung von topographischen und Kostümwerken gingen *Salomon Kleiners* Belvederewerk bis auf 60 000 K, *Obermayrs* (Joseph Richter) drei Bände „Bildergalerie katholischer, klösterlicher und weltlicher Misbräuche" (Frankfurt und Leipzig, 1784/5) von 1800 K auf 22 000 K, *Schlotterbecks* „Mahlerische

Reise durch das Herzogtum Salzburg und Fürstentum Berchtesgaden" (1808) bis auf 18000 K, *Schwarz'* „Wiener Straßenbilder im Zeitalter des Rokoko" (1914) auf 16500 K, *Stubenrauchs* „Auswahl schöner Costümes für Theater- und Ball-Anzüge" (um 1810) von 3000 auf 11000 K.

Im allgemeinen Ausverkauf ist auch gestohlenes Gut leicht an den Mann zu bringen. So wurde in den Magazinen der Wiener Universitätsbibliothek eine zur Aufbewahrung eingestellte Kiste erbrochen und daraus eine Reihe äußerst seltener Drucke im Werte von etwa einer halben Million Kronen geraubt: Nr. 529 Breviarium von Marienthal (Suppl. 1476), Nr. 344 Heures de Tours (Paris 1488), Nr. 358 Heures de Rome (Paris 1508), Nr. 290 Breviarium Camaldulense (Venetiis 1514), Nr. 255 Psalmista Monasterii (Venetiis 1507) und Nr. 391 Psalmista S. Dominici (1541).

Neu gebildet hat sich eine zwanglose Vereinigung von Wiener Freunden des Buchwesens, Fachmännern und Liebhabern, unter Vorsitz des Direktors der Universitätsbibliothek Hofrat Dr. S. Frankfurter. Es zeigte Wolkan seine in Europa einzig dastehende Sammlung von Büchern deutscher Wiedertäufer aus Amerika, Klarwill sein Prachtwerk über den Prinzen de Ligne, Dr. Goldschmidt alte Einbände vor.

Die Beamten der Wiener Stadtbibliothek, deren Eifer und Ausdauer es gelungen ist, trotz der Ungunst der Zeit eine schöne, höchst sehenswürdige Beethoven-Ausstellung zustandezubringen, werden deren Ergebnisse in einem „Wiener Beethovenbuch" festhalten, das der Buch- und Kunstverlag Gerlach & Wiedling in Wien in einer numerierten Luxusausgabe (in Ganzleder 4200 K, in Halbfranz 1500 K), in einer Vorzugsausgabe (720 K) und in einer Bibliothekausgabe (480 K) zur Subskription auflegt.

Auch die Beamten des Haus-, Hof- und Staatsarchivs, dessen Bestände ängstlicher Hut endlich entledigt sind, versenden die Einladung zu einer Vierteljahrsschrift „Historische Blätter", redigiert von O. H. Stowasser (Rikola Verlag A. G.), die allen Geschichtswissenschaften dienen soll. Hoffentlich kann sich das dankenswerte Unternehmen dauernd erhalten.

Die von der Staatlichen Lichtbildstelle herausgegebenen „Österreichischen Kunstbücher" bringen „Die monumentalen Gemäldefolgen des Domes von Gurk" von *Bruno Grimschitz*, „Die Pestsäule am Graben in Wien" von *E. Tietze-Conrat* und „Salzburgs Stellung in der Kunstgeschichte" von *Alois Riegl* in Wort und Bild zur Darstellung.

Dem *genius loci* huldigen *Helene Bettelheim-Gabillon* mit ihrer Feuilletonsammlung „Im Zeichen des alten Burgtheaters" (Wien, Literarische Anstalt) und *Smekals* höchst leichtfertig zusammengestellte Sammlung „Ferdinand Raimunds Lebensdokumente" (ebenda), der *Hugo von Hofmannsthal* das lächerlich pompöse Vorwort vorausschickt: „Dieses kleine Buch enthält ungefähr alles, was wir von Raimund wissen und vermutlich alles, was wir jemals von ihm wissen werden."

Nach *Fourniers* Tod hat *Arnold Winkler* die letzten „Tagebücher von Friedrich von Gentz 1829 bis 1831" (in der Amalthea-Bücherei) rasch zum Abschluß gebracht. Zwei schlanke, aber inhaltsreiche Bekenntnisschriften *Adolf Stöhrs* „Heraklit" (Wien, Ed. Strache) und „Wege des Glaubens" (Wien, Wilhelm Braumüller) kommen zu gleicher Zeit mit der Nachricht von dem Tode dieses originellen Denkers. „Asseneth", die apokryphe Quelle zu Zesens Roman, bisher in deutscher Übersetzung noch nicht vorhanden, hat *Camilla Lucerna* wiedergegeben und erläutert (Wien, Stähelin & Lauenstein). In einer Reihe „Berühmte Männer als Verbindungsstudenten" (Wien, Neuer Akademischer Verlag) veröffentlicht *O. F. Scheuer* eine für die Geschichte des deutschen Burschenwesens interessante Studie über „Richard Wagner als Student".

Die Sedezliebhaberausgaben des Kunstverlages Anton Schroll & Co. in Wien haben einen Zuwachs erfahren durch *Kellers* Seldwyler Geschichte „Kleider machen Leute" mit acht reizenden Originallithographien von Willi Harwerth.

Unter den uns vorliegenden Gedichtbänden sei auf die wohlgelungene neue Nachdichtung der Elegien des Tibull und Properz durch *Hermann Sternbach* (Berlin, Propyläenverlag) besonders hingewiesen. Die ganze Weite moderner Empfindungsmöglichkeiten läßt sich abmessen, wenn man von dem schlichtgläubigen „Frühlingstraum" des Zisterziensers *Tezelin Halusa* vorschreitet zu „Der Minne Sang und Sehnen", Nachdichtungen von *Wolfgang Madjera*, dem in gutem Sinn heinesierenden *Maximilian Hartwich* („Abseits vom Wege"), der an Lenau gebildeten Lyrik *Karl Schnellers*, den sensitiven und auf Sensationen ausgehenden neurotischen „Tuberosen" *Felix Dörmanns*, der klangvollen Formkunst *Ernst Fischers* („Vogel Sehnsucht") oder *Julius Franz Schütz'* („Kreise um die Welt") bis zu dem in expressionistischen Künsten sich versuchenden „Pastorale" des *Alexander Maria Lernet*.

Die Novellenbände der Wiener Literarischen Anstalt machen uns mit zwei Talenten bekannt, die eine Entwicklung versprechen, der man gern folgen wird: *Paul Rainer* aus Innichen, der „Legenden aus dem Pusterthal", die Geschichte einer Kindheit in Tirol „Unterm Haunold" und markige Heimatgedichte „Tirol" vorlegt, und *Bruno Ertler*, dessen Kindheitsnovellen „Die Königin von Tasmanien" uns besser zusagen als „Venus im Morgen" und „Venus die Feindin".

Franz Karl Ginzkey nähert sich in seinem letzten Werk „Die einzige Sünde" (Leipzig, L. Staackmann) immer mehr einem Gipfel in der vollen Herrschaft über die Kunstform der Novelle.

Auf stoffliche Wirkung berechnet sind die Romane von *Paul Busson* „F. A. E.“, *Werner Scheff* „Juan Fernandez“, *E. Müller-Sturmheim* „Der Narr der Liebe“, *Theodor Heinrich Mayer* „Typhus“, in denen die Schrecken der Kriegs- und unserer „Friedens“zeit nachzittern. An das Mittelmaß des Frauenunterhaltungsromanes halten sich *Irma Höfers* „Fanny Elßler“ und *Marie Eugenie delle Grazie* „Der Liebe und des Ruhmes Kränze“. Gegen den zweiten Band von *Adam Müller-Guttenbrunns* Lenauroman „Dämonische Jahre“ habe ich bei aller Anerkennung für des Verfassers flotte Erzählungskunst denselben Einwand wie gegen den ersten zu erheben: daß das Leben romantischer ist als ein noch so gut ausgesonnener Lebensroman. Zu den Höhen der Kunst streben *Robert Hohlbaum* („Die Amouren des Magister Döderlein“) und *Gustav Renker* („Der Abend des Heinrich Biehler“).

Über die Mentalität der gegenwärtigen Führer des tschechischen Volkes gibt reichen Aufschluß die sonst unerfreuliche Tendenzschrift von *J. S. Machar* „Rom“, die trotz einer nur mäßigen Übersetzung schon in zweiter Auflage vorliegt (Wien, Ed. Strache). Palackýs Saat geht auf: die neuen Hussiten stehen schon gerüstet gegen die angeblichen Erbfeinde der Slawen, das Deutschtum und Rom.

Wien, Ostern 1921.

Prof. Dr. Eduard Castle.

Von den Auktionen.

Am 10. und 11. März kam bei *Sotheby* in *London*, New Bond Street 34 u. 35 die *Sammlung frühenglischer Literatur* aus der berühmten Bibliothek von *Sir Christiemiller* unter den Hammer; die Bibliothek war besonders reich an sehr seltenen Drucken des vorshakespeareschen England; viele Unika waren darunter. Der mit zahlreichen (32) Lichtdrucken nach den Titelblättern der Rarissima ausgestattete Katalog beschrieb *321 Nummern*. Der Gesamtertrag belief sich auf *48552 £*, wovon 40000 £ auf Rechnung des Herrn Rosenbach in Philadelphia kamen. Die wichtigsten Preise folgen:

Nr. 3. The lamentable and true *Tragedie of M. Arden*. London 1599. Das Drama ist Shakespeare zugeschrieben worden; siehe Gaggards Shakespeare Bibliography, 410 £. — Nr. 6. *N. Breton*, Melancholike humours ... London, Richarde Bradocke, 1600. Nur noch zwei andere Exemplare bekannt, 400 £. — Nr. 7. N. Breton, Pasquils Mistresse ... London, Thomas Fisher, 1600. Unikum, 510 £. — Nr. 8. *N. Breton*, A divine poem ... London, John Browne u. John Deane, 1601. Nur noch zwei oder drei Exemplare bekannt, 400 £. — Nr. 28. *Thomas Churchyard*, A myrrour for man ... London, Robert Toye [vor 1553]. Wahrscheinlich Unikum, 890 £. — Nr. 33. *T. Churchyard*, A pleasaunte Laborinth called Churchyardes Chance, 1580, 350 £. — Nr. 43. *Samuel Daniel*, The vision of the 12 goddesses, 1604, 390 £. — Nr. 48. *Michael Dreyton*, Mortimeriados [1596], 300 £. — Nr. 54. *Everyman*. London, John Skot [1530]. Wahrscheinlich Unikum, 1080 £. — Nr. 55. *Giles Fletcher*, Licia, or poemes of love [1593], 620 £. — Nr. 59. *Edward Gosynhill*, The schole house of women [1541]. Wahrscheinlich Unikum, 350 £. — Nr. 60. *Robert Greene*, Penelopes Web, 500 £. — Nr. 61. *R. Greene*, The first part of the tragicall raigne of Selimus, 1594, 240 £. — Nr. 62. *R. Greene*, The historie of Orlando Furioso, 1594, 400 £. — Nr. 71. William Hall, Mortalities Meditation, 1624, 470 £. — Nr. 82. *Thomas Heywood*, The first and second partes of King Edward the fourth, 1600, 490 £. — Nr. 89. History of Jacob and his twelve sonnes [1570]. Wahrscheinlich Unikum, 750 £. — Nr. 104. *Jacke Drums Entertainment*, 1601. Wird zitiert in Shakespeares All's well that ends well III, 6. Früher Shakespeare zugeschrieben, 600 £. — Nr. 116. *Thomas Jordan*, Divine raptures or piety in poesie, 1646. Nur noch ein Exemplar im British Museum bekannt, 600 £. — Nr. 123. *John Lane*, Tom Tel-Troths Message, 1600, 400 £. — Nr. 131. *George Lander*, Tears on the death of Evander. Hagh 1630. Wahrscheinlich Unikum, 500 £. — Nr. 146. *Thomas Lodge*, Rosalynd, Euphues Golden Legacie 1604. Wahrscheinlich die vierte Ausgabe und Unikum. Die erste Ausgabe erschien 1590. Shakespeare entnahm diesem Werk den Grundplan zu „As you like it“, 630 £. — Nr. 180. *Samuel Nicholson*, Acolastus, his After-Witte, 1600. Enthält zahlreiche Zitate aus Shakespeare, 1450 £. — Nr. 193. *Ovid*, The Fyrst Fower Bookes ... translated ... by Arthur Golding, 1565, 450 £. — Nr. 205. *Henry Parrot*, The Mons-Trap, 1606. Nur noch ein zweites Exemplar im British Museum, 450 £. — Nr. 206. *H. Parrot*, The more the merrier, 1608, 410 £. — Nr. 214. *George Peele*, The Honour of the Garter, 1593, 400 £. — Nr. 217. *William Percy*, Sonnets to the fairest Coelia, 1594. Nur noch zwei oder drei andere Exemplare bekannt, 650 £. — Nr. 220. *Peter Pett*, Times journey to seeke his daugther Truth, 1599. Der Dichter Spenser und seine Werke werden darin erwähnt. Wahrscheinlich Unikum, 890 £. — Nr. 221. *John Philip*, A commemoration of the Right Noble Ladye Magrit Duglasis [1578]. Nur drei Exemplare bekannt, 350 £. — Nr. 227. *Pimlyco*, or Runne Red-Cap, 1609, 340 £. — Nr. 229. *Thomas Powell*, The passionate poet, 1601. Wahrscheinlich Unikum, 950 £. — Nr. 236. *Proude wyves Pater Noster*, 1560. Nur drei oder vier Exemplare bekannt, 550 £. — Nr. 269. *Anthony Sherley*, Witts New Dy all, or A Schollers Prize, 1604. Nur noch ein anderes Exemplar bekannt, in dem ein Blatt fehlt, 1000 £. — Nr. 270. *John Skelton*, Certaine

bokes [vor 1554], 330 £. — Nr. 271. *J. Skelton*, Here after foloweth a litle boke of Phillip Sparon [1560], 350 £. — Nr. 272. *J. Skelton*, Here after foloweth a litle booke whiche hath to name Whi come ye not to courte [1560], 350 £. — Nr. 314. *Richard Turner*, The Garland of a greene Witte, Discovering the constancie of Calipolis. A precious spectacle for wanton Wives [1595]. Unikum. Nicht erwähnt in Esdailes English Tales and Romances; der Name des Verfassers findet sich auch nicht im Dictionnary of National Biography, 1000 £. — Nr. 317. *F. W. Gentleman*, The Lamentation of Melpomene, for the death of Belphaebe our late Queene, 1603. Unikum, 850 £. — Nr. 318. *William Wallace*, The Lyfe and Actes of ... William Wallace, 1594. Eins der zwei bekannten Exemplare; das andere unvollständig, 600 £. — Nr. 320. Here foloweth a lytell treatyse of the beaute of women s. a. Wahrscheinlich Unikum, 450 £. — Nr. 321. *Peter Woodhouse*, The Flea. Nur noch ein zweites Exemplar bekannt. Enthält eine Anspielung auf eine Person aus einem verloren gegangenen Drama von Shakespeare, 900 £. M. D. H.

Neue Bücher und Bilder.

Friedrich v. Bernhardi, Eine Weltreise 1911/12 und der Zusammenbruch Deutschlands. *Leipzig, S. Hirzel*, 1920.

Dieses Buch hat nicht nur historischen Wert. Es sind zwar keine künstlerischen Schilderungen, die der Verfasser von Ägypten, Ceylon, Japan und Amerika gibt, sondern alles ist mit dem Auge des scharfsichtigen, nüchternen, imperialistischen Politikers gesehen. Aber die Ausführungen über die geographischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in den einzelnen Ländern können von bleibendem Nutzen sein. Den Engländern und allem englischen Wesen gegenüber beherrscht Bernhardi eine unüberwindliche Idiosynkrasie.

Die Hauptbedeutung wird das Werk aber als eine zweifellos sehr intelligente Formulierung des politischen Denkens gewisser Kreise in Deutschland aus der Vorkriegszeit behalten, die der Überzeugung waren, daß unsere Hilfsmittel ausreichten, um in vier oder fünf Jahrzehnten dahin durchzudringen, wohin andere Staaten seit fast derselben Anzahl von Jahrhunderten wollten. Bernhardi gesteht am Ende seines Buches seinen politischen Irrtum ein, und es wirkt versöhnend, daß er für die Katastrophe nicht das deutsche Volk mit Schmähungen überhäuft, sondern sich dem Schicksal unterwirft, ohne den Glauben an einen späteren, organischeren Aufstieg zu verlieren. F. K.

Fjodor Dostojewskij, Das politische Gedicht auf die europäischen Ereignisse von 1854. Deutsch von Alexander Eliasberg. *Drei Masken-Verlag, München* 1920. Geh. 5 M. 41 S.

Das Gedicht hätte vielleicht noch besser in einer Zeitschrift seinen Platz gefunden als in einem selbständigen Heft, aber auch so müssen wir dem Übersetzer und Verleger für die deutsche Veröffentlichung danken. Denn Dostojewskij als Politiker zu lesen ohne jede künstlerische Gestaltung seiner Gedanken, ist für jeden Leser, für den Bewunderer wie für den kühleren Bestauner seiner gewaltigen Romanbauten, sehr belehrend. Daß es nicht so gekommen ist, wie sich seine slawische Leidenschaft der Rechtgläubigkeit es hoffte:

> „*Trompetenschall! In Herrlichkeit und Glanz*
> *Schwebt Rußlands Doppeladler gen Byzanz*,“

das kann uns nur noch nachdenklicher seiner Prophezeiung folgen machen; denn unrichtige Voraussagen großer Geister sind mehr wert für die Erkenntnis als die exakteste Berechnung einer meteorologischen Station über das Wetter von morgen. Dem Gedicht ist eine Aufsatzfolge aus dem Graschdanin von 1877—1881 beigegeben, deren zweites Stück ein ergreifendes Bekenntnis des Nationalisten im guten Sinn ist, während das vierte durchaus von einem „Aufklärungsoffizier“ des Jahres 1917 herrühren könnte (oder von Ludwig Thoma, ehe er sich als Mitglied der Einwohnerwehr inmitten einiger freundlicher Schützenlieseln photographieren läßt.) M. B.

Hans Frank, Siderische Sonette. *München, Delphin-Verlag*. 79 S.

Mit einer ungewöhnlich starken geistigen Leidenschaft werden hier in sieben Kreisen, die ebensoviele Ebenen des Geistigen bedeuten, siebenmal sieben Sonette angeordnet — Gedichte zu zweimal sieben Zeilen — die ein Allerheiligstes besingen: eine Liebe, die im Zeichen der Gestirne steht. Denn ihr Aufschwung — mystisch, nicht erotisch — schwingt in jenem Wirbel mit, der seit Jahrhunderten das Ich dem All entgegenzuschleudern entfacht ist. Und Gott ist über alles Ziel hinaus der schmerzlich Umworbene.

Es ist unmöglich, dinglich über so undingliche Erscheinungen zu sprechen, wie es unmöglich ist, über Musik zu sprechen. Und hier sind wir im Bereiche der Musik, der antlitzlosen Rede und der rhythmischen Selbstvergessenheit. Wenn man darum von einem höchsten Gesichtspunkt aus — und diese Dichtungen verlangen ihn! — eine Aussage versucht, so kann es nur die Form sein, die besagt wird. Und man könnte sagen, daß in diesen Versen noch zuviel Antlitz ist und noch zu wenig Selbstvergessenheit, zuviel Gebautes, Plastisches und zuwenig Strömendes. Daß aus Gedanken stählerne

Brücken geschlagen werden, und doch der Gedanke niemals tragende Brücke ins Unendliche sein kann, denn er führt immer nur zu einem anderen Gedanken. Vielleicht liegt das zum Teil im Charakter des Sonettes als solchem — diesem gebautesten aller Gedichte — zum Teil im Charakter des Sprachlichen selbst, das niemals ganz rein Melos und Rhythmik sein kann. Zum Teil liegt es aber auch — und man soll es nicht verschweigen — in einer halbhellen Wachheit des Dichters in Augenblicken, wo schärfste Helle des Bewußtseins oder tiefstes Dunkel der Inspiration hätten walten müssen. Darum bleibt das Bild oft nur Bild, wo es ganz großes Sinnbild hätte sein sollen. *Fritz Schwiefert.*

Hans Graber, Piero della Francesca. Achtzig Tafeln mit einführendem Text. *Basel, Benno Schwabe & Co.*, 1920. Groß-4°.

Das gesamte Werk des alten Meisters der Fresken von Arezzo und Urbino, der staunenswerten Porträts Federigos von Urbino und seiner Gattin Battista Sforza erscheint hier in musterhaften Gesamt- und Teilaufnahmen, begleitet von ausführlichen, überall wohlerwogenen Nachweisen, in denen die Ergebnisse Venturis, Corrado Riccis und Wittings durch eigene Forschung Grabers ergänzt und berichtigt werden. Eine Gesamtdarstellung des Lebens, des Stils dient dem Bilde der Persönlichkeit, über die so wenig Tatsächliches überliefert ist, zum Hintergrund. Die Ausstattung, insbesondere die Aufnahmen und der Druck der Bilder, stehen auf großer Höhe, und die gesamte Publikation gereicht dem Verfasser und dem Verlag zur Ehre. G. W.

Richard Hamann, Rembrandts Radierungen. Dritte Auflage. Mit 139 Abbildungen. *Berlin, Bruno Cassirer.*

Verdienst und Erfolg heben diese Schilderung des Radierers aus der Masse der Rembrandt-Literatur empor. Sie steht neben dem Werke Neumanns als Einführung in die Welt des Großen von jenem Ausgangspunkt moderner Kunstbetrachtung, die mit dem ersten Schritt unmittelbar zu den Denkmälern gelangt, historische Voraussetzungen erst am Schluß dem fertigen Bilde als Rahmen anfügt, dem geübten Auge und dem aufgeschlossenen Sinn allein das Verstehen überläßt. Solche Fähigkeit bewährt Hamann in hohem Maße. Die guten Ätzungen kommen auch auf dem minderen Papier der neuen Auflage genügend heraus, um dem Worte zur Stütze zu dienen, ausgenommen wenige, wie die auf S. 204 oder 217. P—e.

Basilius Hermann, O. S. B. Theoktista aus Byzanz, die Mutter zweier Heiligen. *Freiburg i. Br., Herder*, 1919.

Eine Lebensbeschreibung, deren Inhalt auf zwei statt fünfundneunzig Seiten zusammenzufassen wäre, sowenig Tatsächliches bietet sie, im übrigen ein Erbauungsbuch für Katholiken.

-o-

Rudolf Hübner, Die Staatsform der Republik. [= Bücherei der Kultur und Geschichte, herausgegeben von Seb. Hausmann, Band 1.] *Bonn, Kurt Schröder*, 1920.

Dieses ausgezeichnete Buch verdient nicht bloß in Deutschland die allerweiteste Verbreitung. Der Hallenser Staatsrechtslehrer gibt darin auf Grund deutscher, vor allem aber auch wichtiger ausländischer Literatur, die bisher bei uns nur allzusehr vernachlässigt wurde, zunächst eine klare Übersicht über das Wesen und die Geschichte der für die Staatsform der demokratischen Republik grundlegenden Gedanken: der Volkssouveränität, der Menschenrechte, der Repräsentation und der Trennung der Gewalten. In dem 2. Teil schildert er die (heutigen) Verfassungen der Vereinigten Staaten, Frankreichs und der Schweiz. Es ist selbstverständlich, daß bei der starken inhaltlichen Verwandtschaft auch sehr wichtige Schlaglichter auf das englische Verfassungsleben fallen. Seinem Ursprung aus Vorlesungen verdankt das Werk die flüssige Form der Darstellung. Hübner begnügt sich nicht mit der rein staatsrechtlichen Analyse, sondern er nimmt auch Stellung zu den einzelnen demokratischen Grundgedanken wie den empirischen Verfassungen. Das erscheint in einer Zeit, da wir Deutschen selbst nach einer neuen Verfassung ringen, durchaus berechtigt.

Bei aller Anerkennung für die Gesamtleistung habe ich drei Einwände gegen das Werk. Zunächst zeichnet Hübner auf S. 56f. ein Bild vom alten Ständestaat, das mit den Anschauungen des Liberalismus im 19. Jahrhundert über diese Staatsform übereinstimmt, bei dem heutigen Stand der Forschung aber nicht mehr aufrechtzuerhalten ist. Wir müssen uns unter allen Umständen davor hüten, wie früher dem staatsrechtlichen Vordergrund, der einst die konstitutionelle Monarchie und jetzt die demokratische Republik ist, in vergangenen und anders gearteten gegenwärtigen Verfassungsformen eine *stilisierte* Folie zu leihen. Unvoreingenommenheit nach *allen* Seiten tut not. Das gilt auch für den zweiten Einwand. Hübner erklärt S. 15, daß von verschiedenen Formen der Republik heute „nur noch die demokratische Republik" in Betracht käme, und aus diesem persönlichen Urteil heraus schließt er die Schilderung der russischen sozialistischen Republik aus. Diesen Standpunkt kann ich nicht teilen. Man mag zu

Sowjetrußland stehen wie man will, auf jeden Fall haben wir allen Grund, seine Verfassung, mit der es sich bei der Entente schließlich doch zur Anerkennung zu bringen im Begriff steht, zu studieren. Daß die Verfassung der deutschen Republik ausgeschlossen blieb, erklärt der Umstand, daß die Vorlesungen am 30. Juli 1919, d. h. einen Tag vor der endgültigen Annahme der neuen Verfassung durch die Nationalversammlung abgeschlossen wurden. Endlich: Hübner hat seinem Objekt gegenüber das Verhältnis starker Sympathie. Er verkennt zwar die Schattenseiten der fremden Verfassungen keineswegs, aber er sucht demgegenüber ihre positiven Seiten stark hervorzukehren. Das ist bei der Selbstverständlichkeit, mit der früher (selbst von Delbrück und Jellinek) die konstitutionelle Monarchie als die beste Staatsform gepriesen wurde, sehr verdienstvoll. Nur finde ich, daß sich Hübner dabei etwas zu sehr von den letzten Erfolgen dieser Länder über uns beeinflussen läßt. Diese sind aber doch keineswegs bloß auf die demokratische Verfassung zurückzuführen. An einer Stelle beugt er sogar die Tatsachen. S. 169 sagt er von der französischen Verfassung von 1875, daß unter ihr „Frankreich seinen *großen Triumph* (im Weltkrieg) errungen hat." Sind wir denn wirklich unbedingt verpflichtet zu glauben, was sich und ihren Lesern die französischen Boulevardblätter krampfhaft tagtäglich einreden?

Das Ausland hat sich nach dem 9. November 1918 gewundert, mit welcher Bereitwilligkeit Beamte und Gelehrte in großer Zahl sich auf den Boden der Republik gestellt haben. Es wurde das als Charakterlosigkeit ausgelegt, weil die fremden Völker die Stellung der Deutschen zur Monarchie vom Heer und den Strebern abgeleitet hatte. Die innere Befreiung sehr weiter, nicht etwa bloß sozialistische Kreise von monarchistischer Ehrfurcht blieb unbeachtet. Sie ließ das Schicksal der entthronten Fürsten kalt, sie litten nur unter dem Unglück des Vaterlandes. Diesen Deutschen fällt jetzt die entscheidende Aufgabe zu, ihren Patriotismus in die weitesten Kreise zu tragen und zu verhindern, daß die Parole: hie Monarchie — hie Republik nicht noch einmal zur Schicksalsfrage unseres durch innere Spaltungen wahrhaftig genug zerrissenen deutschen Volkes wird. Zu ihnen gehört Hübner, und auch darum ist seinem Buch der beste Erfolg zu wünschen. *Fritz Kaphahn.*

Jahrbuch der jungen Kunst, herausgegeben von Prof. Dr. Georg Biermann. Erster Band: 1920. *Leipzig, Klinkhardt & Biermann.*

Aus seiner Zeitschrift „Der Cicerone" vereinigt Biermann Aufsätze, die Gegenstände aus dem Bereich neuester Kunst behandeln. Die Reihe der 35 Beiträge formt sich zu einem Gesamtbild der Moderne, fast lückenlos alle wichtigen Einzelerscheinungen umschließend und durch allgemeinere Betrachtungen ergänzt. Viele vortreffliche Bilder erläutern die von Berufenen verfaßten Texte, gute Originalgraphik von Pechstein, Morgner, Eberz u. a. schmückt nebst einem programmatischen Einband Pechsteins den sehr stattlichen, musterhaft gedruckten Band. Einer Vorzugsausgabe in numerierten Exemplaren ist noch eine Originallithographie Meidners beigegeben. G. W.

Arthur Kahane, Die Tarnkappe. Roman. *Berlin, Erich Reiß*, 1920. 439 S.

Dem jungen Mann, der entschlossen ist, in den Fluß zu springen — er fürchtet sogar die Lächerlichkeit der Spree nicht — schenkt Asmodeus die Tarnkappe. Er wendet sich dem Leben wieder zu, und in der ersten Nacht, die ihn wieder hat, träumt er sich allerhand Genuß zusammen, den ihm die Zaubergabe verschaffen soll. Wir werden mit einer jener Häufungen von Sammelobjekten traktiert, die Oscar Wilde so schwelgerisch und Emile Zola so gutbürgerlich gekocht auf den Lesetisch der vorigen Generation zu setzen liebten. Gustav Hübner, so heißt der Tarnkappenmann, baut sich Innenarchitekturen, an denen man heutzutage Millionen verdienen kann; er hängt Bilder auf, als wäre er ein Museumsdirektor mit Privataufträgen aus Berlin W („Und eine Salome von Gustave Moreau, graziös und crudel wie irgendeine von Crivelli und Lorenzo di Credi. Und Frauen von Renoir und Klimt"); er stellt Bücher hinein, von Plato bis Wedekind im Einband dem Wesen des Dichters angepaßt. Aber sein Drucker ist leider nicht so lettré wie er selbst und stellt uns unter den verwegenen Abenteurern und Landstreichern der Literatur „Gah, den Dichter der Bettleroper" vor — übrigens hat er dabei wohl eigentlich recht, denn weshalb sollte der gute alte Dichter der Beggar's Opera nicht ebensogut auch Gah geheißen haben, wenn er schon ein Abenteurer oder Landstreicher war? Dagegen hat der Verfasser des Romans sicherlich nicht recht daran getan, in diesem Katalog beliebter Autoren gerade den trefflichen Le Sage mit seinem hinkenden Teufel wegzulassen. Denn die „Tarnkappe" ist ja nur ein neuer Aufguß auf jenes uralte, immer wieder schmackhafte Kraut, von dem uns Le Sage den beliebtesten, in der Tat auch heute noch ganz frischen Tee bereitet hat. Dem unsichtbaren Eindringling in die verschlossenen Wohnungen, dem Lauscher der vertraulichsten Unterhaltungen zeigt sich menschliche Schlechtigkeit überall, und nur wo er im tapferen Entschluß auf sein Schwarzkunstmittel verzichtet und den Menschen ins Gesicht entgegentritt, kann er Erfreuliches erleben. Ein offener Blick aus furchtlosen Augen ist immer wie ein Sonnenblick, in dem die Spinnen und Erdwürmer wegkriechen müssen.

Kahane hat große Gaben; er versteht sich auf den feinsten Schliff. Aber er hat nicht die rechte Verantwortlichkeit. Er übertreibt oft; das ist bei einem Schriftsteller, der es nicht nötig hat, schwer zu entschuldigen. Er gibt sich zuviel mit kleinen Schlechtigkeiten des Polizeiberichts ab, und das ist wiederum nicht recht, wenn einer große Güte und himmlische Weisheit so zu dichten weiß, wie sie hier in dem alten Broda verkörpert sind. Er sucht manchmal den Leser mit einem Stück politischen oder literarischen Schlüsselromans gerade zu jener Art von heimlichtuendem Klatsch zu verleiten, gegen den die Moral der „Tarnkappe" mit Recht eifert (der Minister, den eine agrarisch-deutschvölkische Clique wegen Schlappheit beim Kaiser zu verdächtigen sucht; der Diplomat mit dem Doppelleben in Salon und Kaschemme, in vielen Duellen und Hofskandalen; der Kritiker, der „halb wie ein Affe und halb wie ein Oscar Wilde ausschaut", sich pudert und schminkt und geprügelt wird: das ist alles zu sehr aus der Region der kleinen Zeitungen, die nachts am Potsdamer Platz ausgeboten werden). Es ist ein Sittengesetz ebenso wie eine Kunstregel, daß man mit nichts so sparsam umgehen muß wie mit dem Haß. Es ist ein Gift, das nur in der richtigen, vorsichtig bestimmten Dosis heilsam wirken kann. M. B.

Hans Koester, Die ununterbrochene Reihe. *Berlin, Ernst Rowohlt*, 1920. 50 Seiten. 15 M.

Die Gedanken dieser Gedichte in Spruchform sind nicht immer so neu und groß wie sie zunächst, in knappste Verse geprägt, erscheinen. Aber eben diese Formung reizt zu dankbarem Verweilen und tieferem Nachsinnen. Die besten Gedichte gemahnen an Goethes Spruchdichtung. Die abstrakte Ausdrucksweise und allzu starke Komprimierung des Gedanklichen führt jedoch oft zu Paralogismen, die einem blutvolleren Dichter fremdbleiben würden und die den Leser dieser „ununterbrochenen Reihe" zu widerspruchsvoller Unterbrechung zwingen. F. M.

Ernst Krieck, Die Revolution der Wissenschaft. Ein Kapitel über Volkserziehung. *Eugen Diederichs, Jena* 1920. 60 Seiten. Brosch. 6 M.

„Die Idee der organischen Gemeinschaft ist unsere eigentliche revolutionäre Idee: sie wird uns befreien vom abstrakten Individualismus, von der Herrschaft des Mechanismus und des ‚Fortschritts'." Diesen Leitgedanken eines „Tat"-Aufsatzes des Verfassers über „Die Revolution von Innen" darf man auch als den seines hier vorliegenden Buches bezeichnen. Er ist der unbezweifelbar einmütige, klare, unanfechtbare, der die allgemach zu Bergen sich türmende Reformenliteratur dieser von Qual und Hoffnung durchzitterten Jahre kennzeichnet. Immer aber wieder überwiegt Qual die Hoffnung, weil er so ganz wirkungslos auf alles bleibt, dem er das sittliche und geistige Formgesetz diktiert, und die Hoffnung fast nichts anderes vermag, als sich im innersten aufzurichten an den starken Klängen ethischen Willens und schöpferischer Entschlüsse, am Temperament der zahlreichen publizistischen Begabungen von gediegenem Format, die — fast als einzigen Trost — unsere Not hervorgebracht hat. Und willig wird man Ernst Krieck als ihrer würdigsten eine begrüßen.

Nur will die Skepsis sich nicht schwichtigen lassen, daß dieses scheinbar so *einfache*, fast mit religiöser Gewalt sich der Vernunft bemächtigende, sich nicht will verwirklichen lassen. Es scheint das Leichteste und ist doch das Schwerste — gar nicht zu denken, wie diese allein keimkräftige Idee von dem immer noch zynischer sich ausbreitenden Schiebertum — Schiebertum in Wirtschaft, Kunst, Geist und Staat — in schamloser Weise sabotiert wird. Revolution der Wissenschaft? . . Die Revolution der Seelen muß doch wohl vorausgehen. Und eigentlich meint Ernst Krieck auch diese; ihr redet er die wärmsten, beherzigenswertesten Worte, die jedem empfohlen seien, der der Stärkung seines Glaubens an ein Weiterleben unseres Volkes bedarf.

Max Martersteig.

Julius Kühn, Der Dichter und das All. *Coburg, E. Riemann.*

Drei Vorträge Kühns behandeln grundsätzliche Einstellungen von Dichtern zu den Kategorien Zeit, Raum und Gott. Das sind nicht die einzigen „Grundformen, die dem Menschen in seinem Verhältnis zum All möglich sind", aber freilich drei der wichtigsten. Bei Stifter wird die räumlich bedingte Anschauung als die wesentliche erwiesen, bei Wilhelm von Scholz die Bedingtheit einer vorstellenden Phantasie durch die Zeit betont, und Franz Werfel erscheint vor allem — wie überall — als der Gottsucher. Diese nirgends erschöpfenden, aber in allen drei Fällen aufschlußreichen Charakteristiken erfreuen durch feines Empfinden, gebildeten Ausdruck und reichliche, gut gewählte Belegstellen. G. W.

Georg Kulka, Der Stiefbruder. Aufzeichnung und Lyrik. *Wien-Leipzig, Ed. Strache*, 1920. 10 M., Vorzugsausgabe 25 M.

Daß uns der sogenannte Expressionismus etwas zu geben hat, wissen wir. Daß ferner eine revolutionär auftretende Kunst eigenstes Wesen sozusagen potenziert darbietet, ist an sich kein Schade, da es — vom kritischen Standpunkt aus — genügt, wenn die neue Richtung einen latenten Wert hat. Die unmittelbare zeitliche Wirkung entscheidet schließlich nicht, ebensowenig darf man

aber dem großen Publikum seine Ablehnung allzusehr verargen. Auch Kulka dürfte sie erfahren. Unsere jüngste Kunst, die doch zumeist gefühlsmäßig genommen sein will, zeigt sich oft in der Form so stark vom Verstand beeinflußt, daß hier ein unheilvoller Widerspruch entsteht. Zum Ausdruck seiner seelischen Inhalte wählt man eine unverständliche Sprache, und die es auch immer bleiben muß, weil der den sprachlichen Gebilden verliehene Begriffs- und Gefühlswert durchaus nur in dem einen Gehirn des Schöpfers existiert. Selbst zwei Dichter derselben geistigen Veranlagung drücken mit denselben Worten verschiedenes aus. So kommt man schließlich zu völliger Auflösung der Sprache. Ich verwahre mich, das folgende verstehen oder nachfühlen zu können:

Und.
Erwartung.
Kraß. Selber. Übermut. Schoß.
16. Gemischt. Auftreibung. Alles.
Brodeln. All.
usw.

Kulka kann auch anderes, Gedichte sind da, die man sogar versteht, die vielleicht auch gut sind, aber er kommt in diesem Band zu keinem eignen Gesicht, das ihn von den Ausdrucksgenossen unterschiede. Die Strömung jagt dahin: viele werden getrieben, wenige nur werden sich herausringen.

C. N.

V. Loewe und *M. Stimming*, Jahresberichte der deutschen Geschichte. Jahrgang 1 (1918). *Breslau, Priebatschs Verlagsbuchhandlung*, 1920, VIII und 124 Seiten.

Dieses Werk, das in Zukunft „regelmäßig binnen Jahresfrist nach Ablauf des Berichtsjahres" erscheinen soll, knüpft bewußt an die „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft" an, die 1913 zu erscheinen aufgehört haben. Wer jemals mit diesen letzteren zu tun gehabt hat, dem werden deren offenbare Mängel nicht verborgen geblieben sein. Zahlreiche Abteilungen blieben jahrelang unbearbeitet. Der knappe Text wurde zunehmend mehr von bloßen Literaturangaben überwuchert, und man sah schließlich nicht ein, warum denn nicht zu einem Publikationsprinzip im Stile von Dahlmann-Waitz' Quellenkunde übergegangen wurde. So fanden sie schließlich überhaupt nicht mehr die Beachtung, die sie für die große Sammelarbeit, welche in ihnen aufgespeichert wurde, verdient hätten.

Die Herausgeber der jetzt vorliegenden „Jahresberichte" sind sich der zahlreichen Schäden, welche die alte Publikation aufwies, durchaus bewußt geworden. Sie haben sie in ihrem jetzigen Unternehmen dadurch zu überwinden versucht, daß sie zunächst den Gedanken sowohl der intensiven wie der extensiven Vollständigkeit aufgaben; sie beschränkten sich auf Deutschland und hielten bewußt eine *Auswahl* unter der gesamten vorliegenden Literatur. Außerdem betonten sie statt des territorialen wieder mehr das reale Einteilungsprinzip und legten Nachdruck auf das Wort: *Bericht*. Sie bemühten sich namentlich von den neuen Hauptwerken eine knappe, die wissenschaftlichen Resultate heraushebende Inhaltsangabe zu liefern.

Es braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden, welchen Schwierigkeiten derartige Grundsätze stets begegnen werden, welch bedeutende Rolle das subjektive Moment in solchem Falle zu spielen beginnt, und welche Verengung des historischen Gesichtskreises die Beschränkung auf Deutschland mit sich führen muß. Es ist darum nur zu begrüßen, wenn die Herausgeber im Vorwort ankündigen, daß sie sich für die Zukunft vorbehalten, „deutsche Mitarbeiter zur Berichterstattung über die Geschichtsliteratur der wichtigsten außerdeutschen Staaten zu gewinnen".

Die Auswahl der Werke kann man im allgemeinen wohl als eine glückliche bezeichnen. Dagegen lassen die Referate mitunter doch zu wünschen übrig. Wie in den alten Jahresberichten, so werden auch in den neuen wichtige Werke (z. B. Th. Litts „Geschichte und Leben") nur in den Fußnoten genannt, ohne daß der Text auf sie Bezug nimmt. Es geht auch nicht an, daß, wenn der Referent schon auf ein eigenes Urteil verzichtet (wie im Fall Spengler) nur eine einzige Rezension (die Tröltschs in der Hist. Ztschr.) erwähnt wird. Das Referat über die methodologischen Neuerscheinungen wirkt überhaupt besonders unbefriedigend. Vielleicht wäre für dieses Kapitel den Herausgebern anzuraten, einen historisch wie philosophisch gleichmäßig durchgebildeten Mitarbeiter zu gewinnen.

Trotz dieser Einwendungen möchte ich allen, die sich rasch über die Fortschritte der Geschichtswissenschaft auf dem Gebiete der deutschen Geschichte im Jahre 1918 unterrichten wollen, dieses Büchlein warm empfohlen haben. F. K.

Friedrich Märker, Lebensgefühl und Weltgefühl. Einführung in die Gegenwart und ihre Kunst. Mit 48 Abbildungen. *München, Delphin-Verlag*.

Unsere Neuesten meinen, die ältesten und selbstverständlichen Voraussetzungen alles Kunstdenkens zu neuen, selbstgefundenen Wahrheiten zu erheben, wenn sie die Terminologie durch eine — wie man zugeben kann, stärker durchblutete — Sprechart ersetzen und an früher zu wenig beachteten alten und vor allem an jüngsten Kunstwerken erweisen, daß Körper und Seele entweder trennbar oder, wie Märker über den Futurismus hinauslenkend meint, untrennbar sind. Solche Nachweise bedeuten nicht viel, sind leichte Gehirnakrobatik. Wer uns jetzt sagt, daß Impressionismus und Expressionismus in der bewußten Ein-

heit von Lebens- und Weltgefühl überwunden werden, und wer Cézanne und Marées ans Ende der Reihe stellt, der konstruiert nach seinen Wünschen eine Welt, die ebensoviel oder ebensowenig Daseinsrecht hat wie die alte normative Ästhetik. Das schön gedruckte, trefflich illustrierte Buch reiht sich einer schon allzugroßen Schar nahe verwandten Schriften an. G. W.

Walter Meckauer, Wesenhafte Kunst. *München, Delphin-Verlag.*

Vom Begriff der „ästhetischen Idee" ausgehend, den Kant von Baumgarten übernommen hat und der bis auf Leibniz' „ideé immédiate" zurückzuverfolgen ist, versucht Meckauer über den Umweg Lipps, Meumann und Bergson die phänomenologische Methode für die Ästhetik nutzbar zu machen. Jedes Kunstwerk hat in Bergsons Sinn mit der „verité de raison" und nicht mit der „verité de fait" zu tun; künstlerisches Schaffen hat seinen Ursprung nicht im „Spieltrieb", es ist Konzentration auf das Wesentliche nicht „Erdichtung" sondern „Verdichtung". Trotz der völlig verschiedenen Einstellung von Philosophie und Kunst gibt es ein Gemeinsames zwischen Phänomenologie und expressionistischer Kunst, das Streben beider ist in stärkerem Maße als dies bisher der Fall war, unter Ausschaltung aller unwesentlichen Begleitumstände allein auf das Wesenhafte gerichtet.

Rosa Schapire.

Xaver Meschko, Das Paradies auf Erden. Zwei Kindergeschichten. Deutsch von Mina Conrad-Eybesfeld. *Freiburg i. Br., Herder* (1920.)

Zwei Geschichten von Kindern. Ein kleiner Junge sucht das Paradies auf der Erde, wandert stracks in die Fremde und wird wieder zur Mutter heimgebracht. Und ein Findelkind lernt das Geigenspiel, das sein Lebensinhalt wird, bis ein Feind ihm die Geige im Abgrund zerschellt; als es sie holen will, wird dies sein Tod. Zart und ansprechend sind die Stücklein, gläubig möchte man sagen, aber Geschichten für Kinder sind es nicht: dazu sind sie zu wenig stofflich. Literarische Ansprüche aber darf man ebensowenig stellen: daran hindert die Mittellage des Tons, der eben halb kindlich ist und mangelnde psychologische Vertiefung. -o-

---

Kurt Erich Meurer, Der große Trost. Eine Liebesfeier in fünf Abteilungen und einem Epilog. *Hamburg* und *Berlin, Hoffmann & Campe,* 1920. Geb. 12,50 M.

Der kleine Roman kann als überzeugende Talentprobe des Prosaikers gelten. Die Liebe eines intuitiv das Leben von innen ergreifenden, kindhaften Menschen zu einer erwachenden Kinderseele, ihr Verlöschen und seine freiwillige Auflösung leuchtet in starken, eigenartigen Farben. Ein überflüssiges zwiefaches Vorspiel und ein paar teils schematisch, teils unklar hingezeichneten Nebengestalten bezeugen Anfängerschaft. G. W.

A. Miethe, Die Technik im zwanzigsten Jahrhundert. Fünfter (Ergänzungs)-Band: Bauingenieurwesen — Küstenbefeuerung — Luftbilderkundung. *Braunschweig, Georg Westermann,* 1920.

Dem großen Werke, das Miethe unter Mitwirkung vieler erster Fachleute geschaffen hat, schließt sich dieses Supplement würdig an. Wer über die im Titel genannten Sondergebiete, deren erster auch das weite Feld des Städtebau- und Siedelungswesens umfaßt, gründliche und zugleich leicht verständliche Auskunft wünscht, wird dem prächtigen, reich illustrierten Bande dafür dankbar sein. G. W.

Mynona, Die Bank der Spötter. *München, Kurt Wolff.*

Mit einer derben Humoreske setzt der dicke Band (450 Seiten) ein und entwickelt sich zu einer Rahmenerzählung, die in steiler Linie zu den Höhen des Humors hinaufsteigt, wo die Philalogie, der Gegensatz der trocknen Philologie, heimisch ist. „Humor ist die lachende oder lächelnde himmelhohe Erhabenheit, welche sich freilich verschweigt, verstellt und statt ihrer direkten Offenbarung nur das Verlachte zum Vorschein bringt", so heißt es auf Seite 55. Das Verlachte bedeutet hier die scheinbar wohlgeordnete, auf ihre Kultur stolze Gegenwart, deren Widersinn zutage tritt, wenn man diese ernsthafte Wirklichkeit nur als Windmühlen einschätzt, mit einem Idealismus, der sehend ist, nicht blind wie der des Don Quixote. Solcher Gesinnung erscheint nichts Irdisches mehr ehrwürdig, sie sitzt auf der Bank der Spötter, bildet einen Verein von lachenden Philosophen und läßt, teils erlebt teils erzählt, ihre Weltanschauung zur Tat werden. Hier lacht die Idee selbst, die Vernunft, von der höheren Realität auf die gemeine hinabblickend. „Flüchtet nur nicht aus der Sinne Schranken in die Freiheit der Gedanken! Umgekehrt! Umgekehrt! Aus der Freiheit der Gedanken in die Schranken der Sinnenwelt als Missionare der Idee einbrechen! Nicht der Idealismus, sondern dessen Feigheit vor der Realität ist abgetan." Dieser auf S. 383 f. ausgesprochene Grundgedanke wird von einigen der Episoden mehr, von anderen weniger gut verkörpert; aber schon um seinetwillen steht das Buch als die Leistung eines ungewöhnlichen Kopfes, als eine den Geist aufs angenehmste beschäftigende Lektüre fast ohne Genossen da, am ehesten der Galgen-

liederlyrik Morgensterns verwandt und der Erinnerung an den größten Vorgänger, an Lichtenberg, nicht unwert. G. W.

Arnold Neuweiler, Massenregie. Eine Studie über die Schauspielchöre, ihre Wirkung und ihre Behandlung. Mit einer Einleitung von Franz Graetzer. *Bremen, Werbezentrale Lloyd, G. m. b. H.* 4.50 M.

Das Heft des jungen, temperamentvollen Schauspielers ist kein Seitenstück zu Walther Lohmeyers trefflicher „Dramaturgie der Massen", die ihm gleich aller übrigen Literatur über seinen Gegenstand ganz gleichgültig bleibt. Er springt gegen die Mißstände der Bühne von heute an und sucht mit Hilfe der Erfahrungen, die er bei Reinhardt und dessen Massenregisseur Held gesammelt hat, das deutsche Provinztheater zum Tempel hoher Kunst zu gestalten. Wenn man überall das nötige Menschenmaterial an Art und Zahl, die nötige Zeit, die nötige Energie und den nötigen Idealismus aufbringen könnte, ließe sich nach Neuweilers Rezepten wohl der Chor im Schauspiel zu einem edleren Instrument als bisher formen; aber wann wird die goldene Aera dafür kommen? G. W.

Martin Andersen Nexö, Die Familie Frank. Roman. Berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Hermann Kij. *München, Albert Langen,* 1920. 206 Seiten.

Der Dichter der großen Romane „Pelle der Eroberer" und „Stine Menschenkind" gibt in der „Familie Frank" ein kleineres, aber nicht minder eindrucksvolles Bild vom Kleinstadtleben seiner Heimat Bornholm. Schneider Frank, ein Säufer, Pantoffelheld und Schwadronneur; Madam Frank, die grobe, gesunde Waschfrau, die das Regiment führt und den Mann auch in seinem Nebenberuf als Friseur mit ihren Waschfraufäusten drastisch vertritt; ihr Sohn Thorvald, dessen Vater natürlich nicht der impotente Schneider sondern der Brauer Dam ist, ein köstlicher Freiluft-Bengel mit frechem Maulwerk und gutem Herzen: sie sind alle mit der selbstverständlichen Sicherheit des großen Könners lebendig gemacht. Und ein Humor, der nicht erkünstelt wirkt wie etwa der einer Alice Berend, weil nicht Überlegenheit, sondern menschliche Teilnahme ihn wecken, ein teutonisch-derber Humor oft, erfüllt das Buch trotz Elend und Tod mit befreiendem Gelächter. Die naturalistische Zustandsschilderung in der Kunst mag hundertmal totgesagt werden: sie lebt, wenn ein Dichter sie auferstehen läßt. F. M.

Carl Niessen, Dramatische Darstellungen in Köln von 1526—1700 (Veröffentlichungen des Kölnischen Geschichtsvereins 3). *Köln, O. Müller,* 136 Seiten.

Auszüge aus den Akten und der sonstigen Literatur tragen in zeitlicher Folge alles zusammen, was sich über die ersten Epochen der Schauspielkunst im „deutschen Rom" erkunden läßt. Der Verfasser weiß das reiche Material mit guter Kritik zu verwerten, auch fehlt es nicht an der nötigen Hintergrundzeichnung, um die lokalen Verhältnisse in ihrer Bedingtheit durch die allgemeinen Theaterzustände jedes Zeitraums erkennen zu lassen. Nicht wenige der hier dargebotenen neuen Tatsachen reichen in ihrer Bedeutung über die Ortsgeschichte hinaus, am weitesten das gut wiedergegebene Bühnenbild der Laurentius-Aufführung von 1581. Dieses Bild ist ein deutsches Seitenstück zu dem bekannten Szenenbild des Valencienner Passionsspiels von 1547. Die Bühne des Laurentius-Spiels war ein erhöhtes Podium, rings von einem grünen Tuch umspannt, das die verschiedenen, nebeneinander aufgebauten Dekorationen umschloß. Wir sehen hier also deutlich den Übergang von der zentralen Simultanbühne des Mittelalters zur Guckkastenbühne der Gegenwart. Auch die Ausstattung weist durch das Streben nach historischer Echtheit zur neuen Zeit hinüber. Die Schrift Niessens wird schon durch diese Bilderbeigaben zu einem wichtigen, ja unentbehrlichen Dokument für alle, die sich ernsthaft mit der Bühnengeschichte befassen; nicht minder verdient sie durch ihren sonstigen Inhalt besondere Beachtung. G. W.

Ovid, Drei Bücher über die Liebeskunst und Heilmittel gegen die Liebe. Herausgegeben und übertragen von Otto M. Mittler, 10 Steinzeichnungen und 5 Vignetten von Hanns Gött. *München, Georg Müller,* 1920. 4°. In Halbpergament 200 M. in Ganzleder 400 M. und 20 % Verlagszuschlag.

Zum ersten Male erscheint das Hauptwerk des eleganten Römers in einer Verdeutschung, die den Ansprüchen an treue Wiedergabe, Stilechtheit und leichte Lesbarkeit genügt. Mittler hat alle Fähigkeiten, die seine gewiß nicht leichte Aufgabe erfordert, vollauf bewährt. Mit ungemischtem Vergnügen liest der Kenner die große Liebesfibel in dieser neuen Gestalt, deren gereimte siebenfüßige Jamben Platenscher Herkunft ein unübertreffliches Surrogat des lateinischen Hexameters bedeuten. Die Sprache ist anmutig, flüssig, reich an schlagenden Windungen moderner Färbung, immer völlig ungezwungen, so daß der Gedanke an eine Übersetzung gar nicht aufkommt. Als Probe sei aus dem zweiten Buche der Eingang der bekannten Mars-Venus-Affäre wiedergegeben:

Im ganzen Himmel spricht man noch vom niedlichen Skandale,
Wie Venus ward mit Mars ertappt vom schlauen Herrn Gemahle.
Es hatt' in toller Leidenschaft der Lenker grauser Schlachten,
Gevatter Mars, sich drauf verlegt, Frau Venus anzuschmachten.
Und Venus (keiner Göttin Herz ist weicher als das ihre)
War nicht so dumm, zu widerstehn dem strammen Grenadiere.
Des Gatten hinkendes Gestell verspottet sie ohn' Ende
Und seine von der Arbeit Müh', vom Feuer harten Hände.
Sie ahmte oft Vulcanus nach vor Mars: Das war entzückend,
Und sie dabei nicht weniger beglückend als berückend.
Im Anfang hielten alle zwei geheim die Schäferstunden
Und haben im Vergehen doch noch etwas Scham empfunden.
Doch Sol (was könnt' dem Sonnengott denn auch verborgen bleiben?)
Bracht's an den Tag. Von ihm erfuhr Vulkan der Gattin Treiben . . .

Die Einleitung Mittlers bringt das Nötige ohne alle Pedanterie, auch den richtigen Hinweis, daß der Liebhaber der Pornographie bei der „Ars amatoria" trotz ihres schlechten Rufs nicht auf seine Kosten kommt. Der Druck ist vortrefflich, die Bilder Götts zeugen von starkem, noch nicht ganz ausgereiftem Talent. G. W.

Peladan, Der Sieg des Gatten. Roman. Übertragen von Emil Schering. Mit einem Nachruf auf Peladan und einer Radierung von Point. *München, Georg Müller*, 1920. 291 Seiten. 9 M., geb. 12 M.

Aus Theodor Fontanes Leben ist mir immer jene „Strapaze" unvergeßlich, die er selbst so köstlich erzählt hat: der Besuch in Bayreuth 1889, wo er die Aufführung des „Parsifal" schon nach dem Vorspiel verläßt, körperlich und seelisch beengt von dem „schwülen Druck" der Tempel-Atmosphäre. Der Gegenpol dieses unromantischen Norddeutschen, mit dem ich auch in diesem Punkte sympathisiere, ist der verzückte Franzose Peladan, dessen gewiß nicht geringes Verdienst es heißt, in Frankreich für Wagner eingetreten zu sein. Sein Bayreuth-Erlebnis suchte er in dem Roman „Der Sieg des Gatten" zu gestalten. Er führt seine Helden auf der Hochzeitsreise nach Bayreuth, sie finden in „Tristan und Isolde" den höchsten Rausch ihrer Sinnenliebe gespiegelt und die Musik peitscht ihre erotischen Triebe zu höchster Leidenschaft. „Während ein unsichtbares Orchester und die Stimmen zweier Schatten die geheimsten Schauer der Wollust und der Liebe murmeln" („murmeln" sagt wohl nur Emil Schering), liegen sie sich im verdunkelten Zuschauerraum in den Armen. Und „Parsifal" entreißt den Gatten der Liebe, führt ihn zum „okkulten Papsttum und königlichen Mitleid".

Die Wirkung Wagnerscher Musik ist oft in Roman und Novelle benutzt worden; bei Peladan hat der Wunsch, den Franzosen eine Lektion über Wagners Werke zu geben, und die Größe seines eigenen Erlebnisses die Kunstform des Romans völlig zertrümmert. Wir erhalten einen interpretierten Textauszug, einen Kommentar, eine Hymne auf Wagner und sein Werk. Aber das alles fällt aus dem Rahmen der Erzählung ebenso heraus wie die Kapitel über Geheimwissenschaft, als deren Adept Peladan bekannt ist. Das hohe Lied der Sinnlichkeit, als das der Roman gedacht war und das auch mit leidenschaftlichen Tönen durchklingt, wird überall durch Anmerkungen in und unter dem Text gestört, so daß man zu keinem reinen Genuß des unruhigen, im Stil sehr ungleichen Werkes kommt.

Und gestört wird der deutsche Leser obendrein noch durch die Übersetzung. Strindberg hat sich vielfach anerkennend über Peladan ausgesprochen. Das ist dem Franzosen zum Verhängnis geworden, denn er hat nun auch den gleichen Emil Schering zum Dolmetsch seiner Werke bekommen, dessen Verdienste um Strindberg viel umstritten sind. Daß Schering Schwedisch kann, ist bezweifelt worden; ob er Französisch kann, müßte ein Vergleich seiner Übertragung mit Peladans Original zeigen; sicher ist, daß er nicht deutsch schreiben kann. Er bildet die unmöglichsten Partizipialkonstruktionen mit „habend", er schreibt „speite" statt „spie", er hat kein Ohr für den Mißton einer „Anmut von unvermuteten Bewegungen". Es wirkt bei solcher Sachlage erheiternd, wie eine vorweggenommene Selbstverteidigung, wenn Schering in dem sehr anfechtbaren Nachruf an Peladan sagt: „Für Peladan ist, wie für Strindberg, die Sprache immer Mittel geblieben, durch das er seine Gefühle und Gedanken ausdrückte; er hat niemals an seiner Sprache gefeilt. Die Worte sind ihm entstömt voll von Musik . . ." Wem aber die Worte nicht wie Musik entströmen, der sollte denn doch die Feile nicht verachten! F. M.

Leo Perutz, Der Marques de Bolibar. Roman. *München, Albert Langen*. Geh. 10 M., geb. 17 M.

Durch die Virtuosenleistung seines Romans „Zwischen neun und neun" hat Perutz hohe Erwartungen für sein weiteres Schaffen erregt. Das neue Werk erfüllt sie durch die glänzende Vision der spanischen Welt zur Zeit des Unabhängigkeitskampfes gegen Napoleon und durch die raffiniert erfundene Handlung. Diese deutschen Offiziere, dieser schauerliche Salignac, diese Monjita, dieser

Gerberbottich und dieser wundersam wandlungsfähige tote Marques spielen ein Schauerstück, das man nicht wieder vergißt und in dem jede Szene spannend, aufregend, rührend wirkt, ohne daß kunstwidrige Mittel angewandt würden. G. W.

Toni Rothmund, „Das stumme Klavier". Roman. *Philipp Reclam jun., Leipzig* (o. J.). 182. S.

Ein oft erprobtes Romanthema — den Kampf zwischen nüchterner Wirklichkeit und der Sehnsucht des Phantasiemenschen — variiert Toni Rothmund in der Ehegeschichte eines Pfarrers und dessen Gattin, die das Blut ihres Vaters, eines begabten, doch erfolglosen Musikers, in sich trägt. Mit vielen Frauenbüchern hat auch dieser Roman bei aller Glattheit der äußeren Form das Fehlen einer eignen Handschrift gemein. Die Sprache ist sanft „blumig", aber ohne Stoßkraft. Die romantische Stimmung, in die das Ganze getaucht ist, vermag das Unlebendige der Darstellung nicht zu verschleiern.

J. B.

Robert Riemann, Rednerschule. Die Kunst der politischen und wissenschaftlichen Rede vor der Öffentlichkeit. *Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.*

Dieses Büchelchen von hundert Seiten vermehrt die heftig aufschießende Rhetorikliteratur um ein recht lebendiges Stück. Wie schon der Untertitel sagt, behandelt der Verfasser Rede und Vortrag. Durch Berücksichtigung des Vortrags, der von der Rede doch wesentlich verschieden ist, kommt eine kleine Unsicherheit in das Buch. Dem Verfasser fehlt eine sprachkritische Unterscheidung dieser beiden nur durch das Sprechen zunächst verbundenen Arten der Mitteilung; sonst könnte er nicht Logik und Redekunst als Disziplinen nebeneinander stellen, was vollendeter Unsinn ist. Sonst aber wird in gefälliger, mehr plaudernder als systematischer Form, was bei diesem Stoffe nur günstig ist, viel Richtiges über den Redner, sein Rüstzeug und seine Arbeitsweise gesagt. Temperamentvoll durchbricht der Verfasser manche Klischees der alten Rhetorik und setzt Lebendiges und Erlebtes an die Stelle der alten Götzen des klassizierenden Formalismus. Einige etwas willkürlich gewählte, aber hübsch durchgeführte Analysen von „berühmten Rednern" leiten die Abschnitte über „Redner und Manuskript", „Wortwahl und Vortrag", „Redner und Zuhörer" aus. Selbst der in der Literatur bewanderte Lehrer und Lernende wird aus dem Buche Vorteil ziehen können.

O. E. H.

Hermann Schneider, Uhland. Leben, Dichtung, Forschung. Mit drei Bildnissen. *Berlin, Ernst Hofmann & Co.*, 1920 (= Geisteshelden, Bd. 69/70). 527 Seiten.

Das Buch ist den Manen Erich Schmidts gewidmet, der selbst Uhland eine ausführliche Lebensbeschreibung widmen wollte. Eine den Ansprüchen an wissenschaftliche Behandlung und künstlerische Darstellung genügende Uhland-Biographie haben wir bisher nicht besessen. Die umfangreicheren Lebensbeschreibungen Friedrich Notters und Emilie Uhlands waren nicht viel mehr als wertvolle Materialsammlungen; was später dazu gekommen ist, beschränkt sich auf kürzere Darstellungen vorwiegend populären Charakters. Aber ein gewaltiges Material an Monographien, die irgend eine Seite von Uhlands Wesen beleuchten, an Studien und Aufsätzen lag bereit, dazu das von Julius Hartmann herausgegebene „Tagbuch" und die große von demselben landeskundigen Gelehrten im Auftrag des Schwäbischen Schillervereins besorgte Briefsammlung in vier Bänden. So konnte der Biograph aus dem Vollen schöpfen. Drüber hinaus bot noch der in Marbach und Tübingen erwähnte handschriftliche Nachlaß reiche Gelegenheit, den Stoff, wie er bisher vorlag, wesentlich zu erweitern. Davon hat Schneider in umfassender Weise Gebrauch gemacht. Eingehend wird dem Dichter Uhland seine Stellung innerhalb der Literaturgeschichte, insbesondere der Romantik, zugewiesen, werden seine einzelnen Leistungen beurteilt und zergliedert. Die große Bedeutung, die der Verfasser den Erzeugnissen der beiden poetischen Nachsommer von 1829 und 1834 in der Entwicklungsgeschichte der Uhlandschen Lyrik zuerkennt, ist nicht überzeugend. Der Politiker Uhland, namentlich das Mitglied der württembergischen Landstände, wird mit weniger Vorliebe geschildert als der Dichter und Germanist. Es kam dem Verfasser offenbar darauf an, die Persönlichkeit seines Helden in ihren großen Zügen herauszuarbeiten. Ihre Grundzüge sind ohnehin nicht leicht zu verfehlen: bei ihm ist ja alles auf das Einfache, Aufrechte, Gerade angelegt. Ihre Grenzen und Mängel hat der Biograph richtig erkannt und sie auch deutlich auszusprechen keine Scheu getragen; die Unbefangenheit, die er sich gegen seinen durchaus nicht überschätzten Helden wahrt, ist ein Hauptvorzug von Schneiders Werk. Ein Lob muß noch der geschickten Gliederung des Stoffs und zwanglosen Kapiteleinteilung gewidmet werden: die chronologische Grundlage ist folgerichtig, aber nicht überängstlich durchgeführt. *R. Krauß.*

Franz Schuberts Briefe und Schriften. Herausgegeben von Otto Erich Deutsch. *München, Georg Müller,* 1919. 115 Seiten. Geh. 6 M., geb. 8. M.

Ein schmächtiges Bändchen nur, mit dem der unermüdliche O. E. Deutsch die Schubertfreunde beschenkt hat, enthaltend alles, was liebevoll forschender Eifer bis jetzt an Briefen, Widmungen, Tagebuchfragmenten und gelegentlichen Notizen hat zusammenbringen können, im ganzen 117 Nummern. Denn wieviel auch verloren gegangen sein oder noch ans Tageslicht kommen mag, zu einer Korrespondenz mit der großen Welt wie Mozart und Beethoven hat es Schubert bei seiner dürftigen Lebensstellung, seiner persönlichen Bescheidenheit und dem erst gegen das Ende hin wachsenden Ruhme nie gebracht. In beglückendem Freundschaftskult erschöpften sich seine Tage. Was wir an Briefen an den Bruder Ferdinand, an Schober, die beiden Hüttenbrenner, v. Spaun, Mayrhofer, Moritz von Schwind, Kupelwieser haben, offenbart das wesentliche seiner menschlichen und künstlerischen Persönlichkeit so ausreichend, daß ein Dutzend weiterer Aufzeichnungen das Bild kaum verändern würde. Ein munterer, wienerisch gefärbter, oft burschikoser Ton, wie ihn auch Schumann liebte, herrscht vor. Zwischendurch, bei längerer Abwesenheit der Freunde, Anwandlungen von Melancholie, die sich gewöhnlich in poetischen Ergüssen kundgibt. Es wird wenig kritisiert und gescholten, und von vielem, was das Musikleben der Kaiserstadt im zweiten und dritten Jahrzehnt an Ereignissen bot, etwa Beethovenschen Uraufführungen, erfahren wir so gut wie nichts. Auch über das eigene Schaffen fallen nur wenige Sätze, genug freilich, um zwischen den Zeilen Lesende nachdenklich zu stimmen. Keine Zeile verrät etwas über Schuberts Liebesleben. Eine kleine allegorische Prosaerzählung vom Jahre 1822 zeugt von dichterischer Kraft, und die beiden Schilderungen der Salzburger Reise 1825, in denen mit höchster Ehrfurcht Michael Haydns, mit keinem Worte dagegen Mozarts gedacht wird, lassen zum mindesten auf gutes Vertrautsein mit der romantischen Naturbeschreibung schließen. Betroffen und über die Ironie des Schicksals erstaunt steht man, ans Ende der Briefe gelangt, vor den letzten Worten Schuberts vom Krankenbett aus, acht Tage vor seinem Tode, an Schober: „Sey also so gut, mir in dieser verzweiflungsvollen Lage durch Lektüre zu Hülfe zu kommen. Von Cooper habe ich gelesen: den letzten Mohikaner, den Spion, den Lootsen und die Ansiedler. Solltest Du vielleicht noch was von ihm haben, so beschwöre ich Dich, mir solches bey . . . zu depositiren". Mit Indianergeschichten im Kopfe also schied der große Meister des Lieds aus dem Diesseits! — Der Herausgeber hat mit äußerster Sorgfalt seines Amtes gewaltet und sich um eine wissenschaftlich einwandfreie Wiedergabe der Originale bemüht. *A. Schering.*

Lothar Schücking. Ein Jahr auf Oesel. Beiträge zum System Ludendorff. *Berlin—Riga—Leipzig, Fritz Würtz.* („Baltische Bücherei", Bd. 41).

Ein Buch, das man mit „unnennbar schmerzlichem Gefühl" liest. Wenn wir in diesem Kriege als Eroberer Kulturaufgaben zu lösen hatten, so war es im Baltikum, wo man uns mit offenen Armen als „Befreier" begrüßte. Das „System Ludendorff" hat alles getan, um die sonderbaren Schwärmer von ihren Illusionen zu heilen. Die Schuld liegt weniger am Militarismus, als an der grundverkehrten Wirtschaftspolitik und der bureaukratischen Verwaltung, die ohne die geringste Kenntnis der sozialen und nationalen Verhältnisse nach Schema F drauflos regierte und, wenn sie es doch einmal für nötig hielt, sich belehren zu lassen, stets die am allerwenigsten dazu geeigneten Leute ausfindig zu machen wußte. „Der Preuße mißversteht den Kantschen Satz, daß das Leben so einzurichten ist, daß aus dem Einzelfalle des Handelns ein Gesetz aufgestellt werden kann, dreht ihn um und macht auf Grund einer einzelnen Übertretung oder irgendeiner unzweckmäßigen Handlung sofort ein generelles Verbotgesetz." Damit ist alles gesagt.

Arthur Luther.

Jules Siber, Paganini. Ein Roman von alten Göttern und Hexentänzen. *Berlin, Morawe & Scheffelt* (1920). Geh. 10.50 M., geb. 18 M.

Jules Siber ist ein wesensverwandter Kunstgenosse des großen Geigers, den er durch sein Buch als einen dämonisch Besessenen auf dem Hintergrund geheimnisvoller Schicksalsfügungen hinzustellen sucht. Die Vorhalle ist in so großen Maßen angelegt, daß der Hauptbau, die Virtuosenlaufbahn Paganinis, notwendig dahinter verschwindet. Das Buch sinkt von der stattlichen poetischen Höhe, der kraftvollen Erfindung der Anfangskapitel später dic in biographische Skizze hinab, kaum verschleiert durch die hinzuerfundene Gestalt des Epheben Ippolito und eine Reihe etwas gewaltsam eingefügter historischer Namen, wie Berlioz, Chopin, Liszt, Wagner, Gérard de Nerval, Georges Sand, Musset, Grillparzer, Lenau (dessen Seelenfreundin Sophie von Löwenthal übrigens weder Schauspielerin war noch ihn betrogen hat, wie S. 244 zu lesen steht). Auch die Verbindung des matten Schlusses mit dem wirklich grandiosen Eingang ist nicht gelungen; aber als Ganzes bezeugt der Roman ein ungewöhnliches Talent, das bei energischer Züchtung an dem Vorbild eines E. T. A. Hoffmann (der hier etwas gewaltsam als Gespenst heraufbeschworen wird) noch reiche Frucht tragen kann. G. W

Richard Vieweg, Robert Prechtls Alkestis und ihr griechisches Urbild. *Berlin, Boll & Pickardt.*

Das edle Drama Prechtls gibt dem Verfasser Anlaß, von Bedeutung, Geschichte und dichterischen Verkörperungen der Alkestis-Sage zu sprechen, in erster Linie von dem umstrittenen angeblichen Satyrdrama der Euripides. Er vergleicht dessen Stoff und Tendenz mit der Prechtlschen „Alkestis" und zeigt das hohe Wollen und die tiefe Wirkung der modernen Dichtung. Ihre Eigenart gegenüber dem Griechen wäre auch noch an formalen Eigenschaften (abgesehen von dem Chor) nachzuweisen gewesen; aber auch ohne dies erfüllt die kleine Schrift ihren Hauptzweck: den selbständigen Wert der Prechtlschen Alkstis überzeugend darzutun. A—s.

Hermann Wagner, Schießl. Der Roman eines Gauners. *Berlin, Egon Fleischel & Co.* 6 M.

Hermann Wagners „Schießl" ist ein Vorläufer des Schieber- und Gewinnertyps unserer glorreichen Tage. Der Geschäftsgeist dieses fabelhaft „tüchtigen" jungen Mannes, der Tüchtigkeit allerdings nur im Hineinlegen weniger gerissener Mitmenschen erblickt, kennt keinerlei Hemmungen. Als unehelicher Sohn eines Millionärs geboren, beginnt Schießl seine Laufbahn mit einer geschickten Anklage gegen den Kapitalismus, um freilich bald in der Sehnsucht nach den Vorzügen dieses Kapitalismus die stärkste Triebfeder seiner nicht immer einwandfreien, doch stets erfolggekrönten Handlungen zu finden. Wagner versteht es, die Lebensgeschichte dieses Glücksritters und Erfolgjägers unterhaltsam zu erzählen, wenn es ihm auch nicht durchwegs gelingen will, uns das Typische eines Menschenschlages in der wärmeren Atmosphäre eines Einzelschicksals näherzubringen. Schießls „typische" Eigenschaften funktionieren dafür allzu präzis und lückenlos; und während der Verfasser mit bemerkenswerter Geradlinigkeit auf sein Ziel lossteuert, sehnen wir uns mitunter nach den kleinen Unzulänglichkeiten und Überraschungen, wie sie, gegenüber der frostigeren Planmäßigkeit des Typs, die unberechenbare „Persönlichkeit" mit sich bringt. *Julius Berstl.*

Conrad Wandrey, Theodor Fontane, *München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung*, 1919. VII, 412 Seiten.

Conrad Wandrey tritt durch sein Werk über Fontane in die vorderste Reihe der deutschen Literarhistoriker. Er gibt keine Biographie mit allen erkundbaren Einzeltatsachen, er stellt die Fragen nach Quellen und Anlässen der Werke weit zurück, er hält nicht einmal die chronologische Folge ihrer Behandlung ein, alles Kennzeichen, daß ihm unwichtig erscheint, was in den letzten Jahrzehnten wichtigster Zweck ähnlicher Darstellungen war. Dagegen gibt er uns das Bild der Persönlichkeit, ihres äußeren und inneren Wachsens bis zu der spät entfalteten, zuletzt abwelkenden Blüte der epischen Prosawerke, zeigt ihr Wesen und Werden jedesmal von der gerade erstiegenen Stufe des künstlerischen Könnens und Wollens bedingt und schreibt so die Geschichte des Autors an der Hand sorgsamer und gesicherter Erkenntnisse, die nicht aus dem Zufälligen der jeweiligen äußeren Umstände sondern aus der Stilwelt der Dichtungen gewonnen werden. Diese scharfe Analyse erinnert an die Methoden guter französischer Kritiker und erscheint, in dieser Ausdehnung angewandt, für Deutschland neu. Sie verleiht dem Leser die angenehme Sicherheit, auf dem Boden methodisch gesicherter Ergebnisse zu stehen, sogar dort, wo das Urteil nicht solche dokumentarische Gewähr besitzt. Auch wenn im einzelnen zu widersprechen ist, regt Wandrey auf jeder Seite den Freund Fontanes aufs lebhafteste an und zeigt ihm den Trefflichen, ohne ihn zu vergöttern, in dem Lichte, das die Gegenwart auf ihn wirft. Die Gegenwart bedeutet hier diejenige Kunstwelt, die um Stefan George in immer erweiterten Kreisen sich gebildet hat. Die Persönlichkeit als das nicht mehr erklärbare oder zerlegbare Urphänomen steht im Mittelpunkt, bestrahlt von den wechselnden Lichtern des persönlichen und allgemeinen Geschehens. Hier tritt an die Stelle der konventionellen Meinung, Fontane sei ein Schilderer bürgerlichen Kleinlebens gewesen, die richtigere Anschauung eines Epikers großen Stils, wenn man nämlich unter großem Stil die erfüllte Absicht versteht, Höhen und Tiefen des Menschenseins im Kunstwerk zu erfassen. Und so leitet dieses schöne Buch, überall vom Menschlichen im Kunstwerk ausgehend, immer dorthin zurück. Daher die warme, lebensvolle Schreibweise, die sogar von den Anmerkungen und der Bibliographie die Leichenstarre solcher Zugaben fernhält. Wir weisen mit besonderer Freude auf dieses erste große Werk Wandreys hin und sehen mit hochgespannten Erwartungen den folgenden entgegen. G. W.

Felix Weltsch, Gnade und Freiheit. Untersuchungen zum Problem des schöpferischen Willens in Religion und Ethik. *München, Kurt Wolff* (1920). 155 S.

Die bei der ersten Einmischung rationellen Denkens in die Sphären religiöser Empfindungen und Erlebnisse sich aufwerfende Frage: ob Transzendenz oder Immanenz — die durch die Entwicklung allen Seelentums, insbesondere aber des abendländischen, als Problem den gesamten Boden sittlicher und religiöser Produktivität befruchtet, im künstlerischen Schaffen zu den reinsten Schauungen und Gestaltungen gelangt: als Wille zum

Wert, als Wille zur Schöpfung der großen „Gleichnisse" — sie ist hier unter den beiden religiös zu verstehenden Begriffen „Gnade" oder „Freiheit" von einem dogmatisch gänzlich freien und philosophisch untergründeten Standpunkt aus behandelt und beleuchtet.

Der Verfasser gehört zum Kreise der unter Führung Kurt Hillers vereinigten „Aktivisten". Seine Hinneigung zur Gottsetzung aus der menschlichen Freiheit heraus, aus dem *Können*, also aus der eingeborenen Wirklichkeit unserer Seele, ist unverkennbar; aber er ist weit entfernt von der luziferischen Überhebung seiner Genossen und neigt deutlicher noch als Ernst Bloch im „Geiste der Utopie" (Vergl. XI. Jahrgang, Spalte 18) zur Auchberechtigung der Gnadenerfahrung, der transzendentalen Religiosität. Das ist ein verheißungsvolles Anzeichen allmählicher Beruhigung der hochgepeitschten Wellen im aktivistischen Strom. Auch das mystische Erlebnis wird seiner ekstatischen Verschleierungen entkleidet und sein Wiedereinfließen in den „Gnadenborn" nicht als Abfall, sondern als Auswirkung metaphysischer Inhalte der Seele gedeutet: „Demut ist überhaupt nicht nur eine den Gnadengläubigen zukommende Eigenschaft. Auch der Freiheitsgläubige ist demütig, aber nicht wie der Gnadengläubige vor der vollendeten Wirklichkeit des Seins — sondern vor der unendlichen Aufgabe des Werdens." Das ist eine Formel, geeignet, die Versöhnung herbeizuführen, die unentbehrlich ist, wenn religiöse Erneuerung möglich sein soll als Grundlage einer aufzubauenden seelisch erfüllten Kultur.

Wem an diesem Aufbau liegt, der soll an diesem Buche nicht vorüber gehen!

Max Martersteig.

Johann Karl Wezel, Herrmann und Ulrike. Ein Roman. Herausgegeben und eingeleitet von Karl Georg von Maaßen. *München, Georg Müller*, 1920.

Karl Georg von Maaßen gibt seiner Ausgabe von „Herrmann und Ulrike" ein Vorwort mit, dessen ungewöhnlicher Enthusiasmus berechtigt bleibt. Er schlägt diesen großen und breiten Roman zum wahren deutschen Nationalroman, ohne daß man zum positiven Widerspruch gereizt zu werden vermöchte.

Die Wende des 18. Jahrhunderts ist mit diesem Werke wahrhaft dichterisch und wirklich glaubhaft, das deutsche Wesen geistiger Verfassung und künstlerischer Prägung endgültig gesehen und gepackt. Sehnsucht, Erziehung, Zustände und Stände, Verhältnisse und Gehalt, Wesen und Erscheinung, Natur und Gesellschaft alles, ist Fabel geworden und unterhaltsame Belehrung. Die Menschen sind Produkt ihrer Umwelt, und ihre Umwelt ist ebenso Produkt der schöpferischen Phantasie, wie sie die Auswirkung allgemeingültigen, menschlichen Willens bleibt. Die Menschen und die Welt sind zu einem Organismus verwoben, dessen Dasein uns zu lebendigen Zeugen seiner Berechtigung zwingt.

Mir erscheint dieser Roman ein weltlicher Bruder der Gotthelfschen Muse. An Stelle der bäuerlichen Muskulatur ein höfischer Nerv; an Stelle rechtschaffnen Dialogs über Gottes prächtige Führung elegante geist- und gefühlreiche Skeptizismen an der Ordnung der Dinge — beiden gemein: großes schöpferisches Gemüt, deutsche, arische Kraft einer gesunden, praktischen Weltanschauung. Ein schließlicher Optimismus, der Lehre, Zeitranküne, Geist, Geschmack durchdringt und überwindet mit persönlichem Temperament und tiefnotwendiger Eigenart. Herrmann und Ulrike, zwei Menschenschicksale, lösen sich, werden gelöst aus Verpflichtung eingeborenen Milieus, um sich schließlich als freie Menschen zu gehören. Erleben die Freiheit ihrer Liebe als eine Art gesitteter Langeweile und bekennen sich durch ihre Lebensarbeit und ihr Dienen zu dem höheren Gesetz von der Verpflichtung an das überall dienende Ganze. Diese Bindung der Gesinnung gibt neue Freiheit des Herzens: als geruhsame Bürger dieser Erkenntnis rundet ihre Gemeinsamkeit dort, wo ihre Lebenswanderung begann. Die Legende von der Unruhe der Sehnsucht, der das Ziel nichts, der Weg aber das Leben und somit alles bedeutet ...

Hanns Johst.

Meir Wiener, Messias. Drei Dichtungen. *Wien und Berlin, R. Lövit*, 1920. Geb. 10 M.

Meir Wiener, ein homo novus in der Literatur, widmet diese seine lyrischen Epen „in Verehrung Martin Buber". Damit kennzeichnet der Dichter sie programmatisch. Sie reihen sich jenen Versuchen an, den alten Geist des Volkes Juda zu einem neuen völkischen Bewußtsein der in der Diasprora Zerstreuten erblühen zu lassen. Der Dichter hat auf die mittelalterliche Poesie seines Volkes zurückgegriffen und seine Sprache und Art wohl auch nach diesen Mustern geformt. Ohne Kenntnis dieser Vorbilder ist es schwer zu sagen, ob hier nur Kopie oder eigener Ausdrucksstil vorliegt. Diese drei ekstatischen Epen zeigen die der jüdischen Dichtkunst stets eigene Mischung von Erzählung und Lyrik und hinterlassen jedenfalls, nur für sich genommen, einen starken Eindruck. Zwei Helden aus dem jüdischen Mittelalter, die messianischen Schwärmer Diego Pires und Josef della Reina, werden in ihrem ekstatischen Gott-Leiden vorgeführt. Dazu kommt ein aufgewühlter Dialog zwischen Herodes und einem Heiligen Baba ben Buta, der den nichtjüdischen Leser zunächst am meisten fesselt und ihm am meisten sagt, weil er hier wenigstens nicht vor dem absolut Neuen eines fremden Stoffes und ungewohnter Symbolik steht. Jedenfalls arbeitet hier ein ernster künstlerischer Wille, verschüttete Schätze dem historischen und ethischen Bewußtsein der Zeitgenossen neu zu

erschließen, und man darf eindringlich auf diesen Meir Wiener, der auch eine dem Unternehmen nach schon wertvolle Sammelreihe von Übersetzungen „Die geistliche Lyrik der Juden" ankündigt, aufmerksam machen. O. E. H.

Der dramatische Wille. (Bisher sieben Bände im Umfang von je 30—50 Seiten.) *Potsdam, Gustav Kiepenheuer.*

Die kleinen Bände dieser Dramen-Sammlung eint zunächst etwas Äußerliches: der Text wird in ihnen fortlaufend gedruckt, ohne die sonst bei Dramen üblichen Absätze. Die Werke sollen dadurch „lesbar wie ein Roman" werden, ihr Ziel ist „das Buchdrama als selbständiges menschliches und künstlerisches Dokument, nicht wie bisher als reines Schema für Aufführungen". Ohne hier die alten Probleme des „Buchdramas" aufs neue zu erörtern: diese auch äußerliche Vermischung der poetischen Gattungen unterstreicht die chaotische Grundstimmung der modernsten Dichtung, wie sie in den vorliegenden Werken von Rubiner, Toller, Goll zum Ausdruck kommt. Die innere Einheit des „dramatischen Willens" ist das Streben der Dichter, wesentlich zu werden, sich aus der Enge der Dinge in die Reinheit des Absoluten aufzuschwingen. Der Weg, wie er sich in Komposition und Sprachstil ihrer Werke äußert, ist im einzelnen sehr unterschiedlich. André Gide mit seiner „Bathseba", einem „dramatischen Gedicht in drei Monologen", bleibt ganz lyrisch. Der junge Schweizer Hans Ganz gibt in seinem Schauspiel „Der Lehrling" naturalistische Milieuschilderung als Hintergrund für die lyrischen Ekstasen seines „Helden". Und Iwan Goll versucht in den zwei Possen „Die Unsterblichen" mit Mitteln der Groteske das neue „enorme" Drama zu gestalten, wie er es in der programmatisch für die ganze Gattung nicht unwichtigen Vorrede fordert. Ein Wille, das muß man zugestehen, ist in allen Werken offenbar, aber sie sind nicht Tat eines Willens, sondern das Wollen selbst, sind unausgereift, im Wachstum erstarrt, sind nicht Dichtungsprodukt, sondern Dichtungsprozeß. Alfred Wolfenstein schrieb einmal:

„Musik nicht will ich machen, sondern schreiten
Und zeigen meine Schritte . . ."

Das könnte Motto für den „dramatischen Willen" sein, ja für die jüngste Dichtung, jüngste Kunst überhaupt, die nicht Musik machen, nicht die Harmonie des gestalteten Werkes geben, sondern ihre Schritte zeigen, ihren Willen offenbaren will und darum jede Skizze, jeden Bleistiftstrich, jede Szene, jeden Schrei der Welt mitteilen zu müssen glaubt. Alle diese Äußerungen haben nur Bedeutung als Material für die Erkenntnis der Geistesstruktur unserer Zeit. Und solche Bedeutung hat auch „Der dramatische Wille". F. M.

Paul Zech, Das Terzett der Sterne. Ein Bekenntnis in drei Stationen. *München, Kurt Wolff,* 1920.

Sechsunddreißig Sonette in drei Teilen: „Der Sprung aus dem Käfig", „Ländliche Inbrunst" und „Die Erhebung" bewahren lyrisch das Kriegserlebnis Zechs auf, wie das „Grab der Welt" es episch zu fassen suchte. Ein leiser epischer Zug geht auch durch diese drei Stationen: sie sind das Epos einer Seele, die im Kriege verzweifelt, vor der Größe und Ruhe der Landschaft neuen Halt und neue Kraft gewinnt und zu einem neuen Kampf um Gott auszieht. Die „Maske Tier" wird abgerissen, ein sucherischer, um eine Religion der Liebe ringender Geist offenbar gemacht.

Diese gehaltliche Linie könnte leicht dazu verleiten, Zech zu den unerträglich gewordenen „Sei Mensch"-Literaten zu tun. Doch dieser Paul Zech ist kein Literat, sondern ein Gestalter, und dazu ein Künstler; ein Könner, dessen Verse oft eine staunenswerte Endgültigkeit der Diktion haben. Was mag da für eine Arbeit dahinterstecken! Das kann nur Produkt einer außergewöhnlichen Zucht sein, Endergebnis arbeitsreicher Jahre sprachlicher Bemühung und stilistischer Selbsterziehung.

Zech handhabt das Sonett frei. Er verzichtet auf den vierfachen Reim, erweitert und lockert die Gleichmäßigkeit der Reihen auf. So schafft er sich eine Form, die dem Rhythmus des eigenen Stiles und der Melodie seiner Sprache weniger starr entgegensteht und auch dem Gehaltlichen und Ideelichen eine, oft fast pointenhafte (im guten Sinne) Isolierung in einzelnen Phrasen oder Worten gestattet. Dem Dichter gelingen so Prägungen, die man nicht wieder vergessen kann, und das ihm eigne Format eines großen Pathos vermag sich weiter und ungezwungener auszubreiten, als dies im reinen Sonett geschehen könnte.

Man gönnt diesem außerordentlichen Buche das schöne Gewand des Drugulin-Druckes und stellt es in das Rück, in dem die Bücher stehen, die man in die Hand nimmt, wenn einem die Jammerhaftigkeit des Lebens (und die Stümperhaftigkeit zahlreicher Generationsgenossen) unerträglich wird.

O. E. H.

Kleine Mitteilungen.

In eigner Sache.

Herr Schering hat in Heft 1 dieser Zeitschrift (Beiblatt, S. 22) ein Buch von mir „besprochen", und zum Beweis dafür, daß an demselben kein gutes Haar sei, 5 Punkte hervorgehoben, die ich beantworten will.

1. Eine „*Meisterung* des an sich schönen und ergiebigen Themas" war von mir in keiner Weise

beabsichtigt. Herr Schering hätte nur den Titel *genau* bezeichnen und die wenigen Zeilen des Vorworts lesen sollen, um zu erkennen, worauf ich hinaus wollte. Indem ich zu dem Haupttitel „Die Kriegsmusik der Klassiker und Romantiker" den Untertitel „Aufsätze zur vaterländischen Musikgeschichte als *Zeitbild* zusammengestellt" fügte und im Vorwort ausdrücklich betonte, daß alle diese während des Krieges in freier Folge geschriebenen Kapitel *unverändert* belassen wurden, um den Charakter des „Zeitbildes" nicht zu zerstören — schloß ich ein systematisches Lehrbuch aus. Vielleicht versucht Herr Schering an einem solchen „schriftstellerische Kraft und wissenschaftlichen Weitblick", mit denen es allerdings bedenklich aussieht. Denn wer

2. Methfessel, Lindpaintner und gar Abt unter die „Klassiker und Romantiker" zu zählen scheint, die mein alter Musiklehrer nur „Syrup-Fritzen" nannte, dem kann man nur mit einem gewissen Mißtrauen entgegenkommen.

3. Ob „Bach und der Krieg" das „übelste Gartenlaubefeuilleton" streift, wäre näher zu prüfen. Der Chefredakteur der Vossischen Zeitung, in der der Aufsatz erschien, hat es offenbar nicht dafür gehalten.

4. Herrn Scherings Nationalgefühl kenne ich ebensowenig wie seine Person; mir soll er mein vaterländisches Herz, das ich für ein solches „Zeitbild" als notwendig erachte, nicht rauben. Die Bayreuther Blätter, die Konservative Monatsschrift, die Tägliche Rundschau (die alle auch den Titel meines Buches vollständig zitieren) haben das, was ich wollte, besser verstanden.

5. Das Köstlichste ist die von Herrn Schering festgestellte, von mir aber nicht erkannte „Beeinflussung" Schumanns durch Meyerbeer. Schumann, dessen Ansicht über diesen ja bekannt sein dürfte, hätte sich eher die Hand abhauen lassen, ehe er etwas an Meyerbeer Gemahnendes niedergeschrieben hätte. In dem Falle des „Soldatenliedes" aber hätte er durch eine Art Hellseherei erfahren müssen, daß im Schreibtisch Meyerbeers ein 1814 komponiertes Singspiel „Das Brandenburger Thor" lag; er hätte in dem glücklichen Jahr seines Brautstandes (1840) Clara und die „Myrthen" verlassen und nach Berlin per Extrapost fahren müssen, um für sein „Ach wenn es der König nur wüßt" einen „Anklang" zu suchen. Hätte Herr Schering genauer hingesehen und dabei ermittelt, daß das Meyerbeersche Lied *zum ersten Male* 1919 in meinem Buch zum Abdruck gelangte, so wäre ihm diese Entgleisung nicht passiert. Die freundlichen Leser mögen daraus ihre Schlüsse ziehen, wie Herr Schering Bücher, die ihm zur Besprechung anvertraut werden, liest.

Leopold Hirschberg.

„Widerspruch und Schmeichelei machen beide ein schlechtes Gespräch". (Goethe, Sprüche.)

Schering.

Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz. Der im Februar 1921 gegründete Verein bezweckt, Schöpfer und Besitzer des schönen Buches zu nähern und gegenseitig zu fördern. Um das zu erreichen, veranstaltet die Gesellschaft Ausstellungen, Vorträge, Vorlesungen, Preisausschreiben und erteilt Auskünfte, die sich auf das gute und wertvolle Buch beziehen. Sie gibt ferner mustergültige Druckwerke heraus, die als ordentliche Veröffentlichungen — als Vereinsjahresgabe — den Mitgliedern unentgeltlich, als außerordentliche Veröffentlichungen zu einem Vorzugspreise überlassen werden. Satzungsgemäß ist ein Zehntel der Jahreseinnahme aus den Mitgliedsbeiträgen (neben freiwilligen Spenden) zur Unterstützung eines Schriftstellers zu verwenden. Der Jahresbeitrag beträgt 100 Mark; nach dem 30. Juni 1921 Eintretende zahlen eine Aufnahmegebühr von 50 Mark. Die Mitgliedschaft ist nicht an örtliche Grenzen gebunden. Dem geschäftsführenden Ausschuß gehören u. a. an: Dr. med. *Kurt Ochsenius* als 1. Vorsitzender, Prof. Dr. *Albert Soergel* als wissenschaftlicher Leiter, Buchhändler *Hans Hartmann* als Schriftführer. Die Zahl der Mitglieder beträgt zur Zeit bereits gegen 140. Mit einer eindrucksreichen Morgenfeier, die Dichtungen aus jüngster Zeit vermittelte, trat die Gesellschaft am 17. April an die Öffentlichkeit. Sie plant für den Winter 1921/22 neben der Veröffentlichung einer ersten Jahresgabe u. a. eine Ausstellung „Das schöne Buch" aus dem Besitze der Mitglieder, einen Spitteler-Abend, eine Wedekind-Vorlesung, einen Autorenabend, an dem Franz Werfel aus gedruckten und ungedruckten Dichtungen vorlesen soll, Vorträge über dichterischen Expressionismus und bibliophile Sonderfragen. Die Geschäftsstelle befindet sich bei Herrn Buchhändler *Hans Hartmann, Chemnitz, Markt, Neues Rathaus.*

Kortums Jobsiade und Niebergall's „Der tolle Hund". Es ist bekannt, einen wie großen Einfluß des Arztes *Kortum* (1745—1824) komische Dichtung in Knittelversen ausgeübt hat. Darüber existieren sicherlich genaue Untersuchungen. Ich möchte aber nicht verfehlen, darauf hinzuweisen, daß das 14. Kapitel des ersten Teiles, „welches die Kopei enthält von einem Briefe, welchen nebst vielen andern der Student Hieronimus an seine Eltern schreiben thät" und das 15te, das die Antwort „des alten Senator Jobs auf vorgemeldeten Brief" enthält, sicherlich *Niebergall* vor-

geschwebt hat in „Des Burschen Heimkehr oder Der tolle Hund", der zuerst 1837 erschien. Wie ich der Ausgabe von *Karl Noack* (Darmstadt 1915) entnehme, hat der noch in Gießen entstandene erste Entwurf „sich wohl mehr an die Jobsiade" angelehnt. Daß die endgültige Fassung in dem Brief aus „Gießen, den 8ten October" ebenfalls noch stark beeinflußt ist, zeigen verschiedene Stellen an, die ich nach *Bobertag* und nach *Noack* zitiere. Zu der Geschichte mit dem Koffer (S. 22) vergleiche die Verse 1330 und 1457; die verlorenen Hefte (S. 23), dazu: Vers 1317, sowie 1476 und 1480.

Erich Ebstein.

Der verjüngte Reclam. In einem halben Jahrhundert ist Reclams Universal-Bibliothek zu einem gewaltigen Baume mit mehr als 6000 Blüten emporgediehen. Die Wurzeln strecken sich durch die Oberflächenschichten leichter Tagesware und den Humus gesunder, volkstümlicher Geistesnahrung hinab bis zu dem Urgestein ewiger Dichtung, strenger Wissenschaft. Jene Oberschicht, die von höherem Standpunkt entbehrliche und doch tatsächlich für Sein und Wachstum der Sammlung unentbehrliche, erscheint heute schon in ihren ältesten Bestandteilen verwittert, zu Schutt und Staub zerfallen; aber eine begreifliche Pietät hat ihr immer noch das Daseinsrecht gegönnt. Nun aber geht es ans Aufräumen: die entwerteten Nummern werden durch neue ersetzt. Und es trifft sich gut, daß als Ersatzleute die lebensfrischen Hauptwerke Anzengrubers, Storms und Kellers zuerst einrücken, die nun in stattlicher Reihe endlich die ihnen gebührende Stelle in der Universal-Bibliothek erhalten. Wir wünschen den Leitern des großen volkstümlichen Unternehmens Glück zu dem gefaßten Entschluß und zu seiner so gut einsetzenden Ausführung.

Musterdrucke von Ernst Engel in Offenbach. Der Sinn für die innere Form, die einer typographischen Werkverkörperung ihre bestimmte Buchprägung gibt, ist das Geheimnis der kleinen Drucke eines Mannes, der mehr mit seinen Arbeiten als mit seinem Namen bekannt geworden ist und der auch keinen Wert darauf legt, aus den befriedeten Bezirken seiner Werkstätten in den Streit des Tages hervorzutreten, des Herrn *Ernst Engel* in Offenbach am Main, wo er der Buchdruckerwerkstatt der technischen Lehranstalten und der Hausdruckerei der Schriftgießerei von Gebrüder Klingspor vorsteht. Unter den kleinen Köstlichkeiten, die er seinen Schülern und sich selbst zu eigenem Nutzen und Vergnügen geschaffen hat, seien von früheren Musterdrucken hervorgehoben: *Kant, von der Macht des Gemütes [1909], Goethe, Prometheus [1910], Luther, Sendbrief vom Dolmetschen]1911], Goethe, Sonette [1912.], Mörike, Märchen vom sichern Mann [1913], St. Pierre, Le Café de Surate [1913].* Die fünf Kriegsjahre unterbrachen auch das Fortschreiten der Reihe, erst 1919 konnte Herr Engel dem letztgenannten Druck von 1913 einen weiteren folgen lassen, das schöne Fragment *Hölderlins: Der Rhein,* dem sich in diesem Jahre des gleichen Dichters „*Gesang der Deutschen*" anschließt. Was allen diesen auch in ihren Einbänden von ihrem Urheber bedachtsam ausgestalteten dünnen Heften ihren höchsten Wert gibt, liegt neben ihren ästhetischen und technischen Vorzügen in ihrer Innerlichkeit, in der Art, in der jedesmal das typographische Problem von einem Manne individualisiert wurde, dem seine Arbeit die persönliche Auseinandersetzung mit einem Kunstwerke war, das ihn ergriffen hatte. Die Büchlein sind entstanden als Druckproben in Lehrgängen, sie sind in ganz geringen Auflagenhöhen (30—40 Abzüge) hergestellt worden, gewissermaßen Künstlerabzüge, und (was, um unnützen Anfragen vorzubeugen, vermerkt sei) weder verkäuflich noch „verschenklich". Das feinsinnige und geistreiche Durchdringen des Stofflichen zeigt sich bereits in der Wahl der Aufgaben, die sie zur Lösung bringen. Die Druckvorlagen sind so gewählt, daß sie ein bedeutendes Werk des Schrifttums, das einen geringen Umfang hat, wiedergeben. Dabei ist dann die Wahl, ohne sich abseits von den Hauptwegen der Schrifttumsgeschichte zu halten, auf hervorragende Werke gefallen, die, immerhin merkwürdig genug, sonst in schönen Neudrucken nicht vorliegen. Das schaltete Anlehnungen und Nachahmungen aus, wie es auch bestimmte Vergleichungen mit anderen schon vorhandenen Ausgaben ausschließt. (Nebenbei vermerkt: die „Dublettenmacherei" der Verleger hat doch gelegentlich der Art der Drucklegung eines eben gedruckten Werkes insofern geschadet, als der neue Druck mit Gewalt anders werden sollte als sein unmittelbarer Vorgänger.) Vor allem aber ließ die überlegte, verständnisvolle Bücherwahl der typographischen Charakterisierungskunst einen freien Spielraum, und nicht zum wenigsten dieser ihrer psychologischen Meisterschaft wegen sollten die Engelschen Musterdrucke auch einmal in der „Zeitschrift für Bücherfreunde" rühmend vermerkt werden.

G. A. E. B.

Colard Mansion, der Genosse Caxtons. In der englischen bibliographischen Gesellschaft sprach am 22. März Seymour de Ricci über Colard Mansion, den Genossen Caxtons, der zu Brügge um 1475—1484 druckte. De Ricci versuchte mehr, Probleme zu erheben als Informationen über Mansion zu geben, dessen Werk schon vor mehr als

einem Jahrhundert von Josef van Praet untersucht worden war. Van Praets Sammlung von Mansions Drucken ging hauptsächlich in die Bibliothèque nationale, die Exemplare aller seiner bekannten Drucke, ungefähr 25 an der Zahl, besitzt. Im ganzen sind überhaupt nur 75 Exemplare der 25 Drucke Mansions bekannt, so daß sie wohl die seltensten ihrer Art sind. Mansion war aber auch nicht allein Buchdrucker, sondern auch Buchschreiber; außerdem illuminierte er und trieb Kupferstecherei, ließ aber auch für sich von andern stechen. De Ricci unterschied vier Ausgaben des Boccaccio, in deren letzten drei fortschreitend mehr Platz für Illustrationen freigelassen war; in drei erhaltenen Exemplaren sieht man Kupferstiche auf dem freien Raum. De Ricci erwähnte auch Beziehungen Mansions zur Picardie. Der Name findet sich in frühen Zeiten ebenso in Amiens wie in Brügge. Colard Mansion war bekannt als Schreiber eines Manuskriptes zu Abbeville (uns aus dem Weltkrieg leider zu wohl bekannt!) bei Amiens; und es ist möglich, daß er etwas mit den drei 1486—1487 zu Abbeville gedruckten schönen Ausgaben zu tun hatte; denn um diese Zeit ist er von Brügge entflohen. Was die Beziehungen Colard Mansions zu Caxton, dem ältesten englischen Drucker, betrifft, so war er wohl eher Caxtons Schüler als sein Meister. M.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Joseph Baer & Co. in *Frankfurt a. M.* Frankfurter Bücherfreund, 14. Jahrg., Heft 1/2: Leo Baer, Die Nonne Guda, eine Miniaturmalerin des 12. Jahrhunderts. Mit 2 Tafeln. — Codices manu scripti saec. IX ad XIX 242 Nrn. mit 31 Tafeln. Incunabula xylographica Nr. 243 bis 260 mit 7 Tafeln und 2 Textabbildungen.

S. Martin Fraenkel in *Berlin W 35.* Nr. 12. Ältere französische und deutsche Erotik. 216 Nrn.

Oskar Gerschel in *Stuttgart.* Der Bücherkasten. Jahrg. VII. Nr. 1. 896 Nrn.

Gilhofer & Ranschburg in *Wien I.* Anzeiger Nr. 117. Seltene und wertvolle Bücher des 15.—19. Jahrhunderts — Manuskripte und Miniaturen des 12.—15. Jahrhunderts. 854 Nrn. mit zahlreichen Tafeln. — Nr. 138. Schöne Bücher des 19. und 20. Jahrhunderts in schönen Einbänden. 638 Nrn.

Otto Harrassowitz in *Leipzig.* Nr. 388. Illustrierte Bücher — Schöne Einbände. 357 Nrn.

F. W. Haschke in *Leipzig.* Nr. 8. Von Menzel bis Meid. Graphische Originalarbeiten 802 Nrn.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig.* Nr. 484. Deutschland I. Allgemeine Werke mit Hilfswissenschaften. 1399 Nrn. — Nr. 485. Deutschland II. Spezielle und Lokalgeschichte. I. Preußen. 1316 Nrn. — Nr. 487. Manuskripte vom Mittelalter bis zum XVI. Jahrhundert — Einzel-Miniaturen — Orientalische Manuskripte und Malereien. 360 Nrn. mit 12 Tafeln. — Nr. 488. Ägypten, Abessinien und Nubien. 450 Nrn. — Nr. 489. Archäologie des klassischen Altertums und klassische Philologie 705 Nrn. — Nr. 490. Orientalia 1093 Nrn. — Nr. 491. Architektur. 1113 Nrn.

Franz Richard Holbach in *Berleburg i. Westf.* Anzeiger Nr. 1. 628 Nrn.

Holstein & Puppel in *Berlin W 15.* Nr. 1. Bildnisse. 4165 Nrn.

Rudolf Hönisch in *Leipzig.* Nr. 17. Literatur — Geschichte — Kunst. 1742 Nrn.

Robert Jahn in *Leipzig.* Nr. 9. Deutsche Literatur. 581 Nrn.

Franz Leuwer in *Bremen.* Das schöne Buch, mit einem Vorwort von Emil Waldmann. 636 Nrn.

Lipsius & Tischer in *Kiel.* Nr. 52. Vermischtes. 2522 Nrn.

Alfred Lorentz in *Leipzig.* Nr. 256. Das schöne Buch. 359 Nrn.

Markert & Petters in *Leipzig.* Nr. 17. Genealogie III: Memoiren — Biographien — Tagebücher — Briefwechsel. 1893 Nrn.

Friedrich Müller in *München.* 7. Gelegenheits-Angebot. 487 Nrn.

Ed. Nahr in *Kiel.* Nr. 2. Französische Literatur und illustrierte Werke, vornehmlich des 17. bis 19. Jahrhunderts — Vermischtes. 1533 Nrn.

Martinus Nijhoff im *Haag.* Nr. 463. Schöne Künste II: Malerei, Zeichnung, Kupferstich. Nr. 668—1309.

Oskar Paschy in *Brandis* bei *Leipzig.* Nr. 1. Vermischtes. 494 Nrn.

Philipp Rath in *Berlin-Wilmersdorf* 1921 Nr. 1. 330 Nrn.

A. Raunecker in *Klagenfurt.* Nr. 207. Carinthiaca. 744 Nrn.

Oskar Rauthe in *Berlin-Friedenau.* Nr. 89. Almanache — Alte Drucke — Deutsche Literatur — Kulturgeschichte — Kunst und Kunstgeschichte usw. 1139 Nrn. — Nr. 91. Neuzeitliche Dichtungen für literarische Feinschmecker. 169 Nrn.

Oscar Röder in *Leipzig-R.* Nr. 21. Philosophie. 1069 Nrn.

Ferdinand Schöningh in *Osnabrück.* Nr. 198. Geschichte und Geographie. 473 Nrn.

J. A. Stargardt in *Berlin W 35.* Nr. 244. Handschriften deutscher Dichter, Gelehrter und Künstler. 376 Nrn.

Horst Stobbe in *München.* Nr. 59. 300 ausgewählte Stücke aus den Vitrinen der Bücherstube.

Agnes Straub in *Berlin W 35.* Nr. 1. Bibliophilen-Bücher. 289 Nrn.

Adolf Weigel in *Leipzig.* Mitteilungen für Bücherfreunde. III. Folge Nr. 8. Luxusdrucke und Werke auf Subskription. Nr. 924—1076.

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung
m. b. H., Leipzig

Lichtenbergs Briefe

Herausgegeben von
Albert Leitzmann u. Carl Schüddekopf

3 Bände mit zahlreichen Abbildungen und Handzeichn. auf blütenweißem Friedenspapier. Jeder Band broschiert M. 18.–, gebunden M. 22.50

G. C. Lichtenbergs Briefe an Dieterich

Zum hundertsten Todestage Lichtenbergs herausgegeben von
Eduard Grisebach

Mit einem Porträt Lichtenbergs und einem Chodowieckischen Originalkupfer. Steif broschiert in Pergamentersatz M. 3.60

Lichtenbergs Briefe an J. Friedr. Blumenbach

Herausgegeben und erläutert von
Albert Leitzmann

Den Umschlag zeichnete Oswald Weise
M. 20.–, gebunden M. 27.–

Akademisches Lustwäldlein

von Herkules Raufseisen

Mit Einleitung und Nachweisen herausgegeben von
Arthur Kopp

M. 2.50, geb. M. 3.50

Diese Bücher meines Verlages bieten für die Leser der Zeitschrift für Bücherfreunde wertvolle Ergänzungen zu den von Professor Leitzmann veröffentlichten Lichtenberg-Briefen, wie zu dem Aufsatz Dr. Bechtolds „Ein Einblattdruck des Landesvaters“ in den letzten Heften.

---

v. Zahn & Jaensch

Buch- und Kunst-Antiquariat

Noch gültige Kataloge:

Kat. 287: Geschichte und deren Hilfswissenschaften. 2954 Nrn.

Kat. 289: Geographie, Ethnographie Reisen. 2392 Nrn.

Kat. 291: Religionsphilosophie und Orientalia. 2090 Nrn.

Kat. 292: Okkultismus, Theosophie, Mystik, Freimaurerei. 1404 Nrn.

In Vorbereitung:

Kat. 293: National-Ökonomie, Sozialismus, Rechts- und Staatswissenschaften. Ca. 3000 Nrn.

Zusendung kostenlos

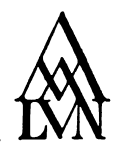
Dresden-A., Waisenhausstraße 10
neben dem Centraltheater

ENGLISCHE PRIVAT-PRESSEN

Kelmscott- und
Ashendene-Press
Bücher gesucht



Angebote mit billigsten Preisen an:
WALD. ZACHRISSON
GÖTEBORG, SWEDEN



BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

XIII. Jahrgang — Juli-August 1921 — Heft 4

Pariser Brief.

Die Franzosen scheinen ihren Sieg auch lukullisch feiern zu wollen. Je weiter wir vom Kriegszustand abrücken, um so dringlicher erscheinen den Franzosen Siegesfeiern. Es werden Denkmäler enthüllt, Gedenkfeiern veranstaltet, die Gefallenen gefeiert und vor allem wurde der hundertjährige Todestag Napoleons festlich begangen. Bei allen diesen Gelegenheiten scheint auch der Ruhm der französischen Küche in Erscheinung treten zu sollen. Mehr als je erscheinen seit einiger Zeit neue Kochbücher. Am intensivsten arbeitet auf diesem Gebiet der junge Verlag: La sirène. Er gab im vorigen Jahr ein hochinteressantes, auch kulturhistorisch wertvolles Buch heraus: La Fleur de la cuisine française von Bertrand Guégan mit Rezepten von 1350—1800. Soeben erscheint der, 600 Seiten umfassende, zweite Band dieses Werkes, der die Zeit von 1800—1921 umfaßt. Nach dem durchschlagenden Erfolg des ersten Bandes ist der zweite mit zahlreichen alten Illustrationen zu einem Musterbeispiel des Buchgewerbes gemacht, so daß man in einem schönen Doppelsinn von Geschmack sprechen kann. Seit zwei Jahren erscheint im gleichen Verlag ein Schlaraffenkalender, der unter dem Titel: „Almanach de Cocagne pour l'an 1921, dédié aux vrais gourmands et aux Francs-Buveurs" gleichzeitig ein schönes Dokument moderner französischer Buchkunst darstellt. Zwischen den monatlichen Kalendertafeln sind hundert neue Rezepte der Kochkünstler der großen Pariser Restaurants eingefügt, die erweisen, daß die französischen Köche immer neue Variationen erfinden. Der zweite umfangreichere Teil des Almanachs bringt Beiträge moderner Schriftsteller wie Emile Henriot, Henriette Charasson, Maurice des Ombiaux, Paul Retoux, Jean Cocbeau, André Salmon, Pierre Mac Orlan u. a. Tafellieder, Trinkanweisungen, Barbey Aurevilly als Gourmand, die russische Küche, die dichterische Verherrlichung der französischen Küche im 17. Jahrhundert und dergleichen mehr. Von besonderem Reiz ist der Buchschmuck. Es wird ein eindrucksvoller Überblick über die französische Graphik gegeben. Alle namhaften Künstler Frankreichs sind in dem Buch vertreten. Pierre Roy, Louis Bouquet, Enric Ricart, P. Gernez, Raoul Dufy, Othon Friesz, J. Caloureur, Henriette Tirman, Sonia Lewitzka, Morillon, Jean Marchand und Pierre Girieud haben in kräftigen Strichen die ganzseitigen Monatsblätter gezeichnet. Hin und wieder ist ein kubistischer Einschlag wahrzunehmen; aber Kubismus in Reinkultur findet sich nirgends. Es erweist sich auch hier, daß die französische Kunst sich beruhigt hat und daß die Pariser Künstler im Holzschnitt gute, malerische Wirkungen zu erzielen wissen. Die Beweglichkeit, die Erfindungsgabe und die gute Qualität der Graphik tritt noch erfreulicher in den vielfältigen Kopf- und Schlußstücken des zweiten Teiles in Erscheinung. Die zarten, duftigen Strichlagen von Flandrin, Signac, Frau Marval und Marquet wechseln mit der präziseren Liniatur von Matisse, Lhote, Cotiron, Maillol und Laborde ab. Es ist erstaunlich, daß ein französischer Verlag ein so köstlich ausgestattetes, auf schönem Velinpapier gedrucktes Buch von 230 Seiten für 15 Francs in den Handel bringen kann. 83 Exemplare wurden als Luxusdrucke abgezogen.

Für die zeitgenössische Graphik ist auch die Zweimonatsschrift: „Les cahiers d'aujourd'hui" nach wie vor von Bedeutung. Seitdem nach Friedensschluß eine neue Reihe eingeleitet worden ist, haben sich ihre graphischen Beiträge erheblich vermehrt. In den letzten Heften sind vor allem eine Anzahl unbekannter Zeichnungen von Renoir hier erschienen. Unter den Jüngeren steht in diesem Blatt André Derain an erster Stelle, von dem die Cahiers d'aujourd'hui einen prachtvollen Frauenakt veröffentlichten. Das gleiche Heft reproduzierde zwei herrliche Zeiehnungen von Aristide Maillol. Weiter treten hier Raoul Dufy, Luc Albert Moreau, Othon Friesz, Jean Marchand, Henri Matisse, Segonzac und Albert Marquet auf. Der letztere ist ein intimer Freund des Herausgebers Georges Besson, der von jeher sich gerade für ihn einsetzte.

Im Verlage von Georges Crès & Cie. hat Elie Faure, auf den an dieser Stelle schon mehrfach hingewiesen worden ist, seine Kunstgeschichte erscheinen lassen. Vorläufig sind der erste und letzte Band, belebt durch reiches Abbildungsmaterial, zur Ausgabe gelangt. Dieses Werk wird in der französisch sprechenden Welt gewiß seinen Weg machen und sich ein großes Publikum erobern, da es in einem geistreichen, vielfältig schillernden Stil geschrieben ist und die einzig lesbare Kunstgeschichte in französischer Sprache darstellt. Faure entwickelt die Kunst aus dem Zusammenhang der Zeit heraus und bietet damit eine Kunstgeschichte auf soziologischer Grundlage. Bedauerlicherweise sind in dem letzten Bande die germanischen und slawischen Länder ganz vernachlässigt.

Eine erste zusammenfassende Darstellung der russischen Kunst hat Louis Réau im Verlag von Henri Laurens herausgegeben. In der Einleitung spricht Réau über die Entdeckung der russischen Kunst, ihre allgemeinen Merkmale und die Epochengliederung. Der erste Teil des Werkes ist der griechisch-skythischen Kunst im südlichen Rußland gewidmet, der zweite Teil der byzantinischen Kunst in Kiew und Nowgorod, der dritte Teil der moskowiter Kunst. Louis Réau, der ehemalige Direktor des Instituts in Petersburg, kennt nicht nur das Land, dem er hier eine Darstellung gewidmet hat, sondern ist gleichzeitig einer der wenigen Kunsthistoriker Frankreichs, die die deutsche, italienische, griechische und islamische Kunst an Ort und Stelle studiert haben. Seine persönlichen Erfahrungen breechtigten ihn, sich an eine so schwierige Aufgabe heranzuwagen. Allein das Gewicht seiner Eindrücke vor den Originalen hat ihn nicht verleitet, sich in gewagte Spekulationen und auf kühne Schlußfolgerungen einzulassen. Seine Geschichte der russischen Kunst hat den Charakter eines sachlichen und nüchternen Handbuchs, in dem das bisherige wissenschaftliche Material durch eigene Zutaten ergänzt, übersichtlich und großzügig zusammengefaßt ist. Das Buch bildet eine Basis, auf der leicht weitergebaut werden kann.

André Maubel hat eine Schrift unter dem Titel: „Le tour de l'Angleterre" veröffentlicht, die wertvolle kunst- und kulturhistorische Betrachtungen enthält. Das Buch ist mit fünf Abbildungen im Verlag von Georges Crès & Cie. erschienen.

England ist Mode in Frankreich. Der Verlag der Sirène hat Stevensons „Master of Ballantrae" französisch herausgegeben. Die nouvelle revue française brachte Sterne, Butlar und Browning heraus und beschäftigt sich auch in ihrer Zeitschrift viel mit englischen Problemen. Andere Verleger folgen diesem Zuge der Zeit. Aber man kann nicht wissen, wie lange diese Vorliebe für England andauern wird.

Berlin. *Dr. Otto Grautoff.*

Römischer Brief.

Unter den Streiks und Unruhen, die für die gegenwärtige Zeit charakteristisch sind, dürfte der Ausstand der Studierenden in Rom und Neapel und anderen Universitäten Italiens zu den merkwürdigsten gehören. Die Teuerung war auch hier die Ursache. Im Februar machte sich die Unlust der italienischen Studenten gewaltsam Luft. Protestversammlungen gegen die für die Mehrzahl der Studierenden unerschwinglich gewordenen Preise der notwendigsten Studienbücher, mehr oder weniger lärmende Umzüge und Bedrohung der Buchhandlungen kennzeichnen diesen eigentümlichen Streik, der von den Universitätsleitungen mit Schließung der Vorlesungen beantwortet wurde. In Neapel kam es zum Sturm auf mehrere bekannte große Buchhandlungen, deren Lager zerstört oder verbrannt wurde.

Nun ist ja zweifellos die Zerstörung der vorhandenen Bücherlager nicht der richtige Weg, eine Ermäßigung der Bücherpreise zu erreichen, doch ist andrerseits die Erregung der italienischen Studierenden, von denen viele mit sehr bescheidenen Mitteln rechnen müssen, begreiflich. Zudem waren die Demonstrationen, wie häufig in solchen Fällen, nicht an die richtige Adresse gerichtet. Denn der bloße Wiederverkäufer des Buches, der Sortimenter, ist an dessen Verteuerung gewiß nicht der schuldigste Teil. Die Gründe liegen vielmehr hier wie anderwärts viel tiefer. Die ins Maßlose gesteigerten Löhne des Handarbeiters, dieses Hauptkennzeichen der Nachkriegszeit, haben auch die Forderungen der Schriftsetzer zu einer früher nicht für möglich gehaltenen Höhe gebracht. Das gleiche gilt für die Löhne der Buchbinder.

Für Italien kommt noch ein Faktor hinzu, der die Herstellung der Bücher gewaltig verteuert: die Knappheit und in deren Folge die gewaltige Preissteigerung des Papiers, die durch ein lange Zeit hindurch bestandenes Einfuhrverbot und starke Zölle noch vermehrt wurde. Buch- und Zeitungsverleger haben hiergegen Front gemacht, und, wie ich höre, ist dieses Einfuhrverbot nun aufgehoben worden, so daß zu hoffen ist, daß wenigstens dieser eine Grund der Teuerung des Buches in etwas beseitigt wird.

Es wäre auch für Italien interessant, einmal festzustellen, wie gering der Anteil des eigentlichen Schöpfers des Buches, des geistigen Urhebers, an der von aller Welt beklagten Buchpreiserhöhung ist. Der Präsident der italienischen Vereinigung der Buchdrucker und Buchhändler, Commendatore Beltrami, richtete an die Presse aus Anlaß dieser Unruhen ein Schreiben, das interessant genug ist, um einiges daraus hier wiederzugeben: „Die Frage der Bücherpreise ist in dem Augenblick zu einer üblen Sache geworden, da die Studierenden geglaubt haben, sie durch Sturm auf die Buchhand-

lungen und Verübung vandalischer Akte selbst lösen zu sollen. Ihre Art und Weise macht weder ihren guten Sitten noch ihrer Klugheit Ehre. Man braucht wirklich nicht an einer Universität immatrikuliert zu sein, um zu begreifen, daß ein verwickeltes wirtschaftliches Problem nicht mit Steinwürfen zu lösen ist. Verleger und Buchhändler wären höchst zufrieden, ihre Bücher billiger verkaufen zu können, wenn sie nur nicht bei deren Herstellung an so übertriebene Forderungen gebunden wären, die zu ändern nicht in ihrer Macht steht. Sie haben sich der Regierung gegenüber bereit erklärt, die Rechnungen über Herstellung und Verkauf der Universitätslehr- und der Schulbücher einer Kommission zu unterbreiten, in der auch die Studentenschaft vertreten sein soll, um durch Prüfung dieser Rechnungen feststellen zu lassen, ob die Verkaufspreise den gegenwärtigen Bedingungen des Buchgewerbes und Buchhandels in billiger Weise entsprechen. Dies ist der rechtmäßige und überzeugende Weg für jeden anständigen Menschen, einer derartigen Frage zu begegnen, nicht aber der, mit Gewalt willkürliche Preisermäßigungen zu erzwingen, die dann selbstverständlich nicht aufrecht erhalten werden können. Es bleibt zu hoffen, daß auch die Studierenden sich hiervon überzeugen, und daß endlich der gesunde Sinn über den Geist der Brutalität und Ordnungslosigkeit siegt."

In dem im zweiten Jahrgang in Bologna erscheinenden „Bollettino dell'Antiquario" veröffentlicht Albano Sorbelli unter der Überschrift „La Casa del Manoscritto" (Das Handschriften-Haus) Ausführungen, die, wenn sie auch vielleicht für die Verhältnisse anderer Länder nicht zutreffen, dem italienischen Büchermarkt gegenüber eine gewisse Berechtigung haben. Der Verfasser spricht seine bedauernde Verwunderung darüber aus, daß die Handschrift gegenüber dem gedruckten Buch, sowohl von Händlern wie von Sammlern allzu stiefmütterlich behandelt wird. Wirft man, meint er, einen Blick auf den modernen Antiquariatsbuchhandel, wird man sogleich gewahr, daß die Mode — und auch in den ernstesten Dingen gibt es Moden — gegenwärtig den Handschriften und Autographen nicht günstig ist, einem Handel, der noch vor kurzer Zeit in hoher Blüte stand. Betrachtet man die Kataloge der Buchhändler Italiens und des Auslandes, auch der größeren, merkt man, daß bei weitem der größte Teil, ja fast der gesamte Antiquariatsbuchhandel sich nur mit dem gedruckten Buche beschäftigt. Ganz selten begegnet man einigen Autographen, noch seltener einer Handschrift. Während noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sich verschiedene italienische, französische und deutsche Zeitschriften ausschließlich dem Gebiete der Handschriften und Autographen widmeten, kennt man solche Fachblätter in Italien jetzt nicht mehr, und im Ausland sind ihrer nur wenige dürftigen Umfangs. Buchhändler und Antiquare lieben die Handschrift nicht. Kommt ihnen einmal eine vor, verkaufen sie sie möglichst unter der Hand, oder gelingt ihnen das nicht, bieten sie sie in ihren Katalogen unter mehr oder weniger wertlosen Büchern an, gleichsam um Entschuldigung bittend, daß sie sich mit ihren mangelhaften Angaben an die Öffentlichkeit wagen. Und prüft man dann diese oberflächlichen und dürftigen Beschreibungen, die in keiner Weise dem Inhalt entsprechen, versteht man schon, daß sich ihr Besitzer schämt, damit hervorzutreten.

Sorbelli untersucht nun die Gründe, aus denen sich Händler und Sammler ungern mit Handschriften abgeben, obwohl doch jede Handschrift ein Unikum und in den meisten Fällen ein weit bedeutenderes Kulturdokument als das gedruckte Buch sei, und stellt mit Erstaunen fest, daß keine einzige Antiquariatshandlung sich ausschließlich dem Handel mit Handschriften widmet. Abgesehen davon, meint er, daß die Handschrift augenblicklich nicht Modesache sei, seien die Gründe hierfür zweierlei: einmal die mangelnde Bildung und geringe bibliographische Schulung der Händler, wenn man von wenigen Ausnahmen absieht, auf der anderen Seite aber mangelten auch Bücherleser und Sammler meist einer so speziellen Bildung, wie sie dem Handschriftensammler unentbehrlich sei. Der Verfasser des Aufsatzes hält nun den gegenwärtigen Augenblick für besonders geeignet, das Handschriftensammeln wieder zu beleben, und zwar scheint ihm merkwürdigerweise diejenige Kaste von Menschen, die wir in Deutschland Kriegsgewinnler zu nennen pflegen — in Italien hat man ihnen den bezeichnenden Namen pesci-cani (Haifische) gegeben — hierfür besonders berufen. Zwar gibt er selber zu, daß diesen Menschen die hierzu erforderliche Tradition und Kultur fehlen wird, meint aber, daß deren Söhne sie sich aneignen könnten; und da von den Vätern her die nötigen Mittel vorhanden seien, sieht er in ihnen die berufenen Handschriftensammler der Zukunft! Es komme nur darauf an, daß ein Händler den Entschluß und den Mut aufbringe, ein Spezialhaus für Handschriften zu eröffnen („La Casa del Manoscritto"). Auf die mancherlei Schiefheiten dieser Ausführungen braucht nicht eigens hingewiesen zu werden, und sicherlich haben sie für Deutschland, wo selbst jetzt nach dem Kriege Spezialkataloge wertvollster Handschriftensammlungen erscheinen, keinerlei Berechtigung. Allerdings enthalten sie, wie schon eingangs erwähnt, mancherlei für den italienischen Büchermarkt Zutreffendes.

Am 14. März hat sich in Rom das *Istituto per la Propaganda della Cultura Italiana* konstituiert, oder richtiger, in seiner neuen Form als große, halboffizielle Gesellschaft neu gebildet. Während des Krieges von dem römischen Verleger F. A. Formiggini gegründet, verfolgt die Gesellschaft, die bereits 8475 Mitglieder zählt, den Zweck, die Aus-

breitung der italienischen Kultur und zwar im besonderen die Verbreitung des italienischen Buches in Italien zu fördern, und hat also ähnliche Ziele wie die Gesellschaft Dante Alighieri, mit der sie auch eng liiert ist. Formiggini hatte schon während des Krieges die Monatsschrift „L'Italia che scrive" (Das schreibende Italien) gegründet, eine Zeitschrift, die über Neuerscheinungen des italienischen Kulturmarktes und über die geistigen Bewegungen in Italien und den Einfluß der italienischen Kultur im Ausland berichtete. Ferdinando Martini, der zum Präsidenten gewählt wurde — Ehrenpräsidenten sind dauernd der Minister des Äußeren und der Kultusminister — sagt in seinem Bericht: „Es wird gewiß jedem Italiener tröstlich erscheinen, daß während das geistige Leben der Völker an einer so tiefen und beängstigenden Krisis leidet, sich in Italien Männer finden, die den guten Willen haben, in dem festen Glauben an ein nahes Wiederaufblühen der Studien, eine geistige Propaganda-Organisation zu schaffen, wie sie kein anderes Land besitzt. Diese Organisation ist das Istituto per la Propaganda della Cultura Italiana, das sich vornimmt, den Italienern in Italien und Kolonien und überhaupt allen Freunden unserer Kultur, die gesamte italienische Bücherproduktion zur Kenntnis zu bringen, was so viel heißen will als den italienischen Gedanken in seiner Gesamtheit zu vermitteln. Die Mittel hierfür sind bis jetzt die bibliographische Monatsschrift „Italia che scrive" und eine Reihe Spezialführer, die die italienischen Erscheinungen auf den einzelnen Gebieten während der letzten 50 Jahre verzeichnen. Sobald das Istituto über entsprechende Mittel verfügen wird, will es an die Übersetzung seiner Publikationen in mehrere Sprachen herangehen, damit diese weite und nützliche Verbreitung in der ganzen zivilisierten Welt finden können. Ein Zweiginstitut unter dem Namen „Society for the dissimination of the Italian Culture" ist in New York gegründet worden, und Vertreter der Gesellschaft befinden sich in Denver (Colorado), Kalkutta, Boston, Kairo, im Haag, Belfast, Rio de Janeiro und anderen Städten.

In italienischen Büchern der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts findet man häufig die Angabe „*Capolago, Tipografia Elvetica*". Dies Capolago liegt am Südende des Luganer Sees, noch gerade auf Schweizer Boden, und diese Tipografia Elvetica, aus ganz kleinen Anfängen hervorgegangen, hat eine große Rolle in der geistigen Vorbereitung für die Erhebung und Einigung Italiens gespielt. Die Florentiner Wochenschrift „Marzocco" erinnerte kürzlich an die Geschichte dieser Druckerei und ihre geschichtliche Bedeutung für die italienische Einheitsbewegung. Im Jahre 1830 bildete sich in Capolago eine Druck- und Verlagsgesellschaft, in der ein gewisser Carlo Modesto Massa aus Asti, der in jener Gegend den Beinamen der Plato des Tessin hatte, die Hauptrolle spielte. Schon in dieser Zeit übte die Druckerei durch ihre Publikationen Einfluß auf das italienische Denken, mehr aber noch unter Luigi Dottesio aus Como, der sie bis zum Jahre 1842 leitete, bis sie dann unter Alessandro Ripetti ganz besonders die Aufgabe übernahm, durch die sie in Italien berühmt geworden ist. Jetzt wurde sie die Ausgangsstelle für alle diejenigen Erscheinungen, die in Italien selbst nicht gedruckt werden durften. Ugo Foscolo hatte die Italiener ermahnt, Geschichte zu studieren, wenn sie sich zu nationalem Leben erheben wollten. Die Typografia Elvetica nahm diese Mahnung auf und veröffentlichte in der Zeit vor 1842 unter ihrem Leiter Dottesio die „Collana degli Istorici Italiani" (Kette italienischer Geschichtsschreiber) und die „Storia di tutte le Nazioni (Geschichte aller Völker), beides vielbändige Werke, die jedoch weder sonderlich schön gedruckt noch besonders kritisch redigiert und daher heute nur noch von geringem Wert sind. Gleichzeitig wurden in Capolago die Werke von Silvio Pellico, Manzoni und Alfieri neu gedruckt. Ein Tessiner namens Antonio Monti hat sich eingehend mit der Geschichte der Druckerei beschäftigt und vor kurzem in der Luganer Zeitschrift „L'Adula" ausführliche Studien über die bibliographischen Quellen dieses Verlages und einen Katalog der von ihm herausgegebenen Werke veröffentlichst.

Bei dieser Gelegenheit sei einer der bedeutendsten lebenden italienischen Verlagsunternehmungen gedacht, die vor kurzem die Feier ihres 25 jährigen Bestehens begehen konnte, des Istituto Italiano d'Arti Grafiche in Bergamo. Der Verlag hat aus diesem Anlaß eine Geschichte seines Hauses herausgegeben. Die Gründung des Unternehmens, weit über die Grenzen Italiens hinaus bekannt durch seine mustergültig ausgestatteten Kunstpublikationen, liegt eigentlich noch weiter als 25 Jahre zurück: im Jahre 1873 erwarben Gaffuri und Gatti die seit dem Jahre 1802 bestehende Druckerei Sonzogno, die lediglich über einige Handpressen verfügte. Sie druckten die „Gazzetta di Bergamo" und begannen ihre Verlagstätigkeit mit künstlerisch ausgestatteten Kalendern. Ein gewisser Dolfin, der damals längere Zeit in Bergamo wegen Herstellung falscher Geldscheine im Gefängnis gesessen hatte, war der erste außerordentlich geschickte Lithograph des Verlagshauses. Im Jahre 1878 führten Gaffuri und Gatti als erste in Italien die lithographische Presse von Faber & Schleicher ein und ließen aus Deutschland geschickte Lithographen zum Zweck der Herstellung chromolithographischer Arbeiten kommen. Auf dem Gebiete der farbigen Lithographie hat das Institut Hervorragendes geleistet.

Rechtzeitig zum Dante-Jubiläum, der Sechshundertjahrfeier des Todestages Dantes, läßt Höpli in Mailand Neuausgaben der Divina Commedia und

der Vita nuova, der der Canzoniere beigefügt ist, erscheinen. Beide Werke sind mit den sehr brauchbaren Kommentaren Scartazzinis und Scherillos versehen. Sie sind leidlich ausgestattet, auf Oxford-Papier gedruckt und in dunkelrote Leinwandbände gebunden.

Rom. *Ewald Rappaport.*

Wiener Brief.

Vor kurzem suchte man die öffentliche Aufmerksamkeit wieder einmal auf die Unhaltbarkeit unserer Bibliothekszustände hinzulenken. Der Referent des Gemeinderates gestand unumwunden zu, daß der in den Stadthaushalt eingestellte Betrag von 453000 Kronen (also etwa 46000 M.) für die städtischen Sammlungen (Museum und Bibliothek) ganz unzulänglich sei. Die Gemeindeverwaltung hat aber des weiteren alle Beiträge für wissenschaftliche Unternehmungen gestrichen: die Fortsetzung des „Beschreibenden Verzeichnisses der Briefe" (vgl. Beiblatt XI, 335f.) und der von Sauer besorgten großen Grillparzer-Ausgabe der Stadt Wien soll sofort abgebrochen werden! Wir wollen nicht davon reden, daß sich die gegenwärtigen Machthaber in der Gemeindeverwaltung damit einer Ehrenschuld gegen einen der größten Söhne Wiens quitt erklären, die ihre Vorgänger, Liberale und Christlichsoziale, anerkannt haben, wir möchten, da der Staat Österreich offenkundig leistungsunfähig ist, an das deutsche Volk in seiner Gesamtheit, an den deutschen Verlagsbuchhandel appellieren, ob denn aller Opfermut und — Spekulationsgeist geschwunden ist, den literarischen Nachlaß eines führenden Deutschen unter Dach und Fach zu bringen. Fürchtet man den Herausgeber, der freilich eine Fahrt *nâch wâne* angetreten zu haben scheint, so zeichne man ihm einen bestimmten, unabänderlichen Kurs vor. Vorläufig wollen wir es noch immer nicht glauben, daß die kritische Grillparzer-Ausgabe, zu deren Gunsten der Nachlaß seit einem Menschenalter unzugänglich gewesen ist, ein Torso bleiben soll.

In derselben verzweifelten Lage wie die Stadtbibliothek befindet sich die ehemalige Hof-, jetzige Nationalbibliothek. Ihr wurde von seiten des Staates für Neuanschaffungen ein Betrag von 500000 Kronen zugestanden. Was diese Ziffer für ein Institut ersten Ranges bedeutet, leuchtet sofort ein, wenn man dagegen hält, daß die Münchener Staatsbibliothek mit 600000 M., die hessische Landesbibliothek in Darmstadt mit 300000 M. natürlich nicht ihr Auslangen finden können. Mit der halben Million Kronen können nach den Mitteilungen des Vizedirektors Hofrat Dr. Doublier gerade die Kosten der Zeitschriften und Fortsetzungswerke bestritten werden, und zwar nur der in Deutschland erscheinenden; der Bezug aller englischen, französischen, italienischen, skandinavischen Zeitschriften mußte bereits eingestellt werden! Die für die Buchbinderkosten zur Verfügung stehenden 250000 Kronen reichen gerade hin, die allergangbarsten Werke mit den nötigen Einbänden versehen zu lassen; alle übrigen müssen ungebunden aufgestellt werden, wodurch sich die Gefahr des Verlustes einzelner Druckbogen und des vorzeitigen Abnützens der Bücher ins Ungemessene erhöht. Dabei sind die unterirdischen Büchermagazine so feucht und modrig, daß ohnedies ganze Bücherreihen durch die immermehr zunehmende Schimmelbildung von Vernichtung bedroht sind. Da wir durch den famosen Frieden von St. Germain nun einmal verurteilt sind, unter den Staaten Europas den ewigen Bettler zu spielen, hat sich die Direktion an ausländische wissenschaftliche Kreise um Bücherspenden gewandt. Gehör fand sie in erster Linie bei der königl. dänischen wissenschaftlichen Gesellschaft in Kopenhagen, die eine reichliche Sammlung dänischer Bücher aus den letzten Jahren (seit 1919), darunter Luxusausgaben und lithographierte Bücher, zum Geschenk machte. Man denkt aber auch, wie es ganz in der Ordnung ist, an Selbsthilfe. Ein von namhaften Persönlichkeiten unterzeichneter Aufruf fordert zur Gründung eines „Vereins der Freunde der Wiener Nationalbibliothek" auf. Es ist zu hoffen, daß die Veröffentlichungen aus der Nationalbibliothek, die unter dem Sammeltitel „Museion" im Verlage von Eduard Strache erscheinen, eine werbende Kraft für diesen Verein auch im Auslande ausüben werden. Einer der größten Verluste, der die Nationalbibliothek bedrohte, ist glücklich abgewandt worden: Italien hat die drei Pfänder für die von ihm in Anspruch genommenen estensischen Objekte (vgl. Beiblatt XI, 105), zurückgestellt! Um welchen Preis, das mögen die verantworten, die das sogenannte Kunstabkommen abgeschlossen haben, dessen Urheberschaft — charakteristisch genug — jetzt einer dem anderen zuschiebt.

Während wir außerstande sind, durch Neuerwerbungen unseren Forschern das nötige geistige Rüstzeug zu bereiten und einem völligen Zusammenbruch aller wissenschaftlichen Arbeit in Österreich unaufhaltsam entgegengehen, macht der Aus- und Abverkauf unseres Kulturbesitzes weiter reißende Fortschritte, so daß einige Abgeordnete im Nationalrat endlich ein Gesetz zum Schutze der heimischen Kunstschätze verlangt haben, worin sie aber bezeichnenderweise der Bücherschätze ganz vergaßen.

Wenige Tage vorher (am 13. Juni) ist aus dem Nachlaß des *Erzherzogs Ludwig Viktor* mit der gesamten Einrichtung des Schlosses Klesheim bei Salzburg auch dessen Bibliothek im *Dorotheum* zur Versteigerung gelangt, bei der die vielfach zu niedrig angesetzten Schätzungspreise riesig in die

Höhe getrieben wurden. Ein *Bodonidruck* des Horaz, Parma 1791, in rotes Leder gebunden, Großfolio, stieg von 1000 auf 17000 Kronen, Bretons Bibliothèque historique, Paris 1809, von 800 auf 15000 Kronen, *Hammer-Purgstalls* „Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher", Leipzig und Darmstadt 1837—1839, sechs Prachtlederbände, Widmungsexemplar für Erzherzog Franz Karl, von 800 auf 19000 Kronen, desselben „Geschichte des osmanischen Reiches", Pesth 1827—1835, zehn Bände, von 600 auf 25000 Kronen. Ein Originalmanuskript von *Massenet* in Prachtband ging von 2000 auf 15000 Kronen, die von *Leffler* und *Urban* illustrierte Vorzugsausgabe von Musäus' Märchen „Rolands Knappen", Wien 1898, von 100 (!) auf 8000 Kronen. Andere Höchstpreise erzielten 46 Originalbände der kolorierten Ausgabe der *Münchener Bilderbogen* (20000 Kronen), der Band „Niederösterreich" in der von den Gebrüdern Köpp herausgegebenen „*Historisch-malerischen Darstellung von Österreich*", Wien 1814, und die von Runk und Ziegler herausgegebenen „*Ansichten aus Kärnten*" in 25 handkolorierten Kupfern sowie ihre „*Ansichten aus Oberösterreich*" in 54 handkolorierten Kupfern (44000, 41000, 63000 Kronen). Nachdem die Entwertung der österreichischen Krone auf den hundertsten Teil eine vollzogene Tatsache ist, läßt sich nicht, wie das in der Tagespresse zum Teil geschehen ist, das Ergebnis dieser Versteigerung, sondern nur die unrichtige Einstellung der Ausrufpreise bemängeln.

Umgekehrt setzten *Gilhofer & Ranschburg* bei ihrer Versteigerung einer Büchersammlung aus Wiener Privatbesitz (4.—7. Mai) die Schätzungspreise mehrfach zu hoch an. Die *Briefe der Marquise de Sévigné* in der Ausgabe von Silvestre de Sacy, Paris 1861, elf kirschrote Halbmaroquinbände, mit 15000 Kronen ausgeboten, wurden um 8500 Kronen zugeschlagen; *Rétif de la Bretonne*, Les Posthumes, Paris 1802, zwei Halbmaroquinbände, von großer Seltenheit, erzielte statt 3600 nur 2900 Kronen; die *historisch-kritische Ausgabe von Schillers sämtlichen Schriften*, Stuttgart 1867, 17 Halbfranzbände, statt 8000 nur 6000 Kronen. Kleinere Abschläge ergaben sich bei *Nietzsche*, Ecce Homo, Erstausgabe, Leipzig 1908, 2300 Kronen, und dem *Wiener Nachdruck von Schillers sämtlichen Werken*, Wien, Anton Doll, 1810, 18 Ganzlederbände der Zeit, 3700 Kronen. Dagegen stiegen *Fischers von Erlach* „Prospekte und Abrisse einiger Gebäude von Wien", Kupfer von Joh. Adam Delsenbach, Wien 1713 bis 1719, Lederband, von 2500 auf 30000 Kronen. Höchste Preise erzielten: *Servaes*, Giovanni Segantini, Wien 1902, Originalleinenband, 16000 Kronen; *Seelengärtlein* (Hortulus animae), Nachbildungen Cod. Bibl. Pal. Vindob. 2706, erläutert von Dörnhöffer, Frankfurt a. M. 1917, Nr. 26 von 200 Exemplaren, 19000 Kronen; eine *Sammlung von 282 Silhouetten* aus den Jahren 1770—1800 auf 49 Blättern in einem Pappband, 20000 Kronen; *Collection des vues, monumens, costumes de Vienne et de ses environs*, Vienne chez Artaria et Compag., etwa 1820, 21000 Kronen; *A. F. Prévost*, Oeuvres choisies, Paris 1783/85, 39 Kalblederbände, mit Kupfern nach Marillier, 25000 Kronen; *Tableaux des habillements, des moeurs et des coutumes en Hollande*, Amsterdam 1814, grüner Halbmaroquinband, 25000 Kronen; *Kleiner* und *Pfeffel*, Wahrhafte und genaue Abbildung Wiens, fünf Teile, Augsburg 1724—1737, 38000 Kronen.

Auch der durch mehr als sieben Jahrzehnte fürsorglich gehütete Nachlaß des berühmten Wiener Miniaturenmalers *Moritz Michael Daffinger* (1790 bis 1849) ist von *C. J. Wawra* unter den Hammer gebracht worden (22. und 23. April, Katalog mit einem trefflichen Vorwort von Leo Grünstein). Bei dieser Gelegenheit waren Bildnisse seiner Frau zu sehen, jener außerordentlich schönen Halbgriechin Marie Smolk von Smolenitz, die Grillparzer zu seiner Hero begeisterte, und Bildnisse ihrer frühverstorbenen Tochter Mathilde, der Grillparzer die Grabschrift widmete: „Ein Engel floh gen Himmel, Die Hülle blieb zurück, Und nichts ist hier gestorben Als zweier Eltern Glück." Für die Grillparzerforschung kamen noch in Betracht Folgen von Entwürfen, die sich auf die Inszenierung und Rollenbesetzung seiner Dramen am Burgtheater beziehen, Anschütz als Ottokar, Heurteur als Rudolf von Habsburg, Sophie Schröder als Medea und als Margaretha (in „König Ottokar") u. a. m.

Gerade diese Versteigerung hätte einer Zentralstelle für die Geschichte der Wiener Theaterkultur Gelegenheit zu den kostbarsten Erwerbungen geben können — wenn eine solche schon bestünde. Im Herbst soll ja wohl nach langen Vorbesprechungen ein „Verein für österreichische Theatergeschichte" begründet werden — zu einem Teil zu spät, zum andern Teil schon von vornherein mit dem alten österreichischen Fluch behaftet, mit halben Mitteln halben Zielen zuzustreben. Sei der Ausgang besser als der Anfang!

Wien, Ende Juni 1921.

Prof. Dr. Eduard Castle.

Neue Bücher und Bilder.

Max Barthel, Das Herz in erhobener Faust. Balladen aus dem Gefängnis. *Potsdam, Gustav Kiepenheuer*, 1920.

Aufbegehren und Anklage ist auch in diesem schmalen Heftchen der Grundton; aber ein Aufbegehren doch aus kleinem Winkel heraus, wenn's auch ein Gefängnis ist. Ein Verständnis für das, was man metaphysische Notwendigkeit kriegerischen Geschehens nennen könnte, erwartet man von dieser Seite aus nicht; aber es wird, wieder einmal,

schon der „verflucht“ und muß „verfaulen und verrecken“, wer sich „vor dem Volke versteckt, zum Schutze Soldaten aussucht“. Offenbar gibt es, durch die Brille des Kerkergefangenen gesehen, doch *noch* schlimmere Menschen: das sind die Gefangenen-Wächter; besser ist's, vergraben sein „im Blutstrom der Schlacht“,

Als auf samtleisen Sohlen und grausam verstohlen
Belauern der Elenden Schlaf,
Nachts schlecht sein, weil es die Richter befohlen,
Und Bürger im Tag sein und brav.

Gegen Macht, gegen Amt, gegen Gott, gegen Gesetz, gegen Recht, das Männer machten und das „Unrecht und Fluch“ wurde, wettert er; aber dem Gefangenen „rauscht alles Gute“, ihm lächelt der Genius. Welch eine Welt: ohne kosmische Weite, im Grunde so eng und doch mit dem Welt-Anspruch! Und doch stellen sich diese Menschen, weil sie Neuland suchten und ins Gefängnis mußten, an die Seite von Kolumbus und Huß. Anspruchlose, arme Menschen! Formal haben diese wenigen Gedichte etwas Gleichmäßig-Reizvolles; immerhin wird das mitunter nur erreicht durch so unglückliche Dilettantismen wie: Doch in diesen Tagen tun Kreuze aufragen, oder: Eine Uhr tut schlagen in all diesen Tagen u. ähnl. *Hans Knudsen.*

Aubrey Beardsley, Venus und Tannhäuser. Eine romantische Novelle. (Zu Ende geführt von Franz Blei.) *Hannover*, Paul Steegemann. In 1000 Exempl. f. Subskr. gedruckt.

Die vor etlichen Jahren bei Hans von Weber erschienene erste Übersetzung des Beardsleyschen Fragments ist in jeder Beziehung, textlich und bibliophil, vollkommen. Die vorliegende Ausgabe bringt ein Novum: die Vollendung des Fragmentes durch Franz Blei. „Worein gewebt ist seine Reue, seine Fahrt nach Rom.“ Das bedichtet er. Beardsleys Fragment ist wohl das reizvollste Erotikon der Welt, von einem Zeichner und nur von einem solchen, launisch, witzig und bizarr — gezeichnet eben. Daß weder Blei noch ein anderer dem ebenbürtig würde nacheifern können, lag auf der Hand. Dennoch enttäuscht es, wie wenig dieser doch so anpassungsfähige Autor in Beardsleys Launen sich einfühlte. Da wird gewißlich ganz geistvolle philosophische Spielerei und Allegorie getrieben — aber hinter Beardsleys spinnwebfeinem Filigran mutet er recht schmiedeeisern an. — Auch in bibliophilem Sinne ist diese Ausgabe keine Großtat. Die lange, dünne und blasse Antiqua ist schwer zu lesen, und das „Zanders Dickdruckpapier“? — Wohin sind die schönen Tage, wo man erst handgeschöpftes Bütten erwähnenswert fand. E. E. S.

Franz Blei, Der bestrafte Wollüstling. Eine Arabeske. Mit einer Umschlagzeichnung von Paris Gütersloh. (4. Avalun-Tausenddruck.) *Wien-Leipzig, Avalun-Verlag*, 1921.

Franz Blei ist der hochgezüchtete Typus des Literaten. Seine Einfälle ranken als wuchernde Arabesken an dem Spalier seiner Belesenheit empor und in dem Blätterwerk schimmern hier und da die verführerischen Früchte einer unverächtlichen Geistigkeit, Absenker des erotischen Rokokoesprits, der einst im Humus der régence und des Louis XV. üppig erblühte. So ist es auch hier wieder. Auch fehlt nicht die neueste Spielart dieser Bleischen Kulturen: statt des Höllenrachens öffnet sich dem Sünder der Schoß der Gnade. Blei kommt sich sehr christlich-katholisch vor, wenn er seine alten Cochonnerien mit solchen geistlichen Exerzitien vereint; aber ich kann mir nicht helfen: ich denke an das Schillersche Rezept für die Leute, die zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen wollen, wenn ich diesen schönen Druck lese und mich dabei des einstigen Franz Blei erinnere, der weit mehr als zum heiligen Franziskus zu dem unheiligen jungen Vetter Franz in Buschs „Frommer Helene“ neigte. Sollte er nun auch im höheren Alter die Nachfolge dieses trefflichen Jünglings angetreten haben? G. W.

Felix Braun, Die Träume in Vineta. Legenden. *München, Musarion-Verlag*, 1919.

Der Inhalt dieses Buches entspricht zwar, strenggenommen, nicht seinem mystisch klingenden Titel und noch weniger dem geheimnisraunenden blaßgrünen Dom, den R. Hörschelmann auf seinen Umschlag unter die tiefblauen Lettern des Aufdrucks zauberte. Dazu sind diese Träume zu wesenhaft, zu wenig urverwunschen, mag auch genug Phantastisches und Legendenhaftes der sonstigen malerischen Buntheit von Einfällen beigemengt sein. Doch um des reichen Geschehens, des gemütvollsinnigen Plaudertons und der liebenswürdigen Persönlichkeit willen, die hinter den Legenden steht, läßt man die Sorglosigkeit in Stil und Aufbau sich gefallen; etwa, wie ein von Amt und Stadt ermüdeter Wanderer sich in das hohe Gras des Sommernachmittags hinwirft und wahllos-fröhlich sich der Natur mit ihren üppig wuchernden Unerschöpflichkeiten freut. *Magda Janssen.*

Rudolf von Delius, Philosophie der Liebe. *Darmstadt, Otto Reichl*, 1920.

Beginnend mit dem Geschlechtsleben der Infusorien (heiliger Bölsche) kommt Delius ziemlich sprunghaft zu einem Evangelium heiter-heidnischer Sinnlichkeit. Diese 100 Seiten starke Plauderei über Sinnlichkeit, die in burschikos-saloppem Stil vorgetragen und nicht unnötig mit irgend einem

neuen Gedanken beschwert wird, Philosophie der Liebe (Liebe!!!) zu heißen, ist ebenso überheblich, wie wenn er ganz im Vorübergehen etwa erklärt: „Christentum ist gänzliche Verkommenheit der Gattung Mensch". So einfach ist es nun doch nicht, zu philosophieren. Erstaunlich wirkt an dem Buch einzig, daß es vom Verleger Keyserlings gedruckt worden ist. E. E. S.

F. M. Dostojewski, Die fremde Frau und der Mann unterm Bett. Mit zwölf Steinzeichnungen von A. Bernstein. *München, Musarion-Verlag*, 1920.

Nachdem die großen, unsterblichen Epen Dostojewskis ihm einen gewaltigen deutschen Leserkreis gewonnen haben, beginnt man nun auch den vergänglichen Nachlaß des gewaltigen Russen uns zuzueignen, jene kleineren Erzählungen, die er unter dem Zwange der Not hinschrieb. Dazu zählt auch die Geschichte von dem eifersüchtigen Ehemann, der unter das fremde Bett gerät und dort den Schicksalsgenossen vorfindet, eine Geschichte, in der nicht ohne Absicht mehrmals der Name Paul de Kocks erwähnt wird. Die Bilder Bernsteins und die Verdeutschung Frida Ichaks können das Recht dieser Publikation nicht begründen, an die der Verlag so große Sorgfalt gewendet hat.

G. W.

F. M. Dostojewski, Der Idiot. 3 Bände. — Die Teufel. 3 Bände. Übertragen von H. Röhl. *Leipzig, Insel-Verlag*.

Auch die beiden großen Romane, die sich nun in der „Bibliothek der Romane" des Insel-Verlags zu „Schuld und Sühne", den „Brüdern Karamasoff" und den beiden Bänden kleinerer Erzählungen gesellen, zählen zu den unsterblichen Werken, die jeder literarisch Gebildete kennen muß. Die Übersetzung entspricht wieder, wie bei Röhl selbstverständlich, allen Ansprüchen, und so wachsen der großen Gesamtausgabe der Werke Dostojewskis zwei wertvolle neue Glieder zu.

G. W.

Theodor Fontanes engere Welt. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Mario Krammer (Lilien-Druck III). *Berlin, Arthur Collignon*. 4°. Nr. 1 bis 125 auf Velin in Halbleder 125 M., auf holzfreiem Papier in Pappband mit Büttenpapierüberzug 45 M.

Nicht genug können wir von der liebenswerten Menschlichkeit des unfeierlichen Märkers erfahren, und so bedeutet die reiche Gabe unbekannter Briefe, Dichtungen und Bilder, die uns sein Nachlaß hier spendet, eine wahre Herzensfreude, zumal in der musterhaften Ausstattung mit 16 Kupferdrucken und zahlreichen geätzten Nachbildungen, dem ausgezeichneten Druck und der taktvoll zurückhaltenden Erläuterung des Herausgebers. Eine Gabe für jene echten Bücherfreunde, denen intimer Gehalt und edle Form erst vereint den Wert begründen.

A—s.

Erinnerungen von *Joseph Fouché*, Polizeiminister Napoleons I. Übersetzt und herausgegeben von Paul Aretz. Mit 21 Abbildungen. *Stuttgart, Julius Hoffmann*. Geh. 20 M., geb. 28 M.

Fouché verdankt seine Erfolge, von seiner ungewöhnlichen Intelligenz und Skrupellosigkeit abgesehen, einem raffinierten Überwachungssystem. Nicht Frankreich allein, halb Europa hat er nach den napoleonischen Eroberungskriegen mit einem dichten Netz von Polizeiorganen überzogen, er nannte es seine „topographie" und „biographie chouannique". Mit der Großmacht Geld wußte er aller Geheimnisse Herr zu werden, selbst Josephine und Napoleons Privatsekretär standen in seinem Dienst. Diese Polizeieinrichtung hat Millionen verschlungen; aufgebracht wurden diese Beträge durch Besteuerung von Spiel, Prostitution und Paßwesen. Aber Frankreichs Interessen haben mit denen Fouchés gelegentlich übereingestimmt, ja dieser Fall trat bei ihm häufiger ein als bei Napoleon. Er war ein ausgesprochener Gegner des Krieges, und hat sich dadurch in Frankreich und Europa ebenso beliebt gemacht wie Napoleon durch seinen Schlachtendurst verhaßt.

Vergleiche mit heutigen Zuständen drängen sich bei der Lektüre der vorzüglich übersetzten und eingeleiteten „Erinnerungen" oft in geradezu verblüffender Weise auf, auch die „Revolutions- und Kriegsgewinnler" war damals schon eine nicht eben seltene Erscheinung. Sie geben dem Buch neben seinem historischen Wert — es ist die Tragödie der Revolution und Napoleons — ein aktuelles Interesse. *Rosa Schapire*.

Gottlieb Fritz, Volksbildungswesen. Bücher- und Lesehallen, Volkshochschulen und verwandte Bildungseinrichtungen. 2. durchgesehene und vermehrte Auflage. Mit 12 Abildungen. *Leipzig, B. G. Teubner*, 1920. (Aus Natur und Geisteswelt. 266. Bändchen.)

Die große Anzahl der schwierigen Probleme, die sich dem Volkspädagogen besonders in den letzten Jahren aufgedrängt haben, sind dem Verfasser sicherlich bekannt, wenn er es auch vermeidet, in ihre Tiefen zu gehen. Das war wohl bei der Beschränkung der Fülle des Inhalts in den Rahmen eines Bändchens der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" nicht anders möglich. Immerhin bietet Fritz demjenigen, der sich zunächst einmal über das unterrichten will, was auf dem Gebiete des freien Volksbildungswesens überhaupt da ist, ein brauchbares Nachschlagebuch. H. R. U.

Paul Gauguin, Briefe an Georges Daniel de Monfreid. Mit einer Einleitung von Victor Segalen. Mit 16 Abbildungen. *Potsdam, Gustav Kiepenheuer*, 1920.

Heiß und schwer steigt es aus diesen Briefen auf. Es ist das erbitterte Ringen eines Menschen um die nackte Existenz. Man hat gegen Gauguin so oft den Vorwurf der Pose und des Theatralischen erhoben; die Briefe geben einen Einblick in tiefste Einsamkeit, grenzenlose Verlassenheit und einen grausamen Kampf gegen Krankheit und Elend.

Des Kampfes müde, verlangt ihn nach Ruhe. „Man soll mich still und vergessen sterben lassen, und soll ich leben, so lasse man mir noch mehr Ruhe und noch mehr Vergessenheit." Die Veröffentlichung wirkt aber nicht als Indiskretion und Widerspruch gegen den Wunsch des Toten, sondern als Ehrenrettung und Zerstörung mancher törichten Legende. *Rosa Schapire.*

Wilhelm Hausenstein, Bild und Gemeinschaft. Entwurf einer Soziologie der Kunst. *München, Kurt Wolff* (1920). 108 Seiten. Geb. 6 M. u. 25 %.

Mehr eine Begründung des Wertes und der Wünschbarkeit soziologischer Kunstbetrachtung als ein Entwurf dazu, aber dankenswert als Anregung. Sie zieht zwar zunächst nur die bildende Kunst in Betracht, doch ist hier schon, angesichts der gegenwärtigen Hochflut eines reinen Subjektivismus und Ästhetizismus, die Feststellung bemerkenswert, daß alle breite Wirkung der Künste in hohem Maße immer an das Stoffliche gebunden sich erweist. Die Kultur der *Form*, die unsere Kunstgeschichte fast immer aus geistigen Einstellungen ableitet, nun ebenfalls in ihren Zusammenhängen mit den Lebensformen der Allgemeinheit als soziologischen Bedingtheiten aufzuweisen, bleibt die Aufgabe. Wahrscheinlich aber erst erfüllbar, wenn Soziologie selbst als Geisteswissenschaft die verwirrende und von Antinomien durchsetzte Masse der Erscheinungen klarer zu gliedern und kausaler zu verknüpfen vermag, als es ihr bisher gelungen ist. Insbesondere werden hier die eingeborenen statischen und rhythmischen Anlagen in Verknüpfung zu bringen sein mit den sich ausbildenden Wertgefühlen für Raum, Zeit- und Klangformen der ersten künstlerischen Antriebe. Denn mehr noch als in allen anderen soziologischen Formen: des Rechtes, der Politik, der Moral, der Kulte — fließen in die der Künste Erregungen ein aus dem Seelengrunde, deren Quellen erst eine zu erwartende wissenschaftliche bio-psychologische Durchleuchtung ganz erschließen wird. Hier liegt die Voraussetzung aller Soziologie als Erkenntniswissenschaft.

Hausensteins immer aufs klarste zugeschliffene Geistigkeit schafft für diesen Aufbau vom Grund auf wertvollste Gedanken herbei.

Max Martersteig.

Conrad Haußmann, Uralte Lieder aus dem Morgenland, in deutschen Strophen. 8°. 152 S. *Stuttgart u. Berlin*, Deutsche Verlagsanstalt. 1920.

Der bekannte Staatsmann und Politiker hat hier einen Ausflug in die Welt alt- und neuorientalischer Poesie unternommen und sich dabei von dem Gedanken leiten lassen, zu zeigen, daß „die Lyrik international und zeitlos und daß die unsere nicht neu ist". Altägyptischen Liedern folgen assyrisch-babylonische und hebräische Gedichte, Stücke aus den Evangelien und chinesische Lieder, dann Strophen aus der islamischen, arabischen und persischen Poesie; Altindisches und als Gegenstücke Gedichte von Rabindranath Tagore machen den Beschluß. Nicht ohne Geschick ist die Verdeutschung gemacht, eine gewandte Behandlung des Verses ist anzuerkennen, und mancher, der die Urgedichte nicht kennt, mag auch in die Stimmung des alten Morgenlandes versetzt werden. Aber ein Vergleich mit den Originalschöpfungen zeigt, wie viel Ursprüngliches und Bodenständiges verloren gegangen ist und daß diese Bearbeitungen doch nur einen matten Abglanz dessen geben, was die alten Morgenländer in ihre Strophen gelegt haben. Würde man Haußmanns Gedichte in die Urform zurückgießen, kein Untertan des Ramses oder des Sardanapal würde wohl für diese Poesie Verständnis haben. *Georg Steindorff.*

Die Brautbriefe Wilhelms und Karolinens von Humboldt. Herausgegeben von Albert Leitzmann. *Leipzig, Insel-Verlag.*

Der Briefwechsel des Humboldtschen Paares zählt zu den wertvollsten Denkmälern hochgebildeter Menschlichkeit. Das Eingangstor sind die hier von neuem gedruckten Briefe aus den Verlobungsjahren 1788—1791, so reich an Liebe, an zartem und starkem Gefühl, daß unsere Seele sich beim Lesen weitet, indem sie diese formschönen Zeugnisse der großen Zeit unseres Volkes (denn das war nicht die Epoche trügerischen äußeren Glanzes) mit innigem Genießen aufnimmt. Wenn es für Liebende ein Geschenk zu wählen gilt, kann schwerlich ein edleres als dieses, von Leitzmann zurückhaltend besorgte Buch geben. G. W.

Otto Hupp, Wider die Schwarmgeister. Zweiter und dritter Teil. *München, Max Kellerer*, 1918 und 1919.

Der notwendige Kampf gegen unwissenschaftliche Phantasterei in der Heraldik ist noch nicht zu Ende, es scheint noch ein 4. Heft nötig zu werden, da der um die Geschlechter-Kenntnis so verdiente Bernhard Körner bei der Erklärung der Wappen einer fixen Idee zum Opfer gefallen ist. Die vorliegenden Hefte haben reichen Inhalt. Fast zu viel Ehre wird dem innerlich ehrlichen, aber in

seiner Phatastik bodenlosen Guido v. List angetan, und doch ist zu befürchten, daß seine Behauptungen immer wieder Anhänger finden, eben deshalb, weil sie weder Hand noch Fuß haben. Die Grundlagen Hupps sind fest und sicher gefügt, und gerade wer geschichtlichen Sinn und die Fähigkeit geschichtlicher Anschauung hat, muß Guido v. Lists Seher-Weisheit ablehnen. Mit seiner gründlichen Durchbildung erhellt Hupp mancherlei Probleme von Wappen und Abzeichen, den Einfluß des Orients, den des klassischen Altertums, gibt die Geschichte des kaiserlichen Adlers, verbreitet sich über die ersten Wappen. Die Frage der Beziehung zu Runen und Hausmarken wird in glücklichem Streit gegen Körner klargelegt und ein wichtiger Beitrag zum Hantgemal gebracht. Bei der Abhandlung über den Wappengebrauch der Städte und der Bürgerlichen zeigt sich wieder der ernsthafte Forscher und Kenner. Temperamentvoll äußert er sich zu den neuen Staatswappen. Er wünscht dem neuen deutschen Reich den goldenen Adler in schwarzem Felde. H. S.

Karl Jellinek, Das Weltengeheimnis. Vorlesungen zur harmonischen Vereinigung von Natur und Geisteswissenschaft, Philosophie, Kunst und Religion. Mit 180 Textabbildungen. *Stuttgart, Ferdinand Enke*, 1921. Geh. 60 M.

In engem Anschluß an den Neovitalismus Hans Drieschs steigen die volkstümlichen Vorlesungen Jellineks von naturwissenschaftlichen Tatsachen zu der Lehre von den höheren Intelligenzen auf, die im Körperlichen und Geistigen die eigentlich bestimmenden Kräfte darstellen. So wird das Werk zu einer Philosophie des Überbewußten, das in jeder Persönlichkeit vorhanden ist und gelangt zu einer einheitlichen Erkenntnistheorie, einmündend in eine Theosophie Steinerscher Art. Analogieschlüsse von der Körperwelt auf die geistig-seelischen Faktoren müssen dabei, wie in allen solchen Systemen, zugelassen werden. Dann ergibt sich in der Tat ein Monismus von befriedigender und beglückender Geschlossenheit. Die ernste, zu neuer Religiosität hinaufleitende Gesinnung, die Folgerichtigkeit des Denkens und die schöne Klarheit der Darstellung des gedanken- und kenntnisreichen Werkes werden mannigfachen Genuß und energische Anregung zum selbständigen Weiterarbeiten gewähren. Die schöne Ausstattung trägt das ihrige zu dem guten Eindruck bei. G. W.

Hanns Johst, Der König. *München, Albert Langen*, 1920. 94 Seiten. 4,80 M., geb. 8,40 M.

Johst schrieb hier die Tragödie des genialischen Halbvermögens, des „politischen Expressionisten", wenn man so sagen will, der vulkanisch den Staat aus sich selbst schaffen will und so das ethische Programm seines Dichters ausspricht. Aber Johst ist nicht der monologisierende Lyriker, als der ein expressionistischer, ein die Welt mit seinem Ich erfüllender Dramatiker immer erscheint. Er hat einmal die sehr realistische Bauernkomödie „Stroh" geschrieben, und wenn er selbst sie vielleicht heute nicht mehr sehr hoch einschätzt: sie war doch sichere Grundlage für den Dramatiker, für seinen Dialog und die Plastik des Lebendigen, die sich so vorteilhaft von den Schemenwesen einer unvermögenden Abstraktkunst abhebt. Die Gegenspieler sprechen zwar des Königs spitze Sprache, sind aber doch mehr als Vorwände seiner Reflexionen. In zehn Bildern sind die Ereignisse bis zum freiwilligen Tod des Königs gesteigert. Stürmende Jugend hat die ersten Schritte des Königs befeuert, abwägende Reife hemmte den Lauf und drängte zur Aussprache im gedankenreicheren Dialog. Am Ende bleibt ein großer, einheitlicher Eindruck. F. M.

Harry Graf Kessler, Notizen über Mexiko. Zweite Auflage. Leipzig, Inselverlag, 1921.

Weltenfern allen üblichen Globetrotter-Büchern bringt der schlanke Band des Grafen Kessler das, was ein feinfühliger, hochgesinnter und künstlerisch durchgebildeter Mensch zu sagen hat, wenn er die fremde Welt des alten Aztekenlandes durchstreift, nicht zu flüchtigem Besuch, sondern hineinschauend wie in den Busen eines Freundes. Er ist der empfindsame Reisende des beginnenden 20. Jahrhunderts, mit offenen Augen für politische, wirtschaftliche, soziale Erscheinungen, aber das alles vom Standpunkte des gebildeten Beobachters, nicht des dilettantischen Fachmannes gesehen. Und lieber weilt er doch bei der Volksart, bei den Zeugnissen der untergegangenen Zeitalter Mexikos, bei den Wundern seines vulkanischen Bodens. Die hohe Fähigkeit lebensvoller Schilderung wird dort am stärksten wirksam, wo die Natur allein mit ihrer Formen- und Farbenfülle zu uns spricht, doch sind auch die Bilder aus dem Volksleben der verschiedenen Provinzen Mexikos von hohem Reiz. Man legt das kleine Buch mit dem Wunsche, daß Kessler uns noch mehr gegeben hätte, aus der Hand.

G. W.

Hans Timotheus Kroeber, Silhouetten aus Lichtenbergs Nachlaß von Daniel Chodowiecki. *Wiesbaden, Heinrich Staadt*, 1920. 30 M.

In einer kenntnisreichen Einleitung erörtert Kroeber, dem wir schon wertvolle Beiträge zur Geschichte der Silhouette verdanken, u. a., von wem diese Schattenbilder, die einmal in Lichtenbergs Nachlaß — der Tradition nach — gewesen sein sollen, geschnitten sind. Erst wird an Lichtenberg selbst gedacht, über dessen zeichnerische Begabung gesprochen und dessen „Fragment von Schwänzen" darin zum Abdruck gebracht

wird. Dann kommt Kroeber, unabhängig von allen literarischen Urkunden, zu der Überzeugung, daß die Autorschaft Chodowieckis hinreichend glaubwürdig sei. Dabei ist Kroeber ein Zeugnis entgangen, das sich in Chodowieckis Tagebuch der Künstlerfahrt nach Danzig im Jahre 1773 findet. Die Stelle im Original lautet: „j'ai fait le rouleau de 38 silhouettes et des Estampes a Parchemins que j'envoie à Berlin par la poste . .": sie wurde mir von Frau Dr. Steinbrucker gütigst durch Anfrage bei der Besitzerin Frau Eugenie Rosenberger vermittelt und hätte Chodowieckis Autorschaft glaubhafter machen können. Daß aber die 38 Schattenrisse mit den 39 von Kroeber nicht identisch sind, ergaben die weiteren Mitteilungen Frau Steinbruckers an mich. — Kroeber nimmt nun weiter an, daß Lichtenberg für die dritte Auflage seiner Physiognomik — die niemals erschienen ist — eine Illustrierung durch Chodowiecki erhoffte. Das mag sein! Aber Lichtenberg besaß damals die Silhouetten noch nicht. Hätten sie überhaupt zu Lichtenbergs Büchlein gepaßt? Und hat Lichtenberg wirklich die Unterschriften geschrieben? Das scheint mir jedenfalls nach der Kenntnis von Lichtenbergs Handschrift nicht wahrscheinlich. Und hätte Lichtenberg diese Unterschriften wirklich gewählt? Das bedarf noch einer besonderen Untersuchung, ebenso wie Chodowieckis Autorschaft! — Sind erst die Beweise erbracht, so wird Kroebers schmuckes und reizend ausgestattetes Büchlein, an Wert und Bedeutung gewinnen. Der Leser wird jedenfalls seine Freude an ihm haben und es sind ihm deren viele zu wünschen.

Erich Ebstein.

Th. Litt, Individuum und Gemeinschaft. Grundfragen der sozialen Theorie und Ethik. *Leipzig* und *Berlin, B. G. Teubner,* 1919.

Ganz allgemein kann man bemerken, daß Litt, verführt durch seine „mikroskopische" Methode, die Bedeutung des einzelnen Individuums für den Gesellschaftsprozeß überschätzt. Er gelangt darum bei seiner durchgehenden Betonung der „Nüance" auch zu keinem klaren, fortreißenden Grundgedankenbau. Außerdem ist seine Betrachtung viel zu systematisch, zu wenig historisch und läßt den wühlenden, wirkenden, *dynamischen* Charakter alles Gesellschaftslebens viel zu wenig erkennen. Litt schreibt zu akademisch, theoretisch, abstrakt. Damit soll die rein gedankliche Leistung des Buches, die Verantwortung und Mitarbeit des einzelnen an der Gesamtheit und deren berechtigte objektive Forderungen gegenüber den Wünschen des einzelnen soziologisch nachzuweisen, keineswegs verkannt werden. Nur bleibt billig zu bestreiten, daß irgendwelche nennenswerte praktische Wirkung, die der Verfasser aber ausdrücklich wünscht, von seinem Buch ausgehen werde.

Bemerkenswert ist vielleicht noch Litts Urteil über die Zukunft der abendländischen Kultur. Er glaubt an eine wahre Völkergemeinschaft, und daß unsere Kultur durch Synthese mit orientalischen und ostasiatischen Kulturelementen „zu höherer Einheit emporzusteigen sich anschickt" (S. 89). Es gibt bekanntlich Philosophen, die vielleicht mit besseren Gründen als Litt die vollständige Unmöglichkeit einer wirklichen Verschmelzung der abendländischen *Kultur* mit der ostasiatischen und orientalischen nachzuweisen versucht haben, und nur eine Welt*zivilisation* für die Zukunft zugeben. Hier steht also These gegen These. Wer wird recht behalten?

F. K.

Harry Maync, Immermann. Der Mann und sein Werk im Rahmen der Zeit- und Literaturgeschichte. *C. H. Beck, München* (1921). 627 Seiten. Geb. 60 M.

Die Würdigungen Carl Immermanns entbehren nicht des etwas fatalen Beigeschmacks von Ehrenrettungsversuchen an einem nicht genug gewürdigten Dichter. Weil in der amorph gewordenen Masse des Werks irgendwo eine Ader lebendigen Lebens zuckt, versucht man immer wieder (auch auf dem Theater) diesen Funken zur Flamme aufzublasen, die unser zeitiges Gefühl erwärmen könne. Es spricht das mehr für konservative Pietät als für unbefangenes Wertgefühl. Diese letzte umfangreiche Biographie jedoch des Epigonen und „Epigonen"-Dichters, die der Berner Literarhistoriker uns darreicht, ist durch unbestechliches Wertgefühl vor ihren Vorgängerinnen ausgezeichnet. Sie bestätigt uns mit vielleicht zuweilen überflüssiger Breite aus Gewissenhaftigkeit, was jede unmittelbare Berührung mit der Dichtung Immermanns klar darlegt: ein reichster aber jedes Rettungsversuches spottender, „vertaner" Aufwand im Grunde immer unzulänglicher Kraft. Die nur im „Münchhausen" und allenfalls eben noch in den „Epigonen" unser Verlangen nach schöpferischer Stärke befriedigt und — in Einzelheiten — zuweilen sogar noch beglückt. Diese Positiva werden ins hellste Licht gerückt, daneben aber die Unkraft, der Seele seiner Zeit auch nur das ästhetisch befriedigende Gewand des Gleichnisses zu schaffen, unbarmherzig dargelegt.

Das weit stärkere Gewicht dieser reifen Frucht wissenschaftlicher Objektivität liegt jedoch in der Persönlichkeitsgestaltung. Da gewinnt der Held dieses Lebens für uns eine beinahe erschreckende aktuelle Bedeutung: ein Individuum wächst zum Symbol empor, in welchem die ganze Tragik der Menschen sich konzentriert, die — wie heute wir alle wieder — zwischen zwei Zeiten, zwischen zwei Welten gestellt sind. Die das Unvereinbare aus tiefster sittlicher Einsicht, ihrem Dämon gehorsam, dennoch vereinbaren wollen — und müssen: die Heilighaltung des Ererbten und die Hingabe

an die Forderungen von der Zukunft hereindringender Probleme. Es ist die Schilderung dieses Zwiespalts und des Kampfes, ihn zu bewältigen, es ist ein Stück deutschen Schicksals, dargestellt in einem deutschen Menschen, der als sittliche Energie wie als Künstler über das ewig Lastende und Hemmende, das seinen Kräften sich anhängt, Herr zu werden strebt und den als schmerzlicher Siegespreis erst im frühen Niederbruch des leiblichen Daseins ein Leuchten grüßt von in Klarheit aufwärts führenden Bahnen her. Der dennoch dann die Zuversicht fühlt: „unsere Zeit ist groß, fruchtbar, der Wunder voll und guter Hoffnung". Jedem, der in der Verfinsterung unserer Gegenwart der Aufrichtung an solcher Tapferkeit bedarf, ist das Buch uneingeschränkt zu empfehlen.

Max Martersteig.

Paula Modersohn-Becker, Briefe und Tagebuchblätter, herausgegeben und biographisch eingeführt von S. D. Gallwitz. Dritte wesentlich erweiterte Auflage mit sieben Bildbeilagen. *München, Kurt Wolff*, 1920.

Die vorliegende erweiterte Auflage der Briefe hat gegen die erste von der Kestner-Gesellschaft herausgegebene außerordentlich gewonnen. Briefe aus den letzten Lebensjahren der Künstlerin wurden aufgenommen, die die inneren Konflikte, durch die sie gegangen ist und ihr reines, allein aufs wesentliche gerichtete Streben offenbaren.

Rosa Schapire.

Moreau und *Freudenberg*, Trois suites d'estampes pour servir à l'histoire des modes et du costume des Français dans le dix-huitième siècle. Nach den Originalausgaben herausgegeben und eingeleitet von Max von Boehn. *Berlin, Askanischer Verlag*, 1920. In Halbleinen 125 M., in Halbleder oder Halbpergament 175 M.

Die drei Stichfolgen, im Auftrag des Pariser Bankiers Eberts von Freudenberg und Moreau gezeichnet und von einer Anzahl guter Stecher auf die Platte gebracht, erfaßten die französische Lebewelt des ancien régime kurz vor der Revolution. Sie sind, was die zusammenfassende Ausgabe von 1789 in ihrem Titel rühmt, ein „Monument du costume physique et moral de la fin du XVIII. siècle". Ihr hoher Wert für die Kulturgeschichte ist damit festgestelt, während die Schätzung der Sammler durch die fabelhaften Preise der Zeichnungen und die sehr hohen der Stiche bezeugt wird. Eine gute Reproduktion (und die vorliegenden übertrifft die früher in Paris und Stuttgart erschienenen in der Tat wesentlich) hat in Anbetracht der schweren Erreichbarkeit der Originale und des stofflichen Reizes der Blätter ihr Daseinsrecht. Erhöht wird es in diesem Falle durch die gründliche und gefällige Einleitung Max von Boehns, durch den sorgsamen zweifarbigen Druck (der freilich die Einheit von Bild und Umrahmung nicht voll zur Geltung kommen läßt), und den schönen, nach einem guten Muster Padeloups kopierten Einband. Die Publikation wird den vielen Freunden des sich auslebenden Rokokos besonders erfreulich sein und dient Boehns vortrefflichem Werk über diesen Zeitraum als Supplement.

G. W.

Hans Joachim Moser, Geschichte der deutschen Musik in zwei Bänden. I. Von den Anfängen bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges. *Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.*, 1920. 519 Seiten. Groß-8°. Geh. 50 M. geb. 60 M.

Das groß angelegte Werk des Hallenser Privatdozenten ist dazu berufen, sich neben Scherers „Geschichte der deutschen Literatur" und ähnliche Bücher zu stellen. Es kommt Moser nicht darauf an, die Höhepunkte musikalischer Leistungen, die „jeweils äußersten kompositorischen Fähigkeiten" zu betrachten, er will vielmehr musikalische Kulturgeschichte schreiben, und dabei ohne engenden Chauvinismus vornehmlich die Musik in allen ihren Äußerungen aus dem Wesen des deutschen Volkstums heraus entwickeln. So ergeben sich die großen Gruppen: Tonkunst der Wälder und der deutschen Klöster; Tonkunst auf Schlössern und Burgen; Musik der deutschen Dörfer; Tonkunst der mittelalterlichen Stadt, in Kirche, Schule und Haus; endlich Musik an Fürstenhöfen. Auf diese Weise ist die Darstellung viel anregender, lesbarer geworden, als wenn eine bloße Entwicklung der musikalischen Formen gegeben worden wäre. Und auf der anderen Seite ist Moser ein viel zu strenger Wissenschaftler — seit seiner Dissertation über „die Musikergenossenschaften im deutschen Mittelalter" haben wir von ihm eine Fülle wichtiger Einzelstudien erhalten —, als daß er sich etwa auf dem eingeschlagenen Wege zu den Gemeinplätzen popularisierender Beschreibung führen ließe. An dieser Stelle ist noch besonders auf den sorgfältigen Druck des Textes und der zahlreichen Notenbeispiele rühmend hinzuweisen. Da wir diesen ersten Band des Werkes aus der Hand eines Dreißigjährigen empfangen, dürfen wir hoffen, das Buch werde nicht das Schicksal so vieler großer Werke teilen, ein schöner Torso zu bleiben. F. M.

Thomas Murner, Von dem großen Lutherischen Narren. Herausgegeben von Paul Merker. XI und 427 S. *Straßburg, Karl I. Trübner*.

Dieser starke Band ist geschmackvoll ausgestattet wie die übrigen Veröffentlichungen der Gesellschaft für elsässische Literatur, die bei ihrem sehr kurzen Bestand (1912—1918) für die Literatur

des Ende 1918 leider dem Reiche wieder verlorengegangene Elsaß außerordentlich wertvolle wissenschaftliche Leistung aufzuweisen hat. In einer höchst verbitterten Stimmung schrieb der streitbare Franziskaner von Anfang 1521 bis zum Herbst 1522 sein Epos Von dem großen Lutherischen Narren nieder. Sehr geschickt und übersichtlich verbindet nun Merker die Gesamtwürdigung dieser Dichtung mit ihrer Entstehungsgeschichte. Er zeigt auch, von ältern Hinweisen ausgehend, daß die 52 Bilder zu dieser Dichtung wahrscheinlich von Murner selbst gezeichnet sind. Der umfängliche Kommentar Merkers ist durchaus nicht erschöpfend; seine Textgestaltung nicht befriedigend.

Adolf Hauffen (Prag).

Albert Neuburger, Die Technik des Altertums. 8⁰. XVII und 569 S. mit 676 Abbildungen. *Leipzig, R. Voigtländer*, 1919.

Wieviel wir in unserem geistigen Besitzstande dem Erbe der Alten verdanken, ist seit den Tagen der Renaissance und der großen Humanisten immer wieder gesagt und gerühmt und namentlich in den letzten Jahrzehnten während des Kampfes um die humanistische Bildung oft genug ausgeführt worden. Wie sehr aber auch auf dem Gebiete der Technik Altertum und Gegenwart sich verknüpfen und wie sehr auch in den praktischen Fertigkeiten die Alten — Ägypter und Babylonier, Griechen und Römer — Bahnbrecher gewesen sind und wie herrlich weit sie es gebracht haben, dafür fehlte bisher eine umfassende Darstellung. Diesem Mangel sucht nun das vorliegende Werk eines Technikers, der sich aber auch eingehend philologisch-historischen Studien hingegeben hat, abzuhelfen. Mit großem Fleiße hat der Verfasser die verstreute, oft nicht leicht zugängliche Literatur, alte und moderne, gesammelt und verarbeitet und führt nunmehr dem Leser in klaren, eindrucksvollen Bildern vor, was auf den verschiedenen technischen Gebieten das Altertum geleistet hat: im Bergbau, in der Gewinnung und Bearbeitung der Metalle, in der Holz- und Ledertechnik, in der Technik der Gärungsstoffe, der Fette und Öle, in der Keramik und Glasbereitung, im Heizungswesen, im Bau der Häuser, Straßen, Schiffe, in der Wasserversorgung u. a. m. Gewiß ist er bei seinen Forschungen häufig an der Oberfläche geblieben und hat manchmal aus nicht ganz einwandfreien Quellen geschöpft; so ist es bedauerlich, daß bei der Schilderung der Anlage der ägyptischen Pyramiden auf die von der ernsten Wissenschaft längst abgetane, freilich auch von Franz Eyth in seinem köstlichen Roman vom „Kampf um die Cheopspyramide" vertretene Theorie Piazzi Smyths hereingefallen ist. Auch sonst finden sich nicht wenige Fehler und Lücken. So vermisse ich beispielsweise ein Kapitel über die Bereitung der ältesten Schreibmaterialien, die Herstellung und Anwendung des Papyrus und Pergaments; auch die Darstellung des Hausbaus weist nicht unbedenkliche Mängel und manche Irrtümer auf. Aber alle diese Schwächen sollen die Verdienste des nützlichen Buches nicht schmälern, das mit seinen guten, geschickt ausgewählten Abbildungen uns in eine neue Welt einführt und die Absicht seines Verfassers, ein Bild von den technischen Fertigkeiten des Altertums zu gewähren, trefflich erfüllt.

Georg Steindorff.

Charles Péguy, Die Litanei vom schreienden Christus. *München*, *Kurt Wolff*. (Achtes Buch der neuen Folge der Drugulindrucke in einer Auflage von 1000 Exemplaren).

Zwischen der Frage, warum der Menschensohn am Kreuze in seiner letzten Stunde lauter als ein Verdammter geschrien hat — „Er hätte zufrieden sein müssen. Es war zu Ende. Es war geschehen. Alles war vollbracht" — zwischen dieser immer wiederkehrenden Frage und der Antwort am Ende des Buches, daß er um Judas Verdammnis willen schrie, um das Geld und den Töpferacker, wird die Litanei von Leben Christi eindringlich und in höchster dichterischer Kraft gepredigt. Ein Buch des Lesens in Andacht und der Liebe wert. — Otto Picks Übertragung scheint vollkommen. Das Buch ist in einer schönen, kräftig schwarzen Fraktur auf festem gelblichen Papier gedruckt, die Initialen sind grün. Wie denn die neue Folge der Drugulindrucke der ersten sehr würdig sich anschließt und überdies der Forderung gerecht wird: junge Dichtung in edlem und doch verhältnismäßig billigem Gewande dem nicht snobistischen Bibliophilen zu vermitteln.

E. E. S.

Josef Friedrich Perkonig, Trio in Toscana. Ein Roman. *Berlin, Egon Fleischel & Co.*, 1920. 208 S.

Perkonig hat sich schon in seinen früheren Erzählungen als ein Musikerdichter gezeigt, wie sie unter der österreichischen Sonne besser wachsen als anderswo. Auch an diesem Band ist nicht nur der Titel und das wirkliche Triospielen der drei Gesellen aus Österreich zu Anfang und Schluß der Geschichte voll Singen und Klingen. Auch die politisch verwirrten Schicksale dreier aus Österreich vertriebener, an verdrängter Liebe zur Heimat leidender und nun wunderlich zu Italien hin und dort von allerhand Intriganten und Poseuren, herumgezogener Menschen sind wie ein Volkslied aus Kärnten, Schwermut und Leichtsinn gemischt.

Wie fein ist das Sinnbild Österreichs in der Geschichte vom blutgetränkten, zerrinnenden Schnee Galiziens auf einer der letzten Seiten des Buchs! und dann doch der hoffnungsvolle Ausklang im Glauben daran, daß so ein schönes Land nicht sterben kann. „Wir dürfen getrost sein . . ."

M. B.

Hans José Rehfisch, Das Paradies. Eine Tragödie. *Berlin, Oesterheld & Co.*

Hans José Rehfischs Paradies ist ein Musterbeispiel dafür, wie der Dramatiker sich zu seiner Zeit nicht verhalten soll. Implizite wird und muß die Zeit des Dichters im Drama vorhanden sein. Wo sie es nicht ist, wo sie nicht seinen Organismus belebend durchpulst, können nur leblose Gebilde, können nur Dramen-Atrappen zustande kommen. Wo aber — wie hier — die Zeit sich explizite an dem Drama darstellt, da kann von einer dramatischen Dichtung nicht die Rede sein. Denn der Sinn des Dramas ist nicht: zu exemplifizieren, sondern: zu mythisieren. Vielleicht hat Rehfisch geglaubt, eine solche Mythisierung zu geben. Dann muß mit allem Nachdruck gesagt sein, daß er nicht mehr als eine beweisträchtige Allegorie zustande gebracht hat. Dem Dramatiker hat es nur um das Überzeitliche in dem — ach! — Nur-zu-Zeitlichen unserer Tage zu gehen. Die Zeit ist zwar das unsichtbare Blut, das den dramatischen Organismus durchströmt und ernährt. Aber das Sichtbare seines Werkes, das Fleisch, und das Tragende, die Knochen, kann sie dem Dramatiker nicht geben. Die muß er aus Unzeitlichem, muß er aus Ewigkeitstoffen formen. *Hans Franck.*

Max Roden, Anrufung. *Wien-Leipzig, Ed. Strache*, 1920.

„Dein bin ich, Göttin der verborgnen Welten, O du, o du, Herzallerliebste mein.“ Die mystische Sehnsucht dieses Vorspruchs ist der Ton, auf den die Empfindungen und Gedanken gestimmt sind, die in den achtundfünfzig Strophen ausgesprochen werden, die alle beginnen und auch enden: „O du, o du, Herzallerliebste mein ...“ Mit einem Gefühl der Ermüdung schließt man endlich das Buch, denn, was zwischen Anfang und Ende jeder Strophe steht, sind Erlebnisse von vorgestern, oder auch bloß Erfahrungen. C. N.

Wilhelm von Scholz, Gesammelte Werke I—III. I 1 u. 2 Gedichte. II Schauspiele 2. III Erzählungen 1. *München, Georg Müller*, 1920.

Das Dichtertum Wilhelms von Scholz wurzelt in einem ausgsprochenen Lyrismus. Von seiner Unterstufe, auf der vor allem der seelische Kontakt von Ich und Umwelt sich verbildlicht, wandelt er sich in umfassender Weiterentwicklung mit innerer Notwendigkeit zur dramatischen Auseinandersetzung mit den Schicksalsmächten des Daseins um und erreicht schließlich nach Abstreifen der kampfbegehrenden Unruhe die klarere Überschau desepischen Kunstwerks. Was genügsameren Talenten Zweck und Ziel wird, das literarische Produkt an sich, bedeutet ihm nur einen Weg künstlerischer Disziplin, die jeweilige Lebensbedingung für eine Kunstform, die zugleich streng iudividuell und urgesetzlich ist. Als theoretischer Schriftsteller weit mehr denn bloßen Erkenner, ist er als schöpferischer Geist im phantastischen Sinn umfassend, universell gerichtet. Als Lyriker ist er zugleich Mystiker und Ich-Betoner, als Dramatiker weist er durch seine vertiefte Auffassung von Persönlichkeitswert und Schicksal der dramatischen Form den Weg zu einer künftigen Verinnerlichung. Sein Weltempfinden erblickt in Raum- und Zeiterscheinungen nur Spiegelbilder der Vergänglichkeit, Traumphantasien einer verhüllten Daseinswirklichkeit, in der Leben und Tod eins sind. Sein Gedicht ist wortkünstlerisch gepflegt ohne künstlich zu sein; seine Epik hat eine großzügige Stilvolute, die Gedanklichkeit nud Formkraft mit pychologischem Scharfblick und Anschaulichkeit verbindet. In seinem dramatischen Schaffen geht vom „Gast“ zum „Juden von Konstanz“ eine deutliche Vollendungslinie aufwärts, die in diesem Drama, einer Vereinigung formlicher Strenge und tief menschlicher Selbstverständlichkeit, ein unzerreißbares Netz von Ursache und Wirkung gestaltet, in der die Unverrückbarkeit des inneren Zielbewußtseins sich wie in keinem andern Werke Scholz' kund tut. Die vier ersten Bände der Gesammelten Werke geben durch ihre Reihenfolge (Sämtliche Gedichte, als Dramen: der Gast und der Jude von Konstanz, als Erzählungen: die Unwirklichen), daher das Porträt dieses Dichters bereits voll belichtet; und es ist damit ein anerkennungswerter herausgeberischer Grundsatz befolgt, bei weitem sinnvoller als es eine in chronologischer Folge weiter schreitende Gesamtausgabe wäre. *Magda Janssen.*

Alex. Schnüttgen, Kölner Erinnerungen. *Köln, J. P. Bachem*, 1919.

Der geistliche Herr, weitbekannter Sammler und Schöpfer des Schnüttgen-Museums in Köln, plaudert hier mit viel Behaglichkeit und Wärme von der „guten alten Zeit“ — der Zeit, in der der Morgentrunk im Freundeskreise, die guterzählte Anekdote, die harmlose Fopperei unter Gleichgesinnten, die gut vorbereitete und durchgeführte Nasführung unliebsamer Außenseiter zum selbstverständlichen Inventar geselligen Lebens und seiner Freuden gehörten. Viele Charakterköpfe ziehen an uns vorüber, neben Persönlichkeiten wie August Reichensperger eine Fülle lokaler Größen, denen aber fast durchweg die spezifisch rheinische Sinnes- und Lebensart eignet; wir erleben voll eifriger Teilnahme das Erwachen des Interesses für die mittelalterliche Kunst in Köln und seine Steigerung bis zur Gründung des Kölner Altertumsvereins, der Ausstellung von 1876 und den Museumsgründungen der späteren Zeit. So wie der Verfasser durch das dem Buche beigegebene Titelbild vor uns hintritt: mit dem ge-

waltigen Körper, dem breiten massigen Kopf, den klugen, aus mächtigen Wulsten herausblickenden Augen, den hart gepreßten Lippen — so begleitet er uns durch seine Erzählung als gütiger, kernfester, im Boden altgeheiligter Tradition wurzelnder, über alle Kleinlichkeit durch einen befreienden Humor sich erhebender Mensch, zu dem auch die merkwürdig schwerfällige (allerdings gar nicht, wie der Prospekt es will, Goethesche), zähflüssige Schreibart trefflich paßt. A. D.

Der Verlag hat von Schnüttgens „Kölner Erinnerungen" 100 Stück auf der Handpresse abziehen lassen, in einen sehr schönen, mit gemaltem Titel und reicher Vergoldung geschmückten Pergamentband auf durchgezogenen Bünden gehüllt. Er eröffnete damit der Reihe der *Vorzugsdrucke der „Marzellus-Presse"*. Als zweite Nummer folgte in gleicher Auflage die Festschrift zum sechzigsten Geburtstag der angesehenen katholischen Dichterin M. Herbert (Therese Kester, geb. Kellner), betitelt *„Flammen"* und herausgegeben von *Maria Köchling*. Liebe und Verehrung haben in diesem stattlichen Buche der Gefeierten einen reichen Kranz gewunden. Von ihrem Leben und Schaffen handeln die ersten und zahlreichsten Beiträge, um dann in die Weite literarischer und künstlerischer Betrachtungen hinauszuschweifen, wie der große Aufsatz „Lyrik und Leben" von Wilhelm Oehl oder „Clemens Brentanos Liederdichtung" von Hermann Cardauns. Am Schlusse folgt dichterische Prosa und eine Sammlung denkwürdiger Worte aus den Büchern M. Herberts. Die Ausstattung ist der des ersten Bandes gleichwertig, der Einband dem früheren an Schönheit noch überlegen. Die Sammler seien auf diese neue, gediegene Folge kräftig hingewiesen. G. W.

Levin L. Schücking, Die Charakterprobleme bei Shakespeare. Eine Einführung in das Verständnis des Dramatikers. *Leipzig, B. Tauchnitz.*

Der Verfasser dieses Buches verspricht in der Einleitung, diese Arbeit solle „einen ersten Versuch darstellen, der Shakespeareauslegung die Hilfsmittel einer Methode an die Hand zu geben". Er wendet sich in scharfer Kritik gegen die unendliche Willkür der bisherigen subjektiven Ausleger, die in Shakespeares Gestalten ihren eigenen Geist oder zum mindestens ihr eigenes Ideal hineininterpretierten. Ganz zweifellos befindet sich Schücking prinzipiell auf dem richtigen Wege: um ein Kunstwerk zu verstehen, muß man seine Form erkennen, denn das Wesen des Kunstwerks ist Form. Es bleibt auch seltsam, daß gerade die Zeit, die das Drama zur höchsten Form der Dichtkunst kreierte, in ihm doch nur, wo sie kritisch an es herantrat ein äußeres Schema sah und seine Gestalten immer gelöst an einem Wirklichkeitsideal maß.

Leider aber ist der Weg, den der Verfasser einschlägt, nur scheinbar ein anderer und gerade seine Methode verleitet ihn zu neuen Abwegen. Er will „die Grenzen des Realismus und des Primitiven in der Shakespearischen Technik" aufweisen, und das versteht er nun so, daß die Shakespearische Kunst von einer „primitiven Technik" und „Einfalt der Mittel" (S. 229) beherrscht wird, der eine fortgeschrittenere realistische lebenswahre Kunst übergeordnet ist, daß diese allein nicht nur unseren heutigen verfeinerten Ansprüchen entspräche, sondern der sich auch schon „die bedeutendsten Dramatiker der Zeit" zuwenden, während andere wie Shakespeare die primitiven Mittel beibehielten „offenbar von der Absicht geleitet, die seelische Berührung auch mit der großen Menge nicht einzubüßen" (S. 30). Von diesem Standpunkte aus beurteilt Schücking nun die Shakespearischen Charaktere. Der Irrweg, auf den er nun doppelt geraten muß, liegt klar: gelingt es ihm, eine Äußerung, die den psychologischen Auslegern Kopfschmerzen gemacht hat, als technische bedingt zu erkennen, so sieht er darin „Grenzen des Shakespeareschen Realismus" (S. 56), „ein Mißverständnis der Kunstform, die eben primitiv ist" (S. 33) oder gar „die kraß unrealistische Kunst Shakespeares" (S. 62); ja einige Zeilen früher findet er die erstaunlichen Worte „Schwingt der Pendel einmal nach der Seite eines ganz fortgeschrittenen, innerlich freien Realismus . . . so rührt er an der andern an eine beinahe kindliche Primitivität und lebensunwirkliche Gebundenheit". Ist Schücking niemals die einfache Frage in den Sinn gekommen, wie es nur möglich sei, daß mit einer so primitiven, einfältigen Kunstform ein Drama hat entstehen können, das seine ungeheure Wirkung über die Jahrhunderte hinaus trägt, daß hier nicht nur Höchstes in der Dichtkunst geschaffen, sondern das Drama der westeuropäischen Kultur, von dem alle anderen nur ein Abglanz in weitem Abstande, oder gar Abweg und ohnmächtige Rivalität sind? In diesem Sinne *ist* Shakespeare „Maßstab", wie es die Griechen in anderen für uns sind. Ich bekenne mich zu dieser Gesinnung, die Schücking so geringschätzig ablehnt (S. 24).

Würde sich Schücking diese einfache Frage einmal vorgelegt haben, so würde ihm vielleicht ein Bedenken gekommen sein, ob diese Kunstmittel wirklich so primitiv und fortschrittsbedürftig sind, ob sie nicht gerade zu der gewaltigen Wirkung des Ganzen irgendwie durchaus notwendig sind. Sehen wir uns aber die fortgeschrittene Kunst Schückings einmal an. Mit einem Sprung, den er augenscheinlich ganz ahnungslos macht, steht er selbst mitten in der alten psychologischen Kritik, die er so sehr verdammt, mit dem einzigen Unterschiede, daß er alles, was seinem Ideal eines realistischen lebenswahren Charakters nicht entspricht, einer Unvollkommenheit oder Schwäche Shakespearescher Kunstmittel zuschreibt. Kunst aber und Realis-

mus sind zwei Dinge, die einander ausschließen. Der Künstler muß einen Charakter des Realismus erst entkleiden, ehe er ihn für sein Kunstwerk geeignet macht, das tut jede Kunst, auch die naturalistische. Es sind völlig andere Lebensbedingungen, die er ihm auferlegt, nämlich die Lebensbedingungen des Kunstwerks. Jede Gestalt, d. h. jedes Wort, das sie äußert, hat an seiner Stelle zu wirken und aus dieser Wirkung heraus das ganze Werk aufzubauen. Shakespeares Kunst nun ist die Kunst höchster Wirkungen. Schücking selbst führt Goethes tiefes Wort über Shakespeare an — ohne freilich daraus Nutzen zu ziehen: „Dieser Dichter läßt seine Personen jedesmal reden, was eben an *dieser* Stelle gehörig wirksam und gut ist, ohne sich viel und ängstlich zu bekümmern und zu kalkulieren, ob diese Worte vielleicht mit einer andern Stelle in scheinbaren Wiederspruch geraten möchten."

Und auch Creizenach trifft durchaus das Richtige mit der von Schücking so abgelehnten Bemerkung, daß Shakespeare die Hauptpersonen durch eine flachere Modellierung aller übrigen heraushebe. In diesen beiden Worten liegen in der Tat zwei Standpunkte einer reinen und tiefen künstlerischen Beurteilung ausgesprochen, deren Befolgung Schücking auf einen richtigen Weg hätte leiten können. Man wird und muß aber bei der Beurteilung Shakespearescher Kunst immer schon auf falscher Fährte gehen, wenn man einen Charakter für sich aus dem Ganzen löst ohne Beziehung zu den andern, oder seine Äußerungen ohne Beziehung zu der Stelle, an der sie steht, zergliedert. Um nur ein Beispiel aus den vielen schiefen Beurteilungen, zu denen Schücking sich durch seine Methode verleiten läßt, herauszunehmen: es handelt sich um die viel erörterte Abschiedsrede des Polonius an den scheidenden Laertes. Die „prachtvollen Worte" im Munde Polonius' zwingen Schücking zu dem unabweisbaren Schluß, „daß die Einheit des Charakters durchbrochen ist", und er erklärt diesen Mangel folgendermaßen: „Shakespeare kam so auf seine Weise der immer wieder ausgesprochenen Forderung der Zeit an die Tragödie nach, sententiös zu sein." Wieder aber muß man fragen, warum wirkt diese Rede auch heute noch in unserer diesen Forderungen so fernen Zeit? Man mache sich nur klar, wo diese Worte stehen: Hamlet hat von der Geistererscheinung erfahren, sofort wird er selbst den Geist sehen, seine innere Ahnung bestätigt hören. Dazwischen nun in diesem Moment banger Spannung steht diese Familienszene des Polonius; zuerst die Ermahnung des Laertes an Ophelia, Hamlets Liebe nicht zu ernst zu nehmen und dann die Ermahnung des Vaters an den Sohn; voll höchster Weltklugheit, selbstgerecht und selbstgefällig, voll Welttugend ist alles, was gesprochen wird, einwandfrei können sich diese Menschen auch in einer Zeit, die aus den Fugen ist, bewegen. Polonius ist hier eben nur Vater und Weltmann, der Höfling oder der Narr soll an anderer Stelle seine volle Wirkung ausüben. Der Kontrast dieser Szene voll notwendiger Sentenzen und höfischer Fernheit gegen das Dunkel, in das Hamlets Schicksal hineintreibt, ist ungeheuer und erhöht den Schauer, der uns mit Hamlets Auftreten umfangen wird. Aus dieser Wirkung heraus stehen des Polonius Worte an der rechten Stelle und kommen aus dem rechten Munde. Man versuche nur, solchen Wirkungen nachzugehen und jener *scheinbare* Widerspruch, von dem Goethe spricht, wird meist im Kunstwerk selbst sich lösen. *Marie Luise Gothein.*

J. G. Seeger, Kilian Kötzler. Ein Roman aus Franken. 2. Auflage. *Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.*

Eine Dichtung, in der viel Tiefes und Schönes steckt. Ein Bauer aus der Rhön berichtet von seinem Leben, von den inneren Erlebnissen, die er, der Grübler mit dem Dichtergemüt, sich in der Enge seines Winkels schafft und von den wenigen äußeren Ereignissen, die sein Dasein beeinflussen. Wie er mit der Natur lebt und, eine Welt für sich, Weisheit erwirbt, die Leben und Tod, Gott und Unsterblichkeit einfach doch tiefsinnig sich zurechtlegt, das wird in einem Ton erzählt, der in seiner Mischung von Schlichtheit, eindringlicher Innigkeit und leiser Stilisierung von nachhaltiger Wirkung ist. Aber diese natürliche und zur Kunst erhobene Wahrhaftigkeit wird doch gestört und verunziert durch allerlei unnötige romanhafte Zutaten. Die bäuerliche Sprache wandelt manchmal auf hochdeutschen Stelzen, rührselige Sentimentalität schleicht sich leider in das echte Gefühl, das zu Anfang mit kräftig herbem Duft aus den Tagebuchblättern des einsamen, bäuerlichen Waldwinkelphilosophen strömte, und so bleibt der Eindruck des Buches nicht so stark und einheitlich, wie er auf den ersten Seiten den Leser gefangen nahm.

Walther Küchler.

Hugo Sonnenschein, Die Legende vom weltverkommenen Sonka. *Leipzig, Wien, Zürich, E. P. Tal.*

Dieses Buch wäre wertvoller, wenn es weniger gekonnt wäre. Es hat eine Gesinnung, die durch Aktualität peinlich banalisiert wird, es hat die Form der letzten Berliner Mode. Der Literat Sonnenschein hat aber dergestalt Geschmack, daß dieses Buch irgendwie Herzereignis wird und somit sich dem Wesen einer Dichtung nähert. „Daß Lerchen nisteten in unserer Wanderschaft". Dieses Wort reißt alle literarische Konvention, die reichlich über dem Ganzen lagert, wie Gewölk auseinander und duldet Ausblick in Berufung. Seite 16, 17 und Seite 41 gibt Prosa. Diese Prosa aber keinen Gehalt. Eine Tatsache, die der Prosa nicht zugute kommt! *Hanns Johst.*

Richard Smekal, Altwiener Theaterlieder von Hanswurst bis Nestroy. Mit acht Bildern und einer Notenbeilage. *Wien-Berlin*, *Wiener Literarische Anstalt, G. m. b. H.*, 1920. Geb. 22 M.

Die eingelegten Lieder bedeuten im Volksstück die notwendige Würze, häufig die Höhepunkte der Wirkung. Von der Bühne gelangen die Worte und die Weisen auf die Straße und leben dort fort, losgelöst von den dramatischen Gebilden. So kommt ihnen auch eigene kultur- und kunstgeschichtliche Bedeutung zu, ja vielleicht läßt sich in diesem Spiegelbild am leichtesten die Stammesart in ihrem Grundcharakter und ihren Wandlungen erkennen. Aus dem deutschen Sprachgebiet sind nirgends dafür reichere Unterlagen vorhanden als in Wien. Von Stranitzky und Prehauser bis zur Operette der Gegenwart gibt es eine Unzahl solcher volkstümlich gewordenen Gesangstücke, in denen das Wienertum sich heiter verklärt hat. Smekals Auswahl erschöpft den Stoff nicht, auch fehlen einige der bezeichnendsten Lieder, wie „In meinem Schlosse ist's gar fein" (aus Henslers „Donauweibchen"); „So leb' denn wohl, du stilles Haus" und „Ach, wenn ich nur kein Mädchen wär'" (aus Raimunds „Der Alpenkönig und der Menschenfeind"). Aber die Übersicht ist sehr reich an liebenswürdigen und charakteristischen Gaben, sie vermittelt eine gute Anschauung von den Formen und den Stoffen, die bis 1848 sorgsam jeder Berührung des öffentlichen Lebens ausweichen. Auch die Grenze ist richtig gezogen, nur das einzige „Nach Sevilla, nach Sevilla" liegt seinem Wesen nach jenseits des Wienerischen Bezirks. Die Einleitung bezeugt Smekals schon früher bewährtes theatergeschichtliches Wissen von neuem; die Bilder beleben den Text. Freilich sähen wir statt ihrer lieber zahlreichere Notenbeilagen statt der einen, die dem hübsch ausgestatteten Buche beigegeben wurde.

G. W.

Johann Steinwert von Soest, Der Sänger und Arzt. 1448—1506. Erinnerungsschrift zur Tagung der Bibliophilen am 10. Oktober 1920 in Frankfurt am Main, gewidmet von der Schriftgießerei D. Stempel, A.-G., *Frankfurt am Main*.

Diese schöne Publikation, mit Ehmcke-Schwabacher und Ehmcke-Rustika nach Zeichnungen von Prof. F. H. Ehmcke in 300 Exemplaren gedruckt, bringt nach einer biographischen Einleitung von W. K. Zülch das „Spruchgedicht zu lob und eer der Statt Franckfortt", in der Steinwert als Stadtarzt wirkte, und die Verse „von seinem Verlöbnis zu Heidelberg 1494". Die Auswahl verdient Dank neben der tadellosen Wiedergabe durch die Schriftgießerei Stempel, die zu dem schön gesetzten Text einige gleich sorgfältig reproduzierte Bildgaben gefügt hat: Wappen, den Frankfurter Stadtadler von Martin Caldenbach, einen Lautenspieler nach Urs Grafs Holzschnitt und eine Zeichnung, die Johann von Soest bei der Übergabe seines bedeutendsten Werkes „Die Kinder von Limburg" an den Kurfürsten Philipp von der Pfalz zeigt. Eine Gabe mithin, die des Dankes aller Bibliophilen gewiß sein kann.

F. M.

E. Stemplinger und *H. Lamer*, Deutschtum und Antike in ihrer Verknüpfung. *Leipzig*, *B. G. Teubner*. (Aus Natur und Geisteswelt. 689. Bändchen.)

Das Buch ist recht geeignet, das zu züchten, was es bekämpfen wollte: nämlich eine gründliche Abneigung gegen jene trockene, blut- und lebensarme Gelehrsamkeit, die nur Wissensbrocken vermittelt, ohne uns innerlich etwas zu geben. Gegner des humanistischen Gymnasiums und des bisherigen Geschichtsunterrichts könnten dies Buch mit Erfolg für sich verwenden.

Wenn dem Verlag B. G. Teubner daran liegt, seine teilweise sehr verdienstvolle Sammlung, in der das Buch erschienen ist, nicht zu einem Repetitorium für Prüfungskandidaten des höheren Lehramt werden zu lassen, sondern durch sie den lebendigen Bildungsgehalt des deutschen Volkes zu vermehren, dann muß er sich einmal gründlich über das Wesen wahrhaft volkstümlicher Darstellungsweise klar werden. Vielleicht an der Hand von Werken eines Faraday, Liebig, Helmholtz, Arrhenius, Potonié und anderen. Vor billigen Exzerpten aus allerhand gelahrten Realenzyklopädien ist jedenfalls eine Warnungstafel zu errichten.

H. Robert Ulich.

Christine Touaillon, Der deutsche Frauenroman des 18. Jahrhunderts. *Wien* und *Leipzig*, *Wilhelm Braumüller*, 1919. VIII und 664 Seiten.

Auf Einzelheiten des umfangreichen Bandes einzugehen, ist im Rahmen einer kurzen Anzeige unmöglich. Und ebensowenig können grundsätzliche Fragen — solche aufzuwerfen, verfehlen bedeutende Bücher selten — hier mehr als nur eben angedeutet werden. Geschichtliche und ästhetische Würdigung weiblicher Dichtung, weiblicher Kunst überhaupt ist bisher unseres Wissens (vgl. des Ref. „Allg. Bücherkunde", S. 420, 426) nur ganz beiläufig oder dilettantisch oder zur Befriedigung biographischer oder sonstiger Neugierde betrieben worden; ist erst einmal das gesamte Gebiet für alle Nationen und Künste aufgearbeitet (bei den andern großen Kulturnationen reicht die Frauendichtung viel weiter zurück und viel höher hinauf), dann erst wird auf breiter empirischer Grundlage eine sexuale Poetik das letzte Wort sprechen können: der Epilog unserer Verfasserin (S. 630ff.) tut dar, daß sie sich dieser letzten Ziele wohl bewußt ist. Dann würde auch die auffallende weibliche Impotenz auf dramatischem Gebiet, ein

Seitenstück zum sog. Cäcilienproblem, gründlich erörtert werden können. — Für solche Bearbeitung großer Abschnitte weiblichen Kunstschaffens kann Frau Touaillons Buch, dessen spezieller Teil mit der La Roche anhebt und bei den Anfängen der Romantik endigt, ohne weiteres als Muster empfohlen werden, so z. B. gleich für eine Darstellung des noch viel interessanteren Frauenromans der jungdeutschen Ära. Als Muster in der Gewissenhaftigkeit der Forschung, in dem Verständnis für das, worauf es in der Literaturgeschichte eigentlich ankommt, in der unaffektierten Gefälligkeit der Form, nur nicht in seinen der gesamten Darstellung in Scherers Literaturgeschichte gleichkommenden Dimensionen! Freilich, um diese Warnung zu begründen, müßten wir Prinzipienfragen erörtern, und dies haben wir uns selbst untersagt.

Robert F. Arnold.

Heinrich v. Treitschkes Briefe, herausgegeben von Max Cornicelius. 3. Band, 1. Teil (1866—1871); 2. Teil (1871—1896). *Leipzig, S. Hirzel,* 1920.

Von den vorliegenden Briefen sind die aus den Jahren 1866 und dann wieder 1870/71 wohl am anziehendsten, und unter diesen wieder die Briefe Treitschkes an seine Braut. Die Publikation ist von Cornicelius besorgt worden; sie macht den Eindruck großer Sorgfalt. Zum besseren Verständnis sind die Briefe in einzelne Abschnitte zusammengefaßt und ist diesen jedesmal eine Einleitung vorangestellt worden. F. K.

Willibrord Verkade O. S. B., Die Unruhe zu Gott. Erinnerungen eines Malermönches. Mit einem Bildnis. *Freiburg i. B., Herder,* 1920. 264 Seiten. Kart. 5,80 M. und Zuschlag.

Das vom stillen Glanze einer in Gott und im künstlerischen Schaffen gleichermaßen zur Ruhe gekommenen Seele umleuchtete Bekenntnisbuch wird „gottfrommen" ebenso wie „kunstfrommen" Menschen ein liebenswerter Begleiter durch einige Stunden gefriedeten Lebens sein. M. M.

Helene Voigt-Diederichs, Abendrot. Aus dem Schleswigschen Volksleben. Buchschmuck von Heinrich Vogeler-Worspwede. (86. Band der Niederdeutschen Bücherei.) *Hamburg, Richard Hermes.*

Sonderbar, ich wurde während der ganzen Lektüre dieser niederdeutschen Erzählungen den Eindruck nicht los, daß ich das alles schon einmal gelesen hatte. Dabei stand mir unzweifelhaft fest, daß das nicht der Fall war. Aber jedesmal, wenn mein Wissen ausgeschaltet war, kehrte der Eindruck wieder. Er verwirrte, er störte mich nicht. Im Gegenteil: es war mir lieb, all dem Langvertrauten, das vergessen schien und doch lebendig in mir war, wie nur Kindheiteindrücke sein können, noch einmal zu begegnen. Mit den Gestalten hatte ich, wenn sie in Wirklichkeit auch andere Namen trugen, ehdem auf Du und Du gestanden. Und wenn wir im ersten Augenblick auch nicht wußten, ob das Du von früher noch galt — im nächsten hatte ein Lachen den Zweifel weggewischt, und es war wieder, wie es vor langer Zeit gewesen war. In der Welt dieser stillen, ernsten, schlichten Menschen hatte ich — lang ists her — ja selber einmal gelebt. Wie sollte mir nicht jeder Fußbreit bekannt sein? Ihre Sprache, dieses bei aller Knorrigkeit biegsame, bei aller Kargheit blühende Plattdeutsch hatte ich selber einmal (wenn auch mit ein wenig anderer Färbung) als einzige Sprache gesprochen. Wie sollte mir das Herz bei seinem Klang nicht aufgehen? So folgte ich willig, wohlig eingelullt den Erzählungen Helenens Voigt-Diederichs von dem armen Kranken, der sich ins Leben sehnt, von Gesundheit, die zu Gesundheit will, von Liebe und Leid, von Sorglichkeit und Verzichten. Aber hinterher gab es dann doch so etwas wie ein Erwachen. Das Heutige drängte das Gestrige in mir beiseit und bewies ihm, daß ich mich von eigenen Erinnerungen hatte überrumpeln lassen. Daß der Eindruck, ich hätte das alles schon gelesen, gegen das Buch als Kunstwerk spräche. Daß außer dem Plattdeutsch der Redenden nichts echt und eigen an diesen Erzählungen, sondern alles übernommen, herkömmlich sei. Daß bei Groth und Fehrs und Storm und vielen anderen diese Geschichten längst von begnadeten Dichtern erzählt seien. Ich konnte dem gegenüber nichts Stichhaltiges an Gründen vorbringen. Ich konnte nur Eines darauf erwidern: „Ich hab dies Buch lieb!" Und Liebe hat ja — glücklicherweise — noch immer ihr altes Vorrecht: dem Zwange überhoben zu sein, ihre Berechtigung durch Gründe erweisen zu müssen. *Hans Franck.*

Voltaire, Kandide oder: Es ist doch die beste Welt! *Morawe & Scheffelt Verlag, Berlin 1920.* 133 Seiten.

In der Reihe der hübschen Ausgaben, zu denen wieder *Jos. von Diveky* viele Zeichnungen gemacht hat, wie zu Bürgers Münchhausen, durfte auch der Kandide nicht fehlen. Der Druck ist von der Spamerschen Buchdruckerei besorgt. Außer der gewöhnlichen Ausgabe, mit der man recht zufrieden sein kann, was die Aufmachung anlangt, ist noch eine Liebhaberausgabe von 250 Exemplaren erschienen, die noch mit ganzseitigen Bildbeilagen ausgestattet ist. *Peter Hamecher,* der die Herausgabe besorgt hat, hat der vorliegenden Neuausgabe die Übersetzung von Mylius (Berlin 1782) zu grunde gelegt, an der nur wenig geändert ist. In diesem neuen geschmückten Gewande wird sich Voltaires Kandide sicherlich viele Freunde erwerben.

Erich Ebstein

Friedrich Wilhelm Waiblinger, Phaeton. Herausgegeben von A. Schurig. *Dresden, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung*, 1920.

Dieser Neudruck im Originalgewand ist buchtechnisch musterhaft. Zur Dichtung selbst: Sie überrauscht uns mit ihrer Sehnsucht nach Griechenland, mit ihrem ewigen „Wie" und „Als ob" im Stil des Überschwanges — Geschenk einer Zeit, deren Wiederkehr in unserer Seele ahnend aufersteht. Kennzeichnend auch dafür: Romantischer, wirbelnder, überzeugender das Schicksal des Menschen Waiblinger als das Geschick seiner Dichtung, die gegen ein gutes Honorar gedruckt, rezensiert, gelesen und vergessen wurde. — Phaeton aber im Irrsinn seiner maßlosen Fülle von Liebe, und Atalanta, die Geliebte und die maßvolle Liebe in Person, leben jenseits des Menschen Wilhelm Waiblinger und seiner Dichtung als unvergängliche Geschichte einer Zeit, die mit uns gemeinsam das Paradies in der Vergangenheit, in der Zukunft aber die qualvolle Fülle bedrängender Aufgaben und Verpflichtungen weiß. *Hanns Johst.*

Robert Walser, Komödien. *Berlin, Bruno Cassirer*, 1920.

Die köstliche Eigentümlichkeit Walsers, die ungekünstelte Naivität des Auges und der Sprache gibt den vier dramatischen Novellen in diesem Bande das, was der zeitgenössischen Dichtergeneration verloren ging: das wirklich dichterische, jene Poesie, die ohne Umwege über das Gehirn unmittelbar aus dem Herzen strömt. So auch nur kann er es wagen, Sneewittchen und Aschenbrödel zu paraphrasieren, ohne ihren Märchenschmelz zu verletzen. — Sein Bruder Karl zeichnete den reizenden Umschlag. E. E. S.

Stefan Zweig, Drei Meister: Balzac, Dickens, Dostojewski. *Leipzig, Insel-Verlag*, 1920.

Es gibt eine Kunst des Essays, in England und Frankreich ausgebildet, in Deutschland selten zur Meisterschaft gediehen. Ihr Wesen ist das Herausarbeiten letzter Werte an Gehalt und Form. Alle Schlacke muß beiseite geschafft, aller Stoff vergeistigt, alles Zufällige zum Symbol werden. Musterbeispiele solcher Intensivierung sind die drei hier vereinten Charakteristiken Zweigs. Ihm gelten Balzac, Dickens, Dostojewski als die drei möglichen Typen des großen Romanciers und daraufhin werden sie gezeichnet. Balzac als der Welteroberer, Dickens das Genie der bürgerlichen Beschränkung, Dostojewski der tragische Gottsucher. In dieser klaren Zielsetzung liegt ein Vorzug, auch eine Gefahr. Da aber, wie Zweig im Eingang betont, seine Bilder nur das persönlich als wesentlich Empfundene zur Erkenntnis bringen wollen, mag auch manche Hilfskonstruktion dem Persönlichkeitsrecht des ungewöhnlichen Schriftstellers zugestanden werden. Gibt er uns doch den seltenen Genuß völlig ausgerundeter, vollendeter deutscher Wortkunst. G. W.

Kleine Mitteilungen.

Neues von Menzel. W. von Zur Westen veröffentlicht soeben in den „Mitteilungen des Berliner Exlibris-Vereins" eine bisher unbekannte Steindruckvignette des jungen Menzel auf dem Titelblatt eines von Salleneuve komponierten Schauergedichtes von M. G. Saphir zum Tode des Herzogs von Reichstadt. Sie stellt Napoleons Geist mit dem toten Sohn im Arm über einem Grabe schwebend dar. Dem wackeren Dorgerloh, dessen Handbuch bisher der einzige Wegweiser durch das riesige graphische Werk Menzels war, ist doch mancherlei entgangen. Die Verehrer und Sammler der Schwarzweißkunst Menzels wird es interessieren, daß ein neuer großer Oeuvre-Katalog von Dr. Elfried Bock, dem Kustos des Berliner Kupferstichkabinetts, im Druck ist und im Herbst bei Amsler & Ruthardt in Berlin erscheinen wird. Außer zahlreichen, bisher unbekannt gebliebenen Werken bringt das neue Buch auch die von Dorgerloh fast gar nicht beachteten Verschiedenheiten der Plattenzustände. Alle Seltenheiten und Schönheiten des graphischen Menzelwerkes werden in solchem Umfange zum ersten Male abgebildet.

Gutenberggesellschaft in Mainz. Am 17. April 1921 fand im Stadtverordnetensitzungssaal des Stadthauses zu Mainz eine ausserordentliche Generalversammlung der internationalen Gutenberggesellschaft statt. Der jährliche Mitgliedsbeitrag wurde auf 25 M. erhöht; wer jährlich 100 M. zahlt, wird Förderer, wer jährlich 300 M. zahlt, Gönner. Stifter ist, wer einmal 5000 M. und Patron, wer einmal 10000 M. der Gutenberggesellschaft zur Verfügung stellt. Zum Schriftführer der Gutenberggesellschaft wurde mit allen anwesenden Stimmen *Herr Kommerzienrat Felix Ganz in Mainz* gewählt. Mitglieder des geschäftsführenden Ausschusses wurden die Herren Gustav Mori in Frankfurt a. M. und Direktor Will in Mainz.

Soeben ist die große Veröffentlichung der Gutenberggesellschaft: „Karl Schottenloher, Das Regensburger Buchgewerbe im 15. und 16. Jahrhundert" (289 Seiten, 10 Tafeln mit 15 Abbildungen) den Mitgliedern gratis zugegangen. Eine weitere Arbeit: Gustav Mori, „Was hat Gutenberg erfunden?" (ca 64 Seiten mit vielen Abbildungen), wird im Juni versandt werden.

Für eine rege Mitgliederwerbung wird der Gedanke erwogen, jährlich einen volkstümlichen Mainzer Gutenbergkalender herauszugeben, der literarisch und künstlerisch wertvoll und typographisch mustergültig sein soll.

Die Zahl der Mitglieder beginnt wieder zu steigen; besonders erfreulich ist die Rückkehr vieler Ausländer zur Gesellschaft. Selbst ausländische Akademien und Bibliotheken haben erhöhte Jahresbeiträge eingesandt. Die freiwilligen Beiträge des letzten Jahres übersteigen die Mitgliederbeiträge derselben Zeit. Ausserdem sind in diesen Tagen mehrere Stiftungen gemacht worden, eine von 10000 M., eine von 5000 M. und einige von je 1000 M. Weitere werden erwartet und mit Dank entgegengenommen.

Persische Manuskripte. Eine kleine Zahl (75 Nummern) persischer und indopersischer Manuskripte, teilweise mit Illuminierungen, wurde jüngst bei Sotheby in London versteigert. Sie stammen aus dem Besitze des bekannten Forschungsreisenden Claude Anet in Paris. — Das wertvollste Stück war das Manuskript des Oiran-i-Sadain; dieses Gedicht handelt von der Zusammenkunft des Moizz ed-din Kay Kobad, Königs von Bengalen, mit seinem Vater, Nassr ed-din Boughra Khan zu Delhi im Jahre 688 d. H. Das Manuskript ist von 921 d. H. (1515 n. Chr.) datiert und stammt aus einer der feinsten persischen Bibliotheken. Der gleichzeitige Einband aus ziseliertem Leder mit Goldeinlage gilt als der einzig bekannte gezeichnete persische Bucheinband „gefertigt von Mohamed Salih aus Tabriz". Das kostbare Stück wurde mit £ 1550 bezahlt. — Ein Manuskript das Tohfet-el-Ehzar, das viele Jahre in den Bibliotheken der Mogul-Kaiser gewesen war, geschrieben 1554, erreichte £ 600. Es enthält drei vortreffliche Miniaturen und 64 dekorierte Seiten. — Hafiz' „Divan" mit 73 Vierzeilern aus dem Rubâyât des Omar Khâyyâm mit 7 Miniaturen und den Siegeln der beiden Fürsten, Sultan Kothscha von Golconda und Shah Jahan, ein kostbares Beispiel der am Hofe von Herat zu der Zeit blühenden Kunst, als Shah Tahmash den Thron bestieg, brachte £ 700. Geringere Preise erreichte der „Masnavi" des Djeladud-din Roumi aus dem Jahre 1416 n. Chr. (£ 70) und „Khosrow-Chirin", Nizamis zweite schöne Dichtung, aus dem Jahre 1541 mit 12 Miniaturen (£ 110). Ein Manuskript, mit 11 kleinen Miniaturen feinster Ausführung aus dem Jahre 1513 von Sadis „Gulistan" erreichte £ 200. — Die einzelnen Miniaturen indopersischer Herkunft wurden mit £ 1 bis £ 8, die persischen Miniaturen des 15.—16. Jahrhunderts mit Maximum 10—11 £ bezahlt, von denen des 18. Jahrhunderts gingen einzelne Blätter bis auf £ 20. —
M.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten.

Paul Alicke in *Dresden*. Nr. 147. Seltene Bücher, Luxusdrucke 204 Nrn.

Gustav Fock in *Leipzig*. Nr. 501. Deutsche Literatur von Luther bis zur neuesten Zeit, enthaltend zahlreiche Erst- und Frühausgaben 3511 Nrn.

Oskar Gerschel in *Stuttgart*. Der Bücherkasten. Nr. 2—3, Nr. 897—2683.

Gilhofer & Ranschburg in *Wien I.* Anzeiger Nr. 118. Kultur- und Sittengeschichte, Curiosa und Varia 789 Nrn.

Paul Graupe in *Berlin W 35*. Nr. 97. Kunst. Illustrierte Bücher und Graphik des 15. bis 20. Jahrhunderts 993 Nrn.

F. W. Haschke in *Leipzig*. Nr. 9. Literatur und Kunst 1048 Nrn.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig*. Nr. 485/6. Deutschland II und III: Spezielle und Lokalgeschichte 1316 und 1238 Nrn. — Nr. 491. Architektur 1113 Nrn. — Nr. 492. Inkunabeln 140 Nrn.

Rudolf Hönisch in *Leipzig*. Liste Nr. 3. Hebräische u. lateinische Manuskripte und Inkunabeln 99 Nrn.

Paul Koehler in *Leipzig*. Nr. 8—9. Deutsche Literatur und Sprache 2045 Nrn.

Bernh. Liebisch in *Leipzig*. Nr. 236. Mystik und Sektenwesen 2196 Nrn.

Lipsius & Tischer in *Kiel*. Nr. 53. Vermischtes 2758 Nrn.

Markert & Petters in *Leipzig*. Nr. 14ª. Indien 480 Nrn.

Edmund Meyer in *Berlin W 35*. Nr. 53. Curosia — Varia — Illustrierte Bücher 1365 Nrn.

Friedrich Meyer in *Leipzig*. Nr. 159. Vermischtes 779 Nrn.

Martinus Nijhoff im *Haag*. Nr. 465. 1001 wertvolle Bücher und Zeitschriften. — Nr. 464, 466, 467. Vermischtes 354, 403, 616 Nrn.

Oskar Rauthe in *Berlin-Friedenau*. Nr. 92. Vermischtes 1409 Nrn.

Oscar Röder in *Leipzig-R.* Nr. 21. Philosophie 1069 Nrn. — Anzeiger Juni 1921: Bismarck — Dante — Luxus- und Privatdrucke usw. 290 Nrn.

Heinrich Rosenberg in *Berlin W 15*. Nr. 2. Deutsche Literatur — Friedrich der Große — Kunstgeschichte — Kinderbücher 694 Nrn.

Ferdinand Schöningh in *Osnabrück*. Nr. 199. Kunstwissenschaft — Galeriewerke — Illustrierte Bücher 914 Nrn. — Nr. 201. Vermischtes 1667 Nrn.

Speyer & Peters in *Berlin NW 7*. Nr. 36. Das alte Buch mit 41 Bildern 2195 Nrn.

Paul Stern in *Wien I.* Nr. 2. Moderne Luxusdrucke 900 Nrn.

Horst Stobbe in *München*. Nr. 60. Bibliophile Bücher 1365 Nrn.

Hermann Treichel in *Jena*. Nr. 16. Deutsche und fremde Literatur — Kunst, Theater, Musik — Philosophie — Geschichte 1383 Nrn.

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung
m. b. H., Leipzig

Lichtenbergs Briefe

Herausgegeben von
Albert Leitzmann u. Carl Schüddekopf

3 Bände mit zahlreichen Abbildungen und Handzeichn. auf blütenweißem Friedenspapier. Jeder Band broschiert M. 18.–, gebunden M. 22.50

G. C. Lichtenbergs Briefe an Dieterich

Zum hundertsten Todestage Lichtenbergs herausgegeben von
Eduard Grisebach

Mit einem Porträt Lichtenbergs und einem Chodowieckischen Originalkupfer. Steif broschiert in Pergamentersatz M. 3.60

Lichtenbergs Briefe an J. Friedr. Blumenbach

Herausgegeben und erläutert von
Albert Leitzmann

Den Umschlag zeichnete Oswald Weise
M. 20.–, gebunden M. 27.–

Akademisches Lustwäldlein

von Herkules Raufseisen

Mit Einleitung und Nachweisen herausgegeben von
Arthur Kopp

M. 2.50, geb. M. 3.50

Diese Bücher meines Verlages bieten für die Leser der Zeitschrift für Bücherfreunde wertvolle Ergänzungen zu den von Professor Leitzmann veröffentlichten Lichtenberg-Briefen, wie zu dem Aufsatz Dr. Bechtolds „Ein Einblattdruck des Landesvaters" in den letzten Heften.

v. Zahn & Jaensch

Buch- und Kunst-Antiquariat

Wir kaufen stets
Bibliotheken und einzelne wertvolle Werke
aus folgenden Gebieten:

National-Ökonomie / Neuere und klassische Philologie / Philosophie Deutsche Literatur / Kunstgeschichte und Archaeologie / Länder- und Völkerkunde / Genealogie und Heraldik / Naturwissenschaften Musikwissenschaft / Theater / Freimaurerei / Okkultismus / Orientalia / Religionsgeschichte / Illustrierte Werke des 18. und 19. Jahrhunderts L. Richter Alte Drucke usw.

*

Jedes Angebot findet sorgfältigste Erledigung

Dresden-A., Waisenhaus-Straße 10
zwischen Zentraltheater und Prager Straße

ENGLISCHE PRIVAT-PRESSEN

Kelmscott- und
Ashendene-Press
Bücher gesucht



Angebote mit billigsten Preisen an:
WALD. ZACHRISSON
GÖTEBORG, SWEDEN

BEIBLATT DER
ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE
NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

XIII. Jahrgang | September-Oktober 1921 | Heft 5

Pariser Brief.

Überblickt man die Literatur der letzten Jahre, so erscheinen hauptsächlich zwei neue Dichternamen aufzuleuchten: Marcel Proust, der allerdings ein Buch schon vor dem Kriege veröffentlicht hat. Aber erst nach 1915 ist sein Name in breitere Kreise gedrungen. In den letzten Jahren sind von seinem ersten Buch; Du Coté de chez Swann achtzehn Auflagen verkauft worden und sein Roman „A l'ombre des jeunes filles en fleur", der 1919 mit dem Goncourt-Preis ausgezeichnet wurde, hat es sogar auf 35 Auflagen gebracht. Vor einem halben Jahr erschien sein zweibändiger Roman: A la recherche du temps perdu: I Le Coté de Guermantes II Sodome et Gomorrhe. Alle Bücher sind im Verlag der nouvelle revue française erschienen. Proust fügt sich dem Kreise um André Gide ein. Auch er ist Traditionalist und sucht das Erbe der Vergangenheit zu erweitern und umzuprägen. Am nächsten von den Alten steht er der Madame de Lafayette. Sein Stil ist schwerfällig, umständlich, aber voller Zartheiten und Feinheiten, durchtränkt von menschlicher Wärme.

Als zweiter Autor ist der Belgier Fernand Crommelynck zu nennen, von dem der Pariser Verlag „La sirène" die beiden Stücke: „Le cocu magnifique" und „Les amants puérils" herausgebracht hat, nachdem sie im Oeuvre beziehungsweise in der Comédie Montaigne vor einem literarischen Publikum die Feuerprobe bestanden haben. In diesen Komödien tritt eine bedeutende dichterische Kraft in Erscheinung, die durch die Glut des Temperaments und die eigenartig plastische Sprache an Verhaeren erinnert. Crommelynck greift alle menschlichen Probleme tief und originell an, wird aber niemals schwerfällig und pedantisch. Zuweilen erscheint er wie eine Mischung aus Rubens und Molière oder Rabelais und de Coster, ein Dichter, der seinen Weg durch die ganze Kulturwelt machen wird.

Als ein origineller Versuch kann der bei Povolozky erschienene Roman „L'inconnu sur les villes" von Marcello Fabri gelten, in dem nicht eine einzelne Gestalt, sondern die Großstadt der Held ist. In dem Buch treten so gut wie gar keine Personen auf. Es wird geschildert, wie die Masse der Großstadt bald durch kriegerische, bald durch revolutionäre Leidenschaften erregt und hin und her gerissen wird.

Benjamin Vallotton hat in einem ergreifenden Buch, das bei Payot erschien, die Leiden der Kriegsblinden geschildert. Das Befreiende der Darstellung liegt in dem Gleichmut und in der Überlegenheit über das Schicksal, das die einzelnen Gestalten erfüllt und den Gesunden zum Vorbild dienen kann.

André Thérive hat unter dem Titel: L'expatrié einen Roman geschrieben, der, erschienen im Verlag der Sirène, das internationale Treiben in der Schweiz während des Krieges spiegelt. Man erkennt in dem lebendig geschriebenen Buch manche Pazifisten, Revolutionäre und Agenten wieder, die in Genf und Bern eine Rolle spielten. Auch der deutsche Professor, der gleichzeitig in Basel und Mailand dozierte, Henri Guilbeaux u. a. sind in die Schilderung eingeflochten.

Ein dritter, interessanter Kriegsroman ist das Buch von Maurice Chénu, den Crès & Cie unter dem Titel: Le bracelet rompu herausgab. Der Krieg dient diesem Werk nur als Hintergrund, vor dem sich das Schicksal zweier Liebenden entrollt. Der Roman ist reich an feinen Beobachtungen der Frauenseele, bedeutend durch weite und tiefe Menschlichkeit, farbig durch die schöne Form der Sprache.

Francis Jammes hat bei Plon eine neue Arbeit: Le Livre de saint Joseph herausgegeben, eine Folge von kleinen volkstümlichen Erzählungen, in denen der Tischlersohn aus Nazareth eine Rolle spielt. Diese Art anmutiger Prosadichtungen mit moralischem Einschlag hat Jammes die Verehrung und Bewunderung von älteren Damen des französischen Adels eingetragen, von denen eine Jammes kürzlich ein Schloß geschenkt hat. Es ist kein Wunder, wenn Jammes immer frommer wird; denn ein Schloß in Frankreich bedeutet das Paradies auf Erden.

Romain Rollands Jean Christophe ist jetzt in

Frankreich statt in zehn Bänden in der neuesten Auflage in vier Bänden zusammengefaßt worden.

Paul Fort hat sich auf eine Vortragsreise durch die südamerikanischen Staaten begeben.

In der Comédie Montaigne hat Gémier L'annonce faite à Marie von Paul Claudel mit der Musik von Abbé Brun erfolgreich zur Aufführung gebracht.

In den letzten Monaten sind eine Reihe neuer Zeitschriften erschienen. Den alten führenden Zeitschriften: La revue de deux mondes und La revue de Paris sind zwei Konkurrenzunternehmungen an die Seite getreten: La revue universelle und La revue de France, die sich in keiner Weise voneinander unterscheiden. Les cahiers d'aujourd'hui sind am besten mit dem deutschen Anbruch zu vergleichen. Hier erscheint gute Graphik und Arbeiten der hoffnungsvollsten Jugend. Der freiheitlich aufstrebenden Literatur dienen ferner L'action, l'art libre, les écrits nouveaux, les Letres, L'oeuf dur, die über die Kreise der Literatur und Kunst kaum hinausdringen. Ein von Finanzkreisen unterstütztes Unternehmen ist Le Producteur, eine Monatsschrift, die als das Organ der Confédération générale de l'intelligence nur in dem kleinen Kreis derer zirkuliert, die an diese Organisation glauben. So gering die Verbreitung dieser Zeitschriften auch ist, inhaltlich ist bald diese, bald jene wertvoll. Am besten unterrichtet man sich heute durch den sehr deutschfeindlichen Mercure de France infolge seines enzyklopädischen Charakters, durch die nouvelle revue française und L'Europe nouvelle.

Der Verlag der Sirène hat als Meisterwerk moderner Buchkunst Voltaires Candide nach der Originalausgabe von 1759 herausgegeben, mit den eigenhändigen Zusätzen Voltaires für die Ausgaben von 1761 und 1764. Zwanzig Exemplare sind auf altem Japanpapier, 300 auf van Gelder gedruckt. Das Werk ist mit etwa vierzig zeitgenössischen Illustrationen prachtvoll ausgestattet, zweifellos eine der besten Leistungen des neueren französischen Buchgewerbes.

Aus den Seminarien der verschiedensten Lehrstühle Frankreichs gehen Arbeiten über das Ausländertum in Frankreich hervor. Vor einigen Jahren zeigte ich hier die Arbeit von Alfred Leroux über „La colonie allemande à Bordeaux" an. Kürzlich hat der ehemalige Chartiste Mathorez den ersten Band eines Werkes: „Les étrangers en France sous l'ancien régime" erscheinen lassen. Louis Raymond und Gustave Cohen haben ebenfalls Arbeiten auf diesem Gebiet veröffentlicht. Es erscheint mir notwendig, daß auch deutsche Romanisten, möglichst im Zusammenhang mit Germanisten, Historikern und Kunsthistorikern diese Themen aufgreifen, damit nicht die französische Darstellung als die alleinige durch die Welt geht.

Berlin. *Dr. Otto Grautoff.*

Neue Bücher und Bilder.

Olga Amberger, Zeitgenossen Chodowieckis. Lose Blätter schweizerischer Buchkunst. *Basel, Rhein-Verlag*, 1921. Geb. 14,50 M.

Ein entzückendes Buch. Es bringt 85 Stiche der Schweizer Künstler der Zopfzeit, so gut wie es der heutigen Strichätzung bei diesen Kleinwerken irgend möglich ist, wiedergegeben und umrahmt mit erläuternden Worten der Dichterin Olga Amberger, die den Ton unterhaltender Belehrung mit feinem Humor treffen. Über den Titel ließe sich rechten; denn z. B. Salomon Geßner ist mehr als nur „Zeitgenosse" und vollends nicht Geistesgenosse Chodowieckis; aber der Name eines Buches tut ja seine Schuldigkeit, wenn er dem Inhalt im allgemeinen entspricht und die Käufer lockt, ohne sie irrezuführen. G. W.

Victor Auburtin, Pfauenfedern. *München, Albert Langen*, 1921.

Die im besten Sinne geistvollen, in erfreulicher Sprache erzählten Geschichtchen Auburtins leuchten ohne alles Moralisieren in beträchtliche Seelentiefen hinab. Sie sind Höhepunkte dessen, was als literarisches Kunstgewerbe, feuilletonistische Nippsache vielen und nicht den schlechtesten Lesern eine dem eignen Denken fruchtbare Unterhaltung gewährt. G. W.

Henri Barbusse, Klarheit. Roman, verdeutscht von Max Hochdorf. *Zürich, Max Rascher, A.-G.*, 1920.

Als der Krieg ausbrach und so lange er tobte, sagten fast alle Intellektuelle aller kriegführenden Länder: Friede und Völkerversöhnung sind gewiß etwas sehr Schönes, aber jetzt gilt es das angegriffene Vaterland zu verteidigen und für das Recht zu kämpfen! Barbusse selbst zog in den Krieg, um durch Niederwerfung des deutschen Militarismus mitzuhelfen, die Bahn für die künftige freie und glückliche Menschheit zu brechen. Sehr bald erkannte er, daß nicht der Militarismus und Imperialismus eines einzigen übermütigen und herrschsüchtigen Volkes schuld am Kriege war, sondern die Gesinnung der auf Lüge, Gewinnsucht, Machthunger, Gedankenlosigkeit und niedrigem Genußtaumel, auf der Herrschaft der Mächtigen und Reichen über die Masse der in Gehorsam und Stumpfsinn gehaltenen Abhängigen aufgebauten Gesellschaft. Diese Erkenntnis wuchs in ihm mit der Macht einer so sieghaften Klarheit, daß aus seinem Denken jedes Dunkel fortgescheucht und er unwiderstehlich dazu getrieben wurde, die eigene Helligkeit der Überzeugung in alle Winkel des trüben Weltbewußtseins zu verbreiten. Nachdem er in seinen Buch „Le Feu" mit bewunderungs-

würdiger Kühnheit den Widersinn des Krieges an den unerhörten Leiden der Soldaten in Schlacht und Schützengraben gezeigt und aus dem physischen Zusammenbruch und seelischen Aufruhr der Gemarterten den Protest gegen den Krieg und die Kriegserreger hatte herauswachsen lassen, gab er in dem zweiten Werk „Klarheit“ mit größerer Kunst, als man ihm gewöhnlich zugestehen will, ein breit gemaltes Bild des kläglichen Zustandes der Gesellschaft, aus deren morastigem Boden der Krieg wie ein giftiges Unheilgewächs herauswachsen mußte; zeigte, wie einer von jenen öden Philistern, ein Opfer unter Millionen, an der Schwelle des Todes, im Wundfieber, den erlösenden Strahl jener Klarheit empfing, der ihm die Augen öffnete und ihn bis in die letzten Verschlingungen der aus Gewohnheit, Berechnung, Egoismus und Betrug gemischten dunklen Traurigkeit der Weltkultur hineinschauen ließ. Mit hellseherischer Konsequenz trug er die unerbittliche Lichtkraft in den Abgrund, zeigte er den Schaden und das Heilmittel: Überwindung aller Hemmnisse, die sich der Wahrheit entgegenstellen, die das eigene, persönliche Denken und Fühlen verhüllen und fälschen, Erneuerung des eigenen Wesens jedes einzelnen und damit Wahrhaftigkeit in den Beziehungen von Mensch zu Mensch. Die Menschen, befangen im traditionellen Egoismus oder in der allgemeinen Unaufrichtigkeit, verführt von der groben Sinnlichkeit und Gier, stehen sich nur als Feinde gegenüber, vermögen sich nicht frei und rein in die Augen zu sehen. Am Schluß von „Klarheit“ schauen sich Mann und Weib tief, glücklich, wie zum ersten Male Auge in Auge. Der Mann in Auge und Seele des Weibes, das er im Sinnenrausch verführt, sich gewonnen und dann gedankenlos betrogen hatte. Die feindlichen Geschlechter sind wie vertraute, liebe Geschwister. So führt der Dichter Barbusse das Gesellschaftsproblem auf seine tiefsten Wurzeln zurück, auf die Forderung, die Sinnlichkeit zu läutern in der Lauterheit und Klarheit der Seele. Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele! *Walther Küchler.*

Johannes R. Becher, Um Gott. *Leipzig, Insel-Verlag*, 1921.

Der neue Gedichtband Bechers zählt 330 Seiten. Nicht nur durch diesen ungewöhnlichen Umfang ragt er über die älteren Geisteskinder Bechers und über die große Schar der lyrischen Erzeugnisse unserer Zeit empor. Wildes Gähren klärt sich, leidenschaftlich verworrner Schrei will zu edel gefügter Verssprache aufsteigen, dumpfem Trotz entkeimt fromme Demut. Solche Gebilde wie die „Heiligsprechung einer kämpfenden Malerin“ spiegeln das Werden eines Grundgefühls; der „Vorlaut“, der beginnt „Aus meiner Sprache“, berichtet höchst merkwürdig von dem Emporringen eines neuen Ein-Klangs. Als das zentrale Stück der großen, bedeutsamen Reihe erscheint nicht das umfangreichste von allen: das Festspiel „Arbeiter, Bauern, Soldaten“, trotz der scheinbar dramatischen Form nur lyrischer, allzuoft schon gehörter Schrei nach Erlösung. Viel mehr bedeutet als Weiser in neue Gefühl- und Form-Welten ein kürzeres Gedicht wie „An Gott“, das sehr stark an die deutsche Barocklyrik des 17. Jahrhunderts gemahnt. Sollte für Becher und seine Genossen der Kurs dorthin gehen? Schon früher ist ja auf die Stilverwandtschaft von Barock und Expressionismus hingewiesen worden. Der letzte Teil des Bandes trägt den Titel „Urach“. Man gedenkt des jungen Mörike, der in Urach die erste Frühlingsblüte seiner Kunst erlebte, und wünscht der vielleicht ebenso großen lyrischen Naturkraft Bechers einen Hauch jenes sanft-heiteren, zu reinem und schönem Formen aufsteigenden schwäbischen Geistes. G. W.

Hellmuth Becker, Chr. D. Grabbes Drama Napoleon oder die hundert Tage. *Leipzig, K. F. Koehlers Antiquarium*, 1921.

Eine normale Dissertation, die fleißig nach dem üblichen Schema Entstehungsgeschichte und Quellen zusammenstellt, bei der Untersuchung der technischen Eigenschaften versagt und insbesondere den Stilwandel gegenüber den früheren Dramen Grabbes und seine Ursachen gar nicht erkennt. Auch von den zahlreichen Bühnenbearbeitungen des „Napoleon“ hat Becker nur sehr unvollkommne Kunde erlangt. G. W.

Ariel Bension, Die Hochzeit des Todes. *Leipzig, Wien, Zürich. E. P. Tal & Co.*

Die „Hochzeit des Todes“ ist der Auftakt zu einem großen Buche, das unter dem Titel „Das Buch Raphael“ Wesen und Art einer kabbalistischen Gemeinschaft gestalten soll, die, unter Spaniolen in Jerusalem entstanden, Jahrhunderte wuchs und lebte und nunmehr ihrem Ende nahe ist. Dieser episch-lyrische Auftakt ist in die Form einer Brieffolge gekleidet, die die Schwester jenes Raphael, der der Mittelpunkt des Buches werden soll, an den hinterlassenen Sohn dieses Helden richtet. Diese Tagebuchbriefe erzählen, wie die Schwester im Traum den Tod des Bruders und seine Wanderung in die Himmel miterlebt. Eine starke, vor allem im Optischen starke Phantasie schafft klingende Bilder, läßt Melodie und Rhythmus einer reichen, unalltäglich feierlichen Sprache aufrauschen und ergeht sich in großartigen transzendenten Visionen. Der Hauch einer alten traditionsreichen Kultur und Literatur umgibt diese Sprache. Das Büchelchen ist eine Versprechung, die hoffentlich ihre Erfüllung findet. O. E. H.

Christian Wilhelm Berghoeffer, Der Sammelkatalog wissenschaftlicher Bibliotheken der deutschen Sprachgebiete bei der Freiherrlich Carl von Rothschild'schen öffentlichen Bibliothek. *Frankfurt a. M., Baer & Co.*, 1919. (61 S. Lex.-8°). 4 M.

Der Frankfurter Sammelkatalog ist ein außerordentlich verdienstliches und beachtenswertes Unternehmen. Er will feststellen, was für Bücher auf den deutschen Bibliotheken vorhanden sind; sein Ziel ist die Verwertung aller erreichbaren gedruckten wissenschaftlichen Kataloge und Zugangsverzeichnisse, auch Titeldrucke, des deutschen Sprachgebiets für den interlokalen Leihverkehr. Nach eingehender Auseinandersetzung in diesem Sinne über den Zweck des Werks bespricht der Verfasser dessen Verhältnis zu andern Unternehmungen, dann den Arbeitsplan mit genauem Verzeichnis der Quellen für jedes einzelne Fach, handelt ferner über Arbeitsleistung und materiellen Wert des Katalogs, teilt die Instruktion für ihn unter ausführlicher Erläuterung mit und gibt schließlich ein Verzeichnis des bearbeiteten Titelmaterials. Die sorgfältige Arbeit ist nicht nur für den Fachmann beachtenswert. —d —e.

Heinrich Bischoff, Nikolaus Lenaus Lyrik, ihre Geschichte, Chronologie und Textkritik. Von der Königlich Belgischen Akademie gekrönte Preisschrift. Erster Band: Geschichte der lyrischen Gedichte von N. Lenau. *Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung*, 1920. XVI., 815 S. Geh. 80 M.

Eine schon äußerlich imposante Leistung, das Seitenstück des kurz zuvor erschienenen französischen Werkes von Louis Brun über Hebbels Lyrik. Hier wie dort erklärt sich der ungewöhnliche Umfang zum Teil aus der Bestimmung für nichtdeutsche Leser, denen so manches gesagt werden muß, was bei deutschen Fachleuten als bekannt vorausgesetzt werden dürfte, zum Teil aus dem vollständigen Anführen aller Belegstellen. Der vorliegende erste Band wurde zu einer Lenau-Biographie, die das Entstehen jedes einzelnen Gedichtes aus dem äußeren und inneren Erlebnis ableitet, wobei nicht weniges nur Vermutung bleibt, aber an vielen Stellen doch höhere Gewißheit als zuvor gewonnen wird. Die Formfragen bleiben dabei in der Regel unerörtert, vielleicht wird ihnen in dem zweiten Band, der die Chronologie und Textkritik bringen soll, höhere Aufmerksamkeit zugewandt werden. Ob für solche eingehende Erörterung, die Lenaus Lyrik an sich ohne Zweifel verdient, nach den trefflichen Leistungen Castles, Roustans, Farinellis, Klenzes noch ein unbedingtes Bedürfnis vorlag, erscheint zweifelhaft, auf jeden Fall begrüßen wir aber dieses Werk als Zeugnis des Interesses an unserer Kunst in einem Lande, dessen Abneigung gegen deutsche Art leider nur zu begründet erscheinen muß. G. W.

Ernst Blaß, Über den Stil Stefan Georges. (2. Druck des Argonautenkreises). *Heidelberg, Richard Weißbach*, 1920. 150 numerierte Exemplare.

Der von früher her bekannte Dialog erscheint durch Denken und Formung des vornehmen Drugulinschen Druckes auf edlem Bütten wert. G—i.

Maria Rafaela Brentano O. S. B., Amalie Fürstin von Gallitzin. Mit zwölf Bildern. 2. u. 3. Auflage. *Freiburg i. Br., Herder* (1920).

Hanny Brentanos Büchlein von 1909 ist nach Wandlung der Verfasserin in die Benediktinerin Maria Rafaela mit nur unwesentlichen Änderungen neu erschienen. Ein liebenswürdiges Buch, für weibliche jugendliche Hand bestimmt. Anspruchsvolleren wird es nicht immer genügen. Gerade bei der geistig so regen und so stark wirkenden Amalie von Gallitzin möchte man tiefer sehen, und die von der Verfasserin herangezogenen Quellen erlauben das auch. Die Anhängerin der verbreiteten Glückseligkeits-Philosophie des 18. Jahrhunderts und die hingebende Tochter der damaligen katholischen Kirche in Beharren und Übergang kennen zu lernen, ist für jeden ins Innere gerichteten wertvoll. Das Büchlein erzählt von ihr, gibt aber nur eine Ahnung ihres seelischen Lebens. H. M.

Friedrich Brie, Ästhetische Weltanschauung in der Literatur des XIX. Jahrhunderts. *Freiburg i. B., Julius Boltze*, 1921. 80 S. Geh. 14 M., geb. 20 M.

Entstanden aus einem in der Berliner Kantgesellschaft gehaltenen Vortrag, zeichnet die Schrift in klaren Grundlinien das Werden jener Lebensanschauung, der die Kunst den ersten, wenn nicht den ausschließlichen Wertmesser bedeutet. Aus Ansätzen früherer Zeitalter entsteht sie eigentlich erst seit der Romantik, auf der einen Seite aus dem ästhetischen Idealismus entspringend, auf der andern aus dem sensualistischen Epikuräismus. Frankreich und England haben diese Betrachtungsweise vornehmlich ausgebildet, immerhin hätten aber doch die deutschen Spielarten, z. B. bei Feuerbach (der gar nicht erwähnt wird), dem jungen Richard Wagner, Nietzsche etwas eingehendere Behandlung verdient. Das Literaturverzeichnis am Schlusse kann als ein gewisser Ersatz für das Fehlende gelten, um so mehr, da das Gebotene lebhaft zu weiterer Beschäftigung mit dem behandelten Problem anregt. G. W.

Georg Bünau, Der Mut des Egidi Duldmann und andere Geschichten und Novellen. *Dresden, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung (Lehmann & Schulze)*. 1920. 224 S.

Man ist nicht gleich ein großer Dichter, wenn man ein gutes Dutzend brauchbarer und sauberer

Geschichten erzählt hat; vielleicht macht man auch gar nicht den Anspruch darauf. Fabulieren und Erfinden kann dieser neue Mann jedenfalls, und so kommt eine bunte Gesellschaft von Menschen zusammen. Stimmung und Grundton wechseln ab und sind weit gespannt, aber zumeist geht es ernst zu, bis zur Grausigkeit. Im ganzen bleibt der Eindruck zurück, daß zuviel verstandesmäßige Klügelei mitspricht, nicht eigentlich ein erlebnis-belastetes Dichterherz sich freizumachen gedrängt wird. Legt's zu den übrigen. *Hans Knudsen.*

Martha Burkhardt, Chinesische Kultstätten und Kultgebräuche. Mit 53 Bildern und Zeichnungen der Verfasserin. *Erlenbach-Zürich, Rotapfel-Verlag.*

Der Ertrag einer Asienfahrt. Ein Globetrotterbuch also. Aber eines, das man sich kann gefallen lassen. Das macht: die Verfasserin, unverkennbar eine gebildete und feinsinnige Reisende, trat in die fremde Welt nicht sonder Vorbereitung, gut auch beraten sichtlich bei Auswahl der Literatur, durch die sie sich den Blick hat schärfen lassen zu verstehendem Erfassen des Neuen, das draußen ihr entgegentrat. Das Religionswesen vor allem war es, dem im Reich der Mitte ihre Aufmerksamkeit sich zugewandt, das chinesische Religionswesen in seiner ganzen Scheckigkeit: uralter und doch noch urvitaler Dämonenaberglaube, Ahnenkult und Totenbräuche, Klostertaoismus, Foismus, Lamaismus, häuslicher Götterdienst und staatliches Verehrungsritual, das letztere in seiner durch den Sturz der einstweilen letzten Dynastie herbeigeführten Disequilibriertheit. Des Bandes Sonderwert machen, sie mehr als bloßer Buchschmuck, zahlreiche Reproduktionen aus der Skizzenmappe der Verfasserin aus, in die ihr gewandter Zeichenstift ein Vieles eingefangen von dem, was sie von chinesischen Kultstätten und Kultgebräuchen auf ihrer Wanderfahrt hat schauen dürfen. Über diesen dankenswerten Zugaben vergißt man gern kleinere Schönheitsfehler des Textes (wie S. 66: das typische Buddha-Trias; S. 82: des taoistischen Trias) und etliches andere — des letzteren eigentlich auffallend wenig —, das so ganz nicht stimmt. Daß Kung die Kweis in Kategorien geteilt und dabei die Berggeister zu den allerschlimmsten gerechnet (S. 145), ist ganz gewiß nicht richtig, obwohl's de Groot ist, dem die Verfasserin das nachspricht; richtig dagegen, dafür aber feinerem Ohr nicht eitel Wohlklang der Satz S. 159: Für Kung war der Himmel die Weltordnung, der sich zu unterwerfen er nicht nur predigte, sondern sich selbst bemühte.

H. Haas.

Catalogus Codicum Manu Scriptorum Bibliothecae Monacensis. Tomi V Pars I Codices Germanicos complectens Editio altera: Die deutschen Pergament-Handschriften Nr. 1—200 der Staatsbibliothek in München. Beschrieben von Erich Petzet. *München, In Kommission der Palmschen Buchhandlung*, 1920. Geh. 100 M.

Das 1866 erschienene Verzeichnis der deutschen Handschriften der Münchener Bibliothek wird durch die zweite Auflage aufs erfreulichste erneuert und nach allen Seiten hin ausgebaut. Schon der sehr vermehrte Umfang (360 statt früher 20 Seiten) bezeugt das, noch mehr der prüfende Vergleich beider Fassungen. Der besondere Reichtum an Denkmälern älterer deutscher Sprache und Dichtung, den München besitzt, liegt nun in seinem wesentlichen Bestande zu bequemem Gebrauch ausgebreitet; freilich fehlen eine Anzahl wichtiger Stücke (Glossen, Wessobrunner Gebet, Muspilli u. a.), weil sie in lateinische Handschriften eingefügt sind, auch die deutschen Handschriften zur bayrischen Geschichte und die unter die Papierhandschriften eingereihten späteren Erwerbungen und Bruchstücke verlorener größerer Handschriften (nicht aber z. B. die Willehalm-Fragmente Cgm. 193). Leider mangelt es an systematischer Ordnung irgendwelcher Art, weil die Signaturen die Folge bestimmen mußten und nicht geändert werden konnten. Mit dieser, durch die Sachlage erzwungenen Einschränkung darf der Katalog als in jeder Hinsicht brauchbar, in der Beschreibung und den Literaturangaben musterhaft gerühmt werden, auch wegen der zweckmäßigen Abweichungen von den Normen, die für das Berliner Handschriften-Archiv der Deutschen Kommission gelten. Im Verein mit den von Petzet und Glauning herausgegebenen „Deutschen Schrifttafeln des 9.—16. Jahrhunderts aus den Handschriften der Hof- und Staatsbibliothek in München" wird der neue Katalog wohl allen Aufgaben, die in sein Bereich fallen, die besten Dienste leisten. Daß unter so vielen Schwierigkeiten sein erster Teil vollendet werden konnte, bedeutet einen schönen Sieg wissenschaftlichen Opfermutes und deutscher Tatkraft.

G. W.

Helene Christaller, Die Liebe und der Tod. Novellenkranz. Mit Bildern geschmückt von Erika Nöldeke-Christaller. *Gotha, Friedrich Andreas Perthes*, 1920.

Die Verfasserin soll eine große Gemeinde haben. Sind ihre früheren Schriften wie dieser Band, so müßten wir uns zu dieser Gemeinde beglückwünschen. Die Art des Erzählens ist von einer Feinheit, die großen Genuß bereitet, und das, was sie zu sagen hat, ist wie ein Stein, der ins Wasser geworfen immer weitere Kreise ausschwingt, bis die erregten Wellen sanft verebben. Es handelt sich

um die höchsten und tiefsten Dinge. Wie sich die Gesellschaft des Boccaccio in der Abgeschiedenheit Novellen erzählt, so hier eine kleine Zahl von Menschen, die durch das Wüten der Revolution ins Staatsgefängnis geworfen die Wahrscheinlichkeit baldigen Todes vor Augen haben. In dieser Lage haben sie das Bedürfnis, hinter den Vorhang zu schauen, der vor dem Wesen der Dinge herabgelassen ist. Wie sich die Erzählungen runden, so daß einige davon im Finale des Ganzen ihren Schluß finden, das ist mit feiner Hand und ernster Meisterschaft gegeben. E. L.

William Cohn, Indische Plastik (Die Kunst des Ostens. Band II). Mit 180 Abbildungen auf 161 Tafeln und 3 Textabbildungen. *Berlin, Bruno Cassirer*, 1921. 4°. In Halbleinen 70 M.

Von den Wundern der indischen Bildhauerkunst gibt diese schöne Sammlung die erste wissenschaftlich gründliche und geschichtlich geordnete Anschauung. Sie bietet weit mehr, als das allzubescheidene Vorwort des kenntnisreichen Verfassers erwarten läßt: auf 53 Seiten eine Fülle von Belehrung, auf den 161 Tafeln staunenswerter Reichtum an hochwertigen und geschichtlich wichtigen Denkmälern. Hier ereignet sich der seltene Fall, daß Forscher und Laien in hohem Maße befriedigt werden, mit ihnen zugleich der Bücherfreund, der die würdige Gestalt des Buches zu rühmen hat.
G. W.

Louis Couperus, Aphrodite in Ägypten. Berechtigte Übertragung von Else Otten. *Berlin, Ernst Rowohlt*, 1920.

Roman aus dem alten Ägypten, lautet der Untertitel. Aber es ist nicht das Ägypten des Amenophis, es ist das römische Ägypten der Tiberianischen Zeit. Man kann an historische Romane ebensowenig literarischen Maßstab legen wie künstlerischen Maßstab an Historienmalerei. Couperus ist groß in seinem Fach, bezwingend in seiner Schilderung von Architektur, Landschaft, Festen und heiligen Riten. Die (unwichtigere) Romanhandlung bleibt blässer, die Menschen Kostümfigurinen, ein wenig süßliche obendrein. Dennoch fesselt auch dieses Buch von Anfang bis zu Ende und muß vornehmlich jenen Lesern empfohlen werden, die auf diesem unbeschwerlichen und sehr unterhaltsamen Wege ihre kulturgeschichtlichen Kenntnisse vermehren wollen. E. E. S.

Dichtungen des Ostens, Sadis Rosengarten — Der Ölhändler und die Blumenkönigin — Arabische Erzählungen aus der Zeit der Kalifen. *Hyperion-Verlag* 1920.

Als weniger kriegerisch gesinnte Nachkommen der Kreuzfahrer haben deutsche Literaten schon seit Jahrzehnten im Osten das gelobte Land der Poesie gesucht und nicht ohne Erfolg nach seinen Schätzen gefahndet. Indien und Arabien, die unerschöpflichen Märchenquellen, haben uns ihre Schatzkammern geöffnet, wir haben uns ihre großen Sammlungen voll köstlichster Erzählerkunst zu eigen gemacht, aber noch immer läßt sich Neues fördern. Nun hat auch der Münchner Hyperion-Verlag der östlichen Dichtung eine Bücherreihe gewidmet und sie mit den drei obengenannten Werken eröffnet. Schon immer habe ich es bedauert, daß nicht allen denen, die den Witz und die Weisheit des Orients lieben, Sadis Rosengarten zugänglich war. Um so erfreulicher ist dieser Neudruck nach der seit Jahrzehnten vergriffenen Übersetzung aus dem Persischen von Karl Heinrich Graf, die 1846 bei Brockhaus zuerst erschien. Der Rosengarten des Moslicheddin Sadi ist eine köstlich-unterhaltende Anekdotensammlung, in der sich asiatischer Esprit und fabelweise Moral reizvoll verbinden. Wie meist in der indischen Literatur verfolgen auch hier die kurzen Erzählungen keinen literarischen Selbstzweck, sondern umkleiden einen Grundsatz, wollen eine Lehre geben, wollen Lebenserkenntnisse mit Beispielen und Gleichnissen belegen, um überzeugender zu wirken, um sinnfälliger zu werden und mit dem Verstand zugleich die Phantasie anzuregen. Sadis Zuversicht auf den Wert seines Werkes war nicht gering, meint er doch selbst in seiner Einleitung, daß es nach Jahren noch bestehen werde, wenn von ihm selbst kein Stäubchen mehr geblieben. Und in der Tat, er hat einen trefflichen Vortrag, eine bündige, lebendige Rede, eine gesunde Lebensanschauung, die ihm Unsterblichkeit sichern. Der Rosengarten ist ein gutes Stundenbuch, wie man es von Tag zu Tag gern zur Hand nehmen wird, um auf die Lehren eines weisen Derwischs zu lauschen. — Einen zweiten Band der Sammlung füllen Geschichten des arabischen Erzählers Schabuschti, Beamter am Hofe des Kalifen Alasis von Ägypten, in der Übersetzung von Eduard Sachau. Sie geben in Einzelausschnitten ein Bild des üppigen und verschwenderischen, dekadenten Lebens Bagdads zur Glanzzeit der Kalifen, sie enthüllen das Privatleben der Großen des Landes, über das die Chroniken sich ausschweigen, und bilden somit deren Ergänzung, wenn auch nicht immer zuverlässig und wahrheitsgetreu. — Eine chinesische Novelle, „Der Ölhändler und die Blumenkönigin", bildet den dritten Band, den Walter Strzoda verdeutschte. Den „Wundersamen Geschichten aus neuer und alter Zeit" entnommen, die aus der Zeit der Ming-Dynastie (1368—1644) stammen, entrollt sie in lebhafter unterhaltender Schilderung ein anschauliches Bild chinesischen Volkslebens. Die Ausstattung der Bände bei erstaunlich niedrigem Preise ist sehr gut. Von dem gelblich getönten holzfreien Papier hebt die klare Antiqua sich gut ab und der

Einband aus farbigem Handpapierüberzug mit weißem Rücken gibt den Büchern ein reizvolles Äußere. *Curt Moreck.*

Denis Diderot, Gesammelte Schriften. Fünf Bände. *München, Georg Müller*, 1921. Jeder Band in Halbleder 70 M.

Der Verlag Georg Müller hat seinen früher bereits einzeln erschienenen Übersetzungen Diderotscher Werke eine Anzahl kleiner Stücke hinzugefügt und so diese äußerlich sehr gefälligen fünf Bände hergestellt. Freilich muß man sich fragen, warum die überflüssige Vorrede Lothar Schmidts wieder an der Spitze der „Geschwätzigen Kleinode“ erscheint und weshalb an Stelle so mancher unbedeutender kleinen Aufsätze nicht die wichtigsten: die „Lettre sur les aveugles“ und die „Lettre sur les sourds et muets“, aufgenommen wurden. Denn der Rahmen der Erzählungen ist ja schon durch die „Paradoxe sur le comédien“ durchbrochen. Aber immerhin hat jeder der „petit papiers“ so viel Reiz, daß der Leser an diesen anmutig eingekleideten Ironisierungen des ausgehenden ancien régime seine Freude haben muß. E. J.

Ehrengabe deutscher Wissenschaft. Dargeboten von katholischen Gelehrten, dem Prinzen Johann Georg Herzog zu Sachsen zum 50. Geburtstag gewidmet. Herausgegeben von Franz Feßler. *Freiburg in Br., Herder & Co.* Lex.-8°. XX und 858 S. mit sieben Bildertafeln. In Leinwand 250 M., Vorzugsexemplare mit dem Bildnis Johann Georgs und eigenhändiger Unterschrift, numeriert in Liebhaberhalbfranzband 500 M.

Man staunt, ein solches Denkmal deutscher Wissenschaft in dieser Zeit aufgerichtet zu sehen. Umfang und Ausstattung, Vielseitigkeit und Wert der Beiträge, Fülle der angesehenen Persönlichkeiten lassen den gewaltigen Band zu einer großen Ruhmeshalle der katholischen Geistigkeit unserer Tage werden. Die höchsten Würdenträger der Kirche, die stolzesten Namen der Germania docens schließen sich zu einer Heerschar zusammen, die mit den Waffen des Bekennertums und der Forschung für die ungeminderte geistige Kraft des Vaterlandes eintritt. In vier Gliedern sind sie geordnet: Religion und Kirche, Kunst, Literatur, Geschichte; als kleiner Nachtrab schließen drei alleinstehende Aufsätze den Zug. Unmöglich erscheint es, aus der Fülle einzelnes als das wertvollste herauszuheben, dazu bedürfte es einer ausgebreiteteren Sachkenntnis, als sie irgendeinem Referenten gegeben ist. So sei nur auf einige Beiträge hingedeutet, die unserm Leserkreis zeigen können, wie vieles auch für kunst- und literarhistorisch Interessierte hier zu finden ist: *Sauer*, Die spätmittelalterlichen Kreuzigungsdarstellungen; *Neuss*, Michelangelos Schönheitsideal; *Muth*, Zu Goethes Ansichten über bildende Kunst; *Drerup*, Die Götterschlacht in der Ilias; *Dyroff*, Zu Dante; *Krebs*, Erlebnis und Allegorie in Dantes Commedia; *Kosch*, Der junge Adalbert Stifter in seinen Briefen; *Haase*, Christlich-orientalische Handschriftenkataloge; *Grisar*, Ein unterschobener Bericht über Luther als Tondichter und — Stammgast; *Cardauns*, Die Entdeckung des Verfassers des Febronius; *Wasmann*, Ideale Naturauffassung einst und jetzt. Über den Anlaß des großen, schönen Unternehmens soll hier nicht gerechtet werden; nur die Frage sei gestellt, ob einem wackern unzünftigen Forscher und Schriftsteller wohl je zuvor eine solche Huldigung dargebracht worden ist, ob der Zufall fürstlicher Geburt dem also Geehrten ein Anrecht darauf verleiht und ob endlich das Ungewöhnliche gerade heute als erwünscht angesehen werden kann. Aber wie dem auch sei, die staunende Bewunderung des Geleisteten wird dadurch nicht gemindert, sondern eher noch gesteigert. G. W.

L. Enders, Schwarze Schnurren. Scherenschnitte. *München, Parcus & Co.* Geb. 13,50 M.

Ein sehr reizvolles Bilderbuch für Erwachsene. Zu allerlei Texten von Goethe, Mörike, Heine und kleineren Leuten hat Enders liebenswürdige Schwarzkunst gespendet und der Verlag hat daraus eine wunderhübsche, besinnliche und erfreuliche Gabe gestaltet. G. W.

Gustav Ernest, Beethoven. Persönlichkeit, Leben und Schaffen. Mit fünf Bildnissen und einer Schriftprobe. *Berlin, Georg Bondi*, 1920.

Nach seiner guten Wagner-Biographie gibt Ernest einen Beethoven von ähnlicher Art und gleichem Umfang. Er kennt die ausgebreitete Forschung, vielleicht sogar zu gut, da sie ihn verleitet bei den Einzelheiten länger als billig zu verweilen. Die großen Linien des tragischen Schicksals und des heldenhaften Menschtums treten nicht stark hervor, wenn auch an passenden Stellen ihr Verlauf herausgehoben wird. Zuverlässig und gründlich, in einfacher Schreibweise werden die Tatsachen vorgetragen, die Werke sorgsam analysiert und durch zahlreiche Notenbeispiele erläutert. Die wertvolle Leistung stellt sich als populäre Ergänzung neben die großen Werke von Thayer, Marx, Nohl und Frimmel; sie bedeutet insofern einen sehr erfreulichen Zuwachs der gewaltigen Beethoven-Literatur. G. W.

Hanns Heinz Ewers, Vampir. Ein verwilderter Roman in Farben und Fetzen. *München, Georg Müller*, 1920.

In der Vorrede erzählt Verfasser, wieviel Mühe die Amerikaner sich gegeben hätten, das Manuskript

dieses Romanes zu vernichten. Wäre es ihnen doch gelungen. Ein echter Ewers! Satanisch-sadistisch montierte Zoten, Landsberger-Marlitt gekreuzt und in Pfefferersatztunke serviert, grauenvoller Kitsch ohne ein Gran künstlerischen Wertes, Lektüre für W. W.-Demivierges. Vielleicht aber bedanken selbst diese sich. E. E. S.

Victor Gardthausen, Handbuch der wissenschaftlichen Bibliothekskunde. Bd. 1, 2. *Leipzig, Quelle & Meyer*, 1920 (XII, 239; IV, 147 S. Gr.-8°). 48 M.

Es ist erstaunlich, daß der Verfasser in einem Alter, wo sonst auch der eifrigste Gelehrte sich nach dem otium cum dignitate sehnt, noch mit einer so großen, umfassenden Arbeit hervortritt. Wir begrüßen das aus langjähriger wissenschaftlicher und praktischer Beschäftigung hervorgegangene Handbuch mit Freuden. Der erste Band gliedert den Stoff nach den Hauptüberschriften: Das Buch. Erwerbung der Bücher. Die Bibliothek, Verlust der Bibliotheken, Die heutige Bibliothek gedruckter Bücher. Der zweite enthält: Verzeichnisse der Bücher, Kataloge, Personal, Verwaltung. Überall finden die geschichtliche Entwicklung und die heutige Ausübung ihre Darstellung. Von großem Werte ist es, daß immer auf die ältesten Zeiten zurückgegangen wird. Der geschichtliche Teil ist auch besonders wichtig, bewegt sich doch G. hier auf seinem eigensten Gebiet. In den praktischen Teilen wird dem Fachmann, wie das ja bei dem Zweck des Buchs ganz natürlich ist, nichts weiter Neues gesagt, aber zur Einführung eignen sie sich sehr gut, schon wegen der Verbindung von Geschichte und Anwendung. Jeder einzelne Gegenstand wird nach allen seinen Richtungen geschildert, also Papier, Druck, Schrift und ihre Geschichte beim Buch so gut dargestellt wie Behandlung, Fälschung, Einband, der Bibliothekar mit seinen Aufgaben im Altertum und Mittelalter so gut gekennzeichnet wie der in der Neuzeit, die Verwaltung in allen ihren Einzelheiten, der Gang des Buchs von der Erwerbung bis zum Ausleihen aufs genaueste beschrieben. Reiche Literaturangaben, aber doch mit Recht auf das Notwendige oder Wünschenswerte beschränkt, begleiten den Wortlaut. Unrichtigkeiten und Versehen sind bei einer so gewaltigen Fülle des Stoffs unvermeidlich, auch Druckfehler finden sich mehrfach. Doch alles in allem haben wir hinreichend Grund, dem Verfasser für seine Gabe dankbar zu sein. —d —e.

Nikolai Gogol, Das Bildnis. Mit Zeichnungen von Masjutin. *Stuttgart, Julius Hoffmann*, 1920.

Der Dämon des Bösen und der Geldgier, der sich in einem Bildnis verkörpert, überträgt sich auf geheimnisvolle Weise auf den jeweiligen Besitzer, lockt ihn von Verbrechen zu Verbrechen und treibt ihn ins Verderben. Das sittliche Pathos der Novelle unterscheidet sie von den Spukgeschichten eines E. T. A. Hoffmann oder Edgar Allan Poe. Masjutins dilettantischen Illustrationen eignet nichts vom dämonischen Zug des Buches. Gogols Heimlichkeiten hat Walter Gramatté in seinen Lithographien zum „Mantel" in erschütternder Weise erfühlt, in diesem jungen Künstler besitzen wir den gegebenen Interpreten des schwerblütigen, lebensunfähigen, russischen Menschen; Masjutin in Deutschland einzuführen, ist zum mindesten ein Fehlgriff. *Rosa Schapire.*

Fannina W. Halle, Altrussische Kunst — *W. Graf Uxkull-Gyllenband*, Archaische Plastik der Griechen — *Alfred Salmony*, Die chinesische Landschaftsmalerei (Orbis pictus, Weltkunstbücherei. Band 2, 3, 4). *Berlin, Ernst Wasmuth A.-G.*

Die Einführung in die streng religiös orientierte Welt altrussischer Kunst, in der ein Abglanz von Byzanz neben einer sehr eigenen russischen Note lebt, ist dankbar zu begrüßen.[1] Die Abbildungen, vom 11. bis ins 17. Jahrhundert reichend, veranschaulichen das Eindringen italienischer Einflüsse in der Malerei während des 15. Jahrhunderts. Die Plastik an der Georgs-Kathedrale in Jurjew-Polskij (13. Jahrhundert) ist von außerordentlicher Eindruckskraft, so daß man die angekündigte Publikation über russische Plastik mit Spannung erwartet. Die prachtvolle kirchliche Architektur ist mit nur drei Abbildungen zu wenig berücksichtigt.

Mit starkem Gefühl für künstlerische Werte ist Bekanntes und weniger Bekanntes im Bändchen über archaische Plastik zusammengestellt. Neben dem streng Gebundenen der Kunst des 6. Jahrhunderts erscheint die liebenswürdigere Welt des 5. und 4. Jahrhunderts, in der der Zusammenhang mit der Architektur gelöst ist, kleiner, zierlicher und bedeutungsloser.

Das Bändchen über chinesische Landschaftsmalerei ist mit seinen schlechten, verschwommenen Klischees das wenigst gelungene unter den bisher erschienenen. *Rosa Schapire.*

Richard Hamann, Rembrandts Radierungen. Dritte Auflage. Mit 139 Abbildungen. *Berlin, Bruno Cassirer.*

Ein so allgemein bekanntes und anerkanntes Werk bedarf bei seinem dritten Erscheinen keiner Charakteristik und keines Lobes mehr, um so weniger, da diese Auflage wörtlicher Abdruck der zweiten ist. Denen, die es noch nicht kennen, sei gesagt: hier finden sie den Führer in die Tiefen des größten nordischen Künstlers, seiner äußeren und inneren Welt, seiner Stilentwicklung und ihres nie erschöpfbaren Reichtums. G. W.

1 Vgl. Zeitschrift für Bücherfreunde August-September 1920.

Willi Handl, Die Flamme. Roman. *Berlin, Erich Reiß*, 1920.

Von dem früh verstorbenen Willi Handl, der als Theaterkritiker in Wien und Berlin sich einen Namen zu machen gewußt hat, liegt nun als eine Art von Vermächtnis ein Roman vor, der in Titel und Thema dem neusten Schauspiel seines Wiener Landsmannes Hans Müller nahekommt, ohne daß damit gesagt sein soll, daß die beiden Werke sich auf dem gleichen künstlerischen Niveau bewegten. Denn während der schöpferische Wille Hans Müllers im wesentlichen nur darauf hinausläuft, eine Anekdote auf ihre theatralischen Wirkungen hin auszubeuten, spürt man bei Handl deutlich den literarischen Ehrgeiz eines ernsthaft Strebenden, der ein Stoffgebiet nicht lediglich seiner sensationellen Reize wegen erschließen will, sondern dem es auf Gestaltung und dichterische Deutung ankommt. Die „Flamme", die sich selbst verzehrt und, indem sie über sich hinausgreift, alles Erreichbare rundum vernichtet, ist bei Müller sowohl als auch bei Handl die elementare Gewalt der Sinnlichkeit. Handl, mit allen Hilfsmitteln der psychologisierenden Russen und Franzosen ausgerüstet, erzählt uns die Geschichte einer Ehe, in welcher der sinnliche Mann an der lächelnden Kühle seiner Frau zu Grunde geht. Ein ernstes Thema, das mit ernstzunehmenden Mitteln und sittlicher Kraft behandelt wird, wenn es dem Verfasser auch nicht gelingt, bis zu den letzten Konsequenzen überzeugend zu bleiben, und wenn auch gegen die Einkleidung der Handlung Bedenken erhoben werden können. Aber die Art, wie Handl das heikle Thema anfaßt, die Art, wie es ihm gelingt, über das Sensationelle hinweg zu rein künstlerischen Wirkungen zu gelangen, erheischt vor dem Können des Verstorbenen Respekt und läßt nur bedauern, daß es Willi Handl nicht vergönnt gewesen ist, auf dem von ihm beschrittenen Wege weiterzugehen. J. B.

Karl Paul Hasse, Die deutsche Renaissance. 1. Teil. *Meerane i. Sa., E. R. Herzog*, 1920.

Der Verfasser dieses Bandes, der im speziellen dem deutschen Humanismus gewidmet ist, während ein zweiter die „Ausgestaltung der deutschen Renaissance durch Denker, Forscher und Künstler" behandeln soll, bringt für seine schwere Aufgabe das Rüstzeug eines gediegenen, umfangreichen Wissens mit; eine frühere Arbeit über „italienische Renaissance" hat ihm viele dankbare Anerkennung erworben. Nun läßt er in langem Zuge die Großen des Geistes, von Thomas v. Aquino bis zum Praeceptor Germaniae Melanchthon, an uns vorüberziehen, eifrig bemüht, jedem einzelnen nach Wert und Unwert gerecht zu werden. Indem dieses Mühen oft allzu deutlich zutage tritt, indem Begreifen und Werten oft nicht vom Standpunkt der Bedeutung der Einzelnen für die Entwicklung der Idee, sondern von dem einer etwas schulmeisterlich vorgetragenen, mit Zensuren arbeitenden absoluten Moral aus vorgenommen wird; indem endlich der ungeschulte Leser eben durch die Fülle der Gesichte eher verwirrt als geklärt wird, biegt der Verfasser vom selbstgewählten Wege, „schlicht und anschaulich zu erzählen" und „ohne Anforderungen besonderer Vorbildung mit den Erscheinungen der deutschen Renaissance vertraut zu machen", allzuweit ab und gerät in Gefahr, sein Ziel zeitweise ganz aus dem Auge zu verlieren. A. D.

E. Th. A. Hoffmann, Zwölf Berlinische Geschichten aus den Jahren 1551—1816. Nach der Folge der Handlung zusammengestellt und erläutert von Hans von Müller. Mit 10 Bildbeigaben. *München, Georg Müller*, 1921. Geh. 70 M., Halbfranz 120 M.

Es ist bekannt, daß Hoffmann eine Reihe von Erzählungen in Berlin lokalisiert hat: am häufigsten genannt werden in diesem Zusammenhang der „Ritter Gluck" und das „Öde Haus", die „Brautwahl" und „Des Vetters Eckfenster". Eine systematische Durchsicht von Hoffmanns Dichtungen ergab nicht weniger als zwölf Erzählungen, die ganz in Berlin spielen, und größere dort spielende Teile von acht weiteren erzählenden Werken. Diese zwanzig Texte ergeben, in der Folge der Handlung zusammengestellt, eine phantastische Chronik von Berlin; die letzten vierzehn bilden außerdem, da fast in allen Hoffmann selbst unter irgendeiner Maske auftritt, eine fragmentarische Autobiographie des Dichters vom Monat seiner Ankunft in Berlin, dem September 1814, bis zum Monat seines Todes, dem Juni 1822. Dies Moment dürfte allein schon die Zusammenstellung der Texte rechtfertigen.

Der vorliegende Baud enthält die zwölf Geschichten aus den Jahren 1551—1816. Sie sind in der Regel in der ersten Fassung gegeben, die sich durch größere Lebendigkeit und Lokaltreue auszeichnet. Die Sammlung wendet sich einerseits an Freunde des vormärzlichen Berlin: für sie sind die wichtigsten Personen und Örtlichkeiten, die Hoffmann nennt, auf beigegebenen Tafeln dargestellt und in Anmerkungen am Schluß des Bandes die Berliner Ereignisse und insbesondere die eigenen Erlebnisse Hoffmanns nachgewiesen, die jeder der Erzählungen zugrunde liegen.

Andererseits wendet sich der Band an alle nachdenklichen Freunde der Erzählungskunst. Für sie ist die reiche Gliederung der Texte sorgfältig ermittelt und kenntlich gemacht; mancher, der seinen Hoffmann zu kennen glaubte, wird erst jetzt ganz innewerden, wie inhaltsreich und wie kunstvoll aufgebaut z. B. der „Ritter Gluck" und das „Öde Haus" sind, Erörterungen über die (nicht immer gleich erkennbare) Tendenz und die Tech-

nik jeder Erzählung am Schlusse des Bandes ergänzen diese Andeutungen. Für Germanisten ist die Sammlung dagegen nicht bestimmt; literarische Quellen und Lesarten sind in der Regel nicht angeführt. *Hans von Müller.*

Hölderlin, Die späten Hymnen. Herausgegeben von Rudolf Delius. *Hannover, Paul Steegemann.*

Die „Nachtgesänge" und die gleichzeitigen lyrischen Fragmente, entstanden unmittelbar vor dem geistigen Zusammenbruch Hölderlins, bedeuten die reifste Frucht seiner Kunst, eine poetische Höchstleistung, die sich neben die größten ihrer Art aus aller Zeit und allen Völkern stellt. Der schöne Druck bietet sie zum ersten Male nach der Hölderlin-Ausgabe des zu früh vom Kriege dahingerafften Norbert von Hellingrath: eine bedeutsame Gabe für alle, die solche wahrhaft edle und tiefe Poesie zu würdigen vermögen. G. W.

Theodor Hosemann, der Maler des Berliner Volkes. Ausgewählt und eingeleitet von Lothar Brieger. Mit 40 Bildern. *München, Delphin-Verlag.*

Der glänzende Illustrator von E. T. A. Hoffmann und Münchhausen, von Immermanns „Tulifäntchen" und „Peter Schlemiehls Heimkehr" verdient der Vergessenheit entrissen zu werden. — Bei seinem Tode, 1875, hat Hosemann nicht weniger als 5—6000 graphische Blätter und etwa 500 Ölgemälde hinterlassen, und wenn vieles davon auch rein handwerksmäßigen Charakter trägt, so bricht immer wieder der klassische Illustrator der Berliner Märztage von 1848 durch, sowie in vielen lockeren Aquarellen der Vorläufer des Impressionismus. — Der Generation, die Dorés Frühwerke wieder zu schätzen gelernt hat, sollte auch der Sinn für Hosemanns Illustrationen aufgehen; eine Gegenüberstellung der Illustrationen beider zum Münchhausen etwa würde Hosemanns künstlerische Überlegenheit, seine wundervolle Einfühlung in dieses Renommisten- und Lügenbuch eweisen.

Rosa Schapire.

A. Hulshof en *M. J. Schretlen*, De kunst der oude boekbinders. XV[de] en XVI[de] eeuwsche boekbanden in de Utrechtsche Universiteitsbibliotheek, beschreven en afgebeeld. Door de *Nederlandsche vereeniging van bibliothecarissen en bibliotheekambtenaren* uitgegeven te *Utrecht* in het jaar MCMXXI. 4 Blatt, 59 Seiten und 40 Tafeln. 8°.

Der Bucheinband aus den Jahren von 1475 bis 1575 ist und bleibt wohl doch der schönste Einband. Einmal ist es das Material, das ewigschöne Leder, das der streichelnden Hand des Bücherfreundes wohltut. Und dann nimmt sein Auge mit Ergötzen wahr, was Gotik und Renaissance an Zierat in das Leder gepreßt haben. Eine zusammenfassende Arbeit über diese Periode gibt es wohl kaum; deshalb ist aber auch jede einzelne diesbezügliche Veröffentlichung zu begrüßen. Hier kommt nun der Stoff aus Holland, dem uns verwandten Lande, das besonders durch seine Beziehungen zum westlichen Teile unseres Vaterlandes stets von größter Wichtigkeit bleiben wird. Aber auch sonst ergeben sich in dem neuen Buche Wechselwirkungen genug. Kommt es doch, wie ich meine, immer mehr darauf hinaus, daß die Einbandstempel, und hier vor allen Dingen wieder die Rollenstempel, schließlich ein wichtiges Handelsobjekt geworden waren, dessen Verbreitung nicht weit genug angesetzt werden kann. So müßten z. B. Köln und Wittenberg einmal als Zentren für diese Art Kunstvertrieb voll erkannt und beleuchtet werden. Und dann dürfte endlich die vergleichende Kunstgeschichte sich auch des Bucheinbandes jener frühen Zeit annehmen, dieses so lange und so ganz mit Unrecht vernachlässigten, reichblühenden Zweiges des Kunstgewerbes. Eine gute Hilfe böten hierbei die Monogramme, die mir auf den Einbandstempeln oft nicht weniger wichtig erscheinen als auf den Produkten der Graphik. Denn auch hier verstecken sich kleine und große Künstler, die das, was sie draußen in der großen Kunst gesehen haben und was sie selber können, dem geänderten Zwecke entsprechend umgestaltet, daß heißt zum Schmuck für den Bucheinband umgearbeit haben. Damit sind wir aber auch bei der so wichtigen Frage der Auflösung der Monogramme auf den Einbandstempeln angelangt. Hier dürfte jene Methode, die in dem Einzelmonogramm überall meist nur den Namen des Buchbinders sehen wollte, aufzugeben sein; vielmehr sind der Zeichner bzw. der Künstler, der Formenschneider und der Buchbinder in Berücksichtigung zu ziehen. Zur sicheren Entscheidung aber muß dann jedesmal die Einzelforschung einsetzen, nämlich die vergleichende Kunstgeschichte, die das betreffende Material sucht und ordnet und die Zuweisungen trifft, und die Orts- bzw. die Landesgeschichte, die ihr helfend zur Seite springt.

Aus diesen Gesichtspunkten heraus muß das Werk von Hulshof und Schretlen betrachtet und bewertet werden, und wir dürfen feststellen, daß die beiden zuletzt formulierten Forderungen voll und ganz erfüllt werden. Vierzig in unserer Zeit besonders kostbare Tafeln bringen äußerst gelungenes, wertvolles Vergleichsmaterial. Und dazu gibt dann der Text eine Fülle von lokaler bzw. regionaler Forschung auf dem Gebiete des Bucheinbandes jener so wichtigen Zeit. Hier ist eine Arbeitsteilung derart durchgeführt, daß Hulshof die Einzelstempel und die Rollenstempel, Schretlen die Plattenstempel behandelt. Für beides aber, für das neue Material und für dessen sachgemäße Bearbeitung, schulden wir den beiden

holländischen Gelehrten reichen Dank. Möge diese Veröffentlichung über die Utrechter Buchschätze auch noch andere Zentren holländischer Gelehrsamkeit und holländischen Kunstfleißes anreizen zur Erschließung des ihnen anvertrauten Besitztums an wertvollen Bucheinbänden. Hsg.

Heinrich Eduard Jacob, Der Tulpenfrevel. Ein Schauspiel in fünf Akten. *Berlin, Ernst Rowohlt.* 111 Seiten. Geh. 15 M., geb. 21 M.

Der zeitlich lang auseinandergezogene Prozeß der Demoralisierung der meisten Gemeinschaftswerte durch den hemmungslos wuchernden Kapitalismus, als Ursache erkannt oder empfunden der gegenwärtigen europäischen Katastrophe, erfährt hier eine dramatische Symbolisierung in einer seiner markantesten geschichtlichen Episoden: dem Spekulationswahnsinn der holländischen Tulpenzüchter im 17. Jahrhundert. Gewöhnlich sehen wir diese Kulturmarotte nur in ihrem groteskkomischen Charakter; der Verfasser benutzt sie mit bemerkenswertem dramatischen Geschick und zeigt ihre im tiefsten frevelhafte Beschaffenheit als packende Analogie zur geistigen und sittlichen Atmosphäre unserer Gegenwart. M. M.

Jahrbuch der Bücherpreise. Ergebnisse der Versteigerungen in Deutschland, Deutsch-Österreich, Holland, Skandinavien und der Schweiz bearbeitet von F. Rupp. 13./14. Jahrgang: 1918 und 1919. *Leipzig, O. Harrassowitz,* 1920. 8°. XII, 539. Geb. 40 Mark.

Bei der unerhörten und fortdauernden Steigerung aller Werte können die Bücherpreissätze von 1918/19 natürlich heute keinen Anspruch mehr auf unmittelbare Gültigkeit machen. Trotzdem wird ein solches Preisverzeichnis dem Kundigen, der über die Einzelheiten der Preisveränderungen, über die Mode, über die Sammlerneigungen usf. orientiert ist, immer noch als wertvoller Leitfaden erwünscht sein können; ja auch weiter zurückliegende Jahrgänge wird er nicht entbehren wollen, wenn er sie vielleicht auch nicht so hoch einschätzt wie der Verleger, der die ersten 12 Bände des Jahrbuchs jetzt mit 1500 M. (statt 99 M.) anbietet. Im Verhältnis zu diesen älteren Jahrgängen ist der neue nun nicht bloß billig, sondern auch reichhaltig. Sein Umfang ist erheblich gewachsen, was noch mehr ins Gewicht fällt, wenn man beachtet, daß die Auktionen der romanischen Länder, die zu Anfang des Krieges noch nicht ganz fehlten, jetzt überhaupt unberücksichtigt geblieben sind. Von den 67 verarbeiteten Versteigerungen ist für den neuen Band ganz besonders die der Schüddekopfschen Bibliothek durch M. Breslauer charakteristisch. Ihr verdankt er vor allem die reichen Materialien aus der schönwissenschaftlichen Literatur der letzten drei Jahrhunderte. Wenn ihnen gegenüber manches andere, wie die Frühdrucke, etwas zurücktritt, so liegt das ja in der Natur dieser Zusammenstellungen, die mit ihren einzelnen Bestandteilen wie auch mit ihren Preisnotierungen immer ein wenig Sache des Zufalls bleiben, aber dennoch für die Bücherinteressenten ihren Wert behalten werden. Daß an den alten Editionsgrundsätzen festgehalten wurde, wird man billigen können. Zu überlegen wäre vielleicht, ob man nicht die wichtigeren Illustratorennamen in das Alphabet aufnehmen könnte. Dringend zu wünschen wäre auf jeden Fall die möglichst schnelle Veröffentlichung der Auktionsergebnisse. G. K.

Graf Hermann Keyserling, Philosophie als Kunst. *Darmstadt, Otto Reichl,* 1920. 320 Seiten. Gebunden 60 M.

Dem Grafen Hermann Keyserling ist durch den Erfolg seines „Reisetagebuch eines Philosophen" (vergl. Jahrgang XI dieser Zeitschrift, Spalte 399) eine Führerrolle zugefallen.

Der vorliegende Band enthält eine Sammlung gelegentlicher Vorarbeiten zu der umfassenden Darstellung im „Tagebuch" und bringt Nachklänge und Ergänzungen, welche die Resultate jener kontemplativen Weltumschau verknüpfen mit der für uns Abendländer so überaus fragwürdig gewordenen geistigen und sittlichen Situation. In verschiedenen Einstellungen werden die durch jenes Schicksal unvermeidlich gewordenen Willensentscheidungen nach Wert und Möglichkeit geprüft.

Wer immer sich innerlich gezwungen fühlt, den Fragen unserer ganz Problem gewordenen Gegenwart die Antwort zu finden, wird der Auseinandersetzung mit diesem reichen Geist nicht ausweichen dürfen. *Max Martersteig.*

Kunstschätze der Sammlung *Dr. Max Strauß* in Wien. *Wien, Carl Gerold's Sohn.* 4°. Mit 89 Tafeln in mehrfarbigem uud einfarbigem Lichtdruck, sowie in Kupferdruck. 250 numerierte Exemplare. In Leinen 650 M., in Leder 1000 M.

Ein Katalog, der uns zwingt, von dem wohlbegründeten Brauch abzugehen, der solche Gelegenheitspublikationen von der Anzeige in unserer Zeitschrift ausschließt. Nicht die Seltenheit und Schönheit der verzeichneten Gläser, Porzellane, Möbel, Gemälde und Miniaturen gibt dabei den Ausschlag nicht ihre mustergültige Beschreibung durch erste Fachleute wie Robert Schmidt, von Trenkwald, Wilhelm Suida und Leo Grünstein, — es ist die ganz ungewöhnliche typographische Leistung. Die Lichtdrucke Max Jaffés und der Wiener Kunstdruck-Gesellschaft vorm. J. Löwy, die Kupferdrucke von Paulussen & Co. stehen auf der Höhe der heutigen Technik und machen das Buch zu einem Be-

siztum, das jeder für typographische Werte empfängliche Sammler zu dauernder Freude seinen Schätzen einreihen wird. Deshalb sei die Aufmerksamkeit unserer Bibliophilen auf diese, etwas abseits liegende Erscheinung hingelenkt. G. W.

Isolde Kurz, Legenden. *Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart* und *Berlin* 1920. 198 S. Geb. 20 M.

An ein Werkchen aus ihrer Frühzeit, die „Phantasien und Märchen“, anknüpfend, vereinigt die Dichterin in ihrem neuesten Buche fünf Stücke, in denen Irdisches und Himmlisches zu wunderbaren Gebilden zusammenfließt. Sie erweitert den Begriff der Legende und beschränkt sich nicht darauf, alte Heiligen- und Märtyrergeschichten frisch zu erzählen und umzudeuten. Sie holt vielmehr die selbsttätige Phantasie zu Hilfe und beweist, daß dieser Quell ihr noch so lebendig wie nur je sprudelt. Gerade das umfangreichste Stück der Sammlung, „Der Zwillingsbruder“, ist nicht sowohl eigentliche Legende als freie Märchendichtung seraphischen Charakters. Sie schildert, wie ein Engelein zur Welt gesandt wird, um einer bedrängten Erdenmaid als treuer Helfer bis in den Tod beizustehen. „Die Gnadeninsel“ nähert sich vollends der Novelle, aus der das Übersinnliche ganz ausgeschaltet bleibt oder hätte ausgeschaltet bleiben können. Hier wird die Allmacht der göttlichen Gnade an einem bußfertigen Sünder in einer von der Starrheit des kirchlichen Dogmas losgelösten weihevollen Weise dargetan. Was uns Isolde Kurz da bietet, sind ausgewählte und durchgeistigte Gaben von leichter und klarer, wenn auch etwas kühler Schönheit. Am meisten erinnert an Gottfried Kellers Legendenart die letzte gar liebliche Erzählung der Sammlung, worin mit souveränem Humor die Bekehrung der Quellnymphe Arethusa, als letzten Überbleibsels der ganzen heidnischen Götterherrlichkeit, durch einen ehrwürdigen Einsiedler dargestellt ist. *R. Krauß.*

Julius Meier-Graefe, Courbet. Mit acht Lichtdrucktafeln und 106 Netzätzungen. *München, R. Piper & Co.*, 1920.

Den starken, neuen, unfranzösischen Menschen, den Ideologen, den Sozialisten Courbet hat uns Meier-Graefe musterhaft geschildert, vor allem den Maler, den großen Materiellen, der zu dem Spiritualismus Delacroix', zu seinem Heroenkultus nein sagen mußte. Durch die Lebensgeschichte vom „Enterrement“ zum „Atelier“, zu den Frauenakten und dem großen Höhepunkt der „Vague“ von 1870 und dem Abstieg der letzten Lebensjahre werden wir mit steter Sicherheit geleitet, um dann in dem Schlußabschnitt „Courbet in der Kunst unserer Zeit“ seinen Eindruck auf die Nachfolger, sein Verlöschen in der Gegenwart zu begreifen. Die zahlreichen und vortrefflichen Bilder ergänzen die Schilderung zu einem Gesamtüberblick des Werkes. G. W.

Bernd Melchers, Chinesische Schattenschnitte. Ein Bilderbuch. Gesammelt und herausgegeben. *München, Hugo Bruckmann*, 1921.

Von den Deutschen, die jetzt aus China wiedergekommen sind, hat mancher jahrlang draußen gelebt und ist mit den Chinesen, ihrer Kultur und ihrer Kunst vertrauter geworden als Reisende, die ihre flüchtigen Eindrücke in anspruchsvollen Büchern ausbreiten. Da dürfen wir wohl nun tiefer gegründete Werke erwarten, und kommen wir nicht nach China, so kommt die Kenntnis Chinas zu uns. Eine anmutige Vorfreude und Vorahnung gibt uns das sorgfältig und geschmackvoll hergestellte Büchlein von Bernd Melchers, das auf 64 Blättern Schattenschnitte in schwarz und bunt wiedergibt: Scherenschnitte auf einseitig gefärbtem Papier, zum Schmuck der Papierlaternen und ähnlicher vergänglicher Gebrauchsgegenstände, volkstümliche Kleinkunst, mit ausgeprägtem Stilgefühl für den Zweck geschaffen. Linien sind zu Flächen gestaltet, vor dem Licht gewinnt das Bild Leben. Werkchen der letzten Vergangenheit, der Sammler hat sie entstehen sehen, der schmutzige, hagere Chinese an der Straßenecke von Tsinanfu hat sie für ihn geschnitten, wenn es ihm paßte. Auch er ein Künstler. Es ist eine Freude, das was von der Sammlung hier wiedergegeben ist, durchzusehen, Menschen und Tiere, Blumen und Schmetterlinge, Schmuckstücke und Fabelwesen, tägliche Hantierung und stark bewegte Schauspieler-Gestalten. Ein Abglanz hoher Kunst liegt auf dem Ganzen und läßt die Ahnung einer strengen selbständigen Schöpferkraft aufkommen. H. S.

Franz Pocci, Kasperl wird reich. Mit Holzschnitten von Karl Ritter. *München, Braun & Schneider*. 4°. 100 Exemplare auf Velinpapier.

Eine der hübschesten Kasperliaden aus Poccis „Lustigem Comödien-Büchlein“ feiert in dem prächtigen Druck mit den kunstvollen, von seelenverwandtem Humor eingegebenen Holzschnitten Karl Ritters ihre fröhliche Auferstehung. Das „Schicksalsdrama in vier Aufzügen“ muß heute noch bei großen und kleinen Lesern ängstliches Gruseln und jauchzendes Gelächter erregen. Schade daß Pocci, wie häufig, mittendrin die Lust verliert und allzuschnell zum Ende eilt. Der ausgezeichnete Bruckmannsche Druck des Textes und der Bilder steht auf dem gerippten bräunlichen Papier der gewöhnlichen Ausgabe ganz besonders gut.

G—i.

Max Pulver, Das große Rad. Komödie in einem Vorspiel und neun Bildern. *München, Dreimasken-Verlag*, 1921.

Der Versuch eines satirisch-ernsten Zeitbildes aus den Revolutionstagen ist mißglückt. Der Maler Eugenio schwankt von der edlen Kaufmannstochter Ines zu der mondainen Baronesse Valesca hinüber, Ines will sich darauf von ihm trennen, scheint aber am Schlusse wieder zur dauernden Verbindung mit dem Maler geneigt. Dazwischen tauchen eine größere Zahl ironisch beleuchteter Typen auf, weder an sich noch durch ihre Beziehung zu dem Hauptgeschehen gefestigt. Die Umrisse sind mit unsicherer Hand so flüchtig gezogen, daß kaum von einem der neun Bilder (es könnten ebenso gut vier oder vierzig sein) der Eindruck starken inneren Erlebens bleibt. P—e.

Hans Roselieb, Der Erbe. *Kempten, Jos. Köselsche Buchhandlung*, 1920.

Der Erbe in seinem unerbittlichen Wahrheitssuchen ein Ödipus, in seinen menschenbeglückenden Ideen eine wahre Prometheusgestalt — so erscheint mir der Held dieses beachtenswerten Romans, der Graf Asseweeth, an dessen Schicksal uns Hans Roselieb (Firmin Coar) soziologische Probleme der Gegenwart entwickelt. Um ein reines Menschentum in Wahrheit und Liebe zu begründen, sagt er sich blutenden Herzens von seiner Mutter und dann von seinem Erbe los, da an diesem nach seiner Meinung das Unrecht klebt, gibt die Vorrechte seines Standes preis, opfert Freundschaft und Liebe, bis er schließlich Fabrikarbeiter wird. Trotz vieler Enttäuschungen bleibt er seinem in christlichem Idealismus wurzelnden Kommunismus treu, lehnt aber ausdrücklich den Sozialismus ab. Die harte Arbeit des Landwirtes und die Liebe zu einem schlichten Mädchen aus dem Volke, der Tochter seines früheren Pächters, sollen ihm endlich Glück und Erfüllung seiner phantastischen Träume bringen.

Man mag von der in eiserner Folgerichtigkeit psychologisch entwickelten Idee denken, wie man will, die kraftvolle Darstellung und feine Stimmungskunst erschüttert und bezaubert. Der vollwertige Roman gibt ein treffliches Zeit- und Kulturbild der letzten Kriegsjahre — das Münstersche Lokalkolorit ist glänzend getroffen — und gestattet tiefste Einblicke in die deutsche Volksseele, die Gründe des Niederganges und die verborgenen Kräfte des Aufstiegs. *Heinrich Deckelmann.*

Karl Scheffler, Der deutsche Januskopf. *Berlin, Bruno Cassirer*, 1921. 151 Seiten.

Der Freund von Schefflers immer zur Synthese dringender Geistigkeit wird diese gesammelten kleineren Arbeiten mit Genuß und Vorteil lesen; sie begleiten das Geschehen, das verantwortliche wie das unverantwortliche, in den letzten fünf Leidensjahren deutschen Lebens mit klugen und immer Hilfe darbietenden Mahnungen an das Wesentliche. Unser *besseres* Gesicht ist jenes, das nicht zum Ausschließlichen sich hinwendet und hypnotisch erstarrt von *einem* Punkte aus die Welt kurieren will; wir sollen frei um uns blicken und alle Erscheinungen darnach werten, wie sie einfließen können in das breite aber regulierte Bett des Stromes, der das ewige Werden befruchtet.

M. M.

Arthur von Schendel, Die schöne Jagd. Erzählungen, übertragen aus dem Holländischen von Hilde Teschow. *Leipzig, Inselverlag*, 1920.

Die Erzählungen Schendels sind weder im Künstlerischen so stark, noch im Stofflichen so eigenartig, daß sie einen Vergleich mit den verwandten Publikationen des Verlages aushalten könnten. Es sind saubere, zwischen Skizze und Novelle hin und her schwankende Erzählungen, wie man sie bei uns in jedem besseren Journal findet. Durchweg auf der Grenze zwischen Wirklichem und Unwirklichem stehend, greifen sie weder aus diesem noch aus jenem Bezirk so vieles, daß sie sich ins Außerordentliche erhöben. Mit dem letzten Wort ist auch die Wirkung dahin. Gelesen und vergessen, das ist das Ergebnis.

Hans Franck.

René Schickele, Weiß und Rot (Gedichte) — Schreie auf dem Boulevard — Die Mädchen (Drei Erzählungen) — Meine Freundin Lo. Eine Geschichte aus Paris — Am Glockenturm (Schauspiel). *Berlin, Paul Cassirer*, 1920.

In heiter anmutenden Bändchen, hell und soigniert, bringt Paul Cassirer, außer früheren Arbeiten, die Nebenfrüchte der Kampf- und Leidensjahre, während derer René Schickele als Herausgeber der „Weißen Blätter" der Dolmetsch des elegischen wie des entrüsteten Pazifismus war und ein Erleidender unter dem Zusammenbruch des humanistischen Ideals in Europa wie kaum ein anderer Schriftbeflissner unserer Zunge. Mit dem Zwiespalt im Blute zwischen romanischer und germanischer Geistigkeit, für den er ethisch und ästhetisch früher so erfolgreich den Ausgleich suchte, war er in besonderem Maße in Mitleidenschaft gezogen während des blutigen Austrags jener Urfeindschaft und beiderseits hineingerissen in die nationalistischen Fanatismen. So galt es für ihn, das schöne Gleichgewicht wiederzufinden, das vor der Katastrophe ihn uns wert machte als einen mit dem Herzen beteiligten Vermittler der Kulturen diesseits und jenseits der Vogesen. Nach dem Abschwur „jeglicher Gewalt",

jeglichen Zwanges gewinnt bildnerisch der schöne Vorsatz wieder Gestalt: „Wie ich die Welt will, muß ich selber erst ganz und ohne Schwere werden, ein klares Wasser und die reinste Hand zu Gruß und Hilfe dargeboten". In keinem der Bücher, die im einzelnen hier keine Besprechung erfahren können aber warm empfohlen werden sollen, ist diese von reinster Menschlichkeit durchpulste Hand zu verkennen. Man wird ihren Druck dankbar erwidern. M. M.

Gertrud Schneider-Enges, „Gine". Roman. *Löwen-Verlag, Berlin* 1919, 254 S.

„Gine", eine Neuausgabe des älteren Romans „Fruchtbarkeit" weist unverkennbar die Vorzüge und Nachteile der naturalistischen Darstellungskunst einer verflossenen Literaturepoche auf. Was aus dieser Zeit lebendig geblieben ist, hat seine Daseinskraft nicht der frappantesten Naturnachahmung zu verdanken, sondern der Wärme menschlicher Persönlichkeit, die jede äußere Form durchschmilzt. Der Verfasserin von „Gine" ist gewiß tüchtige Gesinnung und solides Können nachzurühmen. Aber ihr fehlt so ganz der Zauber der Persönlichkeit, daß der Grund, warum gerade dieser Roman „nach einer Reihe von Jahren" wieder aufgelegt werden mußte, nicht recht einzusehen ist.

J. B.

Karl Schottenloher, Philipp Ulhart. Ein Augsburger Winkeldrucker und Helfershelfer der „Schwärmer" und „Wiedertäufer" 1523—1529 (Historische Forschungen und Quellen, herausgegeben von J. Schlecht, Heft 4). 8°. 160 Seiten mit 6 Tafeln. *München* und *Freising, Dr. F. P. Datterer & Cie.* (*Sellier*).

Der Verfasser gehört, wie schon seine früheren Arbeiten (so die über die Buchdruckertätigkeit Georg Erlingers in Bamberg) beweisen, zu den besten Kennern der Druckgeschichte des Reformationszeitalters. In der vorliegenden Schrift behandelt er eine Reihe in den Jahren 1523—1529 ohne Angabe des Druckortes und des Druckers erschienener Flugschriften zur kirchlichen und religiösen Bewegung jener Zeit. Auf Grund einer sehr eingehenden Vergleichung der Texttypen und der Auszeichnungstypen in Titeln und Überschriften, der Initialen sowie der Titeleinfassungen ist es ihm gelungen, das bisherige Rätsel ihres Ursprungs zu lösen und ihre Herkunft aus der Druckerei des durch spätere mit seinem Namen versehene Drucke bekannten Druckers Philipp Ulhart in Augsburg nachzuweisen.

Im ganzen beweist die Schrift, daß nicht nur, wie der Verfasser selbst bemerkt, die Typen bewährte Führer durch die Reformationsdrucke bilden, sondern auch einen Faktor für wichtige Einzelfeststellungen zur Reformationsgeschichte selbst.

Beigegeben ist ein Verzeichnis von 24 Drucken, die man wegen Übereinstimmung der Typen und Zierformen für Drucke Ulharts halten könnte, die aber, wie sich erweisen läßt, aus der Werkstatt Sigmund Grimms in Augsburg herrühren.

R. Helssig.

Leo Sternberg, Im Weltgesang — Der Heldenring — Der Venusberg — Du schöner Lärm des Lebens. *Berlin und Leipzig, B. Behr.*

Es ist merkwürdig, daß in einer Zeit, wo breite Massen des Volkes stark national empfinden, dieser Dichter, der der Repräsentant eines tendenzlosen Deutschtums ist, mit seinen Werken so wenig Widerhall findet. Aber vielleicht mißtrauen sie ihm, weil er die Gebundenheit heimatlicher Enge durchbricht und ins Kosmische schweift, weil sein Weltgefühl größer ist, als sie nachzuempfinden vermögen? Wenn irgendwo in der deutschen Dichtung unserer Gegenwart, dann klingt hier in Sternbergs Gesängen der tiefe Ton wieder auf, der in den Liedern der Edda angeschlagen ward und der sich in den großen Epen unseres Volkes fortpflanzte. Hier wieder wächst Dichtung tief aus dem Erleben, aus dem Bewußtsein des Lebens und den Erschütterungen der Zeit, aus der seelischen Atmosphäre eines starkfühlenden Mannes, literaturferne und -fremde Dichtung. Denn das Literarische ist die Gefahr des Schöpferischen. Sternberg hat noch ein gutes Stück kräftiger Primitivität; seine Form ist Eigenwuchs. Unvermeidliche Einflüsse sind geläutert durch seine Persönlichkeit. Seine Gedichte, seine Novellen (auch diese letzten Endes: Balladen) haben etwas von Schmiedearbeit, eisern, schwer, gehämmert. Des Eisens Wucht und dunkler Klang ist in ihnen. Sie sind bilderreich, und alle Bilder sind erstmalig, lebendig, farbig, suggestiv, niemals Klischee und hohler Schall. Ich möchte Vergleiche meiden und muß, eine Vorstellung zu geben, Sternbergs Ballade an den besten Stücken Fontanes und Liliencrons messen. Tief aus dem Sinnlichen schöpfend spricht er stark zu den Sinnen. Rhythmus, Klang und Bild vermählen sich zu vollkommener Wirkung. Sternberg ist ein Bejaher des Lebens, ein inbrünstiger, empfänglicher Betrachter und Sinner; das macht ihn zu einem Tröster in unserer Zeit. Was wir einst bei Verhaeren suchten, das finden wir hier, als Eigenes, wieder. Das Erlebnis der Zeit, gestaltet in hohen Rhythmen; aus Gegenwartsbefangenheit aber weist Sternberg den Weg des Aufstiegs und der Überwindung zum Ewigen. Der Krampf und Kampf der Zeit ist nur Übergang, Ziel ist Harmonie. Ein „Freund der Menschheit und jeder guten Zukunft" ist unser Dichter, eine der „Weltseelen", die uns wiederkehren mögen, um ein neues Zeitalter zu beginnen.

C. M.

Die Stillen. Dichtungen. Gesammelt von Max Tau. *Trier, Friedr. Lintz,* 1921. 510 S.

Mit gutem Recht steht Herm. Stehr mit einer Versdichtung „Der Monolog des Greises" bedeutend voran, Bonsels fällt aus der Geschlossenheit etwas heraus, Wilh. Schäfer gibt, nicht eigentlich dichterische, Charakteristiken von künstlerischen oder poetischen Gestalten, die für die Entwicklung der deutschen Seele die Bedeutung einer Station haben: von Bach bis Faust. Wilhelm Lehmann, Arthur Silbergleit, Ed. Reinacher, Bruno Arndt (dem, heimatlich verbunden, Tau vor einiger Zeit eine besondere kleine Schrift gewidmet hat) haben unter den jüngeren Beiträgern schon ihren Namen, Moritz Heimann und Paul Ernst dürfen mit Recht unter der Fahne „Die Stillen" stehen; das Glück, zu entdecken, wird dem Herausgeber zuteil, indem er zwei homines novi einführen kann: R. C. Muschler mit einer nicht unbegabten, aber nicht genügend konzentrierten Novelle „Das Erwachen der Prinzessin Annunziata" und den Holsteiner Paul Friedr. Juels, der mit einer Dichter-Novelle, last not least, abschließt; seine „Lebensskizze" endet mit den Worten: „Es muß dem Leser gleichgültig sein, ob ich Staatssekretär oder Torfgräber bin." Auf diesen, Neugierde-Bedürfnisse ablehnenden, Ton sind zumeist die autobiographischen Skizzen der Beiträger gestellt. *H. Knudsen.*

August Strindberg, Ausgewählte Romane: Das Rote Zimmer — Die Leute auf Hemsö — Am offenen Meer — Die Gotischen Zimmer — Schwarze Fahnen. — Ausgewählte Dramen: Märchendramen — Nach Damaskus — Naturalistische Dramen I—II. — Geschichtliche Dramen — Kammerspiele — Jahresfestspiele. *München, Hyperion-Verlag.*

Ein unerquicklicher und unedler Streit um das Verlagsrecht an der deutschen Übertragung der Werke August Strindbergs beschäftigte lang genug die Gerichte und die Öffentlichkeit und scheint endlich nun entschieden. Nicht entschieden ist damit die vor das Forum des Geschmacks zu verweisende Frage, ob ein Verlag seine wohlerworbenen Rechte dazu mißbrauchen darf, um sich fortgesetzt durch unvollkommene Übersetzungen an der deutschen Sprache zu vergehen. Es soll nicht verkannt werden, daß es in erster Linie das Verdienst Emil Scherings und des Georg Müller Verlags war, die Werke Strindbergs dem deutschen Publikum nahegebracht zu haben. Warum aber, fragten wir uns schon seit langem, zieht der Verlag nicht eine Persönlichkeit bei der Redaktion der Übersetzungen hinzu, welche mit sicherer Hand und makellosem Sprachgefühl die Scheringschen Übersetzerschwächen ausmerzt? Wir erfuhren es jeder an sich selbst, welche Marter dem empfindsamen Ohr die Lesung eines Strindbergschen Werkes in solcher Verdeutschung war; wir wußten, daß kein Schauspieler imstande war, die Dramen in dieser Sprache zu interpretieren. Mußten wir uns nicht um der Gerechtigkeit gegen Strindberg willen freuen, als andere Verlage sich zu einer Ausgabe Strindbergscher Werke entschlossen und bessere Übersetzungen versprachen? Zu weit führen würde hier ein Vergleich der erschienenen Einzel-Ausgaben des Inselverlags, der Verlage Reiß und Oesterheld. In 12 Bänden gesammelt veröffentlichte der Hyperion-Verlag in München des schwedischen Dichters Hauptwerke in der deutschen Übertragung Else von Hollanders: 5 Bände mit den Romanen, 7 Bände Dramen. Man kann von einem kritischen Vergleich der beiden, in Gegensatz stehenden Ausgaben absehen, Stichproben genügen bereits, uns zu überzeugen, daß Else von Hollander ein gutes klares Deutsch schreibt, an dem man keine Spur der Übersetzermühe mehr vorfindet. Bedauerlich ist nur, daß diese Ausgabe Fragment bleiben muß; fehlen in ihr von den bedeutenden Werken doch die höchstwichtigen autobiographischen Schriften außer dem in Morgensterns trefflicher Übersetzung als Sonderausgabe vorliegenden Inferno, ferner die Einakter und der dritte Teil von Nach Damaskus. Als besonderer Band erschienen auch Heiraten im gleichen Verlag. Wer Strindbergs Gesamtwerk, diesen Gaurisankar rastloser Dichter- und Forscherarbeit, studieren will, wird wohl oder übel zu der großen Ausgabe greifen und sich durch das Inferno einer vergewaltigten Sprache durcharbeiten müssen. *Curt Moreck.*

Karl Hans Strobl, Umsturz im Jenseits. Phantastischer Roman. *München, Rösl & Co.*

Strobls Weg geht bergab. Dieser „phantastische" Roman gehört nicht mehr zur Literatur, sogar nicht mehr zur besseren Unterhaltungsliteratur, von der man zum mindesten einen angemessenen Zeitvertreib mit einigermaßen erfreulichen Erzählermitteln verlangen kann. Eine Idee, die an und für sich brauchbar wäre, wird ohne Erfindungsgabe und vor allem ohne jegliche Bemühung, eine geschlossene Handlungserzählung zu schaffen, vor- und rückwärts gedreht. Man merkt an allen Ecken die krampfhafte Sucht nach Originalität und die Not, die gewünschten dreihundert Seiten voll zu bekommen. Endlose Dialoge, an den Haaren herbeigezogene Füllsel lassen nichts als Unwillen aufkommen. Man wirft das Buch als wertloses Geschreibsel beiseite. O. E. H.

Auguste Supper, Der Weg nach Dingsda. Erzählungen. *Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart* und *Berlin* 1921. 199 S. Geb. 16 M.

Wen es nach Gaben leichtbeschwingter Phantasie oder gar nach flüchtiger Unterhaltungslektüre gelüstet, der wird bei der tiefgründigen und

tiefsinnigen Art der Supper nicht auf seine Rechnung kommen. Auch in ihrem neuen Novellenband sucht sie hinter die Geheimnisse des Weltalls und des menschlichen Seins zu kommen, und sie tut es auf eine höchst originelle und dabei künstlerisch einwandfreie Weise. Sie stellt die Natur als die große Lehrmeisterin und Erzieherin zur Weisheit und Güte dar und erwählt sich als deren Interpreten die Ärmsten der Armen, Dorflumpen und alte Weiblein; schickt sie doch einmal den Pfarrer zu einer als Hexe erscheinenden Greisin in die Lehre. Am schönsten vielleicht sind die Ideen der Dichterin über die Nichtigkeit aller menschlichen Wichtigtuerei im „Sturz in den Bach" zum Ausdruck gebracht. Da macht ein die Situation beherrschender Humor die Schwere des Stoffs flüssig. Die bei aller Sorgfalt doch überaus natürlich anmutende Sprachkunst der Supper verleiht den neuen Erzählungen des Bands noch besondern Wert. Nur die zweite, „Versammlung" betitelte fällt aus dem Rahmen — „politisch Lied, ein garstig Lied" —, zumal inmitten solcher beschaulichen, weltabgewandten Geschichten. *R. Krauß.*

Eckart v. Sydow, Die deutsche expressionistische Kultur und Malerei. Mit 14 Bildbeilagen. *Berlin, Furche-Verlag*, 1920.

Zum erstenmal sind in einem Buch über expressionistische Malerei Schmidt-Rottluff und Nolde als die Träger der Bewegung erfaßt. Beide waren von Fechter (Expressionismus 1914) so gut wie von Däubler (Der neue Standpunkt 1916) übersehen worden, und Hausenstein gefällt sich auch heute noch darin, Schmidt-Rottluff totzuschweigen, ohne zu ahnen, daß er damit nur den Beweis seines kritischen Unvermögens erbringt.

Scharf wird der deutsche Expressionismus, in dem sich ein metaphysisches Weltgefühl auswirkt, gegen den französischen und russischen abgegrenzt. Der Schluß, den Sydow daraus zieht, „formalkünstlerisch ist Deutschland ein Gebiet der Vermittlung, des Überganges", ist zurückzuweisen. Nicht Übergang, eine in sich ruhende, aus letzten Tiefen geschöpfte Welt offenbart sich in der Kunst unserer Zeit. Auf deutschem Boden hat sie ihre stärkste Ausprägung erfahren. *Rosa Schapire.*

Ludwig Tieck, Das Leben des berühmten Kaisers Abraham Tonelli. Mit bunten Bildern von Rolf von Hoerschelmann. *München, Musarion-Verlag*, 1920. Klein-4°.

Daß nun diese aus alten Volksmärchenmotiven aufgebaute Geschichte, die an der Pforte der Romantik steht, erneuert wurde, muß jeden freuen, der für solche heiter ironischen Scherze Sinn hat. Am erfreulichsten aber sind die ganz dazu stimmenden handkolorierten Bilder Hoerschelmanns, dem Stil und Geist nach zwischen Kubin und Preetorius schwebend, voll von gutem Humor und trefflich gezeichnet. Sie fügen sich als Schmuck und Ergänzung dem ausgezeichneten Druck auf schönstem Papier völlig ein. Für erwachsene Kinder und reifende Jugend wäre schwerlich eine willkommenere Gabe zu finden. G. W.

Karl Viëtor, Die Lyrik Hölderlins. Eine analytische Untersuchung (Deutsche Forschungen, herausgegeben von F. Panzer und J. Petersen, Heft 3). *Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg*, 1921. Geheftet 35 M.

Dem großen, in raschem Aufstieg den Gipfel der Kunst erklimmenden Lyriker Hölderlin gilt die sorgsame, von gründlicher Methode und feinem Gefühl getragene Untersuchung. Sie stellt gegenüber den zahlreichen Ansätzen der Vorgänger den ersten gelungenen Versuch einer Gesamtwürdigung dar. Ihre Ergebnisse sind beträchtlich, sie werfen auch auf die Grundfragen lyrischen Schaffens manches helle Licht. G. W.

Meïr Wiener, Die Lyrik der Kabbalah. Eine Anthologie. *Wien-Leipzig, R. Löwit*, 1920. 189 Seiten. Brosch. 16 M., geb. 20 M.

Dem vorliegenden Bande, der den Leser in die Tiefen der jüdischen Seele schauen läßt, sollen zwei weitere: „Religiöse Lyrik des jüdischen Mittelalters" und „Jüdische Gebete und Hymnen" folgen, alle drei aber sollen zeigen, wie die Entwicklung des religiösen Erlebens bei den Juden der letzten zwei Jahrtausende im dichterischen Gebet zum Ausdruck kamen. Was Wiener bietet, sind nicht wissenschaftlich zuverlässige Übersetzungen, es sind meisterliche Nachdichtungen, denen es wenig auf Vermittlung der Originalform, ganz nur auf die des Originalgehalts und des Intensitätsgrads des Ausdrucks ankommt. Nicht weniger wirklich wertvoll als sie ist die Einführung der ersten 53 Seiten des Buchs, die den mir bislang unbekannt gewesenen Autor, den nun zu kennen mir ehrliche Freude ist, als einen ungemein feinsinnigen Religionspsychologen ausweisen. Friedrich Heiler wird für eine folgende Neubearbeitung seiner religionsgeschichtlichen Monographie „Das Gebet" kaum einer Arbeit habhaft werden, der er, diese zu bereichern und zu vertiefen, mehr und Besseres entnehmen könnte als diesem neuen Buche. *H. Haas.*

Friedrich Wolf, Die schwarze Sonne. Eine Komödie. *Berlin, Ernst Rowohlt*, 1921.

Der Gegensatz verlogener, veräußerlichter Zivilisation und freien, wilden Urmenschentums, verbunden mit dem Motiv vom betrügerischen Priester, der eigennützig aus Furcht der Menge Götter

erstehen läßt, hat Wolf zu einer Komödie verleitet. Sie ermangelt jenes überlegenen Humors und jener Tiefe dichterischen Schauens, die in Goethes „Satyros“ und Hebbels „Moloch“ zwei verwandte Ansätze entstehen ließ. Eine Zeile aus diesen Skizzen zweier Großen ist mehr wert als das ganze literatenhafte Machwerk Wolfs. Man kann es den Schauspielern der ersten Dresdener Bühne nicht verdenken, daß sie sich weigerten, diese dürftigen und langweiligen Gestalten zu verkörpern.

P—e.

Karl Woermann, Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Fünfter Band: Die Kunst der mittleren Neuzeit von 1550—1750 (Barock und Rokoko). Mit 235 Abbildungen im Text, 6 Tafeln in Farbendruck und 56 Tafeln in Tonätzung und Holzschnitt. *Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut*, 1920. Geb. 80 M.

Mit immer neuer Bewunderung empfängt man jeden Band dieses völlig auf den Stand der jetzigen Forschung gebrachten, auf den doppelten Umfang der ersten Auflage erweiterten Werkes. Wie Woermann die ungeheuren Stoffmassen verarbeitet und gliedert, wie er mit energischem Zusammendrängen Reichtum der Einzelcharakteristik, durchgehende Linien und allgemeine Betrachtungen zu vereinen weiß, das steht auf einer hohen Stufe geschichtlicher Darstellungskunst. Vielleicht am erstaunlichsten erscheint es, daß noch allenthalben Gelegenheit zu ungezwungener Aufzählung der Vorarbeiten und zur Auseinandersetzung mit ihnen bleibt. So werden zahllose Einzelfragen berührt und meist mit selbständigem Erwägen des Sachverhalts beantwortet. Der reiche Bilderschmuck, bis auf einige kleine Textillustrationen durchwegs dem Zwecke genügend, erläutert das Wort und ziert zugleich die schöne, in jetziger Zeit doppelt dankenswerte Gabe.

G. W.

Heinrich Zerkaulen, Der wandernde Sonntag. Geschichten aus dem Alltag. *Kempten, Kösel'sche Buchhandlung*.

Der durch „Die Spitzweggasse“ und seine Kriegslyrik bereits weiteren Kreisen bekannt gewordene junge Rheinländer bringt in diesem kleinen Bändchen köstliche Proben einer feinen Erzählungskunst, die an Stifter und Raabe anklingt. Es sind 14 Stimmungsbilder aus dem Leben des Alltags voll Farbe, Duft und Klang. So einheitlich auch jede einzelne Erzählung in Farbe oder Temperament ist, so mannigfaltig ist das Gesamtbild. Die Einheit aller Geschichten liegt darin, daß diese Bilder des Alltags durch etwas Sonntägliches erhellt werden: es ist immer etwas Außerordentliches, bald Weihevolles, bald Seltsames, bald Schauriges, das durch das Alltagsleben hindurchschimmert.

Seelisch-geistiger Gehalt und künstlerische Form bilden eine bewundernswerte Einheit. In den musikalischen Erzählungen („Sonate“ und „Das große Konzert“) hört man förmlich die Melodien heraus und ahnt die musikalische Komposition, in den mehr bildhaften herrscht das Plastische, Malerische vor („Rote Geranien“). Satzmelodie und Bildprägung des Ausdrucks sind im ganzen vortrefflich, wenn auch noch einzelne Mißgriffe vorkommen.

Einzelnen Geschichten möchte man mehr innere Geschlossenheit wünschen, doch erscheint im allgemeinen das weich Zerfließende dem Gehalt entsprechend richtig getroffen.

Heinrich Deckelmann.

Emile Zola, Gesammelte Novellen. Durchgesehen und herausgegeben von Hans Jacob. Drei Bände. *Potsdam, Gustav Kiepenheuer*, 1921.

Zola, der Novellist, ist neben dem Romancier vergessen worden. Um so verdienstvoller ist das Unternehmen des G. Kiepenheuer Verlags, der Zolas novellistische Feinarbeit in drei Bänden gesammelt würdig veröffentlicht. Auch hier lebt das Oben und Unten der bürgerlichen Gesellschaft des XIX. Jahrhunderts, auch hier spielen die großen Gegensätze der sozialen Ordnung und lösen Handlung und Bewegung aus. Den Kenner Zolas können gelegentliche Ausflüge ins Romantische nicht befremden, wenn es im kleiner gefaßten Kreise auch mit mehr Bedeutung auftritt. Aber gerade diese zarten Stücke einer das Spielerische streifenden Erzählerkunst geben bemerkenswerte Aufschlüsse über die Seelenstimmung des Dichters, der in seinen Romanen ernster und wuchtiger auftrat, waren sie ihm doch Kampfplatz der Idee, wo es einer neuen, neugewollten Welt, über den Trümmern der zarstörten alten, Raum zu schaffen galt. Hier, in seiner Kleinprosa, wird er vertraulicher; der Prophet wird zum Plauderer, der sein Niveau wahrt. Er erzählt, um zu unterhalten, zu fesseln, und gibt doch plötzlich einen Ausblick über die Peripherie des Feuilletonistischen hinaus. Neben pastellhaft hingestrichelten Geschichten, die in sonnigen Sommerlandschaften wurzeln, stehen knapp umrissene Charakterbilder aus dem dramatisch bewegten Leben der großen Welt, neben poetischen Verklärungen der Grisettenliebe, die ihre Heimstatt in Mansardenkammern hat, finden Erzählungen von legendenhafter Innigkeit und dann wieder ergötzliche Schilderungen aus der Kleinwelt des Bürgertums ihren Platz. Unvergeßliche Gestalten dieser Novellen gesellen sich denen der Romane in Ebenbürtigkeit. Wie eine Zeichnung von Daumier lebt vor uns der muschelessende Herr Chabre in seiner erschütternden Komik. Eine ganze Tragödie spielt sich in der Seele des lebendigbegrabenen Olivier Becaille ab, dessen schauerliche Haft im Sarge von

einem traurig-einsamen Weiterleben in liebesarmer Welt abgelöst wird. „Blut", eine Episode vom Schlachtfeld, wirkt mit ihren zwölf Seiten flammender als Protest gegen den Widersinn des Krieges denn der ganze breite Roman von Zolas Landsmann Barbusse, weil von dichterischer Kraft getragen, weil im Vorgang symbolisch gesteigert. Diese Novellen sind von einem wohltuend gedämpften Naturalismus, der allzulautes mit Rücksicht auf akustische Wirkung abdeckt und auf künstlerische Pointierung bedacht ist; denn die Novelle verpflichtet mehr auf formale Gesetze als der Roman, der durch Masse, Fülle, Komplex wirkt, im Fall Zola auch durch Tendenz. Die Ausstattung der Bände ist recht gefällig und in ihrer Einfachheit gut. *Curt Moreck.*

Kleine Mitteilungen.

Setzerteufeleien. In dem „Faust" der „Ideal-Bibliothek" (Halle a. d. S., Lehmann & Fink) liest man auf S. 257:

Magna peccatrix: Bei der Liebe, die den Füssen
Deines gottverklärten Sohnes
Tränen ließ zum Balsam fliessen
Trotz des Pharisäer-Hohnes;
Beim *Gesässe*, das so reichlich
Tropfte Wolgeruch hernieder,
Bei den Locken, die so weichlich
Trockneten die heil'gen Glieder —

Ein anderer Höllensohn hat sich in das Buch „Goethes unsterbliche Freundin" von Lena Voß eingeschlichen (Leipzig, Klinkhardt & Biermann, 1921, S. 82): „Als Charlotte Goethe im August 1776 in Ilmenau besuchte, trat sie ihm entgegen, reizend gekleidet in ein weißes Taffetkleid und rosaseidene Schuhe, ein rosa Schleier schmiegte sich über die weiße Seide und eine rote *Nase* schmückte ihr dunkles Haar."

Zwei Sammlungen französischer historischer Lieder. Bei der von mir unternommenen Neuordnung der Gräflich Rothenburgischen Majoratsbibliothek in Polnisch-Nettkow, Kreis Grünberg in Schlesien, stieß ich auf Handschriften, von denen ich hier wenigstens über zwei eine kurze Nachricht bringen will und ihre Bearbeitung und Ausnützung den Romanisten überlasse.

Vorausschicken muß ich ein paar Worte über die Herkunft der Sammlung. Zum größten Teil geht sie zurück auf die Bibliothek, welche die Prinzessin Dorothea von Kurland, eine geborene Reichsgräfin Medem und Schwester der Elisabeth von der Recke in Löbichau im Altenburgischen gesammelt hat. Christian August Tiedge berichtet in seinem Buche von der letzten Herzogin von Kurland (1823), S. 318, daß sie z. B. die Bibliothek des Geheimrats von Piatoli (wohl Piattoli, vgl. Ledebour, Adelslexicon III, 322) von dessen Witwe gekauft habe. Nach dem Tode der Dorothea (20. VIII. 1821) ging ein Teil der Bücher in den Besitz ihrer Tochter Pauline über, die seit dem Jahre 1800 zu Prag mit dem Fürsten von Hohenzollern-Hechingen vermählt war. Von Löbichau kamen die Bücher nach Schloß Hohlstein bei Löwenberg, dem Sommersitz des Fürsten. Nach dem Tode ihres Vaters hatte die Fürstin Pauline die Herrschaft Polnisch-Nettkow geerbt, die dieser nach dem im Jahre 1788 erfolgten Tode des letzten Rothenburgers gekauft hatte. Diese Herrschaft kam 1838 an den Sohn der Pauline, den Fürsten Friedrich Wilhelm Konstantin von Hohenzollern-Hechingen. Aus dessen morganatischer Ehe mit Amalie Freiin Schenck von Geyern stammen die heutigen Grafen Rothenburg. Die Bibliothek wurde von Hohlstein nach Polnisch-Nettkow gebracht, wo sie heute noch aufbewahrt wird. Sie ist sehr reich an seltenen Drucken, Mappen und Handschriften, über die einmal ausführlicher berichtet werden wird.

Hier will ich nur auf zwei französische aufmerksam machen. Trotz vieler Mühen, die aufgewandt worden sind — auch Herr Dr. Schneider von der hiesigen Universitäts-Bibliothek hat sich vergeblich umgetan — ist es bislang nicht gelungen, etwas Ähnliches zu ermitteln. Fraglos hat die Prinzessin Dorothea die Handschriften in Paris, wo sie sich oft aufhielt, erworben. Die eine führt den Titel: *Le satyricon françois Moderne ou Le Mélange historique et critique De pièces en prose et en vers qui ont precedées La Mort de Louis 14 et depuis sur la Constitution Ex les principaux Evenemens de La Regence de Philipp Orleans 1724.* Der Band ist in mattbraunes Leder vornehm gebunden in Quart. Er enthält 621 durchgezählte Seiten. Darauf folgt *Table des pieces contenues dans Le Present Recueil.* —

Die zweite Handschrift besteht aus sieben gleichfalls in mattbraunes Leder gebundenen Quartbänden. Ursprünglich zählte die Sammlung acht Bände, der erste war aber bereits im Jahre 1844 nicht mehr vorhanden. Der Titel lautet: *Recueil de Chansons Choisies en Vaudeviles Pour Servir à L'histoire Anecdote depuis 1660: jusqu: 1666 Tome Second.* Der dritte Band enthält Lieder von 1669—1701, Band 4 von 1702—1704; der fünfte von 1708—1713; der sechste von 1713—1718; der siebente von 1719—1730; der achte von 1714 bis 1734 (vgl. z. B. S. 382). Die Schrift stammt aus dem 18. Jahrhundert. Drei Schreiber sind bestimmt zu unterscheiden. Jeder Band ist nach Blättern durchgezählt und enthält am Schluß ein Namenregister. Vielen Liedern sind die Melodien beigesetzt. Fast immer ist am Rande links eine kurze Bemerkung über den Ursprung der Lieder oder

die historische Begebenheit, auf die es sich bezieht, hinzugefügt. Aus jedem Bande gebe ich nun den Anfang eines Liedchens.

Band 2, S. 75:

Je deteste
Comme peste
Lordre du Roy.

Band 3, S. 62:

Bergers et Bergeres allant
Ah! qu'il y a gayement.
Ronde 1692 Sur le Siege du Namur.

Band 4, S. 51:

Mes amis me veulent prescrire
Que je fasse une Chanson
Sur l'ami du Grand Bourbon
Qui fut frotté dans Lempire.

Zum Jahre 1704.

Band 5, S. 75:

Lorsque je fus blessé
Je gagnois la Bataille.
Lorsque le général de Villars fut blessé.

Band 6, S. 39:

Enfin ce grand jour, est venu
Que nons avons tant attendu.
Sur la mort de Louis 14.

Band 7, S. 47:

Mort du pape Innocent 13: 1722.
Le pape vieux de s'en aller
Lagréable nouvelle
Chretiens il nous faut ranimer
Notre foy et zele.

Band 8, S. 1:

Mon fils d'Apoticaire
A bien changé d'Etat
Car il est Secretaire
Envoyé á Rastatt.

Am linken Rande steht 1724: Hebert valet de chambre de Monseigneur le duc d'Orléans dont le père étoit apoticaire. Für Mitteilung ähnlicher Sammlungen wäre ich sehr dankbar.

Breslau. *Georg Schoppe.*

Zur „Neuen Zeitung aus Brasilien“. In der Zeitschrift des Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum, 3. Jahrgang (1920), Nr. 1 u. 2 wird S. 28ff. eine Faksimilereproduktion des Drucks Weller, Repertorium typographicum Nr. 315: „Copia der Newen Zeytung || auß Presillg Landt“, S. 30ff. eine ebensolche des Drucks Weller Nr. 313: „Copia der Newen eytung || auß Presilg Landt“ (Augspurg, Erhart Öglin) dargeboten; dazu S. 27 und dann wieder 32ff. wertvolle Bemerkungen von *H. Bockwitz.* Weller Nr. 313—5 sind nicht drei verschiedene Drucke; vielmehr haben bereits *Harrisse*, Bibliotheca Americana novissima, New-York 1866, und (ihm folgend) *Wieser*, F., Magelhães-Straße und Austral-Continent auf den Globen des Joh. Schöner, Innsbruck 1881, gezeigt, daß Weller 314 = 315; dagegen erwähnen beide zu Weller 313 einen verbesserten Zweitdruck aus derselben Presse. Zweifelhaft ist nur noch, in welches Jahr uns die „neue Zeitung aus Brasilien“ versetzt. Keine der drei Druckausgaben ist datiert, und der Anfang der Zeitung lautet (nach Weller 315): „Item wist, das auff den Zwelfften tag des Monadts Octobers Ein Schiff auß Presillg landt hye an/ist kummen...“; es wird weder gesagt, in welchem Hafen, noch in welchem Jahre das Schiff einpassiert ist. Wieser, der die bisherigen Forschungsergebnisse zusammengefaßt hat, setzte den Druck ins Jahr 1508 oder Anfang 1509. 1895 aber entdeckte *K. Häbler* im Fürstl. Fuggerschen Archiv eine Handschrift unserer Zeitung, beginnend: „Wist, das auf den 12. October *1514* Ain schiff aus presill landt hie ankummen ist“. Danach hätten wir die Drucke mit 1514 oder 1515 zu datieren. Ich glaube jedoch, daß das eine handschriftliche Zeugnis nicht gegen die von Wieser für seine Ansetzung angeführten guten Gründe aufkommen kann. Und es kommt noch etwas hinzu.

Bockwitz verzeichnet von Weller 315 (einschließlich eines Exemplars, das aus dem Antiquariat von L. Rosenthal in die Nationalbibliothek von Rio de Janeiro übergegangen ist, und eines in der Sammlung des französischen Gelehrten Henri Ternaux-Compans in Paris, das aber noch nicht sicher identifiziert ist), 7 Exemplare. Nun besitzt die Zwickauer Ratsschulbibliothek ein achtes, das als Nr. 15 in dem einige der seltensten und kostbarsten Frühdrucke enthaltenden Sammelbande 24, 10, 14 enthalten ist. Ich gebe eine kurze Übersicht über den Inhalt des Bandes:

Nr. 1. Der gemeine Pfennig. Worms, 7. August 1495.

Nr. 2. Praktik auf 1501. Straßburg, Bartholomäus Kistler, 1501. Weller 201. *Paul Kristeller*, Die Straßburger Bücherillustration, Leipzig 1888, Nr. 238. Vgl. *[Joh. Gottfried Weller]*, Altes aus allen Teilen der Geschichte, 1, Chemnitz 1762, S. 382.

Nr. 3. Joh. Eck, Traktat von beiden Sarmatien, Augsburg 1508. Panzer, Annalen Nr. 916. *Theodor Wiedemann*, Dr. Joh. Eck, Regensburg 1865, S. 488, Nr. XIV.

Nr. 4. Von der geschicht vnd handlung So || geschehen ist im Jar. M. CCCCC. vi. zu || Lißbona... Vgl. Panzer 567f.

Nr. 5. Historie von der Belagerung von Rhodus (Bericht des Vizekanzlers W. Caoursin). Weller 2657 (nur nach Antiquariatskatalog von Beck in Nördlingen und fälschlich mit 1523 datiert; es handelt sich um die Belagerung von 1480, vgl. Weller, Altes 1, 448 und Pastor, Gesch. der Päpste 2, 3. und 4. Aufl., 560).

Nr. 6. Werbung und Rede des Anthoni Justinian (Antonio Giustiniani) von Venedig 1510. Panzer 681.

Nr. 7. Kalender (die ersten zwei Bogen fehlen). Reutlingen, Mich. Greyff, 1490. Panzer, Zusätze 305b.

Nr. 8. Den rechten Weg auszufahren von Lissabon gen Kalkutta. Weller 305 (1504).

Nr. 9. Pestregiment. Straßburg, Matth. Hupfuff, 1502. Weller 217. Kristeller 263.

Nr. 10. Ambrosius Jung[1], Pestregiment. Augsburg, Hans Schönsperger, 1494. Panzer 390.

Nr. 11. Wunderbarliche Geschichten von geistlichen Weibspersonen (betr. Lucia von Narni). Straßburg, B. Kistler, 1502. Weller 230 (vgl. 187). Kristeller 239.

Nr. 12. Weissagung von zukünftiger Betrübnis. Augsburg, H. Schönsperger, 1510. Panzer, Zusätze 685c = Weller, Suppl. I, S. 7, Nr. 54.

Nr. 13. Historie vom Ritter Thorelle. Straßburg [Hupfuff?] o. J. Panzer, Zusätze 99c. Kristeller 594. Gödeke, Grundriß 1², 375.

Nr. 14. Hans Virdung von Haßfurt, Auslegung des Kometen auf 1507. Weller, Suppl. I, S. 5, Nr. 33.

Nr. 15 s. o.

Nr. 16. Ein erdocht falsch history etlicher Prediger münch || ... (betr. Berner Jetzerhandel 1509). Panzer, Zusätze 642, 3. Weller, Altes 2 (1766), 120. *Nik. Paulus*, Ein Justizmord an vier Dominikanern begangen, Frankfurt a. M. 1897, S. 66.

Nr. 17. Von St. Anna und von dem Taw. Erfurt, Hans Sporer, 1495. Panzer 400. Weller, Altes 1,541.

Nr. 18. Bl. 1a weiß, 1b Holzschnitt, 2a oben: Hie lernet sant Bernhart wie ein yegklich || man haußhalten vnd sein hauß regieren sol. || Vgl. Panzer 378 (1494) und Weller 532 (1510).

Nr. 19. Antwort der Herren Fürsten || Kethen Hoffgesind ... (1504). Weller 272 (nur nach Antiquaritätskatalog).

Außerdem ergibt sich aus dem alten handschriftlichen Inhaltsverzeichnis auf der Innenseite des Vordereinbanddeckels, daß ursprünglich zwischen Nr. 14 und 15 noch eine jetzt schon längst fehlende Druckschrift mit eingeheftet war: „von gebrantē wein". Da Weller, Altes 2, 805 besprochen ist: Wem der gebrannt Wein nutz sei oder schad, Bamberg, Marx Ayrer und Hans Pernecker, 1493 (Panzer, Zusätze 373b), und die bei Weller kommentierten seltenen alten Drucke größtenteils der Zwickauer Ratsschulbibliothek entstammen, so ist anzunehmen, daß es diese Druckschrift war, die anfänglich in unserm Sammelbande mit enthalten war.

Was folgt aus dieser Inhaltsübersicht für die Datierung unserer Zeitung? Die jüngsten Drucke des Sammelbands sind von 1510. Es fällt schwer, anzunehmen, daß ein Druck von 1514 oder 1515 mit darunter sein kann. Datieren wir die Zeitung mit 1508 oder 1509, fügt sie sich viel besser in die Reihe der 20 Drucke ein. *O. Clemen.*

1 Identisch mit dem 1548 gestorbenen Augsburger Stadtarzt (*Friedrich Roth*, Augsburgs Reformationsgeschichte 1517—1530, 2. Aufl., München 1901, S. 151 A. 113)?

Das Goethebildnis des Schweizers Lips, 1790 gezeichnet und in stattlicher Größe gestochen, zeigt den, antike Heiterkeit und tiefen Lebensernst paarenden Ausdruck des in Italien Neugeborenen. Kein anderes Goethe-Porträt kann ihm in dieser Hinsicht zur Seite gestellt werden, und so ist der Stich zu einer vielbegehrten Seltenheit geworden, während die Zeichnung seit einigen Jahren in der vortrefflichen Wiedergabe des Freien deutschen Hochstifts erworben werden kann. Das gleiche Verdienst erwirbt sich der Verlag *Holstein & Puppel* in *Berlin* durch eine sehr gute Reproduktion des Stiches in der ursprünglichen Größe. Sie darf als vollwertiger Ersatz des Originals gelten und wird zu dem mäßigen Preise von 30 M. vielen ein freudig begrüßter Besitz werden. G. W.

Als ein brauchbares Hilfsmittel zur ersten Orientierung über Autoren, Titel, Preise sei empfohlen der 11. Band der *Kompendien-Kataloge* von *Koehler & Volckmar* (Leipzig 1920). Er enthält altklassische Literatur in deutschen Übersetzungen und deutsche Dichtung, leider ohne Auflagen, Jahreszahlen und Verleger. Der zweite Teil (S. 354—520) bietet eine Romanliste, nach Stoffen geordnet, für die jüngste Zeit ein mit Dank zu begrüßendes Repertorium. A—s.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig*. Nr. 493. Kunstgeschichte: Malerei, Skulptur, Kupferstich, Holzschnitt, enthaltend u. a. die Bibliothek des bekannten Goyaforschers Dr. Julius Hoffmann-Wien 1227 Nrn. — Nr. 494. Geographie und Reisewerke 1173 Nrn. — Nr. 495. Kunstgewerbe 993 Nrn. mit Schlagwortregister.

Koebner'sche Buchhandlung in *Breslau I*. Nr. 301. Deutsche und fremde Sprachen und Literaturen — Kunst, Musik, Theater 1397 Nrn.

Lafaire & Strosser in *Hannover*. Nr. 11. Vermischtes 481 Nrn.

Oskar Rauthe in *Berlin-Friedenau*. Nr. 93a. Vermischtes 2386 Nrn.

Seidel'sche Buchhandlung in *Wien I*. Anzeiger Nr. 3 Austriaca.

E. A. ENDERS
LEIPZIG
MÜNCHEN



GEGR. 1859

GROSSBUCHBINDEREI

BUCHAUSSTATTUNGEN IN DER EINFACHSTEN BIS ZUR VORNEHMSTEN AUSFÜHRUNG

ABTEILUNG FÜR HANDGEARBEITETE BÄNDE UNTER KÜNSTLERISCHER LEITUNG VON PROFESSOR WALTER TIEMANN

Ich kaufe zu zeitgemäßen Preisen:

Deutsche, französische u. italienische Literatur / Philosophie, besonders in Gesamt- u. Erstausgaben / Quellenschriften zur Kunstgeschichte / Alchemie und Astrologie / Frühdrucke u. illustr. Werke / Bibliographische u. biograph. Nachschlagewerke aller Art.

Angebote von besseren Einzelwerken u. ganzen Sammlungen an H. W. Taeuber G. m. b. H., Antiquariat, München, Tengstraße 28

Wenn dich der Alltag in seiner Häßlichkeit bedrückt, dann soll dir Erkenntnis werden auch für seine Schönheit durch Vertiefen in

Wunder des Alltags

Kleine Prosa von Lehner

Holzfreies Papier! Tiemann-Fraktur
Preise: Geheftet M. 15.50, Halbleinen M. 22.—
Ganzleder M. 165.—, 30 num. und handschriftl. sign. Exemplare in Ganzperg. pro Expl. M. 250.—

erschien soeben im

Albert Kietz Verlag · Leipzig

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

---

v. Zahn & Jaensch

Buch- und Kunst-Antiquariat

Noch gültige Kataloge:

Kat. 287: Geschichte und deren Hilfswissenschaften. 2954 Nrn.

Kat. 289: Geographie, Ethnographie Reisen. 2392 Nrn.

Kat. 291: Religionsphilosophie und Orientalia. 2090 Nrn.

Kat. 292: Okkultismus, Theosophie, Mystik, Freimaurerei. 1404 Nrn.

In Vorbereitung:

Kat. 293: National-Ökonomie, Sozialismus, Rechts- und Staatswissenschaften. Ca. 3000 Nrn.

Zusendung kostenlos

Dresden-A., Waisenhausstraße 10
neben dem Zentraltheater

Ich suche zu kaufen:

Robinsonaden bis 1750

Goethe-Erstausgaben

besonders: Werther / Goetz Westöstlicher Divan / Röm. Carneval / Schriften 1787–90

*

Alte Drucke / Deutsche Literatur / Illustrierte Bücher des 15. bis 19. Jahrhunderts

*

Bibliotheken
Wertvolle einzelne Werke

*

Alte und moderne Graphik

Paul Graupe · Antiquariat
Berlin W 35, Lützowstraße 38

BEIBLATT DER
ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE
NEUE FOLGE
Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

XIII. Jahrgang | November-Dezember 1921 | Heft 6

Wiener Brief.

Zum 50. Geburtstag des Dichters *Franz Karl Ginzkey*, der in den September dieses Jahres fällt, kündigt die Staatsdruckerei eine Festgabe an: eine von Ginzkey selbst zusammengestellte Sammlung des Wertvollsten seiner Lyrik mit einer stattlichen Reihe neuer noch unveröffentlichter Gedichte. Der Band erscheint als dritter in der Reihe der Musterwerke hervorragender österreichischer Schriftsteller. Der Text wird in drei Farben gedruckt. Einband, Vorsatz und Buchschmuck stammen von dem ersten österreichischen Buchkünstler, Dr. Rudolf Junk. Es werden fünf Exemplare auf feinstem Whatman-Bütten in schwarzem Ganzledereinband (Subskriptionspreis 3000 M.), 15 Exemplare auf altem Büttenpapier in braunem Ganzledereinband (zu 2500 M.) und 230 Exemplare auf bestem Dokumentenpapier in feinstem Pappband (zu 500 M.) hergestellt. Jedes Exemplar wird vom Dichter unterschrieben und vom Künstler signiert und beziffert.

Auch zum *Dante*-Jubiläum stellt sich unser Buchkunstgewerbe mit zwei auserlesenen Gaben ein. Als achter Avalundruck erscheint „Das neue Leben", übertragen von Richard Zoozmann, in einer Großfolioausgabe auf schwerem Büttenpapier in der Original-Walbaum-Antiqua mit Holzschnitten von Erwin Lang in 300 Exemplaren (Nr. I—XXX in Ganzpergament, Subskriptionspreis 2000 M., Nr. 1—100 in Halbpergament 900 M., Nr. 101—270 in Pappband 400 M.). Der Amalthea-Verlag bringt „Die göttliche Komödie" italienisch und deutsch (nach Gildemeister) mit 60 farbigen Lichtdrucktafeln nach Originalen von Franz von Bayros, auf bestem Papier nach Japanart gedruckt, in einer einmaligen numerierten und vom Künstler signierten Auflage von 1100 italienisch-deutschen, bzw. 250 italienischen Exemplaren. Die Platten zu den von Max Jaffé hergestellten Lichtdrucken werden nach der Verwendung vernichtet.

Durch den Wettbewerb mehrerer unternehmungslustiger Verlage wird vielleicht nach und nach der Liebhaberwelt zugänglich gemacht werden, was Österreich an Kunst besitzt, geschaffen hat und noch schafft.

Ein Prachtwerk ganz einzig in seiner Art bereitet der Kunstverlag Anton Schroll & Co. vor: „*Albertina-Faksimiles*" in Farbenlichtdrucken, die den Originalen so nahe kommen, wie es eine künstlerische Wiedergabe nur überhaupt vermag. Auswahl und einleitenden Text besorgt Joseph Meder, der auch die Reproduktionsarbeit überwacht hat. Es erscheinen zunächst 40 Blätter Handzeichnungen französischer Meister des 18. Jahrhunderts (Aubert, Boucher, Callot, Chardin, Clouet, Fragonard, Greuze, Lancret, Lavraince, Le Prince, Liotard, Moreau le jeune, Natoire, Poussin, Robert, St.-Aubin, Vanloo, Watteau), Studien, Mythologisches, Sittenbilder, Bildnisse, Landschaften, Tiere. Weitere Mappen in der gleichen Ausstattung, je in einer Auflage von 500 numerierten Exemplaren, werden folgen.

Ebenfalls aus der Albertina stammen die *Rubenszeichnungen*, von denen die Marées-Gesellschaft zwölf Faksimilia mit Einleitung von Gustav Glück in die sechste Reihe ihrer Drucke aufgenommen hat (R. Piper & Co. in München).

„*Handzeichnungen und Aquarelle* des 19. und 20. Jahrhunderts aus der Österreichischen Staatsgalerie", herausgegeben von deren Leitern Franz Haberditzl und Bruno Grimschitz, in Faksimilefarbdrucken sollen auch die erste Publikation der Kunstabteilung des Rikola-Verlages bilden, der weiterhin eine Reihe „*Österreichische Künstlermonographien*" verspricht: angekündigt werden Hans Canon (von L. Baldass), Anton Hanak und Joseph Hoffmann (von Max Eisler), Gustav Klimt und Schwind (von G. Glück), Kolo Moser (von H. Glück), Peter Fendi (von L. Grünstein), Otto Wagner (von Hans Tietze), Pettenkofen (von Weixlgärtner), außerdem eine Itten-, Wassermann-, Kubin-, Faistauer- und Pajer-Mappe, Radierungen von Oskar Laske, das graphische Werk von Egon Schiele mit Text von Artur Rößler — vorläufig eine etwas bunte Zusammenstellung, hoffentlich fehlt es nicht an einem Gesamtplan.

Rüstig schreiten die Unternehmungen der staatlichen Lichtbildstelle, die die Verlagsgesellschaft Ed. Hölzel & Co. in Wien vertreibt, weiter

fort. Von dem großen Mappenwerk über die vormals kaiserliche *Gobelinsammlung* (durch eine zweite Ausstellung im Belvedere von ganz neuer Anziehungskraft auf die zahlreichen Besucher des „billigen" Wien) werden die Lieferungen in rascher Folge ausgegeben. Als neues kunst- und kulturgeschichtliches Anschauungsmittel verdienen die preiswerten blauen Wiener Kunstbücher die wärmste Empfehlung. Zu einer Reihe „*Die Kunst in Tirol*" sollen „*Monographien Tiroler Künstler*" treten. Dort finden sich Aufnahmen aus Kitzbühel und St. Johann, Schwaz, Kloster Stans, Innsbruck (Altstadt, Bürgerbauten, kirchliche Denkmale), Schloß Ambras, Innichen, Kufstein, Rattenberg, Sterzing, Bruneck, Bozen, romanische Wandmalereien, der Kreuzgang im Dom zu Brixen mit Texten von Garber, Hammer, Juraschek, Strohmer, Waschkler, Weingartner; hier werden die ersten Bändchen Ferdinand Andri und Egger-Lienz gewidmet sein. Man hofft, das Ausland zu interessieren, indem man auch seine Kunstschätze in tadellosen Vervielfältigungen, begleitet von einer gediegenen wissenschaftlichen Einführung, vorlegt. Von den „*Süddeutschen Kunstbüchern*" behandeln die ersten Bändchen die niederbayrischen Donauklöster, Schloß Nymphenburg und Freudenhain bei Passau (die Texte von R. Guby und A. Feulner); von der „*Kunst in Holland*" liegt vor Dordrecht (von G. A. S. Snijder), der Utrecht-Psalter (von E. Tietze-Conrat), der Dom zu Utrecht (von C. H. de Jonge), Geertgen von Haarlem (von L. Baldass), der Baumeister Berlage (von Max Eisler), Erasmus von Rotterdam im Bilde (von E. Tietze-Conrat). An der Spitze einer anderen Reihe von Beschreibungen und Erklärungen zu „*Meisterwerken der Kunst in Holland*" stehen Max Dvořáks Ausführungen über Rembrandts Nachtwache. Eine volle runde Ausgestaltung dieses Unternehmens könnte uns einen neuen Cicerone auf Grund der Ergebnisse der modernen Kunstwissenschaft schenken. Max Dvořák hat auch noch den einleitenden Text zu einem Prachtwerk über *Pieter Bruegel* d. Ä. (den sogenannten Bauern- oder Höllenbruegel), mit 37 Farblichtdrucken nach seinen Hauptwerken in Wien, verfaßt.

Einen ansehnlichen Bucherfolg hat ein Band der Amalthea-Bücherei, „*Wiens Kirchen und Kapellen*" von Alfred Schnerich, in kurzer Zeit erzielt.

Außerordentlich ergiebig waren die letzten Monate an hervorragenden Erscheinungen auf dem Gebiete der geschichtlichen Forschung: *Heinrich Kretschmayer* hat seiner „Geschichte Venedigs" einen neuen Band hinzugefügt. Nach langer Unterbrechung ist die von *Oswald Redlich* übernommene Fortsetzung von *Hubers* „Geschichte Österreichs" erschienen, der sechste Band des Gesamtwerkes, Österreichs Großmachtbildung in der Zeit Kaiser Leopolds I. behandelnd. *Kraliks* unglaublich stoffreiche, streng katholische „Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit von 1815 bis zur Gegenwart" ist mit dem vierten Band bis 1899 gediehen, an dem letzten fünften wird bereits gedruckt. „Wallensteins Ende" hat *Heinrich Ritter von Srbik* auf Grund neuer Quellen untersucht und wieder einmal in ein für den Wiener Hof minder gutes Licht gerückt.

Eine reiche Fülle allgemein interessanten Stoffes erwartet uns in den „*Historischen Blättern*", herausgegeben von den Beamten des Haus-, Hof- und Staatsarchives in Wien. Die beiden ersten (Vierteljahrs-)Bände bringen bereits Beiträge von G. v. Below, V. Bibl, L. Bittner, C. Brinkmann, A. und O. Cartellieri, E. Castle, A. Fournier, E. Friess, H. Glück, J. K. Mayr, O. Mitis, B. Molden, H. Steinacker, A. Stern, J. Szekfü, E. v. Wertheimer, A. Winkler.

Den „*Salzburger Festspielen*" ist ein etwas enthusiastisches Buch von Max Pirker (Amalthea-Verlag) und eine inhaltreiche, trefflich ausgestattete Festnummer der „Modernen Welt" (III. Jahrg., Heft 3) gewidmet, auf die wir die Freunde der alten Mozartstadt besonders aufmerksam machen.

Nimmt man noch hinzu die zahlreichen belletristischen Publikationen der Wiener Literarischen Anstalt, des Rikola-Verlages, des Verlages E. P. Tal & Co. u. a., so wird niemand die geistigen Arbeiter Österreichs beschuldigen können, daß sie müßig die Hände in den Schoß legen und tatlos dem Untergang entgegensehen. Wird er darum zu vermeiden, ja nur hinauszuschieben sein? Das ist die bange Frage, die uns nervenzerreibend Monat um Monat in folternder Spannung hält.

Prof. Dr. Eduard Castle.

Neue Bücher und Bilder.

Peter Baum, Gesammelte Werke. 2 Bände. *Berlin, Ernst Rowohlt.* 280 u 209 S. Pappbände, 78 Mark.

Peter Baum ist am 6. Juni 1916 einer tödlichen Verwundung im Felde erlegen. Er war in Elberfeld im Jahre 1869 geboren, kam 1890 nach Berlin, war Angestellter in einem Teppichgeschäft, um dann mit fast 30 Jahren, nach einem Aufenthalt in Leipzig, als später Student Erich Schmidt und Simmel zu hören. Bald darauf trat er dem Kreise Peter Hilles (Else Lasker-Schüler, Paul Scheerbart usw.) nahe, dem er innerlich und auch in seinen Ausdrucksformen verwandt war, so daß man ihn fälschlich einen Kopisten nennen konnte. Freundschaft, Ehe und Reisen weckten ihn aus seiner Ich-Versunkenheit und führten zur Menschengestaltung in der romanartigen Komposition „Spuk" (1905) und in den Novellen. Aber im „Spuk" ist die Welt noch ganz mit den Augen des einen Ich gesehen, erst der Roman „Kammermusik" (1914) zeigt Menschen, die aus eigener Kraft leben, wennschon auch hier

in der ganz selbstherrlichen Gestaltung der Rokokowelt sich der moderne Mensch und der Bekenner Peter Baum nicht verbirgt; ihm lag nicht daran, einen „historischen" Roman zu schreiben. Die Sprache seiner Prosawerke ist zart, huschend, dabei sehr reich an Bildern. Man wird nicht von Satz zu Satz getragen, jeder Satz ist eine Welt für sich. Darin erscheint er in gewisser Weise als ein Vorläufer des Expressionismus, dem auch nicht die logischen Zusammenhänge einer objektiven Darstellung, sondern die bis ins Widersinnige getriebenen Ausbrüche betonter und übersteigerter Eigenart wichtig sind. Ein Grundzug Baums ist seine Frömmigkeit, die weniger das Produkt der Erziehung bei den „gottesfürchtigen Fräulein" in Heidelberg und Wimpfen als vielmehr eingeborenes Gefühl war. Sie spricht aus seinen Versen ebenso wie aus manchem Kapitel der Romane und gibt dem Gesamtwerk den einheitlichen Charakter großen Ernstes und tiefer Versonnenheit. Sie spricht auch aus dem Porträt Baums, das der Ausgabe vorausgestellt ist, die jetzt alle wichtigen Werke, darunter auch ein Romanfragment und Verse aus dem Felde, vereint. Dr. Hans Schlieper hat in einem Nachwort Leben und Schaffen Baums kurz geschildert und die Entwicklungsmöglichkeiten angedeutet, die durch den Tod nun zunichte gemacht worden sind. Die beiden Bände sind gut gedruckt und sorgfältig ausgestattet; sie verdienen die Andacht und Liebe, die sie einst geschaffen und die ihnen jetzt Gestalt gab. F. M.

Hans Bethge, Jens Peter Jacobsen. Ein Versuch. *Berlin, Axel Juncker*, 1920. Geh. 15 M., geb. 22 M.

Aus dem Verstehen einer verwandten Dichterseele erwächst das zarte, blonde Bild Jacobsens, des Dänen mit der Scheu vor der Tat, mit der Liebe zum eignen Land, die ihm auch Italiens Reize abstumpft, mit dem krankhaft feinfühligen Empfangen und Festhalten kleiner und kleinster Sensationen. Leben und Schaffen sind Einheit: dem Schwindsüchtigen gelingt das Morbide, aber auch eine sanft gedämpfte, nur gewaltsam hier und da sich aufbäumende Lebensfreude. Sehr gute Beobachtungen gelten der Technik, Psychologie und Sprache Jacobsens. Das wundervoll gedruckte Buch ist solchen Gewandes durchaus wert.

G. W.

Otto Julius Bierbaum, Briefe an Gemma. *München, Georg Müller*, 1921. Geh. 35 M.

Vergebens wird man in den Briefen Bierbaums an seine Gattin den lustigen Ehemann suchen, vergebens auch tiefere Aufschlüsse über sein Wesen und Schaffen. Der menschliche Gewinn besteht in der Erkenntnis des einfachen, warm fühlenden, fast philisterhaft anmutenden Liebhabers, der Bierbaum auch in zehn Ehejahren blieb. Seine Liebe zu Gemma erklärt er für seine erste, bewußte, klare Liebe (noch 1906) und auf derselben Seite nennt er seinen „Prinzen Kuckuck" entsetzlich unanständig und fragt sich oft beim Schreiben: woher weiß der das alles? Klagen über die Fron des Bücherschreibens, Sorgen um Bühnenerfolge, leise durchschimmernde Geldnöte, das ist der übrige Hauptinhalt. Die schwer lesbare Schrift Bierbaums hat eine Anzahl Fehler, namentlich in den Namen, bedingt. Gemma Bierbaums Porträt gibt von dieser Schönheit keine Vorstellung. G. W.

Johannes Bühler, Klosterleben im deutschen Mittelalter, nach zeitgenössischen Aufzeichnungen herausgegeben. Mit 16 Bildtafeln. *Leipzig, Insel-Verlag*. VIII, 528 S. Pappbd. 40 Mark.

Der in der Sammlung „Memoiren und Chroniken" erschienene Band vereinigt Klosterregeln, Chroniken, Briefe, Lebensbeschreibungen, Legendarien, Predigten, Anekdoten und Scherze zu einem höchst anschaulichen Bild vom deutschen Klosterleben des Mittelalters. Eine uns fremd gewordene Welt spricht hier zu uns mit ihrer eigenen Stimme, und daß nicht alle Töne der gewaltigen Orgel laut werden, daß nur die wichtigsten Orden berücksichtigt wurden, erhöht noch die Wirkung. Alle Lebensäußerungen zwischen demütigem Gebet und bitterer Selbstanklage, lautem Lobpreis Gottes und frechem Scherz der Fratres sind aus den alten Codices zu neuem Klang geweckt. Klöster aller deutschen Gaue, St. Gallen und Fulda, Hirsau und Regensburg, Villingen und Eisenach, bauen sich in den Lebensbeschreibungen ihrer Gründer und Verwalter neu vor uns auf. Aus der Masse der sündigen Knechte heben sich licht die Heiligen: Benedikt, Bonifaz, Tauler, Seuse, die selige Luitgart und viele andere. Der Herausgeber hat die einzelnen Abschnitte durch kurze Einleitungen geschickt verknüpft. Anmerkungen und Literaturverzeichnis dienen dem weiter forschenden Leser, dem Liebhaber erhöhen die gut gewählten Bilder den Genuß der Lektüre.

F. M.

Georg Bünau, Zum Hundertguldenhaus und andere Erzählungen für reife Menschen. *Dresden, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung (Lehmann & Schulze).*

Bünau fabuliert frisch drauf los von alten Häusern und alten Gesichtern. Er ist noch kein Meister der historischen Novelle; solche Gewaltsamkeiten wie „Die Kuppel und das Bild" oder „Du Pont de Fer" müßten weit zwingender vorgetragen werden, um glaubhaft zu wirken.

G. W.

Johann Bunkels Leben, Bemerkungen und Meinungen nebst dem Leben verschiedener merkwürdiger Frauenzimmer. Nach der ersten Ausgabe von 1778 neu erzählt von Curt Moreck. Mit 16 Kupfern von Daniel Chodowiecki. *Berlin, Zürich, Leipzig, Pantheon-Verlag.*

Eines der übelsten Beispiele unnötiger Buchmacherei. Der dickleibige Schmöker von 1778 ist von Wieland in einer Folge von Aufsätzen seines „Teutschen Merkurs" vernichtet worden. Nicolai, der Verleger dieser ersten deutschen Ausgabe, hat sich seines Pflegekindes in einer heftigen Erwiderung angenommen und Wieland auf den groben Klotz noch einen groben Keil gesetzt, woran sich neue Streitschriften von Cranz und anderen schlossen. Von dieser ganzen, durch L. Geiger und R. M. Werner im Zusammenhang behandelten Polemik weiß Moreck nichts. Er weiß nicht einmal, daß der „angeblich" aus dem Englischen übersetzte Roman von dem bekannten Thomas Amory (nicht Armory) als „The Life of Buncle" in London 1756—66 herausgegeben wurde, daß der deutsche Übersetzer Reimarus von Spieren (nicht Reinhard von Schieren) hieß. Der von Moreck gefertigte Auszug unterdrückt alles, was allenfalls den Bunkel für den Kulturhistoriker anziehend machen konnte und läßt nur das kahle Gerippe der erbärmlichen Erfindung übrig. Und warum? Wieland mag die Antwort geben: „Im Grunde haben die Liebhaber sich nicht zu beklagen, wenn sie für 3½ Taler sechzehn Kupferstiche von Chodowiecki von den besten Abdrücken und noch vier baare Alphabete Maculatur in den Kauf bekommen." Man sieht, die Zeiten ändern sich zwar sehr, die Bibliophilen, früher „Liebhaber" genannt, aber wenig. „Nicht mitzulesen, mitzusammeln bin ich da!" Dieses Losungswort galt schon 1778 und wird auch noch 1921 Büchern wie dem Bunkel zum Erfolg verhelfen, wenn sie so gut in 1000 numerierten Exemplaren gedruckt, mit so vorzüglichen Hanfstaenglschen Gravüren nach Chodowieckis Probedrucken, mit so netten Einbänden versehen und so hoch im Preise angesetzt sind wie diese typische Leistung. G. W.

Max Creutz, Wilhelm Leibl — Kölner Kirchen (Rheinland-Bücher, Band 1 und 2). *Köln, Rheinland-Verlag G. m. b. H.*

Das Rheinland zählt unter seine Größten auch Wilhelm Leibl, der in Köln aufwuchs und von der alten Kunst des Niederrheins starken Nachklang in seinen erdhaften Werken verspüren läßt. Creutz schildert den Lebensgang, das Schaffen und Kämpfen und die wichtigsten Bilder, gibt vom Werden und Wesen der Leiblschen Kunst eine klare und tiefe Vorstellung und unterstützt sie durch acht gute Nachbildungen. — Dem etwas umfangreicheren, ebenfalls mit acht trefflichen Bildern geschmückten Bande über die Kirchen Kölns gebührt noch höheres Lob. Gute Kenntnis der Baugeschichte vereint sich mit einfühlender Nachempfindung der Grundgedanken und ungewöhnlicher Schilderungsgabe. In überaus eindrucksvollen kleinen Aufsätzen werden dem Leser die Grundstimmungen und ihre in Stein gebannten Abbilder vor die Seele gezaubert. G. W.

Max Deri, Die neue Malerei. Sechs Vorträge. Mit 95 Abbildungen. *Leipzig, E. A. Seemann*, 1921.

Wer die sechs Vorträge Deris über die neue Malerei in Leipzig mit etwa 1200 anderen Hörern genossen hat, der kennt die fast gefährliche Überzeugungskraft dieses Redners. Schwarz auf Weiß schwindet ein Teil dieses Zaubers; es bleibt der Eindruck scharfen, entwicklungsgeschichtlich eingestellten Denkens. Was gegen seine Kunstpädagogik im allgemeinen einzuwenden ist, wurde an dieser Stelle früher gesagt, als das große Werk über die Malerei des 19. Jahrhunderts zu besprechen war (1920, S. 314). Auf engerem Raume gewinnt nun der gleiche Gegenstand an Intensität der Wirkung, unterstützt durch die zahlreichen guten Bilder und den vortrefflichen Druck.

G. W.

Deutsche Dichterhandschriften. Herausgegeben von Hanns Martin Elster. Band 1—5: Thomas Mann, Wilhelm Raabe, Walter von Molo, Clara Viebig, Börries Freiherr von Münchhausen. *Dresden, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung* (Lehmann & Schulze). 4°. Je 25 M., Luxusausgabe in Halbleder handgebunden 125 M.

Die Sammlung „Deutsche Dichterhandschriften" bereichert unsere Literatur um eine neue, wie man schon jetzt sagen darf, höchst wertvolle Quelle künstlerischen Erlebens. Dichter von Rang offenbaren sich in der ursprünglichen Form ihrer Schöpfungen, der Handschrift, und abseits alles graphologischen Anspruchs wird jeder Betrachter einen Hauch ihres Wesens in den festen, geschmeidigen, leicht fließenden oder widerspenstigen Linien verspüren. Darüber hinaus gewähren bei der Mehrzahl Korrekturen unmittelbaren Einblick in den Schaffensvorgang und werden einem wissenschaftlich gefärbten, aber auch dem Laien anziehenden Studium hilfreich. Endlich ergänzen Beigaben in Form von Selbstbiographien, Porträts, charakterisierenden und erläuternden Beigaben des kundigen Herausgebers das Bild und lassen vor uns die Gestalten in einer Lebendigkeit erstehen, wie es weder der übliche Druck der Werke noch die Darstellung des Literarhistorikers vermöchte. Der Verlag hat die schöne Gabe würdig zu gestalten gewußt, ohne durch hohen Preis sie denen zu versagen, die ihrer am meisten wert sind: den ohne Geschmäcklertum

dankbar und freudig unsern Dichtern huldigenden, nach edler Seelenspeise verlangenden deutschen Männern und Frauen. In ihrer Hand denken wir uns diese schönen Bücher. Langsam gleitet das Auge über die Zeilen und inniger als sonst erzittert die Seele des Lesers, von dem Fluidum der Künstlerseele durchwärmt. G. W.

Die Dichtung. Herausgegeben durch *Wolf Przygode.* Zweite Folge, erstes Buch. *Potsdam, Gustav Kiepenheuer,* 1920. 4°.

Auf die erste Folge der „Dichtung" (siehe X, 396; XI, 125) folgt in neuem Verlag die zweite, gleich würdig in ihrem Äußern, gleich jugendlich in ihrer Gesinnung. Die Namen Kasack, Baudisch, Max Herrmann, Oskar Loerke, E. A. Rheinhardt besagen, daß hier zwischen allen —ismen ein Weg zum geläuterten und doch ungeschwächten Persönlichkeitsausdruck gesucht wird. Vielleicht eint unter allen Friedrich Schnack am besten Leidenschaft mit selbstgeprägter, schöner Form.

Den gleichen Geist atmen die sechs kleineren Bände, die als Begleiter des neuen stattlichen Buches der „Dichtung" hervortraten: *Martin Gumpert,* Heimkehr des Herzens; *Hermann Kasack,* Stadium und Der Gesang des Jahres; *Simon Kronberg,* Chamlam; *Georg Kulka,* Requiem; *Oskar Loerke,* Pompeji. Schön auf schönem Papier gedruckt und in pergamentartige Hüllen gekleidet, wirken diese „Bücher der Dichtung" wahrhaft vornehm und erweisen sich einem Inhalt angemessen, der von unbeherrschtem Schrei wieder deutlich dem gezügelten Rhythmus und der Plastik klassischer Kunst zuschwingt. Die Preise der „Dichtung" und ihre Bücher sind erstaunlich friedens-mäßig. G. W.

Ernst Droem, Ex tenebris. *München, C. H. Beck,* 1921.

Vorworte des Dichters zu seinen Versen mögen an sich wertvoll sein, und manch einer hätte sich den Weg erleichtert, wenn er nicht davor gescheut hätte, selbst von seinem Ziele zu sprechen. Aber ich kann nicht heraushören, daß den Vorbemerkungen Droems ein dem Wollen gleichlautendes Vollbringen folgt. Weniger um Lyrik im überlieferten Sinne soll es sich handeln, als vielmehr „um den langsam gewachsenen Versuch einer unter den Bedingungen des — stets wechselnden — Zeitgefühls sich gestaltenden Raummystik unserer Tage in der sprachlichen Form von episch durchbauten Sonaten". Nun wird man wohl von eingestandenermaßen frühen und zurückliegenden Versen nicht gleich das Letzte verlangen dürfen; aber schon daß man das Wollen so sehr spürt, daß man einer im wesentlichen vom Kopf her stammenden Kunst gegenübersteht, oder das gewaltsame Verzichten auf Einschnittandeutung, die gewollt kurzen Verse — das alles ist Hemmung. Die Verse sind formal sicher, aber auch sehr gelernt, und jedenfalls vermißt man den inneren Zusammenklang von Erlebnis und Rhythmus. Selten einmal ein so reiner Klang und gelungener Ausdruck wie in den Versen: „Grabe dein Haupt in die Düne . . .". Daneben steht vieles, was nicht mehr ist als nahezu prosaische Aneinanderreihung. Keine ergiebige Kraft, kein entscheidender Reichtum. *Hans Knudsen.*

Paul Duysen, Jedermann der viehische Mensch. Ein Schrei in die Zeit. Psychoanalytischer Roman. Illustrationen von Joh. Wüsten auf Japan. *Hamburg, Konrad Hanf,* 1921.

Der Titel versprach allerlei — schlechtes. Das Buch übertrifft die Erwartungen. In groben Invektiven verdammt der Autor von vornherein diejenigen, die sich am Inhalt des sogenannten Romans stoßen. Warum auch sollte man sich an einer Geschichte stoßen, in der jemand seine grobe Sexualität nicht zu sublimieren weiß, und am Ende eine Art Lustmord begeht, wenn diese Geschichte künstlerisch gestaltet würde. Aber von künstlerischer Gestaltung findet man keine Spur und die Anmaßung des Autors wirkt nahezu parodistisch. Es verlohnte sich nicht, über dieses Meisterwerk überhaupt zu referieren, wenn es nicht den Untertitel: Psychoanalytischer Roman trüge. Dies könnte Uneingeweihte nämlich auf den Gedanken bringen, daß das Buch mit Psychoanalyse etwas zu tun hätte. Wenn auch nicht „vom Fach", hat Referent sich doch eingehend mit Psychoanalyse beschäftigt. So kann er behaupten, daß es durchaus nicht das Ziel der Psychoanalyse ist, wie Duysen es anscheinend meint, hinter jeder Handlung das sexuelle Moment zu wittern, sondern im Gegenteil dieses sexuelle Moment zu sublimieren. Was man also einzig dem Helden Jedermann raten könnte, wäre, sich in psychoanalytische Behandlung zu geben, um sich von seiner „Viehischkeit" heilen zu lassen. Ich nehme an, daß ernste Psychoanalytiker in ihren Organen gegen dieses Buch Front machen werden. Ich tue es an dieser Stelle, um zu verhindern, daß die Psychoanalyse, zu der man im einzelnen sich stellen mag, wie man will, durch solches Kunstwerk diskrediert wird, das nichts weiter ist als eine arrogant vorgetragene sexualpathologische Kasuistik, wie Interessenten sie besser und ohne irritierenden Schwulst in jedem psychoatrischen Lehrbuch finden. — Die Illustrationen sind um ein Atom besser als das Buch.

E. E. S.

Ernte, Jahrbuch der Halbmonatsschrift „Das literarische Echo“, herausgegeben von Ernst Heilborn. 2. Band. *Berlin, Egon Fleischel & Co.,* 1920. In Pappband 25 M., in Ganzleinen 31 M.

Der Herausgeber des literarischen Echos, das für den, der sich über das zeitgenössische literarische Schaffen in Deutschland und im Auslande unterrichten will, unentbehrlich geworden ist, bietet mit seinem Jahrbuch knappste Auszüge aus den Beiträgen des Jahres und gewährt so einen gedrängten Überblick über den reichen kritischen Inhalt der Zeitschrift. Den kurzen, sachlichen Würdigungen der Neuerscheinungen, den Nachrichten über bemerkenswerte Persönlichkeiten und Berichten über Uraufführungen sind ausführlichere Aufsätze vorangestellt. G. K. Brand in „Der Weg zum Mythos“ handelt von verinnerlichter, in die eigene Tiefe und zu Gott führender Seelenkultur; F. Gregori etwas überschwenglich von E. Lissauers „Ewige Pfingsten“; Max Fischer über das die Entwicklungsgeschichte suchender Seele gebende Erzählungswerk von Albert Steffen; K. Schultze über Juliane Karwath als Dichterin ihres Geschlechts; H. F. Helmolt etwas allzusehr von oben herab über Spenglers „Untergang des Abendlandes“; H. Maync über den deutschen Frauenroman des 18. Jahrhunderts, im Anschluß an das Buch von Christine Touaillon; H. Schiller über die Bedeutung des Cotta'schen Verlags und F. v. Zobeltitz über bibliophile Veröffentlichungen. Mit besonderer Sachkenntnis berichtet von der französischen Literatur des Jahres Otto Grautoff. Kurze Berichte von englischer und italienischer Literatur geben Leonhard und Gorm.

Walther Küchler.

F. H. Ehmcke, Drei Jahrzehnte Deutscher Buchkunst 1890—1920. Eine Bücherschau in dreißig Vitrinen, nicht streng chronologisch, doch möglichst vorteilhaft angeordnet. *Berlin, Euphorion-Verlag,* 1921. 800 Exemplare in Pappband 28 M., außerdem 30 auf Zanders-Bütten.

Die kleine imaginäre Ausstellung Ehmckes trat 1914 der großen wirklichen Buchgewerbe-Ausstellung zur Seite. Nun eröffnet er sie zum zweiten Male und fügt in fünf neuen Vitrinen die Ernte der Kriegszeit hinzu. Solch eine Auswahl ist immer in gewissem Sinne zufällig; indessen kann der Führung Ehmckes, der unter unseren Buchkünstlern an erster Stelle steht, jeder vertrauensvoll folgen. G. W.

Emil Ermatinger, Die deutsche Lyrik in ihrer geschichtlichen Entwicklung von Herder bis zur Gegenwart. 2 Bände. *Leipzig* und *Berlin, B. G. Teubner,* 1921. Geh. 56 M., geb. 66 M.

Eine wahrhaft erfreuliche Erscheinung, ein Werk, das zugleich der Forschung und denen, die nur angeregt und belehrt sein wollen, reichen Gewinn bringt. Es konstruiert nicht, es sucht nicht das Typische in den Erscheinungen und ordnet weder ethnographisch, noch psychologisch, noch formgeschichtlich, sondern es läßt den natürlichen Gruppen und den einzelnen Gestalten ihr volles Recht. Das Verfahren Ermatingers, das einzige für den Literarhistoriker zum Erfüllen einer Aufgabe dieser Art geeignete, ist das Nacherleben. So fühlt er sich in die Erscheinungen ein, erkennt ihre Bedingungen und das Eigne, Einmalige, läßt die Gegensätze und die Übereinstimmungen in freiem Spiel sich entfalten. Die großen Lyriker werden in selbständigen, essayartigen Aufsätzen vorgeführt, als Ein- und Überleitungen dienen scharfe Zeichnungen der Zeithintergründe und zusammenfassende Bilder der Begleiter und Gefolgsleute. Das Urteil erscheint nirgends voreingenommen, wenn es auch hier und da angefochten werden kann, wie z. B. die Wertung von Heines „Romanzero“ gegenüber den früheren Gedichten, während im übrigen gerade die Kritik Heines — der aufschlußreiche Vergleich mit Mörike! — als besonders zutreffend zu rühmen ist. G. W.

Till Eulenspiegel. Dem Volksbuch nacherzählt von Victor Fleischer. Mit 24 Originallithographien und 31 Schwarzweißzeichnungen von Oskar Laske. *Wien, Anton Schroll & Co.* 100 Exemplare auf feinem Hadernpapier in Halbledерhandeinband.

Fleischer hat den rechten Stil für die Erneuerung des Eulenspiegelbuchs gefunden und Laskes wienerisch farbenfrohe Bilder geben eine lustige, echt künstlerische Begleitmusik in der gleichen Tonart. So ist ein prächtiges Buch entstanden, das die Alten durch die gute Form, die Jungen durch den Inhalt ergötzen wird. G. W.

Festgabe für Friedrich Clemens Ebrard zur Vollendung seines 70. Lebensjahres am 26. Juni 1920, gewidmet von seinen Freunden. Mit fünf Tafeln und einer Textabbildung. *Frankfurt a. M., Joseph Baer & Co.,* 1920. 4°. Geh. 100 M., 200 numerierte Exemplare.

Einem Manne von vielseitigen wissenschaftlichen Interessen bezeugen die Mitstrebenden Freude und Dank durch eine Gabe, die an Mannigfaltigkeit und edlem Charakter des Gefeierten würdig ist. Es gäbe für diese Sammelschrift wohl nur *einen* Kritiker von der erforderlichen Weite der Umschau — und das wäre Ebrard selbst. Wer außer ihm könnte berechtigte Meinung über Arbeiten aus so verschiedenen Gebieten äußern? Immerhin hebt sich als beherrschend die bibliothekarisch-literarhistorische Gruppe aus der Menge heraus, und so darf vielleicht der bücherliebende Germanist feststellen, was ihm beim Durchwandern dieses reichen Gartens

am kräftigsten entgegenleuchtete (ohne damit die übrigen, andere Augen stärker lockenden Früchte als weniger begehrenswert zu bezeichnen): die Abhandlung Ziehens über das Reisegedicht des Fürsten Ludwig zu Anhalt-Köthen, in der aber leider die wichtige, in ihrer Zeit einzige Stelle über Dante nicht genügend hervorgehoben wird (vgl. Bolte, Ein deutsches Urteil über Dante aus dem 17. Jahrhundert, Zeitschr. f. vgl. Literaturgesch. 1, 164f.), Dechants schöner Essay Die Anfangszeit der Aufklärung in Frankfurt a. M., Richels Publikation eines unbekannten Frankfurter Theaterzettels von 1668. Gespielt wurde von der Hoffmannschen Gesellschaft hochteutscher Comoedianten „Die Egyptische Olympia oder Der flüchtige Virenus", eine viel aufgeführte Hauptaktion, und ein dem sechs Blätter umfassenden Quartheft beigegebener Kupferstich gibt, was besonders wertvoll ist, ein gutes Bühnenbild. Bettines Bericht über die Trauung des in Wahrheit ledig verstorbenen Freiherrn von Drais wird von Liebmann als Erfindung nachgewiesen, wobei noch eine Anzahl erhellende Lichter auf den bekannten Erfinder und die älteste Geschichte des Fahrrads fallen. Am Schlusse erzählt Bernhard Müller die Geschichte des Goethe-Standbilds Pompeo Marchesis in der Frankfurter Stadtbibliothek. Der Druck der Festschrift ist prächtig; um so ärgerlicher der Gummistempel „Zur gefl. Besprechung", mit dem der Verlag das Titelblatt glaubte verunzieren zu müssen.

G. W.

Festschrift für Berthold Litzmann zum 60. Geburtstag. Im Auftrag der Literarhistorischen Gesellschaft in Bonn, herausgegeben von Carl Enders. *Berlin, G. Grote,* 1921.

Im Gegensatz zu so manchen anderen Festschriften, die nur Besuchskarten der Glückwünschenden in einer Schale sammeln, bringt diese Gabe 15 stattliche Aufsätze, deren Stoffe sämtlich der deutschen Dichtung von der Klassikerzeit bis zur Gegenwart angehören. Die Methode entspricht der in Bonn üblichen, ästhetisierenden Betrachtungsweise. Dadurch wird hier und da der wissenschaftliche Ertrag etwas gemindert, aber dem Laien werden dafür gerade solche Beiträge um so mehr zusagen.

G. W.

Hans W. Fischer, Das Schwert. Ein Zyklus Gedichte (Dominadrucke Nr. 1). *Stuttgart und Heilbronn, Walter Seifert,* 1920. Geb. 35 M., 100 numerierte und gezeichnete Exemplare in Halbleder 85 Mark.

Unter den handgeschriebenen Büchern jüngster Zeit ist dieses eines der umfangreichsten (71 Seiten Klein-4°) und bestgelungenen, dabei erstaunlich wohlfeil. Die „niederdeutsch-gotische Schrift" (gibt es in der Geschichte der alten Kalligraphie diesen terminus technicus?) Willi Webers steht in dem sorgsamen zweifarbigen Druck Carl Winters vortrefflich auf dem guten pergamentgetönten Papier und der mit Batikpapier überzogene Einband stimmte gut dazu, hätte ihm nicht ein böser Dämon im letzten Augenblick noch ein greuliches gelbes Titelschild aufgezwungen. Fischers Gedichte sind solcher auserlesenen Buchgestalt würdig. Sie erheben sich von erdhafter Derbheit zu erhabenem Aufschwung, vom Zeitgebundenen zum Zeitlosen, keiner Tagesmode dienstbar, voll persönlicher Kraft, die sich namentlich in der bei heutigen Lyrikern fast ausgestorbenen Fähigkeit zum echten, weltüberwindenden Humor offenbart. Allen in allem: eine besonders erfreuliche Erscheinung. G. W.

M. W. L. Foß, „England als Erzieher". *Tägliche Rundschau, Berlin* 1921. 327 Seiten. Geh. 32 M., in Halbleinen 40 M., in Halbleder 65 M.

Auch wer diese Schrift völlig ablehnt, in der Gesinnung wie in den Ergebnissen ablehnt, wird ihr die Ehrlichkeit nicht absteiten. Sie ist im Verlag einer politischen Zeitung erschienen, der Zeitung, die in jahrzehntelanger geduldiger Arbeit mehr als irgendein anderes Blatt dafür getan hat, daß im heutigen Deutschland der Haß als geschätztester politischer Trieb gilt. Sie gibt im Vorwort die Tonart für das folgende an, indem sie als die drei großen Gegner des deutschen Volkes, die ihrem Plan der Weltbeherrschung nun nahe gekommen seien, England, die römische Kirche und Alljuda bezeichnet. Einer der Sätze, in die sie ausklingt, ist: „Jeder Niggerstaat ist ein beneidenswertes Gemeinwesen, verglichen mit dem vor kurzem noch so mächtigen Deutschen Reiche. Dort ist doch immer etwas vorhanden, was an Souveränität erinnert. Danach wird man im deutschen Vaterlande vergeblich suchen. Überall stößt man hier auf das Hineinreden unserer Feinde, die uns ganz nach Belieben knechten, denn seit das Reich wehrlos geworden ist, hatten wir auch keine Rechte mehr. Das danken wir Wilhelm II., den Herren Bethmann und Erzberger sowie der Sozialdemokratie, und wollen das nie vergessen" (S. 303 und S. 326). Ebenso getreu und maßvoll wie hier der Zustand Deutschlands, ist in dem Buch der Aufbau der englischen Weltmacht beschrieben. Von dem „Zeitalter Tudors und Cromwells" — Tudor war wahrscheinlich einer von den verfluchten Juden, die England so groß und herrschgewaltig gemacht haben, daß es heute Deutschlands Erzieher werden soll — bis zum Burenkrieg wird die englische Machtpolitik geschildert. Wie es England fertig gebracht hat, für den Krieg Südafrika, Indien, ja, so lang er dauerte, sogar Irland unter seinen freiwilligen Hilfstruppen zu haben, erfahren wir freilich nicht. Die Darstellung schließt mit

den Worten: „Durch eine brutale Kriegführung, die 20000 Frauen und Kindern in den englischen Konzentrationslagern das Leben kostete, und unter fleißiger Benützung silberner Kugeln, gelang dem Lord Kitchener 1900 die Niederwerfung dieses Heldenvolkes, das zwar keine militärische Manneszucht besaß und zum großen Teil dadurch unterlag; aber immerhin geschah es ehrenvoller als das deutsche Volk 1918. Es folgte dann die neue Ordnung in den damit gewonnenen Kolonien, die Einführung chinesischer Minenarbeiter unter Bedingungen, durch die sie tatsächlich Sklaven waren. Die neuen Gebiete erhielten Eigenregierung, wurden der südafrikanischen Union einverleibt und sind damit Glieder des britischen Weltreiches geworden. Auch hinter diesem Kriege steht als Triebfeder der kommerzielle Gedanke" (S. 276, 277). Ob Treitschke sich freuen würde, wenn er diese Früchte am Baum der deutschen Geschichtsschreibung noch wahrnehmen könnte? M. B.

Bruno Frank, Die Kelter. Ausgewählte Gedichte. *München, Musarion-Verlag.*

Kein großes Erleben, nur in dem „Requiem" spürt man von fern etwas Aufwühlendes; seine Mahnung: „Versäume dich nicht zulange! Es ist Zeit, Ans maßvoll Wirkliche dich hinzugeben" befolgt er selbst allenthalben. Gelegentlich sind die Verse so sehr nur aneinandergereihte Gesichte, Augenblicksbilder oder Einfälle, daß sie von der Prosa des Nichtkünstlers nicht gar weit entfernt sind. Aber die eingehaltene mittlere Linie, eine fühlbare formale Sicherheit und eine Ausdrucksform, die frei ist von heute gewohnten Sprachgewaltsamkeiten, geben den Versen Franks dennoch etwas wohltuend Schlichtes und irgendwie Gefangennehmendes. Aber weil sie letzten Endes arm lassen, so spendet diese „Kelter" doch nur Duft und Rausch des Augenblicks. *Hans Knudsen.*

Die Freude, Blätter einer neuen Gesinnung. Herausgegeben von Wilhelm Uhde. Erster Band. *Burg Lauenstein (Oberfranken), Die Freude*, 1920. Geheftet 60 M.

Enthielte dieser reiche Band nichts weiter als den Beitrag Hans Siemsens „Über Kunstkritik" mit seiner Ablehnung des überstiegenen Phrasenschwalls von gestern und heute, so wäre er schon großen Dankes wert. Aber die Gesamtgesinnung des Herausgebers und der zahlreichen andern Mitarbeiter, die Weite der Seele und des Auges, die edle Form und der Reichtum der Kunstgaben (auf 50 Tafeln) machen „Die Freude" zu einem Organ höchster Bildung. Sie flieht nicht in stolzer Einsamkeit die Menge, sondern sie will ihre Gesinnung ausbreiten. Ob sie durch die faulige Oberschicht in die gesunden Tiefen unseres Volkes hinabdringen kann? Ob dieser Sinn für das Große und Starke in die einfachen Herzen gepflanzt werden kann? Ein Segen wäre es, und der Hoffnungsmut dieser, von Uhde geführten Schar stärkt auch uns den Glauben an das Wunderbare. „Neue Ziele": Verinnerlichung, Liebe, Friede und Freude, Ausbau eines neuen, beseelten Deutschlands mit Hilfe neuer Erziehung, die nun nicht gerade ausschließlich auf Wynekens Ideen gegründet zu sein braucht, das wären die Grundlinien des Programms; die Kunst, dichtende und bildende, füllt den Raum mit Klang und Farbe. Und handelte es sich auch wieder einmal um eine edle Utopie — glücklich, daß wir noch zu solchen Träumen von einer schöneren Zukunft, zu solchem Erfassen des wenigen Edlen der Gegenwart die Kraft haben! G—i.

Adolf Frey, Blumen. Ritornelle mit 16 farbigen Bildern von Ernst Kreidolf. *Erlenbach-Zürich* und *Leipzig, Rotapfel-Verlag.* In Halbleinen 45 M.

Kreidolfs guter Name gewinnt in diesen süßlichen, durch den üblen Dreifarbendruck noch gezuckerter anmutenden Blumenbildern keinen neuen Klang. Und Freys Ritornelle würden den starken und tiefen Schweizer kaum verraten, wenn nicht ein paar Töne aus den dünngeleimten Begleitverschen etwas voller hervorklängen.

G—i.

Genius. Halbjahrsschrift für werdende und alte Kunst. Erstes und zweites Halbjahrsbuch 1920. *München, Kurt Wolff.* Kartoniert 120 M.

Schön, daß der so viel verheißende erste Band des „Genius", der Ungunst der Zeit zum Trotz, einen Nachfolger erhält. Ohne Zweifel ist die Zeitschrift unter ihresgleichen in der Gegenwart die vornehmste, würdig, die Erbschaft des „Pan", der „Insel" und des „Hyperion" anzutreten. Verkörperten jene drei die Stilepochen des ausgehenden neunzehnten und des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts mit ihren wider Willen noch immer nach rückwärts gewandten Grundeinstellungen, so ist nun der Blick entschieden von allem Vergangenen abgekehrt und mit bewußter Absicht steht im Untertitel die werdende Kunst an erster Stelle. Der Leitaufsatz Heises kündet dem Museum, wie es ist, Krieg an, der folgende, mit zehn Bildern und einem prächtigen Farbendruck geschmückte Gosebruchs sucht in die Tiefen Schmidt-Rottluffs einzudringen, des großen Erneuerers, der das Morgenrot eines neuen Tages über dem Trümmerhaufen unserer zerschlagenen, geschändeten Kultur heraufdämmern läßt. Und so geht es weiter zu dem Zeichner Josephson, zu dem starkgearteten Holzschneider Franz Masereel und zu den jung-österreichischen Malern. Dazwischen und darnach auch Betrachtungen über exotische und ältere euro-

päische Kunst, aber immer doch nur so erfaßt, wie sie jüngstem Bekennertum verwandt erscheint. Gleiches gilt von dem kleineren, der Dichtung geltenden Teil mit Beiträgen von Mombert, dem Neuling Alfred Brust, Anatole France, Nietzsche, Bonsels, der Holländerin Henriette Roland-Holst. Die Leistung Drugulins und Emil Herrmanns für Text und Holzschnitte, Brockhaus' und Meisenbachs für die Farbendrucke, Wolfs & Sohn für die Originallithographie genügt den höchsten Ansprüchen, das edle Papier (heute der wichtigste und am schwersten befriedigend zu beschaffende Faktor) vollendet diesen glänzenden Eindruck.

G. W.

Georgika. Das Wesen des Dichters — Stefan George: Umriß seines Werkes — Umriß seiner Wirkung. *Heidelberg, Weißsche Universitätsbuchhandlung,* 1920.

Der ungenannte Verfasser hat das Menschentum und das Schaffen Georges klar erfaßt und schön dargestellt. Seine Schrift eröffnet, in die Tiefe dringend, den Zugang zu dem Reichtum der Persönlichkeit und der Dichtungen, besser als es irgendeiner der Vorgänger vermocht hat. Wird auch das Wesen des Künstlers hier nur von der Seite angeschaut, wo die französischen Parnassiens und ihre deutschen Nachfolger stehen, so ist doch der so gewonnene Ausblick ohne Zweifel der höchste im Bereich der gegenwärtigen Poesie. Reine, sorgsam durchgebildete Sprachform, Klarheit des Denkens und edle Gesinnung kennzeichnen die schöne Schrift als Frucht jenes Samens, den kein Zeitgenosse so reich ausgestreut hat wie Stefan George.

G. W.

Goethes Faust. Erster und zweiter Teil. Herausgegeben von Prof. Dr. Max Hecker. Mit Bildern nach sieben Handzeichnungen von Goethe und zahlreichen Illustrationen zeitgenössischer deutscher Künstler, herausgegeben und eingeleitet von Franz Neubert. *Leipzig, J. J. Weber,* 1921. In Leinenband 34 M.

Der Name Heckers gibt für die Zuverlässigkeit des Textes dieser neuen Faustausgabe die beste Gewähr und darüber hinaus leistet er durch Zeichensetzung und Schreibung dem Verständnis der Leser vorteilhafte Hilfen. Den eigentlichen Reiz des Buches bedeuten die Bilder, von Neubert sachkundig erläutert. Er kann sieben Inszenierungsskizzen des Dichters zu seinem größten Werke darbieten, sechs davon bisher unbekannt, und er fügt eine Fülle zeitgenössischer Faust-Bilder hinzu, die von der Auffassung unmittelbar nach dem Erscheinen sprechendes Zeugnis ablegen. Daß Delacroix, der größte Maler, der noch zu Goethes Lebzeiten den „Faust" illustrierte, fehlt, kann mit dem Grundsatz, nur deutsche Erzeugnisse darzubieten, nicht völlig gerechtfertigt werden; aber dies bedeutet den einzigen Einwand gegen die sehr willkommene schöne Ausgabe.

G. W.

Schweizerische Graphik. Vier Bände. Im *Rhein-Verlag* zu *Basel.* Geb. je 12 M.

Der künstlerische Reichtum der Schweiz auf graphischem Gebiet ist von jeher groß, größer als auf anderen Feldern der Kunst. Die neue, nur durch die Gemeinschaft des Themas verbundene Bücherreihe bringt bisher in drei, von Albrecht Baur herausgegebenen Bänden *„Landsknecht-Kunst"* (Niklaus Manuel, Urs Graf, Holbein, Stimmer u. a.), *„Schöne alte Schweiz"*, in den Stichen Matthäus Merians, die freilich durch die verkleinerten Strichätzungen nur zum Teil zu ihrer vollen Wirkung gelangen, und *„Schweizerische Graphik seit Hodler"*, durch die vortrefflichen Wiedergaben und die Künstlerbiographien besonders dankenswert und gleich den früheren Bänden von dem Herausgeber mit sicherem Urteil kenntnisreich eingeleitet. Etwas abseits steht *„Der Anti-Philister:* Maler Distelis Kalender". Von *Jules Coulin.* Dieser Band ist eine Monographie über den glänzenden Karikaturenzeichner, der mit seinem „Schweizerischen Bilderkalender" seit 1839 gegen die Philister zu Felde zog. Schon als die erste selbständige Behandlung des ausgezeichneten Künstlers (nach der Schrift Hartmanns von 1861) wird das reich geschmückte Büchlein sich Freunde erwerben.

G. W.

Hagadah, Hebräischer Text. Mit 26 Bildern nach Radierungen von Joseph Budko. *Wien-Berlin, R. Löwit,* 1921. Geb. 25 M.

Joseph Budko hat gewiß sein Bestes aufgeboten, dem nackten Hagadah-Hebräisch liebevoll die Zier der Kunst zu leihen, ähnlich wie solche durch Rudolf Schäfer dem Gesangbuch für die ev.-luth. Landeskirche von Sachsen geworden. Daß er selber von der, leider die Lupe des Betrachters heischenden, Wiedergabe seiner Radierungen ganz befriedigt sein wird, ist nicht anzunehmen. Von ihren zarten Feinheiten im Drucke nichts verloren gehen zu lassen, hätte doch wohl zu entsprechenderem Papier gegriffen werden müssen. Nur daß das ultra posse nemo obligatur auch dem Verleger wird zugebilligt werden müssen.

H. Haas.

Alfred von Hanstein, Die Feuer von Tenochtitlan. Roman aus vergangenen Tagen. Geb. 18 M. — Die Sonnenjungfrau. Roman aus dem Kaiserreich Tahuantinsuyn. Geb. 22 M. *Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt,* 1920.

Eine spannende, stellenweise höchst aufregende Liebes- und Leidensgeschichte aus dem alten

Mexiko. Sehr geschickt erfunden und auf den Hintergrund der Kaiserstadt Tenochtitlan, ihres grausigen Kults und ihrer wundersamen Naturschönheit gezeichnet. Hanstein kennt diese versunkene Welt aus ihren Urkunden und Ruinen, und sie ersteht in seiner Phantasie zu neuem, überzeugendem Leben. Der Roman verdient unter den ethnographisch-geschichtlichen Erzählungen eine besonders hohe Stelle und wird zumal jugendliche Geister aufs stärkste anregen. — „Die Sonnenjungfrau" verläuft nach dem gleichen uralten Märchen-Schema. Liebhaber-Hirt und Geliebte werden nach allerlei Gefahren König und Königin. Der Schauplatz ist diesmal das Inka-Reich, drei Jahrhunderte vor der spanischen Eroberung, und wieder hat Hanstein Geschichte und Archäologie wohl zu nutzen gewußt. G. W.

A. Hauschner, Nachtgespräche. (Die Bücherlese.) *Leipzig, Paul List.*

Eine Rahmengeschichte: Der Eisenbahnzug kann nachts, bei einem kleinen Dorf, nicht weiter; die Reisenden machen sich in einer Bauernstube Licht und Feuer und erzählen, ohne ihre Namen zu nennen, Geschichten aus ihrem Innern, am schönsten die Frauen, deren eine auch im letzten Stück, einem wirklichen Abgesang bester Art, das Schlußwort für alle sprechen darf. Zu voller Bewältigung dieser schwersten Kunstform, der Variation, gehört freilich mehr als das freundlich-angenehme Erzählertalent und die offenbare Freude am Verschiedenen, die August Hauschner zu eigen sind. Ein kleiner, aber bezeichnender Zug der Unsicherheit ist zum Beispiel, daß sie zwar von dem Unbekanntsein und Ungenanntsein der erzählenden zusammengewürfelten Menschen ausgeht, aber dann doch die meisten von ihnen so beschreibt, daß ihre Visitenkarten uns keineswegs mehr sagen könnten als diese Beschreibung. Der Herr der Form ließe uns die Art der Menschen aus ihrem Erzählen sehen, in dem nur vielleicht hier und da ein Stocken oder Verschweigen, eine gewollte Lücke einer Geschichte dramatisch wirken dürfte. M. B.

Heinrich Heine, Sämtliche Werke. Registerband von Paul Neuburger. *Leipzig, Insel-Verlag*, 1920.

Es zeugt von dem Opfermut des deutschen Buchhandels, daß der längst vollendeten, trefflichen Heine-Ausgabe Walzels in unserer Zeit dieser Band angeschlossen wird. Ein „Geschäft" ist damit auf keinen Fall zu machen; denn die Zahl derer, die ein solches Hilfsmittel nach Gebühr zu schätzen wissen, ist nicht groß genug, um die heutzutage gewaltigen Kosten eines solchen, 274 Seiten zählenden Registers zu decken. Desto dankbarer müssen die Literarhistoriker und die ernsthaften Heine-Leser — Freunde und Gegner — der entsagungsvollen Arbeit Neuburgers und der Entschlußkraft des Insel-Verlags sein. Denn für Studium, Polemik, genießende Gesamtbetrachtung wird ein bisher fehlendes Hilfsmittel in solcher Form geboten, wie es praktischer, jeder Absicht bequemer entgegenkommend und zuverlässiger nicht zu denken wäre. In einem Alphabet vereinigt sind sämtliche Eigennamen und Sachbegriffe mit sorgsam gegliederten Unterabteilungen jedes größeren Artikels, — bei den Autoren die Erwähnungen der Einzelwerke, bei den allgemeinen Ausdrücken ihre Sonderbedeutungen bis in die feinsten Spielarten hinein — und so ist das Auffinden gesuchter Stellen leicht, die Feststellung der Beziehungen Heines zu Menschen, Orten, geistigen und künstlerischen Problemen ohne vieles Nachschlagen möglich. Wer in irgend einer Richtung sich mit Heine zu befassen hat, kann künftig das Register Neuburgers nicht entbehren und wird auf ihn dankbar das Goethewort anwenden: „Seine durchgewachten Nächte haben unsern Tag erhellt". G. W.

Heinrich Heine, Prinzessin Sabbath. Mit 20 Steinzeichnungen von R. Hadl, 1921. (Vorzugsdrucke, herausgegeben von R. Hadl, Nr. 3.) Nr. A bis D auf Kalbpergament, gebunden in braunem Ecrasé oder blauem Maroquin 3500 M.; Nr. E—K auf Japan-Bütten, ebenso gebunden, 2250 M.; Nr. I—XXIII auf Kaiserlichem Japan in dunklem Schweinsleder 1500 M.; Nr. XXIV—C auf Van Gelder-Bütten und in gleichem Einband 1300 M., in Kalbpergament 1000 M., Kartoniert 700 M., ausschließlich Luxussteuer. Subskriptionen bei der *Offizin W. Drugulin* in *Leipzig*.

Das tiefsinnige Gedicht Heines erscheint hier in einem ungewöhnlich prunkvollen Gewand. Je drei Strophen sind in den unteren Teil einer seitengroßen Lithographie Hadls eingedruckt, die den Inhalt in der Art älterer Illustratoren versinnlicht und glossiert. Sauber und ein wenig nüchtern begleiten so die Bilder den Text. Die Verbindung beider mag nicht unbedenklich erscheinen; aber ohne Zweifel haben die ausführenden Anstalten (Jütte für die Steindrucke, Drugulin für den Buchdruck, Köllner für die Einbände) ihr Bestes geleistet. G. W.

Norbert von Hellingrath, Hölderlin. Zwei Vorträge. *München, Hugo Bruckmann*, 1921. In Pappband 15 M.

Als Hellingrath am 14. Dezember 1916 fiel, hatte er durch zwei aus reiner Liebe und eindringlichster Forschung geborene Hölderlin-Bände bereits sein überragendes Verständnis des Dichters erwiesen. Noch deutlicher spricht es aus diesen Vorträgen „Hölderlin und die Deutschen" und

„Hölderlins Wahnsinn", die nun, mit Hellingraths Bildnis geschmückt, ihm zur würdigsten Gedächtnisschrift geworden sind. Man lese den ersten, um Hölderlins Deutschtum, den zweiten, um die Tragik seines Lebens und Dichtens tiefer als je zuvor zu erkennen. G. W.

Max Herrmann, Cajetan Schaltermann. Roman. *München, Dreiländerverlag.* (1921).

Wenn es mich treibt, in aller Nachdrücklichkeit auf Max Herrmann und seinen Roman hinzuweisen, so will ich darum nicht in den Fehler so vieler Referenten verfallen, die sich gebärden, als wäre das von ihnen gelobte Buch der Gipfelpunkt aller verflossenen und kommenden Kunst. Dies ist Cajetan Schaltermann gewißlich nicht, vielleicht ist es sogar sub specie aeternitatis ein schwaches Buch. Trotzdem sei es empfohlen. Weil hier ein Dichter, obschon er jung und obschon er Expressionist ist, fernab von der Clique kraftloser, aber um so beklatschterer Wortjongleure in wahrhaft ehrlicher Arbeit sich müht. Cajetan Schaltermann ist ein Jüngling mit kleinstädtisch spießbürgerlicher Seele, der vergeblich durch Extravaganzen mehr zu werden versucht. Dies aber wird nicht mit der ätzenden Spottlauge eines Sternheim begossen, nicht in der dummüberheblichen Art der Kaffeehausgrößen karikiert, die meist selbst nur emanzipierte Spießer sind . . . durch eine straffe, ehrliche, durchblutete Schilderung wird die Tragik dieser armen Seele uns erschütternd nahe gebracht. Aber auch darauf kommt es weniger an, als daß eben die Arbeit des Dichters als solche so ehrlich ist. Und daß solche Arbeit Förderung verlangt, die aus dem literarischen Bolschewismus wieder Wege zum Neuaufbau der Dichtung weist. E. E. S.

Klara Hofer, Goethes Ehe. *Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.* VII, 411 S. Geh. 20 M., in Halbleinen 29 M.

Eine neue, mit leidenschaftlicher Liebe verfaßte Verteidigung der Charlotte von Stein verbindet sich mit der harten Anklage ihrer Nachfolgerin in Goethes Herzen, der „Schmarotzerpflanze" Christiane Vulpius. Das Urteil ist eingegeben von edler weiblicher Gesinnung, unterstützt durch beste Kenntnis des Materials und vorgetragen mit hoher Schriftstellerbegabung. Niemand wird dieses Plaidoyer ohne lebhafteste Teilnahme, wenn auch schwerlich mit völliger Zustimmung, lesen.
G. W.

E. T. A. Hoffmann, Signor Formica. Eine Novelle. Herausgegeben und mit 19 Radierungen geschmückt von R. Hadl. *Leipzig, Offizin W. Drugulin.* 128 Seiten Großfolio (50 : 65 cm) auf Van Gelder-Bütten. 120 in der Presse numerierte Exemplare. In dunkelgrünem Kalblederband von R. Köllner 4200 M., kartoniert auf echten Bünden 3000 M.

Dieser herrliche, an die höchsten Leistungen der Bodoni-Presse gemahnende Druck gereicht dem Herausgeber und der Offizin W. Drugulin zu hoher Ehre. Die Anordnung des Satzes, die tiefschwarzen Lettern gestalten das Seitenbild zu einer Augenweide für jeden, der die ästhetischen Werte edler typographischer Kunst zu würdigen weiß. Material und Einband stehen auf gleicher Stufe letzter Erfüllung aller bibliophilen Wünsche. Die Radierungen Hadls sind sämtlich in den Text eingedruckt und liefern zu ihm im Sinne alter, gediegener Illustrationstechnik die begleitende Musik. Wenn je die Bezeichnung des Prachtwerks ohne den üblen Beiklang verflossener Zeiten berechtigt war, so kommt sie dieser, in ihrer Art wohl einzigen Publikation zu. G. W.

Johannes Hofmann, Die erste deutsche Schriftstellerorganisation und die Schriftstellerbewegung. *Leipzig, Kurt Schultze*, 1921.

Die kleine Schrift gibt erwünschte Kunde von dem frühesten Versuch deutscher Schriftsteller, sich zur Wahrung der Standesinteressen zusammenzuschließen, und wirft dabei Blicke auf die Vor- und Nachgeschichte dieses „Leipziger Literatenvereins" von 1842, alles mit gründlicher Sachkenntnis und in klarer, geschmackvoller Darstellung. Vielleicht hätte auch die frühere Leipziger Schriftsteller- und Künstlervereinigung, die „Sonntagsgesellschaft des Peter im Tunnel über der Pleiße" erwähnt werden sollen. Sie war, wie schon der Name andeutet, ein Ableger des berühmten „Tunnels über der Spree". G. W.

Hölderlin, Hyperion. Mit Nachwort von Friedrich Seebaß. *Potsdam, Gustav Kiepenheuer.* Geb. 10 M., in Halbleder 25 M.

Als Vorläufer der Gesamtausgabe der Werke Hölderlins von Friedrich Seebaß und Hermann Kasack erscheint sein Roman, zu dessen Kennzeichnung nichts gesagt zu werden braucht, in einem schönen, sorgsamen Druck zu billigem Preise. G. W.

Monty Jakobs, Ibsens Bühnentechnik. *Dresden, Sibyllen-Verlag.* 208 S. Geh. 18 M.; geb. 23 M.

Sachlich und sorgfältig, dabei in durchweg unterhaltsamer, bisweilen witziger Darstellung untersucht Jakobs die Mittel der Ibsenschen Bühnentechnik, die Mittel der Charakteristik, die Art der Behandlung von Monolog und Dialog, das Steigern und Spannen, die Kunst, Beziehungen unter den Personen herzustellen, jene berühmte Ibsen-Methode, die Vergangenheit aufzurollen, und schließlich

eine Reihe einzelner Motive. Es kam Jakobs nicht darauf an, dem geistigen Wege Ibsens nachzuspüren, aber indem er zeigt, wie Ibsen z. B. in den verschiedenen Lebensaltern das eine oder andere bühnentechnische Problem löst, gibt er auch ein Stück der Entwicklungsgeschichte des Künstlers. Die jüngere Generation, die zu Strindberg hält, kann hier lernen, daß Ibsens Bühnentechnik durchaus nichts so Äußerliches ist, wie sie meint, und auch der Ibsen-Freund, der oft den reibungslosen Gang der Theatermaschine in seinen Dramen bewundert hat oder aber durch ein Knarren dieser Maschinerie peinlich berührt worden ist, wird vielleicht erst durch die genaue Analyse einen tieferen Blick in dieses vom geistigen Motor nicht zu trennende Räderwerk gewinnen und sich, bei manchem Zweifel und Widerspruch im einzelnen, der Führung Jakobs' gern anvertrauen. F. M.

Theodor Klaiber, Die deutsche Selbstbiographie. Beschreibungen des Lebens, Memoiren, Tagebücher. *Stuttgart, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung.* VIII, 358 S. Geh. 35 M., geb. 40 M.

Der vor einiger Zeit gestorbene Stuttgarter Literarhistoriker Theodor Klaiber hat mit der Geschichte der deutschen Selbstbiographie seinem vielseitigen Schaffen einen schönen Schlußstein gesetzt. Im frühesten Mittelalter beginnend, registriert er die selbstbiographischen Zeugnisse bis zu Bebel und Bismarck, Fontane und Spitteler. Alle wichtigen Werke sind ausführlich charakterisiert, wobei allerdings nicht immer das bloße Nacherzählen des Inhalts vermieden ist. Besonders eingehend sind die berühmten autobiographischen Werke wie Goethes „Dichtung und Wahrheit" und Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" behandelt. Allgemeine Betrachtungen über den erzieherischen Wert der Selbstbiographien, über ihre Bedeutung als Geschichtsquelle erhöhen den Wert des Werkes, das freilich auch noch manche Wünsche unerfüllt läßt. So vermißt man genauere bibliographische Angaben bei den alten, selteneren Werken; es wäre wohl für den Verfasser, dem die Bücher vorlagen, leicht gewesen, dem Leser hier die notwendigsten Titelangaben zu machen, damit ihm zeitraubendes Suchen erspart bliebe. Ungeschickt sind die Zitate aus modernen Werken über die Quellen; sie wären allenfalls in Anmerkungen am Platze gewesen. Aber das sind nur technische Mängel. Schwerwiegender sind die Bedenken gegenüber der ganzen aufzählenden chronologischen Anordnung. Aufschlußreicher und fruchtbarer wäre es doch wohl gewesen zu untersuchen, aus welcher Geistesverfassung heraus Selbstbekenntnisse gegeben wurden, welcher Anlaß zum Bekenntnis führte, und vielleicht darnach Gruppen zu bilden. Dann gäbe es etwa die großen Ruhmredner, die Historiker, andere Schriften würden als Beichten im eigentlichen Sinn, andere als Selbstrechtfertigungen (Gottfried von Berlichingen, Bismarck) erscheinen. Ansätze hierzu finden sich in den die Kapitel beschließenden Übersichten hier und da, aber damit wird wenig erreicht. Es wäre etwa die Frage zu stellen gewesen: wie äußert sich in den Werken der verschiedenen Zeiten die Selbstanalyse, wie wird jeweils vom seelischen Leben gesprochen? Bei solcher Betrachtung wäre wohl die innere Entwicklung der Selbstbiographie erst ganz deutlich geworden. Aber selbst bei der gewählten Anordnung hätte noch manches tiefer, geistiger verknüpft werden müssen. Wenn z. B. im Zeitalter des großen Friedrich Memoiren von „Auslandsdeutschen" ausdrücklich als besondere Gruppe zusammengefaßt wurden, so hätte auch gesagt werden müssen, ob sich die Memoiren dieser Auslandsdeutschen von anderen generell unterscheiden; ist das nicht der Fall, dann bleibt die Trennung ganz äußerlich und ist schließlich belanglos, sofern es sich nicht nur um ein „Register" handeln soll.

Was immer sich aber einwenden läßt: als ein erster Versuch, das ganze große Gebiet der deutschen Selbstbiographie zu bewältigen, bleibt das Werk wertvoll; bedauern muß man nur, daß Klaiber nicht selbst bessernd und erweiternd daran fortarbeiten durfte. Denn es wird sich nicht leicht wieder ein so guter Kenner des ganzen Materials finden. F. M.

Victor Klarwill, Der Fürst von Ligne. Erinnerungen und Briefe. Aus dem Französischen übersetzt und herausgegeben. Mit 40 Bildbeilagen und zwei Handschriften. *Wien, Manz Verlag* (1920). In Ganzleder 500 M., in Halbleder 360 M., in Pappe 240 M., kartoniert 220 M.

„Der letzte Ritter, der letzte Soldat, der letzte Causeur des 18. Jahrhunderts, ce favorit des Dieux et des hommes, wie ihn Gentz nannte", so steht der Fürst Karl von Ligne, am Schlusse eines uralten Geschlechts, verschwägert Kaisern und Königen, mit denen er auf den Fuß der Gleichberechtigung verkehrt; Kriegsmann und Schriftsteller; Buffon, Rousseau, Voltaire, Friedrich dem Großen und Katharina, zuletzt noch Goethe nahe, der dem Achtzigjährigen, als dieser 1814 dahingegangen, als den frohesten Manne des Jahrhunderts das Requiem zu dichten beginnt. Ein wundersames Leben war heiter zu Ende gegangen. Trotz schweren Schicksalsschlägen, langen ärmlich verbrachten Jahren, unbefriedigtem Ehrgeiz blieb rosenrot in jedem Sinne die Farbe des bis zuletzt genußfrohen Grandseigneurs. Seine „Memoiren", Aphorismen und Einzelbilder aus der hohen europäischen Gesellschaft, seine geistreichen, warmen Plauderbriefe, durchweht von der Luft des ancien régime, sind bis jetzt nur französisch gedruckt und verdienen doch die Verdeutschung wie wenige Denkmäler

jenes in Schönheit sterbenden Zeitalters. Klarwill gibt sie uns so, daß kein berechtigter Wunsch unerfüllt bleibt: gut übersetzt (wobei freilich so manche Wortspiele erst wieder in den ursprünglichen Wortlaut zurückgedacht werden müssen, um ihre Schlagkraft ganz zu empfinden), mit reichlichen, zuverlässigen Erläuterungen und einer vortrefflichen Biographie. Eine auserlesene Bildersammlung, zumeist aus der unvergleichlichen Wiener Fideikommißbliothek und von J. Löwy in den besten Verfahren wiedergegeben, begleitet und schmückt den Text, der technisch tadellos, aber leider in einer etwas langweiligen Antiqua gedruckt ist. Die hervorragende Publikation bedeutet in dieser freudenarmen Zeit einen Herzenstrost. Die unverwüstliche Lebenskraft des alten Fürsten stärkt den Mut und die heitere Grazie seiner Welt läßt die Häßlichkeit der unsern vergessen. G. W.

Heinrich von Kleist, Die Marquise von O .... Mit sechs Radierungen von Heinrich Heuser. *Leipzig, Friedrich Dehne.* Nr. 1—100 auf echt Bütten, in Halbleder; Nr. 101—300 auf Federleicht-Papier, Radierungen auf Kunstdruck, in Halbpergament.

Die unveraltete Novelle Kleists in dem schönen Druck Poeschels zu genießen und dabei die kräftigen, suggestiven Radierungen Heusers am Auge vorüberziehen zu lassen, — das gewährt eindrucksvollen Genuß, der durch den gesamten vornehmen Habitus des Buches noch gesteigert wird. G. W.

Friedrich Kluge, Deutsche Sprachgeschichte. Werden und Wachsen unserer Muttersprache von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. *Leipzig, Quelle & Meyer*, 1921. Geb. 30 M.

Kluge ist wie kaum ein anderer berufen, den Vielen, denen unser geliebtes Deutsch mehr als praktisches Ausdrucksmittel bedeutet, den Weg zu tieferen Erkenntnissen zu weisen. Das haben seine früheren wissenschaftlich gediegenen und zugleich für jeden verständlichen Bücher „Von Luther bis Lessing" und „Bunte Blätter" bezeugt. Sie galten vornehmlich der neueren und neuesten Sprachentwicklung. Nun leitet er uns in dem neuen, umfangreicheren Werk zu den Ursprüngen des heutigen Zustands, der Vorgeschichte und den Stadien bis zum Beginn des Neuhochdeutschen zurück und zeigt, welche Gesetzmäßigkeiten und Einflüsse das geschichtliche Werden bedingt haben, alles in einer Darstellung von ebenso vieler Sachkunde wie lebendiger Kraft, die den Leser aufs gründlichste und angenehmste unterrichtet. Wer dies zu eigner oder anderer Belehrung sucht, findet es nirgends besser als hier. Zu fortgesetzter Beschäftigung mit den vielen Einzelfragen wäre die Beigabe eines Literaturverzeichnisses in den hoffentlich bald folgenden weiteren Auflagen recht willkommen. G. W.

Adolf Freiherr von Knigge, Die Reise nach Braunschweig. Ein komischer Roman. *Essen, W. Girardet*, 1920.

In der Jugend hat uns die heitere Geschichte von den Dorfbewohnern, die vergebens zur ersten Luftschiffahrt nach Braunschweig reisen, im Reclamdruck ergötzt. Nun genießen wir sie mit doppeltem Behagen in stattlichem Format, geschmückt mit den Holzschnitten Osterwalds, die sich dem Geiste der Erzählung so gut anschmiegen. Der Herausgeber Heinz Amelung hat mit dieser Gabe sicher so manchen Lesern eine heitere Stunde geschenkt. P—e.

A. H. Kober, Geschichte der religiösen Dichtung in Deutschland. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Seele. *Essen, G. D. Baedeker*, 1919. X, 348 S. in Halbleinen. Geb. 20 M.

Merkwürdig unsicher setzt das Buch ein. Gleich die erste Seite erweckt gegen die Zuverlässigkeit im Tatsächlichen ernste Bedenken, nicht minder die schreckenerregende Behauptung der Vorrede, der Verfasser habe *alle* Darstellungen der hier in Betracht kommenden Persönlichkeiten, Zeitabschnitte und Probleme gelesen. Immerhin zeigt er sich in der einschlägigen Literatur gut bewandert, weiß Streitfragen der Wissenschaft mit selbständigem Urteil zu erörtern und beherrscht den weitschichtigen Stoff so vollkommen, daß ihm kein schädigendes Übersehen wichtigerer Denkmäler nachzuweisen ist. Über dieser Fülle des Tatsächlichen steht seine Verwendung in einem Sinne, der ebenso neu wie bedeutsam erscheint. Der Untertitel des Buches zeigt eine Absicht an, die mit überraschender Kraft erfüllt wurde: die Wandlungen des deutschen Seelenlebens an der Hand der Erzeugnisse religiöser Dichtung zu kennzeichnen. Je näher die Schilderung dieser anderthalb Jahrtausende der Gegenwart kommt, um so mehr gelingt es ihr, die Untertöne der Seelenstimmung herauszuhören. Die Frömmigkeit solcher Naturen wie Dehmel, Hofmannsthal, Rilke, George, Mombert, Werfel und die spezifische Religiosität Karl Röttgers wird am Schlusse mit feinem und sicherem Gefühl charakterisiert. Solche Vorzüge entschädigen für Unebenheiten (Drama der Reformationszeit), auch in der Anordnung (Lessing zwischen Herder und Goethe!) und lassen das Buch als rühmliche Leistung eines selbständigen Geistes erscheinen. G. W.

Robert Kohlrausch, Deutsche Denkstätten in Italien. Neue Folge. *Stuttgart, Rob. Lutz.*

Der Deutsche wandert gern, von sachkundiger Hand geführt, über die Stätten, die ihm durch die Großen seiner politischen und Geistesgeschichte geweiht sind; zumal in jenem Lande, mit dem er durch seine schicksalvolle Vergangenheit eng verknüpft war, und an das ihn heute noch, trotz allem,

was geschehen ist, unerwiderte Liebe und unstillbare Sehnsucht kettet. Kohlrausch versteht es meisterhaft in diesem zweiten Bande, so wie er es im ersten getan, die Geister unserer deutschen Vorfahren, die hier im Dienste einer im letzten Grunde unerfüllbaren Idee oft als Sieger triumphiert haben, öfter in tragischem Kampf unterlegen sind, zu wecken und sie zum Sprechen zu bringen, daß sie uns ihre oft von wildem Sagengerank umsponnenen und für die meisten verschollenen Geschicke erzählen. Aus feinstem Gefühl für die Reize der italienischen Landschaft, aus melancholischen Träumen, Trümmern und Erinnerungen, aus Wetter und Wind, Sonne und Nacht des Landes, das er wie wenige bis in seine weltfremdesten Winkel kennt, braut er uns einen bittersüßen Trank, den wir in Erinnerung an die großen heroischen Zeiten unserer Vergangenheit mit tiefer Wehmut, aber auch in stiller Dankbarkeit genießen. A. D.

Josef Körner, Das Nibelungenlied (Aus Natur und Geisteswelt 591. Bd.) *Leipzig* und *Berlin, B. G. Teubner*, 1921. Kart. 2,80 M. und 100% Teuerungszuschlag (warum also nicht 5,60 M.?).

Der Titel ist irreführend. Nicht nur vom Lied, sondern auch von der Nibelungensage, ihrem Werden und allen ihren Gestaltungen handelt Körner, die zahlreichen Probleme klar aufzeigend und mit eignem, nicht immer gesichertem, aber wohl erwogenem Urteil prüfend, was die zahlreichen Vorgänger zu ihrer Lösung beigebracht haben. Namentlich jüngere Germanisten werden von dieser knappen Darlegung mannigfachen Nutzen haben. Einer folgenden Auflage sollten Literaturverzeichnis und Register nicht fehlen. G. W.

Frankfurter Liebhaberdrucke. Hauff, Phantasien vom Bremer Ratskeller. Mit 9 Lithographien, Buchschmuck und Einband von Georg Poppe. 18 M. — Immermann, Münchhausen unter den Ziegen. Mit 12 Lithographien, Buchschmuck und Einband von Georg Poppe, *Frankfurt a. M., Frankfurter Verlags-Anstalt A.-G.* 25 M.

Diese hübschen Bändchen in hohem Kleinoktavformat bereichern die nicht sehr große Zahl solcher Bücher, die man feinfühligen Menschen ohne Bedenken und ohne allzu hohen Aufwand darbieten kann. Hier hat alles Qualität: Inhalt, Druck, Papier und, für die gute Wirkung am entscheidendsten, die Leistung des trefflichen Graphikers Georg Poppe, der den sehr verschiedenartigen Humoren Hauffs und Immermanns in gleichem Maße nachfühlend Ausdruck verleiht. G. W.

Wolfgang Liepe, Elisabeth von Nassau-Saarbrücken. Entstehung und Anfänge des Prosaromans in Deutschland. *Halle a. S., Max Niemeyer*, 1920. XVI, 277 S. Geh. 24 M., geb. 32 M.

Eine Untersuchung, die Scherers bekannte Schrift von 1877 über die Anfänge des deutschen Prosaromans ergänzt und auf Grund der inzwischen erschienenen Literatur und eindringlicher eigner Studien fortführt. Daß dabei über die Vorgänger mit jugendlicher Strenge, aber nie ungerecht, Gericht gehalten wird, verleiht dem Ton eine erfreuliche Frische, namentlich im ersten, allgemeinen Teil, während im zweiten die Musterung der Vorlagen und der vier Prosaromane Elisabeths sehr gewissenhaft durchgeführt ist. Wertvolle kultur- und literarhistorische Ergebnisse machen das Buch auch über die wissenschaftlichen Fachkreise hinaus anziehend für alle, die deutscher und französischer Dichtung des ausgehenden Mittelalters Teilnahme zuwenden. Der „bibliophile Dilettantismus" wird (S. 73ff.) mit gutem Grunde gestraft. G. W.

Thomas Mann, Wälsungenblut. Mit Steindrucken von Th. Th. Heine. *München, Phantasus-Verlag*. Privatdruck in 530 Exemplaren.

Dem Ruhme Thomas Manns wird von dieser schwachen Satire kein neues Blatt zuwachsen; er wußte, weshalb er sie seit 1905 in seinem Pulte barg. Hier geriet er in die Region des Schlaraffenlandes, das einst der Bruder Heinrich weit blutiger geißelte und in der er selbst nie heimisch war. Trotzdem — und vielleicht gerade wegen der Seltsamkeit wird dieses Nebenwerk dem Verehrer Thomas Manns und dem Sammler wert sein, um so mehr, da die Steinzeichnungen Th. Th. Heines den Text aufs wirksamste ergänzen und sich typographisch dem schönen Druck willig einschmiegen. Papier und Einband vollendeten den guten bibliophilen Eindruck. G. W.

Agnes Miegel, Gedichte und Spiele. *Jena, Eugen Diederichs*, 1920. Brosch. 10 M., geb. 15 M.

Gedichte und Spiele — der Titel ist fast zu leicht für diese neuen Schöpfungen der bedeutenden Balladendichterin. Fast in allen zittert der Sturmschlag der Leidenschaft und weht der Hauch des Todes. Selbst da, wo das Lachen des Lebens erklingt, singt das Geheimnis des Lebens, das aus dem Spiel in den großen, feierlichen Ernst führt. Vielfältig sind Themata und Töne dieses Buches: Klagelieder um Gefallene, im schlichten Paul Gerhard-Ton oder in wehmütigem Grabschriftstil, spukhafte Traumbilder, Volksliederzählung, Legendenzauber, die schauervolle romantische Ballade und die prächtige Kunstballade, lyrisches Schluchzen der Seele im Mondestau der Nacht, Lied der

formbefreiten, wunschlosen Toten, die in der Seligkeit der göttlichen Allgegenwart versunken sind, weltgeschichtliche Visionen und zuletzt in zwei dramatischen Spielen jähes Sterben in Verzückung, die wie Illusion höchsten Lebens ist, und liebendes Sichlösen der Frau in Verzicht auf einen Besitz, den sie mit so vielen Schatten und Erinnerungen teilen müßte. Alles — Erzählung, Stimmung, Gefühl, Beschreibung, Handlung — gesagt mit hoher Meisterschaft der Form, die Herbes und Süßes, Hartes und Weiches, Klirrendes und Verschwiegenes, heißen Überschwang und leises Ahnen in große, mit Sinn und Seele beladene Rhythmen zu bannen vermag. *Walther Küchler.*

Martin Andersen Nexö, Stine Menschenkind. III. Teil: Der Sündenfall. 234 S. — IV. Teil: Das Fegefeuer. 195 S. Übers. aus dem Dänischen von Herman Kiy. *München, Albert Langen.* Geh. je 15 M., geb. 23 M.

Die Geschichte der kleinen Stine Menschenkind, die vor Jahren verheißungsvoll begann, ist in zwei neuen Bänden fortgeführt, und alle Erwartungen, die damals geweckt wurden, haben sich erfüllt, wenn auch der Abschluß des Ganzen, soweit man sehen kann, noch in weiter Ferne liegt. In breiter Ausführlichkeit wird das elende Dasein Stines als Dienstmagd, zuerst auf dem Bauernhof, dann in Kopenhagen, geschildert. Aber diese Breite ist notwendig. Man denke an Nexös Hauptwerk „Pelle der Eroberer": auch dort mußte erst die breite Grundlage geschaffen werden, die eine Darstellung der sozialen Bewegung der dänischen Arbeiterschaft tragen konnte. Ob in Stine die „Genossin" Pelle zur Seite treten wird, bleibt abzuwarten. Vorerst wird das arme Menschenkind, das so unendlich reich an natürlichstem Fühlen und Denken ist, zweimal in ehelose Mutterschaft gestoßen. In den Nöten ihrer Dienstzeit kann sie die ganze Tapferkeit bewähren, die ihr eigen ist. Wie in den ersten Bänden bleibt uns auch hier nichts von ihrem Elend erspart, aber auch die alte Heiterkeit ist da, die sich aus dem natürlichen Zusammenklang der Menschenherzen in Stines Armeleute-Welt ergibt. Frauen vor allem sollten Stines Geschichte lesen. Denn so wenig der Dichter im „Fegefeuer" eine tendenziöse Anklage der Dienstherrschaften beabsichtigt hat, so sicher ersteht doch in der unbarmherzig wahren Schilderung der Verhältnisse ein Vorwurf und zugleich die Mahnung, im dienenden Mädchen den Menschen zu achten. Erwartungsvoll sieht man Stines fernerer Entwicklung entgegen. F. M.

Martin Andersen Nexö, Die Leute auf Dangaard. Drama in drei Akten. *München, Albert Langen.*

Der feine, starke Erzähler von Stine Menschenkinds Schicksalen und Pelle dem Eroberer ist in diesem derbschlächtigen Volksstück nicht wiederzuerkennen. In der vornaturalistischen Zeit gab es auch bei uns solche Schauspiele, meist mit Musik, wo böse Leuteschinder ihre gerechte Strafe fanden und biedere Knechte durch die Güte Gottes (von der nun freilich keine Rede mehr ist) oder eigene Tüchtigkeit den Lohn ihrer Treue ernteten. Aber was soll uns diese altmodische Mache heute? Muß denn jedes fremde Erzeugnis, wenn es nur einen bekannten Namen trägt, verdeutscht werden? Und noch dazu so hölzern, wie es der (ungenannte) Übersetzer hier getan hat? G. W.

Wilhelm Niemeyer, Oluf Braren, der Maler von Föhr, 1787—1839. Mit zehn Tafeln. *Berlin, Furche-Verlag,* 1920. 75 M.

Dem zu Unrecht völlig vergessenen Maler von Föhr, mit dem sich 1912 auf einer Ausstellung des Hamburger Kunstvereins die Öffentlichkeit zum erstenmal beschäftigt hat, widmet Niemeyer eine feinsinnige Würdigung. Vom Bildnis, in dem seine Stärke liegt, herkommend, entrichtet Braren, vielleicht von Tischbein beeinflußt, der klassizistischen Zeitströmung seinen Tribut und begibt sich auf das Gebiet antikischer Darstellungen. In einem Kinderbildnis (im Besitz der Kunstgewerbeschule zu Hamburg) erreicht er auch in dieser kühlen, blutlosen Formensprache einmal ein ungewöhnlich hohes Niveau. — Die vorzüglichen Reproduktionen veranschaulichen ein klares Bild von Brarens stiller, in sich ruhenden Kunst. *Rosa Schapire.*

Friedrich Nietzsche, Lieder des Prinzen Vogelfrei (4. Band der von Dr. Kurt Bock herausgegebenen Bücherei „Der Strahlenkranz".) *Hannover, Banas & Dette,* 1920. 550 Exemplare.

Die Lieder des zur fröhlichen Wissenschaft Genesenen sind Grundpfeiler einer ganzen Dichtungsart geworden. Die prachtvolle Lebensfrische, das neugeprägte Sprachgut, der hochgemute Ton stolzer Bejahung — und dahinter das dunkle Weh des Einsamen, alles stellt diese Gedichte in die erste Reihe deutscher Lyrik. Sie sind wie wenige andere edelster Gewandung würdig, wie sie ihnen nun angelegt worden ist. Zweifarbig gedruckt, auf schneeigem Bütten, gebunden in Halbpergament bereitet das Buch außen und innen dem Auge gleiche Befriedigung: kein Luxusdruck, sondern eine Ausgabe für die „wenigen Edeln". G. W.

Novellen in Gelb. München, C. O. Recht.

Gut gedruckt und aus der guten neueren Erzählungsliteratur geschickt gewählt, eröffnen folgende drei Bände die neue Bücherreihe: *Turgenjeff,* Der Duellant; *Zola,* Um eine Liebesnacht; *Heinrich Mann,* Die Tote und andere Novellen. Die Umschlagzeichnungen von Ottomar Starke und Josef Eberz erhöhten den erfreulichen Eindruck. G. W.

Palatino-Bücher. Berlin, Karl Schnabel.

Die ganz in Kupfer gestochenen Bücher früherer Jahrhunderte, die aristokratischste Form typographischer Kunst, sind heute nicht wieder zu beleben. Auch Wieyncks Marées-Druck der „Metamorphosen" bedeutet nur ein Surrogat, weil die Schrift mechanisch auf die Platten übertragen wurde. Als ein der alten Technik nahestehender Ersatz dürfen die von Wieynck geleiteten Palatino-Bücher betrachtet werden. Sie geben die Schrift des Künstlers unmittelbar wieder und wirken so mit der Frische eines Originals. Die bisher vorliegenden dreizehn Stücke enthalten Dichtungen von höchstem Wert, die solcher Wiedergabe (in je 100 Exemplaren) würdig erscheinen: Hölderlin, Schiller, Nietzsche, Mörike, Lessing, Fontane, Heine und Goethe sind vertreten. Tiefer Schwarzdruck, farbige Initialen und Anfangszeilen verbinden sich zu anmutigen Seitenbildern und erfreuen das Auge gleich dem Werke jener alten Miniatoren, die in den Klöstern mit hohem Geschmack, warmer Liebe und unsäglicher Geduld ihre Handschriften fertigten. Wer nach gleich beschaulichen Stimmungen verlangt, wird sie in diesen Drucken finden, ohne daß doch archaisierende Nachahmung den Geist der Gegenwart verleugnete. Die hübschen Kleisterpapierhüllen mit Seidenfäden erhöhen den Eindruck der liebenswürdigen Bände. G. W.

Jean Paul, Die wunderbare Gesellschaft in der Neujahrsnacht. Mit 27 Federzeichnungen von Alfred Kubin. *München, R. Piper & Co.,* 1921. Groß-4°. 200 numerierte, vom Künstler handschriftlich signierte Exemplare. — Dasselbe Werk mit 38 Lithographien von Walter Becker. *Heidelberg, Richard Weißbach,* 1920. 8°. (Die Drucke des Argonautenkreises, 1. Druck) 225 Exemplare, vom Künstler handschriftlich signiert.

Die Vision Jean Pauls beim Jahrhundertwechsel, die 1800 im Komischen Anhang zum „Titan" erschien, ist fast gleichzeitig von zwei Künstlern der Gegenwart als Thema ergriffen worden. Der bald verschwimmende, bald beinahe nüchterne Charakter dieses wundersamen Capriccios läßt sehr verschiedene Übersetzung ins Bildhafte zu. So hat Kubin sich mehr an die real erfaßbaren, Becker nur an die stimmungsmäßigen Elemente gehalten. Kubin kommt seinem Ziele dank der virtuosen Technik und der höheren Bestimmtheit seiner Federzeichnungen näher; Beckers weiche, die Gestalten leicht ins Bizarre verzerrende Lithographien lassen dem eignen Mitschaffen der Leserphantasie weiteren Raum. Indessen entfernt er sich doch aus der Stilwelt Jean Pauls allzuweit, als daß hier noch von Illustration gesprochen werden könnte, während Kubins Sehart der des großen Franken verwandt erscheint. Gedruckt sind beide Werke — das erste bei Knorr & Hirth in München, das zweite für den Text bei Drugulin, für die Bilder bei Friedrich Hornung in Heidelberg — hervorragend gut. Schrift und Druck stehen auf den edlen Papieren vortrefflich. G. W.

Die deutsche *Philosophie der Gegenwart* in Selbstdarstellungen. Mit einer Einführung von Dr. Raymund Schmidt. *Leipzig, Felix Meiner,* 1921. 2 Bände, in Halbleinen je 60 M.

Der neue, an sich schon vortreffliche Gedanke, die deutsche Gegenwartsphilosophie in Selbstporträts ihrer Hauptvertreter sich widerspiegeln zu lassen, hat sich weit über Erwarten in der Verwirklichung bewährt. Einmal durch fast vollzählige Teilnahme der Führenden, daneben durch die richtige Einstellung auf Schilderung der geistigen Faktoren und ihrer Auswirkung im Werden und Sein der Denktätigkeit jedes einzelnen Wahrheitsforschers. Die zwei starken Bände enthalten mit guten Bildnissen und Schriftproben geschmückte Selbstcharakteristiken von Barth, Becher, Driesch, Joël, Meinong, Natorp, Rehmke, Volkelt, Adickes, Baeumker, Jonas, Cohn, Cornelius, Groos, Höfler, Troeltsch, Vaihinger. So entsteht ein Gesamtbild der Zeit, wie es schwerlich auf andere Art so reich und so bedeutungsvoll zu gewinnen wäre. Die Mehrzahl der Aufsätze hat durch Form und persönlichen Reiz noch höhere Anziehungskraft gewonnen, und das schöne Werk bedeutet für jeden am höheren Leben teilnehmenden Deutschen eines der begehrenswertesten und erfreulichsten Besitztümer. G. W.

Robert Riemann, Schwarzrotgold. Die politische Geschichte des Bürgertums seit 1815. *Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung,* 1921.

Eine interessantere und dankbarere Aufgabe als die, die der Verfasser sich gestellt hat, läßt sich kaum denken. Aber die Ausführung läßt leider manchen Wunsch unbefriedigt. Was wir erhalten, ist ein aus guten allgemeinen Kenntnissen geschöpfter Überblick über die politische Geschichte des 19. Jahrhunderts, die bald weitausholend über die Weltmeere greift, bald sich ganz auf Deutschland zurückzieht, hier viele unerhebliche Einzelheiten aus der Parteigeschichte einstreut und in einer Umschreibung der Weimarer Verfassung gipfelt. Was etwa die ausführliche Erzählung der militärischen Hauptereignisse des Weltkrieges mit einer Geschichte des Bürgertums (im Umfang von wenig über 200 Seiten!) zu tun hat, bleibt ebenso unerfindlich wie die breite, aber keineswegs tiefe Analyse von Karl Marx' „Kapital" oder der Bericht über die Familienverhältnisse August Bebels. Vom *Geiste* dagegen, der in diesem Bürgertum lebendig war und ist, von der Geschichte der liberalen *Ideen,* ohne die auch die politische Geschichte leer und

kalt bleibt, erfahren wir so gut wie nichts. Die apologetische Tendenz im Dienst bürgerlich-demokratischer Ideen, die klar hervortritt, mag heute, wo dieses Bürgertum in scharfem Kampf um seine Ehre und seine Existenz ringt, mag angesichts mancher Verzerrung seines Wesens auch in wissenschaftlichen Darstellungen ohne weiteres zugestanden werden. Wer aber heute in Bismarck im wesentlichen nur den preußischen Junker sehen kann, wer die Philosophie Nietzsches als Ausdruck eines Bürgerlichen, der lieber ein Adliger wäre, abtun zu können meint, wer heute es wagt von der „als erledigt geltenden Philosophie, der Hegelschen Spielerei der einander gebärenden Begriffe" zu reden, dem wird man, bei aller Würdigung seiner wissenschaftlichen Verdienste auf anderen Gebieten, höchstens bei kleinstädtischen Bürgervereinsphilistern ein Echo seiner hier geäußerten Anschauungen prophezeien können. A. D.

James Rousseau, Robert Macaire. — Die Portierfrau. Zwei Bändchen mit Bildern von Honoré Daumier. *Berlin, Mauritius-Verlag,* 1921. — *Henry Monnier,* Die Geschichte des Spießbürgers. Mit eigenen Zeichnungen. *Berlin, Axel Juncker,* 1919. In Pappband 12 M., in Halbfranz 20 M., in Seide 60 M. — *Walther Franke,* Max oder die Seelenhaltung des Schiebers. Mit Bildern von Daumier. *Freiburg i. B., Ernst Guenther,* 1920. Geh. 11 M., geb. 16 M.

Als der „Charivari" unterdrückt wurde, wandten sich die genialen Zeichner dieses größten aller politischen Karikaturblätter der Gesellschaftssatire zu. Daumier behielt den von ihm geschaffenen Typus des Robert Macaire als Symbol alles bürgerlichen Gaunertums bei, ließ sich von Rousseau die „Physiologie" dieses Helden und so mancher anderer Typen schreiben. Wer die Büchlein heute erlangt, genießt sie als historische Kostbarkeiten, gleich den nahe verwandten Monniers. Aber das ist doch kein Grund, diese Dinge nun zu verdeutschen, die mit der ursprünglichen Sprache auch allen in ihr aufbewahrten Reiz einbüßen. — Will man Daumiers Bilder neu beleben, ihnen ihre ursprüngliche Bestimmung als Illustrationen lassen, so gehört für heutige Deutsche dazu ein neuer Text. An allen möglichen Sorten neuer Robert Macaires fehlt es dazu bei uns nicht. Deshalb war es ein überaus glücklicher Gedanke Walther Frankes, zu seiner Physiologie des Schiebers sich der Bilder Daumiers zu bedienen. Der scharfe Witz, die Erfindungsgabe und die überlegene Haltung des jungen Deutschen gehen mit den gleichen Eigenschaften des alten großen Franzosen trefflich zusammen. So ist ein Büchlein entstanden, das als einheitliches Kunstwerk, als heiterer Seelentrost besseren Menschen eine erquickliche Stunde bereiten kann. G. W.

J. J. Rousseau, Die neue Heloise. Mit 24 Kupfern von Chodowiecki und Gravelot. Zwei Bände. *Berlin, Pantheon-Verlag.* Vorzugsausgabe Nr. I—C auf Bünden in 3 Ganzlederbänden 1200 M.; Nr. 1 bis 100 auf Hadernpapier in 2 Ganzlederbänden 800 M.; Nr. 101—200 in 2 Halblederbänden 300 M.; Nr. 201—250 in 2 Halbpergamentbänden 300 M., auf holzfreiem Papier in Halbpergament 150 M., in Ganzleinen 100 M., in Pappe 50 M.

Die „Neue Heloise" zählt zu den geschichtlich bedeutsamsten Denkmälern des europäischen Romans, für uns Deutsche wichtig auch durch ihre vorbildliche Einwirkung auf den „Werther" Goethes. Darüber hinaus atmet das leidenschafterfüllte Bild der selig-unseligen Leidenschaft Julies und St. Preux' noch jetzt eine fast unverminderte Glut, um so mehr, wenn durch Kürzung die heute weniger anziehenden moralisierenden Partien eingeschränkt werden. Diese Aufgabe hat Curt Moreck als Herausgeber gewandt erfüllt, indem er die alte Übersetzung von Gellius zugrunde legte, ohne freilich in den wenigen Sätzen seines Nachworts dem Leser den richtigen Standpunkt zu Rousseau und seinem Werke zu geben. Indessen wird die Mehrzahl der Besitzer ihre Freude an den schönen Bänden dadurch nicht gemindert fühlen. Papier, Satz und Druck der Reichsdruckerei, Einbände sind vollendet gut zu nennen. Die beiden Reihen der Stiche Chodowieckis und Gravelots bilden in ganz vortrefflichen Reproduktionen einen erlesenen Schmuck, zugleich an der Hand des deutschen und des französischen Illustrators zu mannigfachen vergleichenden Betrachtungen anregend. Die Preise, zumal der unnumerierten Ausgaben, können als durchaus mäßig gelten. G. W.

Martin Sommerfeld, Friedrich Nicolai und der Sturm und Drang. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Aufklärung. Mit einem Anhang: Briefe aus Nicolais Nachlaß. *Halle a. S., Max Niemeyer,* 1921. Geh. 48 M.

In meiner grünenden Jugend bereitete ich eine Geschichte der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" vor, um an diesem Organ das Wesen der Aufklärung und ihr Verhalten zu den folgenden Stadien der deutschen Geistesentwicklung nachzuweisen, wobei auch auf den vielgeschmähten Herausgeber Nicolai gerechteres Licht fallen sollte. Diese Absicht wurde durch andere, dringendere Arbeiten immer wieder gekreuzt, und jetzt kann ich kaum noch auf ihre Verwirklichung hoffen. Um so mehr freue ich mich, das von mir Geplante nun durch eine jüngere Kraft ausgeführt zu sehen. Sommerfeld hat gründlich, kenntnisreich und mit sicherem Urteil Nicolai als Kritiker charakterisiert, die Grenzen seines künstlerischen Auffassungsvermögens festgestellt und daraus seine Stellung zu Klopstock und dessen Kreis, zu Gerstenberg,

Hamann, Jacobi und Herder, sowie deren Verhalten zu ihm dargelegt. Er war keineswegs der unbedingte, philisterhafte Gegner des Sturmes und Dranges, insbesondere hat er die künstlerische Größe Goethes und seines „Werther" sehr wohl empfunden, nur von der moralischen Seite her protestieren zu müssen geglaubt, wie übrigens auch so manche andere geistig hochstehende Zeitgenossen, und er hat dafür beim Erscheinen der berüchtigten „Freuden des jungen Werther" fast einstimmige Zustimmung erfahren. Schade, daß der Kreis des wertvollen Buches mit Rücksicht auf die Zeitumstände enger als ursprünglich beabsichtigt gezogen werden mußte; aber auch in der vorliegenden Gestalt bildet es eine wesensverwandte, aus gleicher wissenschaftlicher Einstellung hervorgegangene Ergänzung zu Ungers „Hamann und die Aufklärung". G. W.

Albert Verwey, Europäische Aufsätze. Aus dem Holländischen übertragen von Hilde Telschow. *Leipzig, Insel-Verlag*, 1919.

Wenn es einen guten Europäer nach dem Herzen Nietzsches gibt, so ist es Verwey. Kein weichlicher Pazifist, der die Zeit schon gekommen meinte, da das Lamm neben dem Löwen weidet; aber ein Mann mit aufgeschlossenem Sinne für das Leben, die Verkörperung des kultivierten Holländertums, zugleich ein Dichter und Schriftsteller höchster Begabtheit und höchster Selbstkultur. Wer unter den heutigen Deutschen den Verkehr mit einem solchen Manne sucht, seine immer selbständigen und meisterhaft geformten Essais, vorzüglich über deutsche Literatur und Kunst, genießt, der wandelt in einer Region heiterernster Geistigkeit, in die nicht mehr die trüben und grellen Töne des Zeitlichen hineinklingen. So ist der schöne, starke Band von 414 Seiten gerade heute eine Seelenspeise von aufrichtender und beruhigender Kraft. Die vortreffliche Übersetzung erscheint des Inhalts würdig. G. W.

Vom Altertum zur Gegenwart. Die Kulturzusammenhänge in den Hauptepochen und auf den Hauptgebieten. Skizzen von F. Boll, L. Curtius, A. Dopsch, E. Fraenkel usw. Zweite, vermehrte Auflage. *Leipzig* und *Berlin, B. G. Teubner*, 1921. Geh. 15 M., geb. 18 M.

Wir haben die hervorragende Aufsatzreihe bei ihrem ersten Erscheinen nach Gebühr gerühmt (Jahrg. 11, S. 503f.) und freuen uns, nun wieder auf sie hinweisen zu können. Gilt es doch jetzt, mehr denn je, aufzuzeigen, wie von der großen geistigen Überlieferung des Altertums in alle Lebensgebiete nahrungspendende Flüsse sich ergossen haben und noch ergießen, wenn ihr Segen nicht töricht und gewaltsam zurückgedämmt wird. Dieser Nachweis wird hier von den Berufensten geführt, in der zweiten Auflage noch vollständiger, da das Alte vielfach geändert und — namentlich durch nützliche Literaturangaben — gemehrt erscheint, außerdem aber durch neue Aufsätze über „Die Literatur der Romania" von Klemperer, „Englische Literatur" von Imelmann und „Die Nachwirkung des antiken Staatslebens und der antiken Staatstheorie in der Neuzeit" von Wahl. Man sieht, die Herausgeber, Eduard Norden und Dr. A. Giesecke-Teubner, haben den Erfolg als Verpflichtung im edelsten Sinne aufgefaßt. G. W.

Frank Wedekind, Gesammelte Werke. Siebenter und neunter Band. *München, Georg Müller.*

Der (nach dem bereits angezeigten achten Band) erschienene siebente bringt alles bei Wedekinds Lebzeiten gedruckte, was in den Werken noch fehlte; der letzte kehrt, wie üblich, zusammen, was der Tote mit gutem Grunde in sein Pult geschlossen oder im Keimen bereits als nicht lebensfähig erkannt hat. Immerhin ist doch einiges, als Vorarbeit oder wegen seines Mangels an jeglicher Qualität, verworfen worden. Die Entwürfe deuten zum Teil über den letzten Wedekind noch hinaus und werden Bewunderern das Bild des amoralischen Moralisten mit erhöhtem Glanze umklären. Er war kein Essayist, und die nun gesammelten Aufsätze hätten sich fast alle mit dem Eintagsdasein begnügen dürfen. Anders die wichtigen Vorworte und Bemerkungen zu den eignen Werken, eine wirklich sehr aufschlußreiche Zusammenstellung, die durch das verständnisvolle Nachwort Joachim Friedenthals aufs beste ergänzt wird. G. W.

Drucke der Dehmel-Gesellschaft.

Unter der Leitung des Dichters *Alfred Mombert*, des Hamburger Literarhistorikers *Prof. Dr. Petsch* und von *Gustav Kirstein* ist vor einigen Monaten die Dehmel-Gesellschaft gegründet worden, der heute schon eine stattliche Anzahl von Mitgliedern aus allen Teilen Deutschlands angehört und deren Ziele folgende sind: im Nachlaß Richard Dehmels hat sich eine Reihe außerordentlich interessanter, wertvoller Manuskripte, Entwürfe und Briefe gefunden, die für die Aufnahme in die Gesammelten Werke des Dichters weniger geeignet, dafür aber für seine Freunde und Verehrer in Gestalt von Privatdrucken von umso größerer Bedeutung sind, weil sie das Bild des Dichters in wesentlichen und intimen Zügen ergänzen. Als Beginn dieser Veröffentlichungen ist ein Jugendtagebuch aus dem Jahre 1893/94 soeben als erster Druck der Dehmel-Gesellschaft herausgegeben worden, gedruckt unter Leitung von Walter Tiemann und E. R. Weiß in

der Leipziger Akademie, in einer Auflage, die der höchsten Zahl, die die Gesellschaft umfassen soll, entspricht: nämlich 500. Diese geschlossene Zahl ist schon deshalb gewählt, um neben dem privaten Charakter der Gesellschaft den Drucken ihren hohen bibliophilen Wert zu sichern.

Das Jugendtagebuch, das, wie gesagt, jetzt erschienen ist, stammt aus einem der Wendekreise in Richard Dehmels Leben: es beginnt mit einem Briefe, den der eben Dreißigjährige, aus Italien heimkehrend, an Hans Thoma schreibt, darin er versucht mit sich selbst ins Reine zu kommen — und endet mit der schwererkämpften Abschüttelung der Berufsarbeit des Versicherungsmathematikers und der vollen Hingabe an das freie Dichtertum.

Der nächste Druck der Gesellschaft soll im Februar 1922 an Dehmels Todestage für die Mitglieder ausgegeben werden; wahrscheinlich wird dafür ein noch früheres Selbstbekenntnis, das sich gefunden hat, gewählt werden.

Der Preis für das Jugendtagebuch beträgt 300 M.; von nun ab sollen aber die Drucke nur 100 M. kosten, sodaß jedes Mitglied der Dehmel-Gesellschaft für einen Beitrag von 100 M. jährlich einen Druck bekommt. Um jetzt noch eintretende Mitglieder nicht zu schädigen, ist von dem Tagebuch eine Anzahl Exemplare reserviert, sodaß jeder Subskribent in die Lage versetzt wird, seine Reihe vollständig zu haben, selbst wenn er erst jetzt nach Erscheinen des ersten Druckes der Gesellschaft beitritt.

Das gesamte Erträgnis der Dehmel-Gesellschaft wird restlos einem gemeinnützigen Zwecke gewidmet: es fließt vollständig der Dehmel-Stiftung zu. Diese Stiftung haben die Erben des Dichters errichtet, indem sie in Dehmels Wohnhaus in Blankenese bei Hamburg den umfangreichen Nachlaß an Manuskripten, seinen ganzen sorgsam aufbewahrten bedeutenden Briefwechsel und seine Bibliothek als „Dehmel-Archiv" belassen und der Öffentlichkeit geschenkt haben. Das Dehmel-Archiv bleibt in dem Hause des Dichters zur Benutzung aufgestellt und soll in späteren Zeiten einmal der Hamburger Universität zufallen. Die Stiftung, die für die literarische Forschung der Moderne von erheblicher Bedeutung ist, wird von einem Kuratorium verwaltet, an dessen Spitze Herr Dr. von Melle, der ehemalige Erste Bürgermeister Hamburgs, steht.

Der Beitritt zur Dehmel-Gesellschaft bietet also den bibliophilen Sammlern Gelegenheit, sich in den Besitz einer geschlossenen Reihe sehr wertvoller Privatdrucke zu setzen und dabei an der Sicherung einer edlen Stiftung mitzuhelfen. Diese Sicherung betrifft in erster Linie das Haus des Dichters, das erhalten bleiben soll.

Die Geschäftsstelle der Gesellschaft ist in Leipzig, Hospitalstr. 11a. Zur Beitrittserklärung liegt diesem Hefte eine Karte bei.

Kleine Mitteilungen.

Druckfehler-Berichtigung. In dem Aufsatz des Herrn Professor Stuhlfauth: Weiteres zu Hans Sachsischen Einzeldrucken, ist zu lesen: S. 117, Absatz 2, letzte Zeile $48 \times 10 + 24 = 482$ und S. 118, Anm. 3, letzte Zeile Scherer statt *Valentiner*.

Zu den „Setzerteufeleien" (Heft 5, Beiblatt Sp. 227). Der Verlag *Klinkhardt & Biermann* in *Leipzig* teilt uns mit, daß die *„rote Nase"* nur die uns zugesandten Korrekturbogen schmückte und vor dem Druck in eine „rote Rose" verwandelt worden ist.

Zu den Buchwidmungsbildern. I. *Das Widmungsblatt des Wiener Dioskorides-Kodex.* K. Schottenloher hat seiner verdienstvollen Zusammenstellung der Buchwidmungsbilder in dieser Zeitschrift die Reservation der mangelnden Vollständigkeit gleich mitgegeben, und es sei mir erlaubt, nicht aus öder Splitterrichterei, sondern weil es sich um ein Stück von ungewöhnlicher Bedeutung handelt, die Lücke zu schließen, die in der Aufzählung durch die Nichtbeachtung des in der Überschrift genannten Widmungsbildes klafft. Handelt es sich doch um den Erstling des erhaltenen Materiales, der noch überdies zu einer Vertiefung der gesamten Fragestellung zwingt.

Das Blatt ist der Gegenstand einer ausführlichen Abhandlung A. von Premersteins im XXIV. Bande des Jahrbuches der kunsthistorischen Sammlungen des A. Kaiserhauses (Wien 1903, S. 123ff.), die von einer guten farbigen Abbildung begleitet ist. Für alle Einzelheiten verweise ich auf diese Arbeit; hier genügt die Herübernahme folgender Ergebnisse. (S. auch E. Diez in Byzantinische Denkmäler, hrsg. von J. Strzygowski III. Wien 1903. S. 24ff. u. S. 47ff. Taf. IV, 1.) Anicia Juliana, eine Dame des höchsten byzantinischen Adels, veranlasste zu Beginn des 6. Jahrhunderts die Herstellung der prunkvollen Dioskorideshandschrift. Der Kodex beginnt mit 6 Miniaturblättern, von denen das letzte Juliana auf einem Prunksessel zeigt, ihr zu Seiten die „Großmut" und die „Verständigkeit", vor ihr als kleine Figur kniend die „Dankbarkeit der Künste"; ein beflügelter Putto, der „Wunsch der Kunstgönnerin", hält ihr ein Pflanzenbuch hin, und sie zeigt mit stolzer Gebärde auf das Werk, das ihrer Initiative seine Entstehung verdankt. Also ein Widmungsbild, das — in die Sprache des Klassizismus übersetzt — zur Huldigung die Musen selbst bemüht. Aber eine Widmung nicht im Sinne: „Dir sei das Werk meiner Hände dargebracht, verschmähe die Gabe nicht", sondern in dem der Verherrlichung der Bestellerin und zugleich wohl auch in dem eines individualisierten Exlibris

Gerade darin scheint mir die besondere Bedeutung des Blattes für unser Thema zu liegen, daß es auch für die Folgezeit grundsätzlich die Frage nach dem Sinne der einzelnen Widmung an lebende Personen stellt: bedeutet sie die Bezeugung der intellektuellen Urheberschaft des Dargebrachten oder erfolgt eine Darbringung nur aus anderen Gründen?

Wenn es sich auch an Bedeutung mit dem eben besprochenen Blatte nicht messen kann, sei doch auf das Widmungsblatt des Filokalus-Kalenders hingewiesen, da es noch rund anderthalb Jahrhunderte weiter zurückführt. Bekanntlich ist dieser im Jahr 354 verfaßte Kalender uns nur noch aus neuzeitlichen Nachbildungen bekannt. (J. Strzygowsky, die Kalenderbilder des Chronographen vom Jahre 354. Jahrbuch des k. d. archäol. Instituts. 1. Ergänzungsheft. Berlin 1888). Er trug auf dem dekorativ behandelten Titelblatte (Strzygowski, Taf. III. J. G. Graevius, Thesaurus antiquitatum romanarum. Traject. ad Rhen. Lugd. Batavor. 1698 Fol. 95), an Inschriften neben der Verfasserangebe die Widmung an einen Valentinus in mehrfacher Form: Valentine floreas in deo; Valentine lege feliciter; Valentine vivas floreas; Valentine vivas gaudeas. *R. Berliner.*

II. Herr Bibliotheksdirektor Hans Fischer in Bamberg verweist mich auf das kunstgeschichtlich bedeutsame Doppelbild aus dem 11. Jahrhundert in der Bamberger Handschrift Msc. Bibl. 95: Kaiser Heinrich II. mit dem Buche, einer Evangeliumhandschrift, auf Blatt 7 (Rückseite), ihm gegenüber auf Blatt 8 (Vorderseite) „Sancta Maria Theotokos". Vgl. Friedrich Leitschuh und Hans Fischer, Katalog der Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Bamberg, Bd. 1, Abt. 1, Bamberg 1895/1906, S. 80, und Hans Fischer im Zentralblatt für Bibliothekswesen. 24. 1907, S. 367.

Karl Schottenloher.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten.

Ed. Beyers Nachf. in *Wien I.* Nr. 79. Vermischtes 279 Nrn.

Friedrich Cohen in *Bonn.* Nr. 122. Philosophie 531 Nrn.

Creutzer G. m. b. H. in *Köln.* Nr. 120. Folklore — Altertumskunde — Kultur- und Literaturgeschichte 1139 Nrn.

Gustav Fock in *Leipzig.* Anzeiger Nr. 140 und 141 — J. G. Fichte. Eine Sammlung von Werken von und über ihn. Mit einer Einführung von Univ.-Prof. Dr. Ernst Bergmann-Leipzig 624 Nrn. mit Register. — Bibliotheca Aldina. Eine Sammlung von mehr als 500 Drucken des Aldus Manutius und seiner Nachfolger. Mit einer Vorrede von Geh. Rat Dr. phil. C. Boysen-Leipzig 511 Nrn. — Americana. Aus dem Besitz des Herrn Geheimrats Prof. Dr. E. Seler-Berlin. — Codices Arabici. Aus dem Besitz des Reisenden Dr. Burchardt, mit Vorwort von Geh. Rat Prof. Dr. A. Fischer-Leipzig 39 Nrn.

Oskar Gerschel in *Stuttgart.* Nr. 94. Germanische Sprachdenkmäler und Altertumskunde — Ältere deutsche Literatur 1417 Nrn. — Der Bücherkasten, Jahrg. VII, Nr. 4. Vermischtes Nr. 2684 bis 3528.

Gilhofer & Ranschburg in *Wien I.* Nr. 139. Folklore — Überseeische Reisen — Religionswissenschaft 2650 Nrn.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig.* Nr. 496. Mexiko, Antillen, Zentralamerika 991 Nrn. — Nr. 497. Nordamerika 1036 Nrn. — Nr. 498. Orientalische Kunst 874 Nrn.

Franz Richard Holbach in *Berleburg (Westf.)* Anzeiger II/1921: Bibliographie, alte und neue Bibliophilenbücher, Zeitschriften und Zeitungen 999 Nrn.

Holstein & Puppel in *Berlin W 15.* Nr. 2. Ansichten, Bildnisse 7161 Nrn.

Rudolf Hönisch in *Leipzig.* Nr. 18. Vermischtes 1915 Nrn.

Max Hörhold in *Leipzig.* Vermischtes 928 Nrn.

F. Karafiat in *Brünn.* Nr. 48. Vermischtes 1201 Nrn.

Otto Küfner in *Berlin NW 6.* Nr. 26. Kunst, Blätter und Bücher 427 Nrn.

R. Levi in *Stuttgart.* Nr. 225. Vermischtes 1250 Nrn.

Lipsius & Tischer in *Kiel.* Nr. 54. Vermischtes 2687 Nrn.

Friedrich Meyer in *Leipzig.* Nr. 161. Seltenheiten und alte Drucke, Schmäh-, Spott- und Streitschriften, Reinecke Fuchs usw. 403 Nrn.

Leo S. Olschki in *Florenz.* Nr. 75. Vermischtes, Bibliographie, Bibliophilie.

Ritter & Weise in *Würzburg.* Nr. 1. Deutsche und fremde Literatur, Illustrierte Bücher 374 Nrn.

Heinrich Rosenberg in *Berlin W 15.* Seltene und schöne Bücher — Gerhart Hauptmann — Kinderbücher.

Ferdinand Schöningh in *Osnabrück.* Nr. 200. Deutsche Heimat-, Landes- und Ortskunde, Alte Chroniken, Geschlechter- und Wappenkunde, Urkunden, Bücher 2051 Nrn.

Dr. Ignaz Schwarz in *Wien I.* Nr. 3. Kunstliteratur 1899 Nrn.

Verlag Franz Hanfstaengl, München

Das Miniaturenkabinett der Münchner Residenz

40 Seiten Text und 41 Tafeln mit 6 mehrfarbigen und 63 einfarbigen Lichtdrucken

Vorwort und kritischer Katalog von

Hans Buchheit und Rudolf Oldenbourg

Einmalige Auflage von 300 numerierten Exemplaren

In Halbleder 750 M., in Halbpergament 700 M., in Ganzleinen 600 M.

Das Münchner Kabinett ist eine in ihrer Art ganz einzige Sammlung, in der die niederländischen Landschaftsmaler, vor allem aber die noch immer wenig gekannten und gewürdigten deutschen Miniaturisten des 17. Jahrhunderts wie Joh. König, Math. Kager, Joh. W. Baur, M. Scharner, Jos. Werner und M. van Geer in großer Reichhaltigkeit auftreten. Da die einzelnen Bildchen, wahllos über- und nebeneinander gereiht, in die mit Zierat überladene Vertäfelung dieser eigenartigen Kunstkammer eingelassen sind, waren sie bisher der wissenschaftlichen Forschung verschlossen. Diese erste und wohl auf lange hinaus einzige Veröffentlichung darf daher das Interesse der Sammler und Forscher in besonderem Maße in Anspruch nehmen; zumal sie alle bedeutenden Bilder der Sammlung in mustergültigen Lichtdrucken zeigt.

Ein Jahrhundert München 1800–1900

Zeitgenössische Bilder und Dokumente

Gesammelt und herausgegeben von

Georg Jacob Wolf

Zweite umgearbeitete u. vermehrte Auflage. 412 Seiten mit 270 Abbild. u. Beilagen

In Halbleinenband 90 Mark, in Ganzleinen 100 Mark

Ein Buch der Erinnerung an das alte behagliche München! Jede Seite, die man überfliegt, sagt mit stummer, aber eindringlicher Sprache, daß das München von einst im Sterben liegt und ein anderes, dem gemütlichen München fremdes und eisigkaltes München emporwächst. Fürstlichkeiten, Staatsmänner, Feldherren, Gelehrte, Künstler, Dichter, Bürger und Abenteurer bis zu den volkstümlichen Originalen plaudern in dem Buche ihre Herzensgeheimnisse über München aus, so daß ein kulturgeschichtliches Sammelwerk entstanden ist, wie es in dieser Fülle der Gesichte und Geschehnisse über die deutsche Kunstmetropole München überhaupt noch nicht geschrieben worden ist. Hier hat nicht ein Einzelner den Griffel angesetzt, hier schreibt sich ein Jahrhundert seine bedeutsamsten Erlebnisse vom Herzen.

(New Yorker Staatszeitung)

Die Entdeckung der Münchner Landschaft

Bilder und Dokumente aus zwei Jahrhunderten

Gesammelt und herausgegeben von

Georg Jacob Wolf

Ein stattlicher Band von 400 Seiten mit 300 Abbildungen und Beilagen

In Halbleinenband 135 Mark, in Ganzleinen 150 Mark

Dieser neue Band zeigt an Hand von Reisebeschreibungen, Berichten, Tagebuchblättern, Briefen und dergl. und eines reichen, größtenteils unbekannten Abbildungsmaterials, wie die Schönheit der einst als häßlich verschrieenen Münchner Umgebung von Künstlern und anderen Feinschmeckern der Naturschönheit entdeckt und das Land zwischen München, Watzmann und Zugspitze, heute das jährliche Reiseziel vieler Tausende, dem Verkehr erschlossen wurde. Denen, die das bayrische Alpenland zu kennen glauben, wird es manche Überraschung bringen, und allen, die es lieben lernten, ungetrübten Genuß.

Prospekte mit Probebildern kostenlos durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag

Bekannte Meisterwerke in Geschenkeinbänden

Hermann Abert

Wolfgang Amadeus Mozart

Otto Jahns klassisches Mozartwerk

Herausgegeben als fünfte, vollständig neu bearbeitete und erweiterte Ausgabe. Erster Band (1756–1782) mit 9 Bildnissen und 4 Faksimiles. Geh. 90.— M., geb. in Halbleinen 120.— M., in Halbfranz 150.— M. Zweiter Band (1783–1791) mit 1 Titelbild, VIII, 1084 Textseiten u. 53 Seit. Notenbeilagen. Geh. 150.— M., geb. in Halblein. 180.— M., in Halbfranz 220.— M.

Albert Schweitzer

Johann Sebastian Bach

3. Auflage mit 3 Bildnissen und 2 Handschriften. Geheftet 75.— M., geb. in Halblein. 112.50 M., in Halbfranz 150.— M.

Florence May

Johannes Brahms

Mit 10 Abbildungen nnd 2 Faksimiles. Geheftet 24.— M., gebunden in Halbleinen 36.— M., in Halbfranz 70.80 M.

Bernard Scharlitt

Chopin

Mit 22 Abbildungen. Geheftet 18.— M., gebunden in Halbleinen 28.50 M., in Halbfranz 61.80 M.

Paul Kühn

Max Klinger

Mit einer Lichtdrucktafel und 104 Abbildungen. Geheftet 112.50 M., geb. in Halblein. 150.— M., in Halbfranz 200.— M.

Felix Dahn

Ein Kampf um Rom

Historischer Roman. 125. Tausend. 3 Bände, gebunden in Halbleinen 90.— M., in Halbfranz 140.— M.

Richard von Volkmann-Leander

Träumereien an französischen Kaminen

Mit Schattenrissen von Marie Landsberger, 239. Tausend, mit Bildern von Hans Richard von Volkmann, 249. Tausend. Gebunden 7.50 M., in Halbfranz 30.80 M.

*** In die vorstehenden Preise sind alle Verlagsteuerungszuschläge eingerechnet ***

Verlag Breitkopf und Härtel in Leipzig



Der beste Spielkamerad ist ein gutes Bilderbuch. Dabei ist es auch heute noch der billigste von allen zu Geschenkzwecken an Kinder beliebten Gegenständen. Das Beste ihrer Art sind nach tausendfältigen Urteilen von Eltern und namhaften Pädagogen

Scholz' Künstlerbilderbücher



Charaktervolle, frohsinnige Texte, entzückende Bilder berufener Künstler. Humorvoll, unterhaltend, belehrend, unvergleichlich schön, von M. 6.60 an. Reiche Auswahl für alle Altersstufen: Märchenbücher, Tier-, Rätsel- und ABC-Bilderbücher, lustige Abenteuer, Kinderlieder usw. :: Durch alle gutgeleiteten Buchhandlungen zu beziehen :: Ausführliche Verzeichnisse und Probebilder auf Wunsch gern kostenlos von der

Verlagsanstalt Jos. Scholz, Mainz

Sammlung
der besten und neuesten
Reisebeschreibungen
in einem ausführlichen Auszuge,
worinnen
eine genaue Nachricht von der Religion,
Regierungsverfassung, Handlung, Sitten, Natur-Geschichte und anderen merkwürdigen Dingen verschiedener Länder und Völker gegeben wird.
Aus dem Engländischen übersetzt
Mit vielen nützlichen Kupfern.
Dritte Auflage
Berlin
verlegts August Mylius, 1777

Ein schönes Halbleder-Exemplar des so selten vollständigen und sehr gesuchten Werkes in 34 Bänden
M. 1800.—

Ferner empfehlen wir unser reiches Lager japanischer Farbenholzschnitte buddhistischer und künstlerischer Literatur.

Hapke & Schmidt, Buchhandlung
Berlin W. 8, Charlottenstraße 50/51



Verlag Strecker und Schröder, Stuttgart

Wertvolle Neuerscheinungen:

Helene Christaller, Verborgenheit. Roman. Halbleinenband M. 25.—, Ganzleinenband . M. 30.—
Die große Christellergemeinde wird das Buch zum 50. Geburtstag der Dichterin herzlich begrüßen.

Ludwig Diehl, Suso. Der Roman eines deutschen Seelenmenschen. Halbleinenband M. 30.—, Leinenband mit Farbschnitt . . . . M. 40.—
„. . . Das Buch gibt mit großer zu dichterischer Schönheit aufsteigender Empfindungskraft einem neuen Idealismus Ausdruck, der nicht etwa grüblerisch auf den Geist des Lesers drückt, sondern mit seiner besonderen Art idealer Lebensbejahung befreiend wirkt." Kölnische Zeitung.

Maria M. Schenk, Die Bäuerin an der Staig. Erzählungen. Halbleinenband . . . . M. 20.—
Geschichten, die wie Lebensberichte anmuten. Nicht die sentimentale, verzuckerte Bauerndarstellung, sondern ein habhafter Realismus hat hier die Feder geführt.

Ausgewählte Gedichte Goethes. Erläutert von Lorenz Straub. Halbleinenband . M. 30.—
Der Leser wird zu tiefstem Genuß der künstlerischen Form der Gedichte angeleitet, indem sie ihn auf den Bau, Rhythmus, Klangfarbe, Wortwahl u. dgl. aufmerksam macht.

Caspar David Friedrich, Die romantische Landschaft. Dokumente und Bilder. Herausgegeben von Otto Fischer. Kartoniert M. 22.—, gebunden . . . . M. 35.—
Die schönsten der Landschaftsbilder Friedrichs sind hier ausgewählt und in großen, guten Wiedergaben dargeboten.

Liebhaberausgaben (auf feinstem holzfreien Papier in numerierten Exemplaren):

Ludwig Diehl, Suso. Der Roman eines deutschen Seelenmenschen. Echt Pergamentband mit Goldschnitt . . . . M. 150.—

Lisbet Dill, Bekenntnisse der Baronin de Brionne. Roman. Halblederband . . . . M. 100.—

Gottfried Keller, Gedichte. Ausgewählt von Theodor Klaiber. Mit 6 Zeichnungen von Bruno Goldschmitt. Halbfranzband . . . . M. 100.—

Theodor Koch-Grünberg, Zwei Jahre bei den Indianern Nordwest-Brasiliens. Halblederbd. M. 120.—

Eduard Mörike, Gedichte. Herausgegeben von Hans Heinrich Ehrler. Mit 9 Scherenschnitten von Maria Jutz. Pergamentband . . . . M. 100.—

Zu beziehen durch die Buchhandlungen

Haus Lhotzky Verlag in Ludwigshafen am Bodensee

Neuerscheinungen:

Dr. Max Kemmerich

Gespenster und Spuk

Geheftet 38 Mark, gebunden 55 Mark

Kemmerich führt uns wieder einmal einen neuen, noch nie begangenen Weg zur Vertiefung und Erweiterung unseres Weltbildes; denn bisher ist kein ähnliches Buch in unserer Literatur erschienen. Hier wird die Frage nach der Möglichkeit und Wirklichkeit von unheimlichen Erscheinungen, die der Volksmund als Gespenster und Spuk bezeichnet, von einem Manne behandelt, der wissenschaftlich zu denken und zu forschen versteht. Das Werk gipfelt in dem Nachweis vom Fortleben nach dem Tode.

Dr. Albrecht Wirth

Weltenwende

Geheftet etwa 28 Mark, gebunden etwa 35 Mark

Droht der Untergang des Abendlandes, oder leuchtet unserer gegenwärtigen Nacht ein Morgen neuen Aufstieges? Diese Frage sucht der Verfasser zu lösen, der eine Weltenwende herannahen sieht. Aus den Erfahrungen der Vergangenheit schmiedet er die Schlüssel, um das Tor der Zukunft zu öffnen. Wer in der verworrenen Zeit nach Klarheit strebt, der greife nach dem Buche: er wird Weltgeschichte mit anderen Blicken sehen und neue Weltanschauung gewinnen.

IM DEZEMBER ERSCHEINT:

ANTIQUARIATS-ANZEIGER III/1921

NEUERWERBUNGEN:

WERTVOLLE VORZUGSDRUCKE

SCHÖNE EINBÄNDE

VERSCHIEDENES

VERZEICHNIS KOSTENLOS

FRANZ RICHARD HOLBACH
BUCHHANDLUNG UND ANTIQUARIAT
BERLEBURG IN WESTFALEN

In meinem Verlage ist erschienen:

DANTES GÖTTLICHE KOMÖDIE

In Zeichnungen deutscher Romantiker zum sechshundertsten Todestag

Herausgegeben von PAUL SCHUBRING

1 Band in Quart mit VIII, 126 Seiten u. 59 Tafeln in Lichtdruck. In Ganzleinenband, entworfen v. Prof. Herm. Delitsch. Preis M 600.—

Deutsche Zeichnungen der Nazarener und Romantiker von Jos. Führich, Jos. Koch, Alfred Rethel, Ludw. Richter, M. v. Schwind, Schnorr v. Karolsfeld, Ed. Steinle sollen die Führer sein durch jene drei Reiche, die Dante durchwandert. Die Einleitung gibt im Zusammenhang die Grundgedanken der Dichtung und eine Übersicht über Dante-Illustrationen. Jedem Blatt geht eine ausführliche Beschreibung voran neben der Textstelle, die italienisch und in der Gildemeisterschen Übersetzung abgedruckt ist. Das Werk setzt keine Dante-Kenntnisse voraus, möchte aber Zögernde ermutigen, an der Hand von Bild und Wort tiefer in die gewaltige Dichtung einzudringen

PROSPEKT KOSTENLOS

KARL W. HIERSEMANN · LEIPZIG

KÖNIGSTRASSE 29

Eginhard-Presse!

Soeben erschien als 5. Druck der Eginhard-Presse zu Aachen

Storm, Th., Der Schimmelreiter

150 in der Presse numerierte Exemplare, Umfang 120 Seiten, Format 19×28, Cicero Weiß-Fraktur,

handgemalte Initiale,

allerbestes Velin-Bütten mit dem Wasserzeichen der Presse. Handgearbeiteter Pappband M. 375.–

Dieser längst erwartete Band der Eginhard-Presse rechtfertigt die glänzende Aufnahme, die unsere Presse sowohl bei der Kritik als auch bei den Bücherfreunden gefunden hat, von neuem.

Von früher erschienenen Drucken ist der I. Band

Goethe, Götz von Berlichingen

vergriffen. – Von den weiteren Bänden

II. Hebbel, Judith . . . . M. 375.–
III. Chamisso, Ausgewählte Gedichte . . . . M. 150.–
IV. Storm, Immensee . . . . M. 100.–

sind noch eine kleine Anzahl Exemplare verfügbar. Preiserhöhung vorbehalten!

J. A. Mayer'sche Buchh. (Inh. Max Berger), Aachen

Soeben erschien:

Das graphische Jahr Fritz Gurlitt



Ein umfassendes Bild der Graphik unserer Zeit mit Autobiographien der ersten Künstler und einer Einführung von Reichskunstwart Ed. Redslob

240 Seiten mit mehr als 100 Abbildungen

50 Mark

Vorzugsausgabe in 100 Exempl.: Nr. 1—10 mit 20 Orig.-Graphikblättern 3000 M., Nr. 11—50 mit 9 Orig.-Graphikblättern 1000 Mark, Nr. 51—100 mit 4 Orig.-Graphikblättern 500 Mark

FRITZ GURLITT VERLAG/BERLIN

DIE WEIHNACHTSBÜCHER DES VERLAGES E. A. SEEMANN IN LEIPZIG



DEUTSCHE KUNSTHISTORIKER

Von Sandrart bis Rumohr

von Wilhelm Waetzoldt

Geheftet 45 Mark, in Halbleinen gebunden 60 Mark, in Halbfranz gebunden 75 Mark

Weit über die eigentlich gelehrten Kreise hinaus werden gebildete, an der Literatur und Kunstgeschichte interessierte Leser nach dieser „Geschichte der Kunstgeschichte" greifen, die ein wesentliches Stück der deutschen Geistesgeschichte der letzten drei Jahrhunderte umschließt.

*

DER LEIPZIGER VALERIUS MAXIMUS

Mit einer Einleitung über die Anfänge des Sittenbildes in den Niederlanden

von Friedrich Winkler

Mit 5 Tafeln und Abbildungen im Text. 145 numerierte Exemplare
In Halbpergament gebunden 250 Mark

Die kostbare, wundervolle niederländische Bilderhandschrift des 15. Jahrhunderts wurde bisher noch niemals publiziert. Jeder Miniaturensammler wird ihre Veröffentlichung zu schätzen wissen.

*

JAPAN * KOREA * CHINA

Reisestudien eines Kunstfreundes

von Peter Jessen

Mit 72 Abbildungen. Einbandentwurf von W. Tiemann. Gebunden 25 Mark

Einer der bekanntesten Spezialisten für Ostasien hat Jessens Arbeit für mit das Beste erklärt, was in so knapper Form über Ostasiens Volk und Kunst geschrieben wurde. Der reiche fesselnde Bildschmuck unterstützt das geschriebene Werk in angenehmer Weise.

*

SINGINENS GESCHICHTEN

Ein Jung-Mädchenbuch

von Paula Dehmel

In entzückendem Künstlerband nach Entwurf von G. A. Mathéy 30 Mark
20 numerierte Vorzugsexemplare mit dem Namenszug der Künstlerin und der Signatur von G. A. Mathéy. In Seide gebunden 200 Mark

Zu Paula Dehmels „Liebem Nest" gesellt sich nun dieses wundersam poetische Geschichtenbuch von Wind und Wald, von Blumen und vom lieben Gott. Es ist gleichermaßen ein Geschenkbuch für stillbesinnliche Mädchen, wie für Mütter, die daraus Gedanken schöpfen werden.



VERLAG VON E. A. SEEMANN / LEIPZIG

DIE NEUEN BÜCHER

VOLTAIRE: CANDIDE. Mit 28 großen Federzeichnungen von *Alfred Kubin*. 100.— gebunden. Vorzugsausgabe mit Originalen siehe Sonderprospekt.

FLAUBERT: DER BÜCHERNARR. Mit drei Lithographien von *Alfred Kubin*. 20.— gebunden. Vorzugsausgabe: 50 Ex. auf Bütten, signiert, Ganzpergament, je 300.— Mark.

HÖLDERLIN: DIE SPÄTEN HYMNEN. Erste vollständige Ausgabe der Gedichte aus der Zeit der geistigen Umnachtung. Herausgegeben von *R. v. Delius*. 20.— gebunden.

LAOTSE: TAO-TE-KING. Übertragen von *F. Fiedler*. Herausgegeben von *Gustav Wyneken*. 15.— gebunden.

LIEBESGESCHICHTEN DES ORIENTS. Mit einleitender Prosa von *Franz Blei*. 30.— gebunden. Vorzugsausgabe 100.— gebunden.

PETRONIUS: DIE ABENTEUER DES ENCOLP. Übertragen von *Wilhelm Heinse*. 30.— gebunden.

E. A. POE: DIE ABENTEUER DES DEDEKTIVS DUPIN. Illustriert von *Ernst Schütte*. 12.— kartoniert. 16.— gebunden.

R. L. STEVENSON: DER KLUB DER SELBSTMÖRDER. Illustriert von *Ernst Schütte*. 12.— kartoniert. 16.— gebunden.

KURT MARTENS: DER EMIGRANT. Eine Erzählung aus der Revolution. 12.— gebunden.

HANS REIMANN: DIE DINTE WIDER DAS BLUT. Ein parodierter Zeitroman von *Arthur Sünder*. 30. Tausend. 7.50 kartoniert.

HANS REIMANN: EWERS. Ein garantiert verwahrloster Schundroman in Lumpen, Fetzchen, Mätzchen und Unterhosen von *Hanns Heinz Vampir*. 20. Tausend. 14.— kartoniert, 20.— gebunden.

HANS REIMANN: „HEDWIG GOURTHS-MAHLER." Schlichte Geschichten fürs traute Heim. Illustriert von *George Grosz*. 20.— gebunden.

HANS REIMANN: SÄCHSISCHE MINIATUREN. Neue Grotesken. Illustriert von *George Grosz*. 10. Tausend. 10.— kartoniert.

KURT MÜNZER: DER WEISSE KNABE. Die Geschichte einer seltsamen Liebe. 13.— gebunden.

EDWARD BULWER: DIE GEISTERSEHER. Ein okkulter Roman. 15.— gebunden.

Der große Katalog wird an Bücherfreunde gern kostenlos versandt

PAUL STEEGEMANN VERLAG
HANNOVER

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig

Soeben ist erschienen:

Geschichte der deutschen Literatur

von den Anfängen bis zur Gegenwart

Von Dr. Karl Borinski

Professor an der Universität München

Mit 165 Bildnissen auf 48 Tafeln / 2 Halbleinenbände 98 Mark, 2 Halblederbände 260 Mark

Die Notwendigkeit einer neuen deutschen Literaturgeschichte wird, wenn irgendwann, so gewiß jetzt an dem Zeitpunkte der großen Wende in Deutschlands Geschick eingeräumt werden. Während die Zeit der jüngsten Epoche des deutschen Schrifttums, der sogenannte „neue Kurs", etwas kritischer behandelt wird, als es zu geschehen pflegte, wird die Gesamtentwicklung wieder in liebevollere Betrachtung genommen, und die klassischen Perioden erhalten das stärkste Licht. Schule und Haus werden mit dieser Auffassung im Ganzen einverstanden sein. Aber auch die auf sich selber Stehenden, die Freunde eines vernünftigen Fortschrittes der Literatur, werden mit Interesse den besonderen Auffassungen des Verfassers folgen und seinem Ausblick am Schluß Recht geben. Selbst die Kaffeehausliteraten werden von der Genauigkeit, die dem neuesten Lauf der Literatur folgt, befriedigt sein. Am meisten angesprochen aber werden wie billig die Liebhaber des deutschen Schrifttums selber von dieser selbständigen und eindringenden Erfassung der verschiedenen Stufen der Entwicklung werden. Ein Vorzug des neuen Werkes ist noch der einer reinen, bis auf die unentbehrlichen Fachausdrücke durchaus deutschen Sprache. Ein guter Führer für alle Bildungsuchenden, für Studium u. Haus, aber zugleich ein ernstes Werk für die Freunde eines vernünftigen Fortschritts und für die Schriftbeflissenen selbst.

Zu haben in allen Buchhandlungen

Illustr. Katalog über Geschenkwerke, sow. Novellen, Jugendschr. usw. von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart kostenfrei.

Bücherfreund verkauft:

1. **Rétif de la Bretonne, Das enthüllite Menschenherz.** Band 1 (übers. v. Nestler, Siena und Berlin 1905), 2 (v. Schurig, 1905), 4 (Privatdruck), 6 (v. Schurig, 1905. Mehr nicht erschienen. Der Band 50 M.
2. **Bierbaum, Lobetanz.** Panverlag 1895. 100 M.
3. **Ernst, Ariadne auf Naxos.** Bibliophilengesellschaft 1912. 100 M.
4. **Silhouttenalmanach auf 1909.** Berlin, Edm. Meyer 20 M.
5. **Bernus, 7 Schattenspiele.** München, Müller 1910. 50 M
6. **Werfel, Troerinnen.** Leipzig, Wolf 1915. 40 M.

Anfragen zur Weiterbeförderung an das Sekretariat der Bibliophilen Eisenach, Augustastraße 2 erbeten.

Wenn dich der Alltag in seiner Häßlichkeit bedrückt, dann soll dir Erkenntnis werden auch für seine Schönheit durch Vertiefen in

Wunder des Alltags

Kleine Prosa von Lehner

Holzfreies Papier! Tiemann-Fraktur
Preise: Geheftet M. 15.50, Halbleinen M. 22.— Halbleder M. 65.—, 30 num. und handschriftl. sign. Exemplare in Ganzperg. pro Expl. M. 250.—

erschien soeben im

Albert Kietz Verlag · Leipzig

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Namen-Register

zur

Zeitschrift für Bücherfreunde

Neue Folge. Dreizehnter Jahrgang. 1921

Die *kursiv* gedruckten Zahlen verweisen auf das Beiblatt.

A

Abel, Hans Karl 84.
Altmann, Arthur 84.
Ambeiger, Olga *196*.
Amman, Jobst 117.
Anshelm, Thomas 65.
Aretz, Paul *160*.
Arnold, Robert F. *179*.
Auburtin, Victor *196*.

B

Babits, Michael 5.
Bader, Karl *66*.
Bahr, Hermann *3*.
Baldung-Grien, Hans 68.
Barbusse, Henri *196*.
Bartholomaei, Johann Christian 6.
Bartsch, Adam 119.
Barthel, Max *156*.
Bauer, Johann Jakob 148.
Bauernfeld *49*.
Baum, Peter 244.
Baumgarten, Siegmund, Jakob 148.
Bayros, Franz von *241*.
Beardsley, Aubrey *157*.
Becher, Johannes R. *197*.
Bechthold, Arthur 25—27.
Becker C. 117.
Becker, Hellmuth *198*.
Becker, Walter *271*.
Beethoven *206*.
Beggesen, Jens 90.
Beham, Hans Sebald 117.
Behrend, Walter *6*.
Beier, August *147*.
Bekker, Christoph 146.
Belgard, Wally 84.
Beltrami *148*.
Bennemann, Paul 7.
Bension, Ariel *198*.
Berceviczy, Gregorius Franz von 28.
Berend, Eduard 125—128.
Berghoeffer, Christian Wilhelm *199*.
Bergschmied, Anton 7.
Berliner, R. *279*.
Bernhard, Johann Adam 141, 143.
Bernhardi, Friedrich von *105*.
Bernhart, Joseph *8*.
Bernini *71*.
Bernstein, A. *159*.
Berstl, Julius *30*. *125*.
Bethge, Hans *245*.
Biedermann, W. von 86.
Bierbaum, Otto Julius *245*.
Biermann, Georg *109*.
Bischoff, Heinrich *199*.
Blaß, Ernst *200*.
Blaufus, Jakob Wilhelm 148.
Blei, Franz *157*, *158*.
Blümml, Emil Karl *3*.
Bock, Kurt *9*.
Boehn, Max von *9*, *167*.
Boerner, Friedrich 146.
Bojanowski, Paul 10.
Bondi, Werner *24*.
Borchling, Conrad *50*.
Bô Yin Râ *30*.
Bourgeois, Eugène 85.
Brade, O. R. 87.
Brandenburg, Erich *11*.
Braren, Oluf *270*.
Braun, Felix *158*.
Brentano, Clemens 125—128.
Brentano, Maria Rafaela *200*.
Brie, Friedrich *200*.
Brieger, Lothar *211*.
Browne 111.
Brückmann, Ernst Franciscus 144.
Bruegel d. Ä., Pieter *243*.
Brunhes, Jean 113.
Budko, Joseph *258*.
Bühler, Johannes *246*.
Bünau, Georg *200*, *246*.
Bünemann, Joh. Ludolph 147.
Burckhard, Jacob 144.
Burg, Paul 84.
Burkhardt, Martha *201*.
Busch, Nikolaus 67.

C

Castle, Eduard *1—5*, *103*, *156*, *244*.
Chantelou, Paul Fréart Sieur *71*.
Chénu, Maurice *194*.
Chodowiecki, Daniel *31*, *164*, *247*, *274*.
Christaller, Helene *202*.
Christern 83.
Cinellus, Johannes 143.
Claudel, Paul *195*.
Clemen, Otto 65—68, 122—124, *11*, *51*, *231*.
Clement, David 147.
Cohn, Wilhelm *203*.
Colet-Révoil, Louise 85.
Conrad-Eybesfeld, Mina *115*.
Cornelius, Auguste 88.
Cornicelius, Max *179*.
Couperus, Louis *203*.
Courbet *215*.
Creutz, Max *247*.
Croiset, Maurice 112.
Crommelynck, Fernand *193*.

D

Daumier, Honoré *273*.
Deckelmann, Heinrich *217*, *226*.
Deetjen, Werner 5—11, 39—40.
Deinhardstein 86.
Delius, Rudolf von *158*, *211*.
Deri, Max *248*.
Detmold 17, 18.
Deutsch, Otto Erich *62*, *123*.
Dibdin 80.
Diderot, Denis *205*.
Diezmann, A. 85.
Dolfin *152*.
Dommer, A. von 65, 66.
Dörries, Bernhard *12*.
Dostojewski, F. M. *106*, *159*.
Dreyer, Max *12*.
Droem, Ernst *249*.
Dürer, Albrecht 118.
Dupin, H. 87.
Duysen, Paul *250*.
Dvořák, Max *243*.

E

Ebstein, Erich 28—31, *34*, *133*, *165*, *180*.
Ebrard, Friedrich Clemens *252*,
Eckermann, Joh. Peter 9.
Eckhardt, Ludwig 88.
Ehmcke, F. H. *251*.
Eliasberg, Alexander *106*.
Elster, Hanns Martin *248*.
Enders, L. *205*.
Engel, Ernst *133*.
Ermatinger, Emil *251*.
Ernest, Gustav *206*.
Ernout, Alfred 113.
Evenbach, Franz 85.
Ewers, Hanns Heinz *206*.

F

Fabri, Marcello *193*.
Faure, Elie *147*.
Feßler, Franz *205*.
Fichte 32—36.
Fiedler, Carl 85.
Filow, Bogdan D. *52*.
Fingermann, Jakob *13*.
Fischart, Johannes *52*.
Fischer, Hans W. *253*.
Fleischer, Victor *252*.
Fleuron, Svend *13*.
Folger, Fritz 85.
Fontaine, J. N. 88.
Fontane, Theodor *14*, *125*, *159*.
Foß, M. W. L. *254*.
Fouché, Joseph *160*.
Francesca, Piero della *107*.
Frank, Bruno *255*.
Frank, Hans *73*, *106*, *171*, *180*, *218*.
Franke, Walther *273*.
Frehsee, Martin 88.
Freiermut, Hans Heinrich 49—56.
Frentzel, Magister 61—64.
Freudenberg *167*.
Frey, Adolf *256*.
Freytag, Friedrich Gotthilf 148.
Friedell-Polgar 91.
Friedländer 121.
Fritz, Gottlieb *160*.
Fronsperger, Leonhard 117.

G

Gaffuri *152*.
Gardthausen, Victor *207*.
Gatti *152*.
Gauguin, Paul *161*.
Geiger, L. 67.
Geisberg, Max 102.
Geisenhof, Georg 67.
Gensichen, Otto Franz 87, 88.
Georg, Johann 75—80.
George, Stefan *200*, *257*.
Genée, Rudolph 117.
Gerbrecht, Gustav Adolf *14*.
Gesner, Johann Mathias 5.
Gide, André 97. 98.
Ginzkey, Franz *241*.
Glossy Karl *24*.
Glück, Gustav *242*.
Goethe, Johann Wolfgang von 7, 8, 18, 19, *257*, *261*.
Goetze, E. 117, 118, 119.
Gogol, Nikolai *207*.
Golz, Bruno 53.
Gothein, Marie Luise *176*.
Gött, Hanns, *117*.

Gottlieb, Theodor 103.
Götze, Alfred 65.
Grabbe, Chr. D. 198.
Graber, Hans 107.
Graf, Urs 49—56.
Grässe, J. G. Th. 148.
Grautoff, Otto 99, 147, 195.
Gravelot 274.
Grien, Hans Baldung 68.
Grimschitz, Bruno 242.
Groschuff, H. August 141, 142, 146.
Groth, Ernst Johann 83.
Grün, Albert 85.
Guégan, Bertrand 145.
Guenther, Johannes von 15.
Gugitz, Gustav 3.
Gütersloh, Paris 158.
Gutzkow, Karl 81.

H

Haas, Hans 29, 201, 224, 258.
Haberditzl, Franz 242.
Habicht, Victor Curt 16.
Hadl, R. 260, 261.
Hagen, Oskar 16.
Hain 72.
Halbe, Max 17.
Halle, Fannina W. 208.
Hamann, Richard 107, 208.
Hamecher, Peter 180.
Handel, Willi 209.
Hansen, Fritz 33.
Hanstein, Alfred von 258.
Harich, Walter 69—71.
Hartlaub, G. F. 17.
Hartmann, Friedrich K. L. 53.
Hartmann, Ludo L. 54.
Hasse, Karl Paul 209.
Hasselberg, Felix 105—111.
Hauff, Wilhelm 56, 267.
Hauffen, Adolf 169.
Hauschner, A. 259.
Hausenstein, Wilhelm 20, 161.
Haußmann, Conrad 162.
Havet, Louis 113.
Haym, Nicolò Francesco 146.
Hebbel, Friedrich 39, 105—111, 131—140.
Heckel, Carl 84.
Hecker, Max 257.
Heimbeck, Hans 67.
Heine, Heinrich 259, 260.
Heine, Thomas Theodor 268.
Heiseler, Henry 56.
Hellingrath, Norbert von 260.
Helssig, R. 220.
Henle Elise 86.
Hermann, Basilius 108.
Herrmann, Max 261.
Heuser, Heinrich 265.
Hirschberg, Leopold 22, 131.
Hitschmann, Eduard 57.
Hochdorf, Max 196.
Hoerschelmann, Rolf von 56. 158, 223.
Hofer, Klara 261.
Hoffmann, E. T. A. 69—71, 210, 261.
Hofmann, Albert von 22, 58.
Hofmann, Johannes 61—64, 101—104, 262.
Hölderlin 211, 224, 260, 262.
Hollpein, Heinrich 85.
Hosemann, Theodor 211.
Houben, H. H. 131—140.
Huber 243.
Hübner, Rudolf 108.
Hulshof, A. 211.
Humboldt, Karoline 162.
Humboldt, Wilhelm 162.
Hupp, Otto 162.
Hutten, Ulrich von 52.

I

Immermann 72, 166, 267.
Ibsen 262.

J

Jackson, A. V. William 111.
Jacob, Hans 226.
Jacob, Heinrich Eduard 213.
Jacobsen, Jens Peter 245.
Jacoby, Wilhelm 84.
Jacquème 115.
Jakobs, Monty 262.
Jammes, Francis 194.
Jandolo, Augusto 87.
Janssen, Magda 74, 158, 172.
Jellinek, Karl 163.
Johst, Hanns 128, 163, 176, 181.
Junk, Rudolf 5, 241.

K

Kafka, Franz 59.
Kakane, Arthur 110.
Kaphahn, Fritz 56, 70, 109.
Keller, Gottfried 57.
Kenealy, E. V. 91.
Kesser, Hermann 6.
Kessler, Harry, Graf 164.
Kestenberg, Adolf 60.
Keyserling, Graf Hermann 214.
Kirstein, Gustav 276.
Klaiber, Theodor 25, 263.
Klarer, Theobald 89.
Klarwill, Victor 264.
Kleist, Heinrich von 265.
Klopstock 67.
Knudsen, Hans 9, 12, 60, 157, 201, 221, 250, 255.
Klenz, Heinrich 20—24, 40—48, 141—148.
Kluge, Friedrich 265.
Knigge, Adolf Freiherr von 266.
Kobald, Karl 61.
Kober, A. H. 266.
Köchling, Maria 173.
Koester, Hans 111.
Köhler, Reinhold 11, 67.
Kohlrausch, Robert 266.
Körner, Fritz 61.
Körner, Gustav 89.
Körner, Josef 267.
Kortum 132.
Kotzebue, August von 89.
Kralik 243.
Krammer, Mario 159.
Krauss, Ingo 81.
Krauß, R. 26, 122, 215, 223.
Kreidolf, Ernst 255.
Kretschmayer, Heinrich 243.
Krieck, Ernst 111.
Kroeber, Hans Timotheus 164.
Krüsike, Johann Christoph 145.
Kubin, Alfred 271.
Küchler, Walther 176, 197, 251, 269.
Kühn, Julius 83, 112.
Kulka, Georg 62, 112.
Kürnberger, Ferdinand 62.
Kurz, Isolde 215.

L

Labes, E. 86.
Lamer, H. 178.
Lang, Erwin 241.
Langer, Joh. 67.
Laske, Oskar 5, 252.
Lassalle 68.
Laurentii, Nikolaus 78, 80.
Lehrs, Max 102.
Leibl, Wilhelm 247.
Leitzmann, Albert 12—15, 129—131, 162.
Lenau, Nikolaus 199.
Lepêre, Auguste 114.
Leskow, Nikolaus 63.
Lichtenberg 12—15, 129—131.
Lichtenberger, Johann 142.
Liebermann 121.
Liebmann, Louis 37—38.
Liepe, Wolfgang 268.
Lindner, Albert 89.
Lips 232.
Lissauer, Ernst 89.
Litt, Th. 165.
Litzmann, Berthold 253.
Lobsien, Wilhelm 26.
Loewe, V. 113.
Löscher, Valentin Ernst 145.
Loubier, Jean 101.
Ludhard, E. K. 64.
Luther 67.
Luther, Arthur 12, 51, 63, 124.
Luther, Joh. 65, 67, 68.
Lyser, Johann Peter 82.

M

Maas, Max 111—116.
Maaßen, Karl Georg von 127.
Mader, Joachim Johann 142.
Magliabecchi, Antonio 143.
Mann, Thomas 268.
Mansion, Colard 134.
Mantis, Dr. 91.
Märker, Friedrich 114.
Martersteig, Max 20, 112, 127, 161, 167, 214.
Marzi, Dem. 79.
Masch, Andreas Gottlieb 148.
Masjutin 207.
Mathorez 195.
Matthes, Alfons 82.
Maubel, André 147.
Mauermann, Siegfried 89.
Maync, Harry 166.
Meckauer, Walter 115.
Meder, Joseph 242.
Meier-Graefe, Julius 215.
Melchers, Bernd 216.
Menzel, Adolph von 121, 182.
Merbach, Paul Alfred 81—96.
Merker, Paul 168,
Meschko, Xaver 115.
Metternich-Sándor, Fürstin Pauline 66.
Meurer, Kurt Erich 115.
Meyer, Conrad Ferdinand 32.
Michaelis, Curt 72.
Miegel, Agnes 268.
Mieses, Matthias 27.
Miethe, A. 116.
Minor, Jakob 2.
Mittler, Otto M. 118.
Modersohn-Becker, Paula 167.
Mombert, Alfred 276.
Monnier, Henry 273.
Monti, Antonio 152.
Moreau 167.
Moreck, Curt 205, 222, 227, 247.
Morhof, Daniel Georg 143.
Moser, Hans Joachim 168.
Müller, Carl Arthur 87.
Müller, Georg Hermann 67.
Müller, Hans von 69—71.
Müller-Jabusch, Maximilian 32—36.
Müller-Walbaum, Wilhelm 1.
Murner, Thomas 168.
Mynona 116.

N

Nassa-Saarbrücken, Elisabeth von 268.
Neubert, Franz 257.
Neuburger, Albert 169.
Neuburger, Paul 259.
Neumann, Friedrich 29.
Neuweiler, Arnold 117.
Nexö, Martin Andersen 117, 269.
Nicolai, Friedrich 274.
Niebergall 132.
Niemeyer, Wilhelm 270.
Niessen, Carl 118.
Nietzsche, Friedrich 270.
Nöldeke-Christaller, Erika 202.

O

Ohorn, Anton 88.
Oncken, Hermann 68.
Ortlepp, Paul 7.
Osiander, Friedrich Benjamin 34.
Osterwald 266.
Otten, Else 203.
Ovid 118.

P

Panin, Viktor 29.
Patissou 114.
Paul, Jean 271.
Pauli, Gustav 117.
Paullóva, Arthur 88.
Payer von Thurn, Rudolf 2.
Péguy, Charles 170.
Peladan 119.
Perkonig, Josef Friedrich 70, 170.
Perutz, Leo 120.
Petsch 276.
Pfister, Kurt 30.
Pirker, Max 244.
Plaßmann, Joseph 23.
Pocci, Franz 216.
Point 119.
Poppe, Georg 267.
Prechtl, Robert 125.
Preller, Ludwig 9.
Prinzenhausen, Friedrich 83.
Proust, Marcel 193.
Prüß, Joh. 65.
Przygode, Wolf 249.
Pulver, Max 217.

R

Ranftl, Matthias 49.
Rappaport, Ewald, 153.
Raspe, R. E. 122—124.
Rathlef, Ernst Ludewig 143.
Réau, Louis 147.
Recke, Elisa von der 51.
Redlich, Joseph 1.
Redlich, Oswald 243.
Rehfisch, Hans José 171.
Reimmann, Jakob Friedrich 147.
Reincke, Heinrich 50.
Rembrandt 30, 107, 208.
Rhaw, Georg 67.
Riemann, Robert 121, 272.
Riemer, Friedrich Wilhelm 9.
Ritter, Karl 216.
Rivière, Jacques 98.
Roden, Max 171.
Röhl, H. 159.
Rolland, Romain 194.
Rose, Hans 71.
Roselieb, Hans 217.
Rother, C. H. 78—80.
Rothmund, Toni 121.
Rousseau, James 273.
Rousseau, Jean Jacques 274.
Rubens 242.
Ruge, Arnold 91.
Rupp, F. 213.

S

Sachs, Hans 117.
Salmonys, Alfred 208.
Salus, Hugo 71.
Schade, R. 86.
Schaeffer, Emil 87.
Schapire, Rosa 17, 30, 115, 160, 161, 167, 208, 211, 223, 270.
Scheffler, Karl 217.
Schelhorn, Johann Georg 146.
Schendel, Arthur von 218.
Schering, A. 22, 61, 123, 130, 131.
Schering, Emil 119.
Scheurmann, Erich 72.
Schickele, René 218.
Schlitter, Hans 2.
Schlögl, Friedrich 99.
Schlögl, Nivard 1.
Schmehl, Augustus 73.
Schmidt, Lothar 87.
Schmidt, Raymund 272.
Schmidtbonn, Wilhelm, 74.
Schneider, Adolph Wilhelm 89.
Schneider, Hermann 122.
Schneider-Enges, Gertrud 219.
Schnerich, Alfred 243.
Schnüttgen, Alex. 172.
Schöll, Adolf 10.
Schoeller, Ida 119.
Scholz, Wilhelm von 171.
Schoppe, Georg 229.
Schottenloher, Karl 219, 279.
Schretlen, M. J. 211.
Schubert, Franz 123.
Schuchardt, Christian 67.
Schücking, Levin L. 85, 173.
Schücking, Lothar 123.
Schüller, Eduard 84.
Schurzfleisch, Heinrich Leonhard 5.
Schurzfleisch, Konrad Samuel 5.
Schwarz, Georg Christoph 65.

Schwiefert, Fritz 107.
Schwindel, Georg Jacob 146.
Scribe, Eugène 86.
Seebaß, Friedrich 262.
Seeger, J. G. 176.
Seehof, Arthur 83.
Segalen, Victor 161.
Seligmann, S. 67.
Shakespeare 173.
Siber, Jules 124.
Siewert, Ernst 87.
Smekal, Richard 3, 177.
Smith, Jos. 148.
Sommerfeld, Martin 274.
Sonnenschein, Hugo 62, 176.
Sorbelli, Albano 149.
Souvestre, Emile 85.
Spilker, Joh. Christoph 7.
Spontini 16.
Srbik, Heinrich Ritter von 244.
Steindorff, Georg 162, 170.
Steinwert von Soest, Johann 177.
Stemplinger, E. 178.
Sternberg, Leo 220.
Stimming, M. 113.
Stosch, Ferdinand 147.
Strindberg, August 221.
Strobl, Karl Hans 222.
Struve, Burchard Gotthelf 143, 146.
Stübel, Moritz 31.
Stuhlfauth, Georg 49—56, 117—119.
Supper, Auguste 222.
Sydow, Eckart von 223.

T

Tannenbaum, Herbert 121.
Tanzi-Mira, Giuseppina 115.
Tau, Max 221.
Teichmann, Valentin 105—111.
Telschow, Hilde 275.
Theophilus Sincerus 146.
Thérive, André 194.
Thoma, Hans 121
Thou, Jacques Auguste de 143.
Tieck, Ludwig 223.
Touaillon, Christine 178.
Treitschke, Heinrich von 179.

U

Uhde, Wilhelm 255.
Uhland 122.
Ulhart, Philipp 219.
Ulich, H. Robert 27, 178.
Ulitz, Arnold 31.
Uxhull-Gyllenband, W. Graf 208.

V

Vallotton, Benjamin 194.
Verkade, Willibrord 179.
Verwey, Albert 275.
Viëtor, Karl 224.
Vieweg, Richard 125.
Vischer, Friedrich Theodor 25.
Vogeler-Worpswede, Heinrich 179.
Vogt, Johann 147.
Voigt-Diederichs, Helene 179.
Voltaire 180.
Vulpius, Christian August 8.

W

Wagner, Heinrich Leopold 89.
Wagner, Hermann 125.
Wagner, Richard 67.
Waiblinger, Friedrich Wilhelm 181.
Waldmann, Emil 97—98, 120—122.
Walloth, Wilhelm 87.
Walser, Karl 56.
Walser, Robert 84, 181.
Wandrey, Conrad 125.
Weber-Rieß 54.
Wedekind, Frank 276.
Weltsch, Felix 126.
Wendler, Johann Christoph 141.
Wertheimer, Paul 88.
Wezel, Johann Karl 127.
Wichert, Ernst 88.
Widekind, Melchior Ludewig 148.
Wied, Martina 62.
Wiegand, J. 91.
Wieland 125—128.
Wiener, Meir 128, 224.
Wiener, Oskar 75.
Wieynck, H. 121.
Wilhelm, Gustav 49.
Wilmans, Friedrich 125.
Winckler, Josef 76.
Woermann, Karl 225.
Wohlfeld 120.
Wohlgemuth, Michel 68.
Wohlmuth, Leonhart 83, 90.
Wolf, Friedrich 224.
Wolf, Hans 121.
Wulffen, Erich 85.
Wüsten Joh. 250.

Z

Zech, Paul 130.
Zerkaulen, Heinrich 225.
Zobeltitz, Fedor von 16—19.
Zola, Emile 226.
Zoozmann, Richard 241.
Zweig, Stefan 181.

Schlagwort-Register

zur

Zeitschrift für Bücherfreunde

Neue Folge. Dreizehnter Jahrgang. 1921

Die *kursiv* gedruckten Zahlen verweisen auf das Beiblatt.

A

Ahendrot *179*.
„Adula, L'" *152*.
„Aegyptus" 115.
Albertina-Faksimiles *242*.
Alfred Richard Meyer-Presse *67*.
Altbulgarische Kunst *52*.
Alt-Wiener Musikstätten *61*.
Altwiener Theaterlieder *3*.
Amalie, Fürstin von Gallitzin *200*.
Anrufung *171*.
Aphrodite in Ägypten *203*.
Arme und das Abenteuer, Der *31*.
Arnolds Graphische Bücher 120—122.
Association Gulliaume Budé 112.
Aufsätze, Europäische *275*.
Avalundruck *241*.

B

Bank der Spötter, Die *116*.
Bekehrung der Äbte, Die *73*.
„Beobachter an der Spree" 19.
Berlinische Geschichten *210*.
Bestrafte Wollüstling, Der *158*.
Bewegung *62*.
Bibliophilie *34*.
Bibliothekswesen, Österreichisches *153*.
Bild und Gemeinschaft *161*.
Bilderhandschrift des Hamburgischen Stadtrechts von *1497*, Die *50*.
Bildnis, Das *207*.
„Blätter, Historische" *244*.
Blumen *256*.
„Bollettino dell' Antiquario" *149*.
„Brennus" 19.
Briefe eines politischen Flüchtlings *62*.
Briefe an Gemma *245*.
Buch vom Jenseits, Das *30*.
Buchbinder *211*.
Bücherpreise, französische *99*.
Bücherpreise, italienische *148*.
Buchkunst, Drei Jahrzehnte deutscher *251*.
Buchwidmungsbilder *278*.
Bühnentechnik, Ibsens *262*.
Burgtheater *2*, *3*.

C

„Cahiers d'aujourd'hui, Les" *146*.
Cajetan Schaltermann *261*.
Catalogus Codicum Manu Scriptorum Bibliothecae Monacensis *202*.
„Centralblatt für Bibliothekswesen" 65.
Collectiones des universités de France 112.

D

Dante-Ausgabe 78—80.
Dante-Ausgabe, italienische *152*.
Dante-Jubiläum *241*.
Dehmel-Gesellschaft *276*.
Denkstätten in Italien, Deutsche *266*.
Deutsche Litaney, Die *67*.
Deutsche Land, Das 57.
Deutsches Sehen *16*.
Deutschtum und Antike *178*.
Dichter und das All, Der *112*.
Dichterhandschriften, Deutsche *248*.
Dichtung, Die *249*.
Dichtungen des Ostens *203*.
Dramatische Darstellungen in Köln von 1526—1700 *118*.
Dramatische Wille, Der *129*.
Drei Bücher über die Liebeskunst . . . *118*.
Du schöner Lärm des Lebens *220*.

E

Ebba Enevolds Liebe *26*.
Ehrengabe deutscher Wissenschaft *205*.
Ein Jahr auf Oesel *124*.
Einblattdruck *25—27*.
Einzeldrucke, Hans Sachsische 117.
Elfen-Constitution, Die *49*.
England als Erzieher *254*.
Erbe, Der *217*.
Erde auf Erden *62*.
Erinnerungen, Kölner *172*.
Ernte *251*.
Erzzauberer Cagliostro, Der *15*.
Expressionistische Kultur und Malerei, Die deutsche *223*.
Extenebris *249*.

F

Familie Frank, Die *117*.
Faust *257*.
Festspiele, Salzburger *244*.
Feuer von Tenochtitlan, Die *258*.
Flamme, Die *209*.
Flammen *173*.
Frankfurter Liebhaberdrucke *267*.
Frauenroman des 18. Jahrhunderts, Der deutsche *178*.
Fremde Frau, Die, und der Mann unterm Bett *159*.
Freude, Die *255*.
Fürst von Ligne, Der *264*.

G

„Gazzetta di Bergamo" *152*.
Gebetbuch des Kurfürsten Johannes des Beständigen von Sachsen 73—80.
Gedichte und Spiele *268*.
„Gefährten, Die" 75.
„Genius" *256*.
Geschehenes, Gesehenes, Erlebtes *66*.
Geschichte der religiösen Dichtung in Deutschland *266*.
Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker *225*.
Geschichte von dem kleinen Muck, Die 56.
Geschichte des Spießbürgers, Die *273*.
Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz *132*.
Gine *219*.
Gnade und Freiheit *126*.
Gobelinsammlung *243*.
Godwi 125.
Goethebildnis *232*.
Goethe-Dramen 81—96.
Graphik, Schweizerische *258*.
Graphische Bücher 120—122.
Große Pan, Der *9*.
Große Rad, Das *217*.
Große Trost, Der *115*.
Gutenberggesellschaft — Mainz *182*.

H

Hagadah *258*.
Hamburger Kalender 1920 *24*.
Handbuch der wissenschaftlichen Bibliothekskunde *207*.
Handschriftenhandel, italienischer *149*.
Handzeichnungen und Aquarelle des 19. und 20. Jahrhunderts *242*.
Hans Sachsische Einzeldrucke 117.
Haupt der Medusa, Das *75*.
Heimwege *14*.
Heldenring, Der *220*.
Herrmann und Ulrike *127*.
Herz in erhobener Faust, Das *156*.
Histoire de la Nation française 113.
„Historische Blätter" *101*.
Hochzeit des Todes, Die *198*.
Holzschnitt 49—56, 117.
Hyperion *262*.

I

Idiot, Der *159*.
Im Weltgesang *220*.
Individuum und Gemeinschaft *165*.
Insel, Die *12*.
Istituto Italiano d'Arti Grafiche *152*.
Istituto per la Propaganda della Cultura Italiana *150*.
„Italia che scrive, L'" *151*.

J

Jagd, Die schöne *218*.
Jahrbuch der Bücherpreise *213*.
Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft *24*.
Jahrbuch der jungen Kunst *109*.
Jahrbuch der angewandten Naturwissenschaften 1914—19 *23*.
Jahresberichte der deutschen Geschichte *113*.
Januskopf, Der deutsche *217*.
Jedermann d. viehische Mensch *250*.
Jobsiade *132*.
Johann Bunkels Leben *247*.
Jugendhefte für Literatur und Kunst *4*.



K

Kalender, Hamburger 24.
Kandide 180.
Kaplan, Der 8.
Kasperl wird reich 216.
Kelter, Die 255.
Kilian Kötzler 176.
Kirchen, Kölner 247.
Klarheit 196.
Klerisei, Die 63.
Klosterleben im deutschen Mittelalter 246.
König, Der 163.
Kriegsmusik 22.
Kultstätten und Kultgebräuche, Chinesische 201.
Kulturgeschichte, Deutsche 11.
Kunst, Altrussische 208.
Kunst der oude boekbinders, De 211.
Kunst in Holland 3, 243.
Kunst und Religion 17.
Kunst in Tirol, Die 243.
Kunst, Wesenhafte 115.
Kunstbücher, Blaue Wiener 243.
Kunstbücher, Österreichische 3, 101.
Kunstbücher, Süddeutsche 5, 243.
Kunstfaksimiles 97—98.
Künstlermonographien, Österreichische 242.
Kunstschätze der Sammlung Max Strauß in Wien 214.
Kuriose Buch, Das 99.

L

Landesbibliothek Weimar 1—11.
Landesvater-Einblattdruck 25—27.
Landschaftsmalerei, Die chinesische 208.
Leben des berühmten Kaisers Abraham Tonelli, Das 223.
Lebensgefühl und Weltgefühl 114.
Lederschnittbände aus dem 15. Jahrhundert 101—104.
Legende vom weltverkommenen Sonka, Die 176
Leute auf Dangaard 269.
Liebe, Die und der Tod 202.
Liebesstücke 17.
Liebhaberdrucke, Frankfurter 267.
Lieder des Prinzen Vogelfrei 270.
Litanei vom schreienden Christus, Die 170.
Literaturgeschichten, Persische, in englischer Sprache 111.
Luterisch Strebkatz 52.
Lyrik, Die deutsche 251.
Lyrik der Kabbalah 224.

M

Magische Laterne, Die 56.
Männer der Übergangszeit, Die 52.
Marées-Gesellschaft 242.
Maria am Rain 70.
Marques de Bolibar, Der 120.
Marquise von O... Die 265.
Massenregie 117.
Materialistische Geschichtsauffassung 11.
„Marzocco" 151.
Max oder die Seelenhaltung des Schiebers 273.
Meisterwerke der Kunst in Holland 243.
Menschen im Abgrund 13.
Mentelin-Bibel 101.
Messias 128.
Mikrologische Schriften 20—24.
Miniatur 114.
Miszellen, Bibliographische 72.
„Moderne Welt" 244.
Monographien Tiroler Künstler 243.
„Morning Post" 114.
Münchhausen unter den Ziegen 267.
„Museion" 154.
Musik und Musiker im alten Leipzig 7.
Musikgeschichte 168.
Musikstätten, Alt-Wiener 61.
Mut des Egidi Duldmann, Der 200.

N

Nachtgespräche 259.
Narren, Von dem großen Lutherischen 168.
„National-Zeitschrift für Wissenschaft, Kunst u. Gewerbe in den preußischen Staaten" 19.
Natürliche Tocher 18, 19.
Neue Buch, Das 71.
Neue Heloise, Die 274.
Neue Malerei, Die 248.
„Neue Zeitung aus Brasilien" 229.
Nibelungenlied, Das 267.
Notizen über Mexiko 164.
„Nouvelle revue française, La" 97.
Novellen in Gelb 270.
Nur ein kleines Stück Himmelsblau 53.
„Nyland" 75.

O

Olimpia 16, 17.
Ostern 64.
Österreichische Kunstbücher 3, 101.

P

Paganini 124.
Palatino-Bücher 271.
Papalagie, Das 72.
Papyrus 115.
Paradies, Das 171.
Paradies auf Erden, Das 115.
Passion, Die 74.
Persische Manuscripte 183.
Pfauenfedern 196.
Phaeton 181.
Phantasien vom Bremer Ratskeller 267.
Philosophie der Gegenwart 272.
Philosophie der Kunst 214.
Philosophie der Liebe 158.
Plastik der Griechen, Archaische 208.
Plastik, Indische 203.
Politische Gedicht auf die europäischen Ereignisse von 1854. Das 106.
Portierfrau, Die 273.
Prager Dunstkreis, Im 75.
Prinzessin Sabbath 260.
„Producteur, Le" 195.
Prosaroman 268.

R

Rara et Curiosa 16—19.
Rare Bücher 141—148.
Rarobibliographie im 18. Jahrhundert, Die 145.
Rednerschule 120.
„Reich der Toten" 37.
Reimgeschichte, Neuhochdeutsche 29.
Reinigung alter Drucke 33.
Reise nach Braunschweig, Die 266.
Renaissance, Die deutsche 209.
Republik der Thiere, Die... 49.
Revolution der Wissenschaft 111.
„Revue de Paris, La" 195.
„Revue universelle, La" 195.
Robert Macaire 273.
Rokoko 9.
Rolandsage 115.

S

Sammelkatalog wissenschaftlicher Bibliotheken, Der 199.
Sammlung französischer historischer Lieder 227.
Schattenschnitte, Chinesische 216.
Schießl 125.
Schlesische Gesellschaft der Bücherfreunde 35.
Schmierentheater-Zettel 76.
Schnurren, Schwarze 206.
Schriftgeschichte 27.
Schriftstellerorganisation 262.
Schwarze Sonne, Die 224.
Schwarzrotgold 272.
Schwere Stunde, Die 29.
Schwert, Das 253.
Schwierige Aufgabe, Die 17, 18.
Selbstbiographie, Die deutsche 263.
Selige Welt, Die 16.
Sieg des Gatten, Der 119.
Signor Formica 261.
Silhouetten aus Lichtenbergs Nachlaß 164.
Silhouetten-Album aus der Göttinger Gesellschaft um 1785 28—31.
Sonette, Siderische 106.
Sonnenjungfrau, Die 258.
Sonnenstieg 7.
Sprachgeschichte, Deutsche 265.
Staatsform der Republik, Die 108.
Stammbuch des Magisters Frentzel, Das 57—64.
Stiefbruder, Der 62, 112.
Stil und Behaglichkeit 22.
Stillen, Die 221.
Stine Menschenkind 269.
Storchkalif, Der 5.
Strafkolonie, In der 59.
Strebkatz, Luterisch 52.
Strix 13.
Stumme Klavier, Das 121.

T

Tarnkappe, Die 110.
Technik des Altertums, Die 169.
Technik im 20. Jahrhundert, Die. Bd. 5. 116.
„Temps, Le" 112.
Terzett der Sterne, Das 130.
Teufel, Die 159.
Theaterlieder, Altwiener 177.
Theoktista aus Byzanz 108.
Tiefurter Journal 39.
Till Eulenspiegel 252.
Tipografia Elvetica 151.
Titeleinfassungen der Reformationszeit 65—68.
Tolle Hund, Der 132.
Träume in Vineta, Die 158.
Trio in Toscana 170.
Triumphus Capnionis 52.
Triumphus veritatis 49—56.
Trost. Der große 115.
Tulpenfrevel, Der 213.

U

Über die ernsthaften Vergnügungen des Landlebens 67.
Um Gott 197.
Umsturz im Jenseits 222.
Ungarische Gesellschaft der Bibliophilen 35.
Unruhe zu Gott, Die 179.
Ununterbrochene Reihe, Die 111.
Uralte Lieder aus dem Morgenland 162.

V

Vampir 206.
Venus von Pharat, Die 60.
Venus und Tannhäuser 157.
Venusberg, Der 220.
Volksbildungswesen 160.
Vom Altertum zur Gegenwart 275.
Versteigerung des Nachlasses des Erzherzogs Ludwig Viktor im Dorotheum 154.
Versteigerung bei Gilhofer & Ranschburg einer Büchersammlung aus Wiener Privatbesitz 155.
Versteigerung des Nachlasses des Miniaturenmalers Moritz Michael Daffinger bei C. J. Wawra 156.

W

Wälsungenblut 268.
Wandernde Sonntag, Der 225.
Wandlungen literarischer Motive 53.
Weg nach Dingsda, Der 222.
Weimarer Landesbibliothek 39.
Weltanschauung der Literatur des 19. Jahrhunderts, Ästhetische 200.
Weltengeheimnis, Das 163.
Weltreise 1911—12, Eine 105.
Wesenhafte Kunst 115.
Wharncliff Horae 114.
Wider die Schwarmgeister 162.
Wiener Kunstbücher, Blaue 243.
Wohnungskultur 22.
Wunderbare Gesellschaft in der Neujahrsnacht, Die 271.

Z

Zauberflöte, Die 37, 38.
Zeiten und Bilder 20.
Zeitgenossen Chodowieckis 196.
„Zeitschrift für Bücherfreunde" 117.
Zeitungswesen in Weimar, Das 61.
Zum Hundertguldenhaus 246.

